This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRAR

Die Mohicaner von Paris.

37187

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Dreizehntes bis achtzehntes Bändchen.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1856.

Druck von Fr. Müller.

LXXIX.

Der Mann mit der falschen Nase.

Wir haben gewisser Maßen die verschiedenen Erzählungen beendigt, welche den Prolog dieses Buches bilden, und außer Petrus, Lydia und Regina kennt der Leser nun die Mehrzahl der Personen, welche bestimmt sind, die Hauptrollen in unserem Drama zu spielen.

Ueberdies haben, wie man gesehen, die verschiedenen Geschichten, die wir erzählt, und die vielleicht ohne Zusammenhang unter einander zu sein schienen, am Ende sich verbunden und ein gleichartiges Ganzes ausgemacht; die scheinbar divergirenden und der sichtbaren gegenseitigen Beziehungen entbehrenden Fäden haben allmälig, und so wie wir bei unserem Gegenstande vorrückten, unter unserer Hand ein oft von Thränen gesättigtes, zuweilen sogar von Blut gerötheles Gewebe gebildet; — eine bald strahlende, bald düstere Leinwand, der wir die riesige Dimension zu geben gesucht haben, welche die ungeheure Aufgabe zuläßt, die wir uns auferlegt, indem wir es unternahmen, die Gesellschaft der Restauration von ihren höchsten Gipfeln bis zu ihren tiefsten Abgründen zu schildern.

Man verliere also nicht den Muth; man dringe kühn auf unserer Spur in dieses Land des Unbekannten

ein, in das wir uns wagen, und Niemand möge sich durch die Ferne der Horizonte abschrecken lassen: trotz der Krümmungen und Abschüßigkeiten des Weges werden wir zum Ziele gelangen.

Ist der Augenblick, die Moral dieses Werkes hervorzustellen, gekommen, so wird man, wie wir hoffen, den Weg, den man gemacht hat, nicht mehr wahrnehmen; der Zweck wird die Mittel rechtfertigen.

Jede von unseren Personen, dessen darf man sicher sein, ist nicht nur eine imaginäre Schöpfung, ein Wesen der Convention oder der Fantasie, ohne eine andere Absicht, als die, durch dieses oder jenes mehr oder minder geschickte Mittel lachen oder weinen zu machen; nein, nach der Natur gemalt, vertritt jeder Held eine Idee: er ist die Incarnation einer Tugend oder eines Lasters, einer Schwäche oder einer Leidenschaft, und diese Laster, diese Tugenden, diese Leidenschaften, diese Schwächen reproduciren insgesammt die Gesellschaft, wie einzeln jeder von unseren Helden eines von ihren Mitgliedern repräsentiren wird.

Es gibt zwei Arten, auf dem Theater zu Werke zu gehen, gerade wie in unserem Buche; zwei entgegengesetzte Methoden, um zu demselben Ziele zu gelangen: die eine nennt man die Synthese, die andere die Analyse; durch die Synthese gelangt man zur Kenntniß der Wahrheiten, die man sucht, indem man von der Grundursache ausgeht; bei der Analyse geht man von den allgemeinen Sätzen aus, um zu den Grundursachen hinabzusteigen.

Wir wiederholen, das Ziel ist dasselbe; nur gelangt man durch die Synthese aufsteigend zu demselben, während man es durch die Analyse hinabsteigend erreicht; die Analyse löst einen Körper in seine Grundstoffe auf, um die Ordnung kennen zu lernen; die Synthese sammelt die einzelnen Theile, um ein Ganzes daraus zu bilden.

Man erlaube uns also, daß wir, je nach unseren

Bedürfnissen und sogar nach unserer Laune, da wir die Wahl unter den zwei Mitteln haben, uns bald des einen, bald des andern bedienen.

Nachdem er dreißig Trauerspiele verfaßt, bat Corneille, in der Vorrede von Nicomède, um Erlaubniß, ein wenig Lustspiel bei dem einunddreißigsten einmengen zu dürfen; nachdem wir achthundert und fünfzig Bände für unsere Leser geschrieben haben, machen wir es wie der Dichter des Cid: wir biten unsere Leser um Erlaubniß, dreißig für uns schreiben zu dürfen.

Nachdem dies vorangestellt ist, wollen wir den Lauf unserer Erzählung wieder aufnehmen.

Wir haben Ludovic und Petrus vor der Thüre der Freischenke sich trennen lassen, Ludovic, um Chante-Lilas zurückzuführen, — und wir haben gesehen, welche Folgen der Abstecher des jungen Mannes nach dem Bas-Meudon hatte, — Petrus, um seine Sitzung zu halten.

Beschäftigen wir uns ein wenig mit Petrus, von dem wir kaum ein paar Worte gesagt, und den wir nur einen Augenblick, beim Anfange unseres Dramas, vor unsere Leser gestellt haben.

Es ist zweckdienlich, daß ihn der Leser, ehe wir den Theil des Buches, welcher sich unmittelbar auf ihn bezieht, in Angriff nehmen, physisch und moralisch kennt.

Petrus war ein sehr hübscher Junge, von einer natürlichen Eleganz und Distinction, um die ihn die distinguirtesten und elegantesten jungen Modeherren beneidet hätten; doch er erröthete gewisser Maßen über diese aristokratische Ueberlegenheit, die ihm der Zufall zugeschieden hatte. Er hegte gegen die unnütze Geckenhaftigkeit der jungen Leute, die man Familiensöhne nennt, — ohne Zweifel, damit man sie nicht mit denjenigen vermenge, welche, da sie sich selbst zu genügen wissen, sich dadurch befriedigt fühlen, daß sie die Söhne ihrer Werke sind; — er hegte, sagen wir, gegen diese müßigen jungen Leute eine so tiefe Verachtung, einen

so unüberwindlichen Abscheu, daß er sich anstrengte, seine angeborene Eleganz und Distinction, das heißt die einzigen Dinge, die er mit ihnen gemein hatte, zu verbergen, aus Furcht, ihnen zu gleichen.

Er affectirte Sorglosigkeit in seinem Aeußern, um sein wahres Aeußere zu verbergen, wie er Fehler affectirte, die er nicht hatte, um die guten Eigenschaften, welche er besaß, zu verbergen. Er spielte, wie Jean Robert in der Fastnacht zu ihm gesagt hatte, den Skeptiker, den Roué, den Uebersättigten, aus Furcht, man könnte bemerken, er sei naiv.

Im Grunde war es das Herz eines fünf und zwanzigjährigen jungen Mannes, redlich, unschuldig, für Eindrücke empfänglich, — kurz ein wahres Künstlerherz.

Und dennoch hatte er die Idee dieser Maskerade und dieses Abendbrods in einem schlechten Hause gehabt.

Wie war ihm diese Idee gekommen?

Will man den Charakter von Petrus genau kennen lernen, so muß man uns erlauben, dies zu erzählen.

Am Morgen eben dieser Fastnacht war Petrus, nach einem Gange in der Stadt, sehr sorgenvoll nach Hause zurückgekehrt.

Woher kam die Betrübniß von Petrus?

Man wird es später erfahren; Alles, was wir für den Augenblick sagen können, ist, daß Petrus sehr sorgenvoll nach Hause zurückgekehrt war. Die besten Charaktere sind so: sie haben Tage, wo sie den Teufel taugen! Petrus war an einem dieser schlimmen Tage.

Jean Robert hatte dem jungen Künstler den Vorschlag gemacht, ihm einen Act von seinem neuen Trauerspiele vorzulesen; doch er hatte Jean Robert zum Henker gehen heißen. Ludovic hatte sich erboten, ihn zu purgiren; doch er hatte Ludovic noch mehr zum Henker geschickt, als Jean Robert.

Dieses sorglose Herz war ganz bewegt; dieser reizende Geist war ganz schwerfällig; seine zwei Freunde begriffen das nicht.

Von ihnen über das Geheimniß seiner Traurigkeit befragt, beschränkte sich Petrus darauf, daß er ihnen ins Gesicht schaute und antwortete:

„Ich, traurig? Ihr seid Narren!"

Eine Antwort, welche Ludovic und Jean Robert ungemein beunruhigte.

Sie drangen also in ihn, doch vergebens.

So oft sie das Gespräch wieder auf seine Traurigkeit brachten, entfernte er sich von ihnen und flüchtete sich in den dunkelsten Winkel seines Atelier, als wollte er sogar ihre Berührung fliehen.

Bei einer dieser Rückzugsbewegungen geschah es, daß er, von seinen zwei Freunden auf's Aeußerste getrieben, diesen erklärte, wenn sie fortfahren, ihn so zu hetzen, so werde er das Fenster öffnen und aus dem zweiten Stocke hinabspringen, um zu sehen, ob sie in ihrer Verfolgung beharren.

Ludovic streckte die Hand aus, diesmal nicht mehr, um Petrus zu purgiren, sondern um ihm zur Ader zu lassen, denn er behauptete, der junge Künstler sei vom Gehirnfieber befallen; worauf Petrus das Fenster öffnete und schwur, beim ersten Schritte, den seine Freunde gegen ihn machen, werde er seine Drohung ausführen.

Sodann, — als ein wahrer Bretagner von St. Malo, was er war, seit seiner Kindheit gewohnt, auf den Raaen der Fahrzeuge zu laufen, auf die Mastkörbe der Schiffe zu klettern, — warf er seinen ganzen Leib vorwärts, wobei er sich auf eine fast unsichtbare Art am Querstücke seines Balcon festhielt.

Seine Freunde glaubten einen Augenblick, er stürze sich in der That hinab, und stießen einen Schrei aus.

Er aber antwortete auf diesen Schrei durch ein homerisches Gelächter, was bei der Verfassung des Geistes, in der sie ihn wußten, Jean Robert beunruhigte und Ludovic in Erstaunen setzte.

„Was gibt es denn?" fragten gleichzeitig die zwei jungen Leute.

„Was es gibt?“ erwiederte Petrus: „ich habe vor den Augen das schönste Carricaturmodell für Charlet, oder den schönsten Romanhelden für Paul de Kock, der je einem Menschen während der vier und zwanzig Stunden, welche den glückseligen Tollheitstag bilden, den man die Fastnacht nennt, zu betrachten vergönnt war.“

„Laß sehen!“ sagten die zwei Freunde, indem sie näher hinzutraten.

„Oh! schaut!“ rief Petrus, „ich bin nicht egoistisch.“

Ludovic und Petrus neigten sich aus dem Fenster.

Obgleich das Atelier von Petrus, erwähnter Maßen, in der Rue de l'Ouest lag, so gingen doch seine Fenster auf die Esplanade des Observatoire; es diente also die Esplanade des Observatoire als Rahmen für den, nach den Worten von Petrus, dem Stifte eines Charlet oder der Feder von Paul de Kock geweihten Gegenstand zu einem Gemälde, dessen Anblick so unversehens die Heiterkeit des jungen Malers erregt hatte.

Der Held dieses Romans oder das Modell dieser Carricatur war ein schwarz gekleideter Mann, eher klein als groß, eher dick, als mager, der einsam, melancholisch, und den Stock in der Hand, in der Allee de l'Observatoire spazieren ging.

Vom Rücken gesehen, bot der gute Mann eine gerundete Oberfläche, welche nichts besonders Komisches hatte.

„Was Teufels findest Du denn Drolliges an diesem Herrn?“ fragte Jean Robert.

„Er macht auf mich durchaus den Eindruck eines Menschen wie ein Anderer,“ sagte Ludovic, „nur scheint er mir ein Zucken im rechten Beine zu haben.“

„Nein, das ist kein Mensch wie ein Anderer; darin täuscht Ihr Euch!“ entgegnete Petrus; „und zum Beweise sage ich, daß ich gern sein möchte wie er.“

„Um was beneidest Du ihn? Laß hören!“ fragte Jean Robert; „kann man Dir anbieten, was er hat,

und ist das, was er hat, zu verkaufen, so kaufe ich, kaufe es ihm ab und schenke es Dir."

„Was er hat? Ich will es Dir sagen. Vor Allem ist er allein und hat nicht zwei Freunde, die ihn zu Tode quälen, wie Ihr mich zu Tode quält, — was schon etwas ist; — sodann langweile ich mich, und er belustigt sich."

„Wie, er belustigt sich?" rief Ludovic; „er sieht so traurig aus wie ein Gehenkter."

„Dieser Mann belustigt sich?" fragte Jean Robert.

„Ungeheuer!" antwortete Petrus.

„Bei meiner Treue, in jedem Falle hat es nicht den Anschein," bemerkte Ludovic.

„Nun wohl," sprach Petrus, „ich, ich sage Euch, daß dieser Mann innerlich aus vollem Halse lacht, und ich will Euch den Beweis hiefür geben. ... Wollt Ihr ihn haben?"

„Ja," antworteten einstimmig die zwei jungen Leute.

„Gut, seid auf Alles gefaßt," sagte Petrus.

Und er machte sich ein Sprachrohr aus seinen beiden Händen und rief dem Manne zu:

„He! mein Herr! Sie, der Sie dort spazieren gehen! . . . Mein Herr!"

Der Herr war ganz allein in der Allee: er begriff also, daß diese Interpellation nur an ihn gerichtet sein konnte, und wandte sich um.

Da brachen die drei jungen Leute mit einander in dasselbe homerische Gelächter aus, von welchem Petrus einen Augenblick vorher das Beispiel gegeben hatte.

Der Spaziergänger war ein ernster Mann, ungefähr von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, der mitten im Gesichte eine drei bis vier Zoll lange Nase hatte.

„Was steht zu Ihren Diensten?" fragte er mit traurigem Tone.

„Nichts, mein Herr," antwortete Petrus; „durchaus nichts! Wir haben gesehen, was wir zu sehen wünschten."

Sodann sich gegen seine Freunde umwendend:

„Nun, was sagt Ihr hiezu?“

„Ich gestehe,“ erwiederte Jean Robert, „dieser Mann, der vom Rücken betrachtet so ernst aussieht, ist von vorne gesehen sehr ergötzlich.“

„Ich werde bei der Academie der Wissenschaften den Antrag machen, sie möge einen Preis für denjenigen stiften, der die Krankheit findet, an welcher ein Mensch leidet, welcher mit schwarzen Beinkleidern, einem schwarzen Ueberrocke, einem runden Hute und einer falschen Nase spazieren geht!“ sagte Ludovic.

„Und Du brauchst einen Preis, eine Aufmunterung, eine Prämie, um das zu finden?“ versetzte Petrus mit einer geringschätzenden Miene.

„Höre,“ sprach Jean Robert, „Petrus hat gerade seine Divinationsader: er wird es Dir sagen.“

„Oh! dazu fordere ich ihn auf!“ rief Ludovic.

„Petrus sieht vielleicht an diesem Menschen etwas mehr als eine falsche Nase.“

„Sollte er auch ein falsches Toupet sehen, wohin würde ihn das führen?“

„Wohin die Form, unter der auf der See die Segel eines Schiffes erscheinen, Christoph Columbus geführt hat! wohin der Fall eines Apfels Newton geführt hat! wohin der auf einen Drachen fallende Blitz Franklin geführt hat! Zur Entdeckung der Wahrheit,“ antwortete Petrus mit der Scheinbegeisterung, welche eine der komischen Formen der Conversation jener Zeit war.

„Höre,“ sprach Jean Robert, „irgend ein Philosoph hat gesagt, jeder Mensch, der eine Wahrheit entdeckt habe und sie für sich behalte, sei ein schlechter Bürger. Deine Wahrheit, Petrus? Deine Wahrheit?“

Petrus war gerade in einer von jenen Stunden nervöser Aufregung, wo das Sprechen eine Erleichterung ist; er ließ sich also nicht bitten, um das Wort zu nehmen.

„Nun wohl, ja, Ihr unglücklichen Blinden, die

Ihr seid!" sagte er, „unter der falschen Nase dieses Mannes erschaue ich sein ganzes Leben."

„Auf, Petrus! vorwärts!" rief Ludovic.

„Dieser Mann, seht Ihr," fuhr Petrus fort, „nun denn, ich will Euch seine Geschichte machen."

„St!" sagte Jean Robert.

„Dieser Mann hat eine Frau, die ihm unerträglich ist, und er führt ein Leben, das ihm so unerträglich ist, als seine Frau: er hat seine Nachbarn sagen hören, seine Herren Kinder seien nicht von ihm; sein Portier schaut ihn sicherlich deshalb mit einer spöttischen Miene an, wenn er ausgeht, und mit einer traurigen Miene, wenn er nach Hause kommt; er hat nur einen einzigen Freund, und das ist gerade derjenige, welchen man beschuldigt, er sei sein Feind! Diese Verleumdung ist gegründet, oder, wenn Ihr lieber wollt, diese Verleumdung ist keine Verleumdung; er weiß es, er hat die authentischen Beweise davon. Nun wohl, er fährt fort, freundschaftlich die Hand seinem Freunde zu drücken, — oder seinem Feinde, wie Ihr wollt; — er macht jeden Abend mit ihm seine Partie Domino; er ladet ihn einmal in der Woche zum Mittagbrode ein; er vertraut ihm seine Frau bei den ersten Vorstellungen; er nennt ihn: Mein Guter! mein Lieber! mein Alter! kurz, er bedient sich der liebevollsten Betwörter, um ihm seine Freundschaft zu beweisen, während er ihn im Grunde haßt, verabscheut, ihm gern sein Herz essen möchte, wie Gabriele von Vergy das ihres Geliebten Raoul gegessen hat! Und warum heuchelt er so? warum thut er so der Frau und dem Liebhaber schön? Weil dieser Mann ein Weiser ist, ein Sokrates, ein friedlicher Bürger, der die Ruhe in seinem Hause haben will und sie nicht zu erlangen vermöchte, wenn er den Mund öffnen und die Augen nicht zumachen würde."

„Doch ohne Zweifel, mein lieber Petrus," sagte Jean Robert, die fieberhafte Begeisterung seines Freundes anstachelnd, „ohne Zweifel hat dieser Mann seine

Freuden; mitten in dieser Sahara, die man die Ehe nennt, hat er eine Oase, eine kühle Quelle gefunden, wohin er zu seinen Stunden geht, wo er sich heimlich erquickt, was ihm die nöthige Kraft verleiht, um auf dem brennenden Sande der ehelichen Wüste herumzutreten."

„Ah! ja gewiß!" erwiederte Petrus; „ein Mensch ist nie ganz glücklich, und ebenso wenig ganz unglücklich; er hat Streiflichter mitten im Schatten, wie bei den Windstößen von Ruysdael, wie bei den Stürmen von Joseph Vernet. Ja, gerade wie alle seines Gleichen, hat dieser Sterbliche seine inneren, stummen Glückseligkeiten, seine geheimnißvollen, verborgenen Freuden. Nun wohl, kennt Ihr seine Freuden? errathet Ihr seine Glückseligkeiten? Nein? Dann will ich sie Euch sagen. Die unaussprechliche Freude dieses Mannes, die feierliche Glückseligkeit, die er sich dreihundert fünfundsechzig Tage des Jahres verspricht, ist, eine falsche Nase an der Fastnacht zu tragen! Die Wohlthaten des Gesetzes benützend, durchschreitet er frech sein Quartier, mit der Gewißheit, von seinen Nachbarn, dieser nun insultirt, nicht erkannt zu werden; und er hat um so mehr Grund, dies zu glauben, als er im letzten Jahre, zur selben Zeit, seinem Freunde und seiner Frau, die in einem Fiacre fuhren, begegnet ist, ohne daß sie bei seinem Anblicke den Vorhang heruntergelassen haben. Dieser Mann, den Ihr da seht," fuhr Petrus sich in seiner fantastischen Exaltation steigernd fort, „er gäbe seinen Fastnachtstag nicht für zwanzig tausend Maravedis: er ist König von Paris; er geht incognito in seiner Stadt spazieren, und heute Abend, wenn er nach Hause kommt, wird ihn seine Frau vergebens über die Verwendung seines Tages befragen: er wird taub und stumm für das Verhör seiner Frau bleiben; nur wird er sie, des Vergnügens gedenkend, das er fünf bis sechs Stunden lang genossen hat, mit einer Miene des Mitleids anschauen! —

Achtet also diesen Mann; achtet und beneidet ihn; denn er belustigt sich, während Ihr, an diesen Tagen der öffentlichen Genüsse, das Aussehen habt, Du, Ludovic, des Arztes, der die Heiterkeit umgebracht hat, und Du, Jean Robert, des Todtenträgers, der sie nach dem Père-Lachaise gebracht hat."

„Du, der Du diesen Menschen um sein Loos beneidest," sagte Ludovic zu Petrus, — „warum vermummst Du Dich nicht wie er mit einer falschen Nase? warum intriguirst Du nicht wie er die Vorübergehenden? warum machst Du nicht die Bürger Deines Quartiers glauben, ihre Weiber betrügen sie?"

„Fordere mich nicht hiezu auf!" erwiederte Petrus.

„Ich fordere Dich im Gegentheile auf, und zwar aus Leibeskräften."

„Fordere einen Narren nicht auf, seine Narrheit zu machen," sagte Jean Robert.

„Die Narrheit gilt für die Mutter der Weisheit," sprach Petrus sententiös; „was beweist, daß man, wenn man in seiner Jugend ein Narr ist, mit dem Alter weise wird; während im Gegentheile die weisen jungen Leute närrische Greise werden. Das ist es, was Euch Beide bedroht," fuhr er fort; „Ihr seid, ohne es zu vermuthen, auf dem großen Wege der Ueppigkeit; Eure frühreife Weisheit führt Euch geradezu zur schamlosen Ausschweifung. Ei! unsere Väter waren nicht so, sie waren jung in ihrer Jugend, alt in ihrem reiferen Alter; sie verachteten es nicht, die Feste zu heiligen; Fastnacht besonders war für sie ein Tag, den sie in Saus und Braus zubrachten; doch Ihr fünf und zwanzigjährige Greise, die Ihr die Manfred und die Werther spielt, Ihr verachtet die naiven Vergnügungen unserer Vorfahren; Ihr würdet die Sohlen Eurer Escarpins nicht in die Straßen von Paris an einem Faschingstage wagen; nein, im Gegentheile, Ihr flieht! Ihr sperrt Euch ein, und das Schlimmste an Allem dem ist, daß Ihr Euch bei mir einsperrt, bei mir, der

ich, der Teufel soll mich holen, noch einfältiger, noch verdrießlicher, noch trauriger als Ihr bin."

„Bravo, Petrus!" rief Ludovic; „bei meiner Treue, Du hast mich zu Deinen Ideen bekehrt; und zum Beweise diene, daß ich eine neue Aufforderung an Dich ergehen lasse."

„Es sei!"

„Die, daß wir uns alle Drei als Malins kleiden und in diesem eleganten Costume in den schlechten Häusern von Paris herumlaufen."

„Angenommen!" erwiederte Petrus; „es ist für mich Bedürfniß, mich zu zerstreuen. Bist Du dabei, Jean Robert? Jean Robert, bist Du dabei?"

„Unmöglich!" antwortete Jean Robert; „ich speise in der Rue Sainte-Appoline zu Mittag und bleibe bei einer Familiensoirée. Laßt mir also meine Freiheit."

„Nun wohl, ja; doch unter einer Bedingung."

„Unter welcher?" fragte Jean Robert.

„Oh! wenn man Dir diese Bedingung genannt hat, wird es sich nicht darum handeln, es abzuschlagen oder Umstände zu machen."

„Bei meinem Worte, es wird geschehen wie bei den unschuldigen Spielen: was man mir befiehlt, werde ich thun."

„Nun wohl!" sagte Ludovic, „ich bin begierig, zu erfahren, ob sich Petrus in Betreff des Mannes mit der falschen Nase getäuscht hat. Du wirst Dich also vor diesen Menschen stellen und ihn fragen: „„Wie heißen Sie? wer sind Sie? was suchen Sie?"" Wir erwarten Dich hier."

„Gut!" sprach Jean Robert.

Der junge Mann nahm seinen Hut und ging ab.

Nach zehn Minuten kam er zurück.

„Bei meiner Treue, meine Herren," sagte er, „ich komme nicht auf meine Kosten!"

„Er hat Dir nichts geantwortet, der Heuchler?"

„Im Gegentheile."

„Was hat er Dir geantwortet?“

„Er heiße Gibaſſier, er ſei aus dem Bagno von Toulon entſprungen, und er ſuche einen Herrn, der ihm tauſend Thaler geben ſoll, um in der nächſten Nacht einen Coup zu machen.“

Die drei jungen Leute brachen in ein Gelächter aus.

„Nun,“ ſagte Ludovic zu Petrus, „Du ſiehſt wohl, daß es nicht Dein Bürgersmann iſt.“

„Und warum nicht?“

„Gut! ein Bürgersmann hätte nicht ſo viel Geiſt!“

Hienach gingen die drei jungen Leute den Geiſt des Mannes mit der falſchen Naſe preiſend ab.

Man hat im erſten Kapitel dieſer Geſchichte das Reſultat der von Petrus an Ludovic ergangenen Herausforderung geſehen.

LXXX.

Der Van Dyk der Rue de l'Oueſt.

Nun, da wir eine Probe vom Charakter von Petrus, an den Tagen, wo er ſich in der Schenke befand und ſein Nervenſyſtem gereizt war, gegeben haben, wollen wir ſehen, was er außerhalb der Schenke oder während ſeiner Tage guter Laune war.

Wir haben geſagt, es ſei ein ſchöner Junge geweſen; erklären wir uns ein wenig: man iſt im Allgemeinen nicht genug einverſtanden über das Wort: ſchöner Junge.

Wir Männer ſind ſchlechte Richter bei dieſer Materie; ſprechen wir von der Meinung der Frauen.

Für die Einen beſteht die Schönheit der Männer

in der Gesundheit und in der Frische, das heißt in der Schulterbreite mit Ausschluß der Züge und des Ausdrucks der Physiognomie; diese werden gleich sehr einen Küraſſier, einen Roßhändler und einen Jäger lieben; mit einem Worte alle Masken und alle Hälse, welche die Stärke repräsentiren.

Für die Anderen wird die Schönheit der Männer in der Mattheit und Sanftheit des Gesichtes, in der Regelmäßigkeit der Züge, in der Schläfrigkeit der Augen, in der Magerkeit des Körpers bestehen; für diese werden die schönen Männer die weibischen und die Schwäche repräsentirenden Männer sein.

Für uns liegt die Schönheit des Mannes, — ist es überhaupt erlaubt, zu sagen, es gebe schöne Männer, — die Schönheit des Mannes liegt ganz und gar in seinem Auge, in seinen Haaren, in seinem Munde.

Ein Mann ist immer schön, wenn er ein leuchtendes Auge, wohl gescheitelte Haare, einen zugleich festen, lächelnden und gut ausgestatteten Mund hat.

Die Schönheit des Mannes scheint uns vor Allem im Ausdrucke zu bestehen.

Das sind unserer Ansicht nach die beim Manne absoluten Schönheitsbedingungen, welche uns bewogen haben, von Petrus zu sagen, er sei ein schöner Junge gewesen.

Will übrigens der Leser einen genauen Begriff von demjenigen haben, den wir vor seinen Augen stehen lassen, so erinnere er sich jenes wunderbaren, von ihm selbst gemalten Portraits von Van Dyk; und erinnert man sich dieses schönen Portraits nicht, so schaue man bei allen Händlern der Quais und der Boulevards den nach dem Gemälde gemachten Stich an.

Als Jean Robert eines Tages über den Quai Malaquais ging, erblickte er diesen Stich hinter einer Glasscheibe, und er war so betroffen von der Aehnlichkeit des Schülers von Rubens mit Petrus, daß er sogleich in das Magazin eintrat, um hier, nicht diesen

Kupferstich von Van Dyk, sondern dieses Portrait seines Freundes zu kaufen.

Er hing es im Atelier von Petrus auf, und die Aehnlichkeit des Malers von Karl I. mit dem jungen Manne war so auffallend, daß von zehn Bürgern, welche zu ihm kamen, um ihr Portrait in Oel, oder das ihrer Frauen, oder ihrer Töchter in Pastell malen zu lassen, neun sich einbildeten, Petrus spotte ihrer, wenn er ihnen sagte, dieser Stich sei nicht nach seinem Bilde, sondern nach dem eines Malers gemacht worden, der vor hundert und achtzig Jahren gestorben.

Es war derselbe Schnitt des Gesichtes, derselbe Ton des Fleisches, wie beim Portrait, wohlverstanden; dieselben in einer einzigen fahlen, gelockten Masse auf der Stirne emporgerichteten Haare. Die Vertiefung des Auges war dieselbe; derselbe aufgestutzte Schnurrbart und derselbe Zwickelbart beschatteten denselben Mund und dasselbe Kinn; kurz, Petrus war ein lebendiger, männlicher, stolzer, verständiger und guter Van Dyk.

Jeder, der in sein Atelier gekommen und zuvor in Genua gewesen wäre, würde sich unwillkürlich der herrlichen Bilder des Rothen Palastes erinnert und mit den Augen die anbetungswürdige Marquise von Brignoles gesucht haben, deren Portrait man auf jedem Schritte in diesem schönen Palais vom flämischen Meister gemalt und mit seinem Zeichen versehen wiederfindet.

Wenn man, Petrus mit seinem zurückgeschlagenen Kragen, mit seinem Sammetrocke, um den sich am Leibe eine seidene Knotenschnur schlang, anschauend, wie er träumerisch in der Tiefe seines Ateliers dasaß und mit seiner Hand, welche so zart und weiß wie eine Priester- oder Frauenhand, seinen Schnurrbart kräuselte, die ideale Gefährtin dieses schönen jungen Mannes gesucht hätte, so war die Aehnlichkeit mit dem Maler von Antwerpen so groß, daß man ihm keine andere Freundin gewünscht haben würde, als diese, durch den

lieblichen Pinsel von Van Dyk verewigte Marquise von Brignoles.

Und wahrhaftig, es hätte ihm keine besser angestanden; denn offenbar nicht um einer Grisette oder einem Bürgermädchen zuzufliegen, hatte die Seele, welche in den Augen von Petrus strahlte, ihre Flügel erhalten, und man begriff, daß nur der Abkömmling eines ganzen Geschlechtes von Tapferen zu diesem stolzen, schönen jungen Manne hätte sagen können: „Neige Dich: ich bin Deine Gebieterin."

Es war in der That die Tochter eines ganzen Geschlechtes von Tapferen, die im Herzen von Petrus Unruhe erregt hatte.

In dieser öden Straße, welche man die Rue de l'Ouest nennt, und wo sein Atelier lag, sah der junge Mann eines Tags, als er nach Hause kam, einen Wagen mit Wappen von so großer Art anhalten, daß er, obgleich der Wagen Anfangs nur an ihm vorüber gefahren war, das Wappen erkannt hatte, welches Silber war, mit einem Mohrenkopfe in natürlichen Farben, und darüber eine Fürstenkrone mit dem Wahlspruche: **Adsit fortior!** (Es komme ein Tapferer!)

Dieser Wagen hielt, wie gesagt, vor der Thüre von Petrus an.

Als der Wagen angehalten hatte, sprang der Bediente, der eine blaue Livree mit Silber trug und hinten saß, von seinem Sitze herab und öffnete den Schlag einer reizenden jungen Frau mit aristokratischem Gange und aristokratischer Tournure.

Nach dieser jungen Frau, oder vielmehr diesem Mädchen, das neunzehn bis zwanzig Jahre alt sein mochte, stieg, sich auf den Arm des Lackeis stützend, eine alte Dame von etwa sechzig Jahren aus.

Die junge Frau schaute über die Thüre des Hauses, vor dem sich der Wagen befand, und da sie ohne Zweifel nicht sah, was sie suchte, so wandte sie sich gegen den Kutscher um und fragte ihn:

und die Psyche von Canova; dort unter den Bosquets von afrikanischen Pisangen und Palmen flohen Najaden mit fliegenden Haaren von Clodion.

Da waren zwanzig Stücke in gebrannter Erde von Meistern des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts, von Bouchardon, von Coysevox, ihre röthliche Tinte mit dem florentischen Bronze der Meister des Mittelalters vermischend; da waren unter den rosenartigen Blumen Europas, unter den Magnolien von Nord-Amerika die Grazien von Germain Pilon, die Nymphen von Jean Goujon, die Amoretten von Johann von Bologna, — diesem großen Meister, den Italien uns gestohlen hat und nicht zurückgeben will, obgleich seit dreihundert Jahren sein Schatten den Titel eines Franzosen reclamirt!*) — Da waren endlich hundert Meisterwerke von Erde, von Stein, von Holz, von Marmor, von Bronze, harmonisch in diesem blühenden Urwalde aufgestellt, wo alle Gegenden und alle Länder ein Muster ihrer eigenthümlichen und charakteristischen Vegetation boten, von den Pantoffelschuhblumen und den Passionsblumen Süd-Amerikas, von den Camelien, den Hortensien, den Basiliken, den Theebäumen bis zu den blauen, weißen und rosenfarbigen Lotus, bis zu den süßen Palmen, bis zu den Dattelbäumen Afrikas; von den Sinnpflanzen, den Feigenbäumen, den Farnbäumen Madagascars bis zu den Eukalypten, den Cyacriden, den Mimosen Oceaniens; — mit einem Worte, es war eine Weltkarte in Blumen!

Regina schien die Schutzgöttin, die allmächtige Fee dieser Wunderwelt zu sein.

Petrus zögerte lange, einzutreten, nachdem der Diener ihn gemeldet hatte, und Regina war genöthigt, ihm zuzurufen:

*) Johann, Jean, oder Giovanni von Bologna, gewöhnlich Giambologna, genannt, brachte den größten Theil seines Lebens in Bologna zu, war aber in Douay geboren; daher diese Reclamation. Der Uebers.

„Ei! so kommen Sie doch herein, mein Herr!“

„Ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein,“ erwiederte Petrus: „an der Pforte des Paradieses ist es einem Sterblichen erlaubt, zu zögern.“

Regina stand auf und ließ Petrus in den in ein Atelier verwandelten Salon eintreten; mitten im Salon war eine Staffelei aufgestellt, auf der eine Leinwand ruhte, welche hoch und breit genug, um darauf ein Portrait in natürlicher Größe zu skizziren.

Auf einem Feldstuhle lagen eine Farbenschachtel und eine Palette.

Das Licht war durch eine geschickte Hand geordnet worden, und Petrus hatte beinahe nichts an der Zurichtung der Vorhänge zu ändern.

„Mein Fräulein,“ sagte Petrus, „wollen Sie die Güte haben, sich zu setzen, wohin Sie wollen, und die Stellung zu nehmen, die Ihnen die einfachste und beste zu sein scheint.“

Regina setzte sich und nahm auf eine ganz natürliche Art eine Stellung voll Zartheit, Weichheit und Anmuth.

Petrus ergriff eine Spindelkohle und skizzirte mit einer seltenen Sicherheit der Hand das Ganze des Portraits.

Als er zu den Einzelheiten gekommen war und sah, daß es dem Gesichte von Regina an jener Beseelung des Mundes und der Augen, welche das Leben bildet, fehlen sollte, sagte Petrus:

„Mein Gott, Fräulein, wollen Sie erlauben, daß wir ein wenig plaudern . . . wovon Sie wollen, — von Botanik, von Geographie, von Geschichte, von Musik, — während dieser ersten Sitzung? Ich gestehe, daß ich, obgleich ich die Farbe liebe, ganz der Schule der idealistischen Maler angehöre; träumte ich etwas, hätte ich eine Hoffnung, so wäre es, das Gefühl von Scheffer mit der Farbe von Decamp zu vermählen.

Es scheint mir also unmöglich, ein gutes Portrait von einem unbeweglichen Gesichte zu machen; unter unbeweglich verstehe ich ein Gesicht, das die Plauderei nicht belebt. Die Personen, die ihr Portrait malen lassen, geben sich beinahe immer, — Dank sei es dem Stillschweigen, das sie freiwillig beobachten, oder dem, das ein ungeschickter oder schüchterner Maler zu beobachten sie nöthigt, — eine gezwungene Miene, welche macht, daß die Freunde sagen: „„Oh! das ist es nicht! das ist viel zu ernst!““ oder: „„das ist viel zu alt!““ Und der Fehler fällt auf den armen Maler zurück, während man bedenken sollte, daß der Maler, mit seinem Modelle nicht bekannt, statt ihm seinen gewöhnlichen Ausdruck zu geben, demselben den Ausdruck des Augenblicks gegeben hat.“

„Sie haben Recht,“ erwiederte Regina, welche diese von Petrus ohne Prätension, und während er die Zugehören des Bildes skizzirte, auseinander gesetzte lange Theorie angehört hatte, „und genügt es Ihnen, um von mir ein gutes Portrait zu machen, mein Gesicht belebt durch die Plauderei zu sehen, welche meine gewöhnliche und die mir theuerste ist, so bitte ich Sie, die Hand auszustrecken und zu klingeln.“

Der Lackei, der ihn eingeführt hatte und, wenn auch unsichtbar, doch im Bereiche des ersten Rufes war, erschien auf der Schwelle.

„Lassen Sie Abeille kommen,“ sagte Regina.

Nach fünf Minuten trat ein Kind von zehn bis elf Jahren ein, oder es sprang vielmehr von der Thüre zu den Füßen von Regina.

Für Eindrücke empfänglich wie ein Künstler, und den unwiderstehlichen Einfluß der Schönheit auf gewisse Organisationen erleidend, gab Petrus einen Schrei von sich und rief:

„O! das anbetungswürdige Kind!“

Das Kind, das eingetreten, und das seine Schwe-

ster unter dem charakteristischen Namen Abeille *) herbeigerufen hatte, war in der That ein reizendes Mädchen mit einem Gesichte so durchsichtig wie ein Rosenblatt, mit blonden ins Rothe fallenden, rings um ihren Kopf wie ein Büschel Goldknöpfe gelockten Haaren, und von einer so schlanken Taille, daß sie, wie die einer Biene, dem Abbrechen ganz nahe zu sein schien.

Die Stirne der Kleinen troff von Schweiß, obgleich man am Ende des Januars war.

„Du hast mich gerufen, meine Schwester?" fragte sie.

„Ja; wo warst Du denn?" erwiederte Regina.

„Im Fechtsaale, um mit dem Vater zu fechten."

Ein Lächeln schwebte über die Lippen von Petrus; dieses Wort fechten dünkte ihm das letzte, das aus dem Munde des Kindes kommen sollte.

„Gut! mein Vater ließ Dich wieder Fechtübungen machen! Wahrhaftig, er ist kindischer als Du, Abeille! und ich werde Euch Beide nicht mehr lieben, wenn Ihr mir nicht gehorchen wollt."

„Ei! Regina, Papa behauptet, Du seist nur durch die Fechtübungen so groß und so schön geworden, und da ich so groß und so schön werden will, als Du, so sage ich ihm immer: „„Papa, laß mich fechten!""

„Ja, und ihm ist das ganz lieb! Sieh, nun schwimmst Du im Schweiße, Du bist ganz athemlos . . . Ich werde mich ärgern, Abeille! . . . Begreifen Sie, mein Herr, daß ein großes Mädchen von elf Jahren sein Leben mit Fechten zubringt, wie ein Schüler von Salamanca oder wie ein Heidelberger Student?"

„Abgesehen davon, daß ich, wenn der Frühling wieder kommt, reiten werde."

„Das ist etwas Anderes."

„Ja, doch Papa hat mir gesagt, er werde Dir

*) Biene.

noch in diesem Jahre ein anderes Pferd kaufen, und mir werde er den Emir geben."

„Ah! ja wohl, wenn der Marschall das thut, so erkläre ich ihn für vollkommen verrückt! — Stellen Sie sich vor, mein Herr, der Emir ist ein Pferd, das Niemand zu reiten wagt."

„Außer Dir, Regina, die Du ihn über sechs Fuß breite Gräben und über drei Fuß hohe Barrièren setzen lässest."

„Weil er mich kennt."

„Nun wohl, er wird mich auch kennen, und will er mich nicht kennen, so werde ich ihm so oft mit Peitschenhieben sagen: „„Ich bin die Schwester von Regina und die Tochter des Marschalls von Lamothe-Houdan,"" daß er am Ende begreifen wird."

„Der Emir, mein Fräulein," sagte Petrus, der eiligst die Belebtheit von Regina benützte, um ihren Kopf zu skizziren, „ist der Emir nicht ein Rappe mit schöner Mähne und langem Schweife, von arabischer Race mit englischer Kreuzung?"

„Ja, mein Herr," antwortete lächelnd Regina; „wäre mein Pferd edel genug, um ein Wappen zu haben?"

„Es kommt von einem Lande, mein Fräulein, wo die Hunde und die Falken ihre Genealogie haben: warum sollte er nicht die seinige haben?"

„Ah!" fragte die kleine Abeille halblaut, „dieser Herr ist es, der Dein Portrait macht?"

„Ja," antwortete Regina in demselben Tone.

„Wird er das meinige nicht auch machen?"

„Sehr gern, mein Fräulein," sagte lächelnd Petrus, „besonders so gestellt, wie sie es in diesem Augenblicke sind."

Abeille lag halb und hatte die Ellenbogen auf den Schooß ihrer Schwester gestützt; ihr Kopf voll Leben und Verstand ruhte zwischen ihren beiden Händen, während Regina ihr Gesicht mit einer Resedablüthe streichelte.

„Du hörst, meine Schwester?“ fragte Abeille, „der Herr will sehr gern mein Portrait machen.“

„Oh! er wird wohl einige Bedingungen stellen,“ erwiederte Regina.

„Welche?“

„Daß Sie vernünftig sein und Ihrer Schwester gehorchen sollen, mein Fräulein.“

„Gut!“ versetzte das Mädchen; „ich kenne meine Gebote Gottes auswendig; sie sagen:

„Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren!“

sie sagen aber nicht:

„Du sollst Deinen Bruder und Deine Schwester ehren!“

„Oh! ich will Regina von ganzem Herzen lieben, doch ich will ihr nicht gehorchen: ich will nur meinem Vater gehorchen.“

„Ich glaube es wohl!“ sagte Regina: „er thut Alles, was Du willst.“

„Sonst würde ich ihm auch nicht gehorchen,“ erwiederte lachend die kleine Abeille.

„Ah! Abeille!“ rief Regina, „Du machst Dich schlimmer, als Du bist. Setze Dich artig hier zu mir und erzähle uns eine Geschichte.“

Sodann sich an Petrus wendend, fuhr sie fort:

„Stellen Sie sich vor, mein Herr, wenn ich traurig bin, — was mir oft widerfährt, — kommt dieses Kind zu mir und sagt zu mir: „„Du bist traurig, meine Schwester Regina? Nun wohl, ich will Dir eine Geschichte erzählen.““ Und dann erzählt sie mir in der That Geschichten, die sie, ich weiß nicht woher nimmt, sicherlich aus ihrem tollen Kopfe, aber Geschichten, bei denen ich mich zuweilen zu Tode lache! — Rasch also, eine Geschichte, Abeille!“

„Gern, meine Schwester,“ erwiederte die Kleine, indem sie Petrus anschaute, als hätte sie sagen wollen: „Hören Sie diese, Herr Maler!“

Petrus hörte, während er ungeheuer die Skizze

des Kopfes von Regina beſchleunigte, welche, der Bewegung und der Einfachheit des gewöhnlichen Lebens zurückgegeben, einen entzückenden Ausdruck annahm.

Das Mädchen begann.

LXXXII.

Die Fee Carita.

„Es war einmal eine Prinzeſſin begabt mit einer außerordentlichen Tugend und einer unvergleichlichen Schönheit. Sie war geboren in Bagdad und lebte unter der Regierung des Kalifen Harun al Raſchid. Ihr Vater, einer der ausgezeichnetſten Generale vom Heere des Kalifen, als er ſeine Tochter heranwachſen und die Zahl der Kriege abnehmen ſah, bat den Kalifen um ſeine Entlaſſung, um ſeine ganze Zeit der Erziehung von Zuleyma zu widmen.

„Zuleyma iſt ein perſiſches Wort, das Königin bedeutet.

„Weit entfernt, dem General die Entlaſſung zu verweigern, gewährte ſie der Kalif, und ſo ſehr es ihm leid that, daß er ſich von dem braven Militär trennen ſollte, ſo billigte er doch ſein Vorhaben und bot ihm zur Erziehung von Regina . . . Verzeih, Schweſterchen, ich will ſagen von Zuleyma; — er bot ihm für die Erziehung von Zuleyma dieſelben Lehrer an, welche mit der Erziehung ſeiner eigenen Tochter betraut geweſen waren.

„Der General zog ſich vom Hofe zurück, wo er bis dahin ſeine Wohnung gehabt hatte, und bewohnte fortan in einer der Vorſtädte einen ſchönen Palaſt, den er beſaß, und der, wie die Rue Plumet, von einem Gürtel blühender Gärten umgeben war.

„Dahin, mitten in ein diesem ähnliches Gewächshaus, kamen die Tanzmeister, die Zeichenmeister, die Gesangslehrer, die Lehrer der Botanik, die Lehrer der Astronomie und sogar der Philosophie; denn es war der Wille des Generals, daß der Geist der Prinzessin mit allen zu jener Zeit bekannten Wissenschaften ausgestattet werde; und ohne ihr zu schmeicheln, darf man wohl sagen: sie benützte den Unterricht ihrer Lehrer so gut, daß sie mit achtzehn Jahren hinsichtlich der Tugend und des Talentes so vollendet war, als in Betreff der Schönheit . . ."

„Abeille," unterbrach Regina, „Deine Geschichte ist ganz und gar nicht belustigend; erzähle uns eine andere."

„Es ist möglich, daß meine Geschichte nicht belustigend ist," erwiederte Abeille, „doch sie hat das Verdienst, wahr zu sein, und die Wahrheit ist das Hauptverdienst einer Geschichte; . . . nicht so, Herr Maler?" fügte das Mädchen, sich an Petrus wendend, bei.

„Ich bin ganz dieser Ansicht, mein Fräulein," sagte der Künstler, der wohl sah, daß Abeille auf einige Details aus dem Leben von Regina anspielte; „ich wage es auch, Ihr Fräulein Schwester ehrerbietigst zu bitten, sie möge Ihnen erlauben, fortzufahren."

Die Wangen von Regina nahmen das Roth der Camelien an, welche über ihrem Kopfe blühten.

„Und wenn ich fortfahre," fragte Abeille, „was werden Sie mir geben?"

„Ich gebe Ihnen Ihr Portrait, mein Fräulein."

„Wahrhaftig?" rief ganz freudig Abeille, indem sie ihre kleinen Hände an einander schlug.

„Bei meinem Ehrenworte!"

Abeille wandte sich gegen ihre Schwester um und streckte ihre beiden Arme auf eine Weise aus, welche bezeichnete: „Du siehst, Regina, es läßt sich unmöglich anders machen!"

Regina antwortete nicht; doch sie schob langsam

ihr Fauteuil drei Schritte zurück, als wollte sie ihre Röthe unter dem Schatten der Bäume dieses Salonwaldes verbergen.

Abeille, da sie sah, daß Regina, wenn sie auch nicht ihre Einwilligung gab, dieselbe doch nicht auf eine entschiedene Art verweigerte, setzte ihre Erzählung fort und sprach statt jedes Ueberganges:

„Ich war bei der vollendeten Schönheit der Prinzessin... Doch lassen wir das, der Papa behauptet, die Schönheit vergehe, und nur die Herzensgüte bleibe... Die Herzensgüte der Prinzessin war wahrhaft wunderbar!... Alle Frauen von Bagdad, wenn sie durch die Straßen der Stadt ging, zeigten sie mit dem Finger ihren Kindern und sagten:

„„Das ist die schönste und die mildherzigste Prinzessin, die es je gegeben hat, und die es je geben wird.““

„Hiedurch erfolgte, daß sie allmälig in der Vorstadt eine solche Berühmtheit erlangte, daß man sie nicht mehr einfach für eine Frau wie die anderen hielt, sondern für eine Fee, welche überall, wohin sie komme, Wunder bewerkstellige, — Diesen tröstend und Jenen heilend, die Bösen gut, die Guten besser machend.

„Es geschah aber eines Tages, daß ein kleiner Savoyard, der sein Brod dadurch verdiente, daß er ein Murmelthier tanzen ließ, vor dem Thore ihres Palastes weinte, weil er es, da er an diesem Tage noch keinen Pfennig eingenommen hatte, nicht wagte, nach Hause zu gehen, aus Furcht, von seinem Herrn geschlagen zu werden.

„Die Prinzessin neigte sich aus dem Fenster und sah die Thränen des kleinen Knaben; rasch ging sie hinab und fragte ihn, was er habe. Sobald der kleine Savoyard sie erblickte, begriff er, daß seine Einnahme gemacht war; er hüpfte vor Freude und Glück und rief:

„„Die Fee! ah! hier ist die Fee!““

„Dann wiederholte er, Almosen in seiner Sprache fordernd, mehrere Male:

„„**Carita, Carita, principessa! Carita!**““

„So daß fünf bis sechs Personen, welche den kleinen Knaben gehört hatten und von der Prinzessin nur ihren sterblichen Namen Zuleyma, was **Königin** bedeutet, kannten, sie mit einem viel schöneren Namen nannten, nämlich die Fee **Carita**, was bedeutet, die Fee **Barmherzigkeit** . . .“

Regina unterbrach Abeille zum zweiten Male.

„Mein Herr,“ sagte sie, „begreifen Sie, woher diese Kleine alle diese Geschichten nimmt?“

„Ja, Prinzessin,“ erwiederte Petrus mit einem Lächeln, „ich begreife das vollkommen, und ich bin weniger als Sie erstaunt über ihre Einbildungskraft, weil ich glaube, daß ihre Einbildungskraft nur Gedächtniß ist.“

Der Leser begreift ebenfalls, daß die Wangen von Regina sich unter dem Blicke und bei der Antwort von Petrus immer mehr mit Purpur überströmten.

Doch ohne auf die Blicke des Einen oder die Röthe der Anderen Acht zu geben, fuhr die kleine Scheherazade fort:

„Kurz, Herr Maler, ich werde es nicht unternehmen, alle die schönen und guten Handlungen zu erzählen, welche beweisen, daß die Fee Carita ihres Namens würdig war; ich will nur noch eine anführen, und meine Schwester Carita . . . nein, Zuleyma . . . nein, Regina; ich irre mich immer! und meine Schwester Regina, welche die Feenmährchen besser als ich kennt, weil sie größer ist und mehr Geist hat, kann Ihnen bezeugen, mein Herr, daß ich nicht ein Wort daran geändert habe.

„Ich habe Ihnen gesagt, der Palast der Prinzessin sei von blühenden Gärten und Promenaden umgeben gewesen, welche rings um die Stadt Bagdad gingen, wie die Boulevards rings um Paris gehen. An allen

Sommertagen galoppirte die Prinzessin mit ihrem Vater in den Alleen dieser schönen Promenaden, und wer Beide vorüberreiten sah, mußte sie nothwendig wahrnehmen."

„Das ist wahr," sagte Petrus, indem er die Kleine anschaute und ihr mit einem Blicke dankte.

„Ah! Du siehst, meine Schwester, der Herr sagt, es sei wahr! . . . Nun wohl, eines Tages, auf einem ihrer Spazierritte, erblickte die Fee Carita am Rande eines Grabens ein Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren, das, mager, bleich, die Haare aufgelöst und auf seinen Schultern zerstreut, an allen Gliedern zitterte, obgleich an diesem Tage eine große Hitze herrschte und es in voller Sonne stand. Diese Kleine hatte um sich vier bis fünf Hunde, die sie leckten und liebkosten, und auf ihrer bloßen Schulter eine Krähe, die mit den Flügeln schlug; doch es gelang weder der Krähe, noch den Hunden, sie zu zerstreuen, und sie schien, dergestalt litt sie, weder ihnen, noch den Vögeln, welche über ihrem Kopfe sangen, noch den Grillen, die um sie her zirpten, die geringste Aufmerksamkeit zu schenken; nein: sie schnatterte vom Kopfe bis zu den Fußspitzen, und ihre Zähne klapperten an einander, als wäre man mitten im Winter gewesen; und bemerken Sie wohl, man war erst im Monat August des vorigen Jahres . . . Ah! was sage ich denn da?" rief das Kind.

Petrus lächelte.

„In der That," sagte Regina, „Du siehst wohl, daß Du fabelst, Mädchen: Du sprichst vom Kalifen Harun al Raschid und vom vorigen Jahre! Du behauptest, die Ereignisse tragen sich in Bagdad zu, und Du bringst einen kleinen Savoyarden in Scene! Du bist heute nicht in der Begeisterung, Abeille; laß also Deine Fee Carita: ein ander Mal wirst Du glücklicher sein."

„Soll ich aufhören, Herr Maler," fragte Abeille

Petrus, „und sind Sie auch der Meinung meiner Schwester?“

„Oh! durchaus nicht, mein Fräulein,“ erwiederte Petrus; „ich halte die Geschichte für sehr interessant, so interessant, daß ich sie zeichne, so wie Sie dieselbe erzählen. Ich habe, mit Ausnahme des Kopfes, das schnatternde Mädchen schon beendigt; und ich fange an die Prinzessin Carita zu skizziren.“

„Oh! zeigen Sie mir das!“ rief Abeille, indem sie rasch von den Füßen von Regina, wo sie saß, aufstand und sich Petrus näherte.

„Nein, nein,“ entgegnete Petrus, sein Papier verbergend; „die Zeichnungen sind wie die Mährchen: sie müssen nothwendig vollendet sein, um begriffen zu werden. Vollenden Sie also Ihr Mährchen, mein Fräulein; ich will meine Zeichnung vollenden.“

„Wo war ich?“ fragte Abeille.

„Sie waren im Monat August des vorigen Jahres,“ antwortete Petrus.

„Ah! wie böse sind Sie, daß Sie mir das vorwerfen, Herr Maler!“ versetzte die kleine Abeille mit ihrer artigsten Mundverziehung; „ich habe mich getäuscht, als ich sagte das vorige Jahr, das ist das Ganze. Es konnte nicht im vorigen Jahre sein, da sich die Sache unter dem Kalifen Harun al Raschid zuträgt, und da Jedermann weiß, daß Harun al Raschid, der fünfte Kalif vom Geschlechte der Abassiden, im Jahre 809, fünf Jahre vor Karl dem Großen, gestorben ist.“

Nach dieser hoffärtigen Citation fuhr das Mädchen fort:

„Ich wollte sagen, es habe in Bagdad eine Hitze geherrscht, der ähnlich, welche hier im Monat August auf den äußeren Boulevards, bei der Barrière de Fontainebleau zum Beispiel, herrscht; das ist eine einfache Vergleichung. Man mußte sich also wundern, daß das Mädchen schnatterte, während man es in der Sonne

nicht aushalten konnte, so heiß war es; was die Fee Carita sehr wohl bemerkte. Dem zu Folge bat sie ihren Vater, sie vom Pferde steigen zu lassen, damit sie das Mädchen fragen könnte, ob es nicht krank sei.

„Kaum hatte die Fee Carita die arme Kleine angeredet, als diese auf sie ihre großen Augen senkte, welche dem Himmel zugewandt waren.

„„Warum,““ fragte die Prinzessin mit ihrer sanften Stimme, „„warum zitterst Du so, mein Kind? bist Du krank?““

„„Ja, Frau Fee,““ antwortete die Kleine, welche sogleich errieth, die Prinzessin sei eine Fee.

„„Und was fehlt Dir?““

„„Ich habe das Fieber, wie man sagt.““

„„Und warum bist Du, da Du das Fieber hast, nicht in Deinem Bette?““ sagte die Fee.

„„Weil die Hunde noch kränker waren, als ich, wie es scheint, und man mich fortgeschickt hat, um dieselben spazieren zu führen.““

„„Nicht Deine Mutter hat Dich fortgeschickt, um die Hunde spazieren zu führen; Deine Mutter hätte Dir nicht erlaubt, schauernd, wie Du bist, auszugehen.““

„„Es ist in der That nicht meine Mutter, Frau Fee.““

„„Wo ist Deine Mutter?““

„„Ich habe keine mehr!““

„„Und wer gibt Dir Aufenthalt?““

„„Die Brocante.““

„„Wer ist die Brocante?““

„Die Kleine zögerte einen Augenblick; die Fee wiederholte ihre Frage.

„„Eine Lumpensammlerin, die mich aufgezogen hat,““ antwortete das kleine Mädchen.

„„Du hast also keinen Verwandten?““

„„Ich bin allein auf der Welt.““

„„Wie! keine Mutter, keinen Vater, keinen Bruder?““

„Das Mädchen fing an, nicht zu schnattern, sondern zu zittern.

„„Nein, nein, nein,““ sagte es, „„keinen Bruder! keinen Bruder!““

„„Arme Kleine!““ sprach traurig die Prinzessin; „„und wie heißest Du?““

„„Ich heiße Rose-de-Noël.““

„„In der That, mein Kind, Du hast die krankhafte Farbe der Blume, deren Namen Du trägst.““

„Das Mädchen machte eine Bewegung mit den Schultern, welche bedeutete: „„Was wollen Sie?...““

„„Wo wohnst Du?““ fragte die Prinzessin.

„„Oh! Frau Fee, in einer der schmutzigsten, garstigsten Gassen von Bagdad.““

„„Ist es sehr weit von hier?““

„„Nein, Frau Fee, ungefähr zehn Minuten Weges.““

„„Nun wohl, ich werde Dich nach Hause führen und sagen, daß man Dich zu Bette bringt; willst Du?““

„„Ich will Alles, was Sie wollen, Frau Fee.““

Die Kleine versuchte es, aufzustehen; doch sie fiel in den Graben zurück, so schwach war sie.

„„Warte,““ sagte die Fee, „„ich will Dich in meine Arme nehmen.““

„Und die Prinzessin hob die arme Kleine auf, welche so schwächlich, daß sie nicht schwerer war, als eine große Puppe; sie brachte sie ihrem Vater; dieser nahm sie, setzte sie auf seinen Sattelbogen, und man begab sich auf den Weg, Rose-de-Noël auf dem Sattelbogen von Papa... Gut, da irre ich mich wieder! — Rose-de-Noël auf dem Sattelbogen des Papas der Fee, und die Fee zu Pferde, zwei von den kleinen Hunden haltend, welche nicht hätten folgen können; die drei anderen Hunde waren groß und trabten hinter den Pferden; die Krähe flog über dem Kopfe von Rose-de-Noël, welche nur zuweilen:

„„Phares! Phares! Phares!““

zu sagen brauchte.

„Man kam bald in eine Gasse, welche mitten am Tage so schwarz war, daß man hätte glauben können, man sei mitten in der Nacht; und obgleich mein Papa sagt, die Sonne scheine für Jedermann, so hat sie doch sicherlich nie für die Unglücklichen geschienen, welche in dieser Gasse vegetiren.

„„Hier!““ sagte die Kleine, indem sie den Zügel des Pferdes anhielt, „„hier ist die Thüre.““

„Die Thüre des Stalles, in welchem die Hunde meines Vaters sind, ist entschieden reinlicher, als die Thüre dieses Hauses. Man mußte sich bücken, um einzutreten, wie wenn man in einen Keller hinabsteigt; man mußte umhertappen, um die Treppe zu finden.

„Ein kleiner Knabe, der auf dem Weichsteine saß, und den Rose-de-Noël Babolin nannte, erbot sich, die Pferde zu halten, und die Prinzessin und ihr Vater gelangten endlich oben auf die Treppe, wo die Brocante wohnte.

„So jung und hübsch die Prinzessin, so alt und häßlich war die Brocante; es wäre für einen Fremden nicht schwierig gewesen, zu errathen, welche von Beiden der gute Genius war; die Prinzessin hatte beim ersten Blicke das Ansehen einer Fee; die Brocante brachte sogleich die Wirkung einer Hexe hervor. — Und sie war wohl wirklich eine Hexe, nach einem ungeheuren, auf einem Dreifuße stehenden, eisernen Topfe, in welchem Zauberkräuter kochten, nach einem langen Haselnußstabe, der im Boden befestigt war, mitten unter einem von großen schwarzen Nadeln durchstochenen Kartenspiele, und endlich nach dem Besen zu urtheilen, auf den sie sich erstaunt stützte, als sie den General Rose-de-Noël tragend und die Fee Carita die zwei kleinen Hunde tragend eintreten sah. — Ich rede nicht von den drei andern Hunden und von der Krähe: sie bildeten das Gefolge.

„Die Fee Carita fing damit an, daß sie die zwei

kleinen Hunde auf den Boden setzte; dann wandte sie sich an die Hexe und sagte:

„„Frau, wir bringen Euch dieses Kind zurück, das vor Fieber auf dem Boulevard zitterte; es ist krank: Ihr müßt es zu Bette legen und warm zudecken.““

„Die Brocante wollte antworten, doch die Hunde bellten so gewaltig, daß sie genöthigt war, diese Thiere, ihnen mit dem Besen drohend, zum Schweigen zu bringen.

„„Sie ist es, die spazieren gehen wollte,““ erwiederte die Brocante der Prinzessin, diese schief anschauend, — ohne Zweifel, weil sie in ihr eine gute Fee erkannte, — „„sie begeht immer solche Streiche, und dadurch macht sie sich krank.““

„„Es ist ein Kind,““ entgegnete die Fee: „„man mußte nicht darauf hören. Doch legt Ihr die Kleine nicht zu Bette? Ich suche ihr Bett und sehe es nicht.““

„„Gut! Ihr Bett?““ sagte die Hexe.

„„Allerdings. Habt Ihr keine andere Stube?““ fragte die Fee.

„„Glauben Sie denn, dieser Boden sei ein Palast?““ antwortete brummend die Hexe.

„„Ei! gute Frau,““ sprach der General, „„ich bitte, antwortet in einem andern Tone, oder ich lasse einen Commissär kommen, der Euch fragen wird, wo Ihr dieses Kind gestohlen habt!““

„„Oh! nein! oh! nein!““ rief die Kleine, „„ich will bei der Brocante bleiben!““

„„Ich habe sie nicht gestohlen,““ sagte die Alte.

„„Ah!““ versetzte der General, „willst Du es versuchen, uns glauben zu machen, diese Kleine gehöre Dir?““

„„Ich sage das nicht,““ erwiederte die Brocante.

„„Gehört sie nicht Dir, so siehst Du wohl, daß Du sie gestohlen hast.““

„„Ich habe sie nicht gestohlen, Herr; ich habe sie gefunden und bei mir aufgenommen wie mein eigenes

Kind, ohne einen Unterschied zwischen ihr und Babolin zu machen.""

„„Nun,"" sagte die Fee, „„warum habt Ihr dann die Hunde nicht durch Babolin spazieren führen lassen, und warum ist sie nicht hier geblieben?""

„„Weil Babolin nichts von dem, was man ihm befiehlt, thun will, während Rose-de-Noël gehorcht, ehe man zu befehlen geendigt hat.""

„„Es mag sein,"" sprach der General; „„doch wenn man die Kinder aufnimmt, so geschieht es nicht, um sie am Fieber sterben zu lassen. Wo legt Ihr die Kleine zu Bette?""

„„Dort,"" antwortete die Hexe, auf eine Vertiefung des Daches deutend, in der Rose-de-Noël ihr Domicil genommen hatte.

„Die Fee hob den Vorhang auf, der diesen Winkel des Speichers bedeckte, und sie sah ein ziemlich reinliches Plätzchen; nur hatte das Bett eine einzige Matratze; die Fee berührte die Matratze und fand das Lager ein wenig hart.

„„In der That,"" sprach sie, „„ich schäme mich, daß ich so weich liege, wenn ich bedenke, daß diese arme Kleine nur eine Matratze hat!""

„„Sie wird ein Federbett, Decken und hübsche feine Leilacken haben,"" sagte der General; „„ich werde Euch Alles dies schicken, gute Frau, und auch einen Arzt. Mittlerweile haltet das Kind möglichst warm und laßt eine Krankenwärterin kommen; hier ist Geld, um sie zu bezahlen und um Arzneien zu kaufen; sagt mir morgen der Arzt, die Kleine sei nicht gut verpflegt, so lasse ich sie Euch durch den Commissär nehmen.""

„Die Hexe stürzte sich auf das Kind und schloß es an ihre Brust.

„„Oh! nein,"" sagte sie, „„seien Sie unbesorgt! wird Rose-de-Noël nicht wie eine Prinzessin gepflegt, so fehlt es nur an Geld!""

„„Gott befohlen, Rosette!"" sprach die Prinzessin,

indem sie auf Rose-de-Noël zuging und sie küßte; „„ich werde Dich wieder besuchen, mein Kind!““

„„Gewiß, Frau Fee?““ fragte die Kleine.

„„Gewiß,““ antwortete die Prinzessin.

„Die Wangen des Kindes wurden rosenroth vor Vergnügen, weshalb Carita zu ihrem Vater sagte:

„„Seht doch, wie hübsch sie ist!““

„Sie war wirklich sehr hübsch, Herr Maler, und von ihr würde man ein schönes Portrait machen!“

„Sie haben sie also gesehen?“ fragte Petrus lachend.

„Gewiß,“ antwortete Abeille.

Doch sich verbessernd:

„Das heißt, ich habe ihr Costume in meinem Mährchenbuche gesehen: sie hatte das Costume von Rothkäppchen.“

„Sie werden es mir zeigen, nicht wahr, mein Fräulein?“

„Ich werde dies nicht unterlassen,“ sprach ernst die kleine Abeille.

Dann fuhr sie fort:

„Die Fee und ihr Papa stiegen wieder zu Pferde, und eine halbe Stunde nachher schickten sie der armen Rose-de-Noël Alles, was sie ihr versprochen hatten. Alsdann ließen sie anspannen und fuhren rasch zum Arzte, der im Innersten der Stadt wohnte. Der Arzt ging in ihrer Anwesenheit ab, und die Fee und ihr Vater kehrten in ihren Palast zurück, die Fee entzückt, einen so guten Papa zu haben, der Vater entzückt, eine so gute Tochter zu haben.

„Der Arzt hatte versprochen, am Abend Nachricht über die kleine Rose-de-Noël zu geben; er hielt Wort und kam in der That noch an demselben Abend. Die Kunde, die er zu geben hatte, war traurig: die arme Kleine war von einer schweren Krankheit bedroht, worüber die Prinzessin in Verzweiflung gerieth. Sie ging auch am andern Morgen mit ihrem Vater im Wagen

ab, so daß sie vor neun Uhr Beide bei der Brocante waren. Der Arzt war schon seit einer Stunde da; er sah sehr besorgt aus, und er hatte wohl Ursache, wie Sie zugestehen werden, wenn Sie erfahren, daß Rose-de-Noël an einer Gehirnentzündung litt. Die arme Kleine delirirte und erkannte Niemand mehr, — weder die Brocante, die sie aufgenommen hatte, noch Babolin, ihren kleinen Kameraden, der am Fuße ihres Bettes vor Kummer weinte, noch die Krähe, welche, ohne sich zu rühren, auf dem Kopfkissen saß und aussah, als begriffe sie, ihre kleine Herrin sei krank, noch die Hunde, welche nicht wie am vorhergehenden Tage gebellt hatten, als der General und die Prinzessin eingetreten waren. Das war ein äußerst trauriges Schauspiel, und die Fee wandte von der kleinen Kranken ihre Augen ab, um sie zu trocknen.

„Es war indessen nicht die Krankheit von Rose-de-Noël, was den Arzt erschreckte; er stand dafür, er werde sie retten, wenn sie die Tisanen, die man ihr bot, zu nehmen einwillige; doch mit ihrem schwächlichen, glühenden Händchen stieß sie Alles zurück, was man ihr eingeben wollte. Man mochte ihr immerhin sagen:

„„Trinke, Kleine; das wird Dich heilen!““

„Es war vergebens: sie verstand nicht, was man ihr sagte.

„Sodann, von Zeit zu Zeit, richtete sie sich in ihrem Bette auf, als wollte sie fliehen, und rief:

„„Oh! meine gute Madame Gérard! ah! meine gute Madame Gérard, tödten Sie mich nicht!... Zu Hülfe, Bresil! zu Hülfe, Bresil!““

„Und sie sank mit einem schweren Seufzer wie todt wieder zurück.

„Der Arzt sagte, es sei ihr Fieber„ was sie Gespenster sehen lasse; doch das Gesicht von Rosette drückte eine solche Angst aus, daß man geschworen hätte, sie sehe wirklich diese Gespenster.

„Der Trank, den ihr der Arzt reichte, sollte das

Fieber besänftigen und, das Fieber besänftigend, diesen abscheulichen Alp verschwinden machen; es bemühte sich auch Jedermann, sie zum Nehmen dieses Trankes zu bewegen: der Arzt, die Krankenwärterin, die Brocante, Babolin, und sogar ein Commissionär, der gerade anwesend, und den sie ungemein liebte, wenn sie bei Vernunft war. Die Brocante wollte sie mit Gewalt trinken machen; doch das Mädchen mit seinen mageren Aemchen war stärker, als die Hexe.

„„Nimmt sie diesen Trank nicht löffelweise, so ist sie vor morgen Abend todt!““ sprach traurig der Arzt.

„„Was ist zu thun?““ fragte die Prinzessin.

„„Ich weiß es wahrhaftig nicht,““ antwortete der Arzt.

„„Doctor, Doctor,““ sprach die Prinzessin weinend, „„ich bitte Sie inständig, wenden sie Ihre ganze Wissenschaft an, um das arme Kind zu retten! Mir scheint, wenn ich so gelehrt wäre wie Sie, ich fände ein Mittel, es zu retten!““

„„Ach! Prinzessin,““ erwiederte der Doctor, den Kopf schüttelnd, „„die Wissenschaft ist in einem solchen Falle unmächtig! Ihr gutes Herz inspirire Sie also; ich, was mich betrifft, ich kann mich nur vor dem unüberwindlichen Widerstande dieses Kindes demüthigen.““

„In diesem Augenblicke trat der Commissionär mit Thränen in den Augen hinzu und versprach der kleinen Kranken Puppen, Spielzeug, Schäfereien, schöne Kleider, Perlen, um Halsbänder daraus zu verfertigen; doch Alles war vergebens. Man hätte glauben sollen, Rose-de-Noël sei taub: sie rührte sich nicht; so daß der arme junge Mann, nachdem er es durch alle mögliche Mittel versucht hatte, sie seine Stimme erkennen zu machen, sich mit gepreßtem Herzen in einen Winkel der Stube zurückzog: ein Vater hätte nicht so trostlos vor der Leiche seines Kindes geschienen.

„Der kleine Babolin war auch sehr betrübt, und er erzählte Rose-de-Noël alle Geschichten zum Lachen,

die er ihr sonst zu erzählen pflegte; doch sie antwortete ihm nicht, ebenso unempfindlich für seine Worte, seine Küsse, seine Bitten, als die Sinnpflanze dort, wenn ihr Schlaf gekommen ist, und sie ihre Arme gekreuzt hat.

„Die Zeit verging indessen, und das kleine Mädchen nahm den Trank nicht.

„Was war zu thun? Jedermann hatte es versucht, und Jedermann war gescheitert.

„Da war die Reihe an der Prinzessin, sich ans Bett zu setzen, den Kopf der kleinen Kranken zu nehmen und sie zärtlich zu küssen; und wenn ich sage, die Prinzessin, so täusche ich mich abermals: ich muß sagen die Fee, denn es geschah wirklich durch eine Macht über alle Mächte der Erde, daß die Kleine, welche die Augen seit dem Morgen geschlossen hatte, sie plötzlich öffnete und mit freudigem Tone ausrief:

„„Oh! Sie erkenne ich, Sie sind die Fee Carita!““

„Die Augen aller Anwesenden befeuchteten sich von Thränen, doch von Thränen des Glückes, wohl verstanden: das Mädchen hatte die einzigen vernünftigen Worte gesprochen, die es seit dem vorhergehenden Tage gesagt.

„Jeder wollte hinzustürzen und Rose-de-Noël küssen; doch der Arzt streckte die Arme aus, ohne ein Wort zu sprechen, aus Furcht, die menschliche Stimme könnte plötzlich diesen Funken auslöschen, den die göttliche Stimme in ihr entzündet hatte.

„„Ja, meine liebe Kleine,““ sprach mit sanftem Tone und sehr langsam die Prinzessin, „„ja, ich bin es!““

„„Carita! Carita!““ wiederholte die Kleine mit einem solchen Ausdrucke, daß dieser schöne Name, der in Aller Munde nur ein Name reizender als die andern war, in dem ihrigen etwas wie ein heiliger Gesang, wie ein süßes Lied wurde.

„„Liebst Du mich, Rosette?““ fragte die Prinzessin.

„„Oh! ja, Frau Fee,““ antwortete das Kind.

„„Dann wirst Du wohl anhören, was ich Dir sagen will.““

„„Ich höre!““

„„Nun wohl, so trinke dies,““ sprach die Prinzessin, indem sie dem Mädchen einen Löffel voll von dem Tranke reichte, den ihr der Arzt von hinten gegeben hatte.

„Die kleine Kranke öffnete, ohne zu antworten, den Mund, und Carita ließ sie einen Löffel voll von dem heilsamen Tranke schlucken.

„„Trinkt sie so vierundzwanzig Stunden lang, so ist sie gerettet,““ sagte der Arzt.

„„Leider, mein Fräulein,““ fügte er bei, „„leider befürchte ich, sie wird fortfahren, Alles zurückzustoßen, was ihr eine andere Hand bietet, als die Ihrige.““

„„Ei!““ erwiederte die gute Fee, „„ich gedenke wohl, mit Erlaubniß meines Vaters, bei Rose-de-Noël zu wachen, bis sie außer Gefahr ist.““

„„Meine Tochter,““ sagte der General, „„es gibt Arten von Erlaubniß, um die man seinen Vater nicht bittet, denn ihn darum bitten heißt annehmen, er könnte sie verweigern.““

„„Meinen Dank, lieber Vater,““ sprach die Fee, den General küssend.

„„Mein Fräulein,““ sagte der Arzt, „„Sie sind der Engel der Güte!““

„„Ich bin die Tochter meines Vaters, mein Herr,““ antwortete einfach die Fee.

„Jedermann, die Brocante, die Krankenwärterin und die Fee Carita ausgenommen, entfernte sich, und der General nahm Babolin mit, der der Prinzessin Alles zurückbrachte, was nöthig war, um die Nacht bei Rose-de-Noël zuzubringen.

„Carita blieb vier Tage und vier Nächte in dieser abscheulichen Stube, und gestattete sich keine Ruhe, als von Stunde zu Stunde, wenn die Kleine ihren Löffel

voll Arznei genommen hatte. Mehr noch: von dem Augenblicke an, wo sie anwesend, erlaubte sie der Krankenwärterin, deren Gesicht Rosette widerwärtig war, nicht mehr, sich dem Bette zu nähern; sie war es folglich, welche der Kleinen die Kataplasmen, die Senfpflaster, die Compressen von Eiswasser auflegte; sie war es, die ihr die Wäsche wechselte, die sie reinigte, die sie kämmte, die, sie durch ihre Küsse wach hielt, die sie durch ihre Lieder einschläferte.

Nach Verlauf von vier Tagen nahm das Fieber endlich ab, und der Arzt erklärte, Rosette sei gerettet; er forderte die Prinzessin auf, nach Hause zurückzukehren, wenn sie nicht selbst krank werden wolle; als Rose-de-Noël dies hörte, rief sie:

„„O Prinzessin Carita, kehre geschwinde zu Deinem Vater zurück, denn würdest Du krank, weil Du mich gerettet hast, so stürbe ich vor Kummer, Dich krank zu wissen.““

„Und die Prinzessin, nachdem sie die Kleine tausendmal geküßt hatte, entfernte sich, ließ aber auf ihrem Bette eine große Pappeschachtel ganz voll von Weißzeug und von glänzenden Stoffen, wie sie Rose-de-Noël liebte, zurück . . . Von diesem Augenblicke an ging es bei der Kleinen immer besser; und sollte Einer an der Wahrheit dieser Erzählung zweifeln, so hätte er nur nach der Rue Triperet, Nr. 11, zu gehen und die Brocante und Rose-de-Noël nach der Geschichte der Fee Carita zu fragen.“

Das Mährchen war beendigt.

Abeille suchte mit ihren Augen die Augen von Petrus; doch der junge Mann hatte zwischen sich und der kleinen Erzählerin ein großes Blatt graues Papier aufgerichtet.

Das Mädchen wandte sich gegen seine Schwester um; Regina hatte aber, um ihre Verlegenheit zu verbergen, vor ihr Gesicht ein großes Bananenblatt niedergezogen.

Erstaunt über die Wirkung, welche sie hervorgebracht, fragte Abeille, die sich nicht Rechenschaft über das verschämte Geheimniß gab, das jeden von ihren Zuhörern einen Schleier für sein Gesicht suchen machte:

„Nun, was gibt es denn? spielen wir blinde Kuh? . . . Mein Mährchen ist beendigt; ist es ihre Zeichnung auch, Herr Maler?"

„Ja, mein Fräulein," antwortete Petrus, indem er Abeille das graue Blatt Papier reichte.

Die Kleine fiel über die Zeichnung her, und nachdem sie einen raschen Blick darauf geworfen, stieß sie, ihr Portrait erkennend, einen Schrei aus; dann lief sie zu Regina und sagte:

„Oh! sieh die schöne Zeichnung, Schwester!"

Es war in der That eine schöne, eine wunderbare Zeichnung während der Erzählung des Mädchens improvisirt und so schnell als das Wort gekommen.

Im Hintergrunde sah man das Boulevard bei der Barrière de Fontainebleau, was man am Horizont erkannte. Auf dem ersten Plane, mitten unter ihren Hunden, die sie leckten, die Krähe auf ihrer bloßen Schulter, saß mager, bleich, mit unordentlichen Haaren und schnatternd Rose-de-Noël oder vielmehr ein Mädchen, das einige Aehnlichkeit mit ihr hatte; — denn das Elend und die Krankheit haben das Traurige, daß sie auf alle Gesichter dasselbe Mahl drücken. — Vor dem Mädchen war Regina als Amazone gekleidet, wie das erste Mal, wo Petrus sie hatte vorüberkommen sehen. Auf dem zweiten Plane, zu Pferde, der Marschall von Lamothe-Houdan, am Zaume den schönen Rappen haltend, den Regina so meisterhaft führte; auf demselben Plane endlich wie ihre Schwester, hinter einer Ulme und sich auf der Fußspitze erhebend, suchte Abeille, zugleich neugierig und furchtsam, zu sehen, ohne gesehen zu werden, was zwischen Regina und Rose-de-Noël vorging.

Diese mit fester Hand gemachte Zeichnung war eine wunderbare Uebersetzung des Feenmährchens von Abeille; Regina schaute sie lange an, und während sie dieselbe anschaute, bezeichnete der Ausdruck ihres Gesichtes das tiefste Erstaunen.

In der That, wer war denn dieser junge Mann, der zugleich den schwermüthigen, krankhaften Ausdruck vom Gesichte von Rose-de-Rosi und diese Amazonentracht, mit der sie, Regina, an jenem Tage bekleidet war, errieth?

Sie machte tausend Conjecturen, jedoch ohne zur Wahrheit zu gelangen.

Dann sprach sie im Tone vollster Bewunderung zu dem Mädchen:

„Abeille, Du batst mich eines Tages im Louvre, Dir eine Zeichnung von einem Meister zu zeigen: nun, schau' diese an, mein Kind, denn wahrhaftig, das ist eine."

Der Künstler erröthete vor Stolz und Wonne.

Diese erste Sitzung war reizend, und Petrus, nachdem er eine neue auf den zweiten Tag nachher verabredet hatte, verließ das Hotel berauscht von der Schönheit und der Herzensgüte der Prinzessin Carita.

LXXXIII.

Familienrevue.

Die zweite Sitzung war in allen Punkten der ersten ähnlich; sie wurde abermals erheitert durch das Plaudern des Kindes, und wie das erste Mal verließ Petrus entzückt das Hotel Lamothe-Houdan.

Es vergingen vierzehn Tage so; von zwei zu zwei Tagen gab Regina dem jungen Manne Sitzung: da

verbrachten der Künstler, Regina und das Kind Stunden, welche Petrus sich hätte mögen in's Unendliche verlängern sehen.

An den Tagen, wo eine Lection die kleine Abeille zurückhielt, führte Regina, treu der Ermahnung von Petrus, ihr Gesicht durch die Plauderei zu beleben, das Gespräch auf den ersten den besten Gegenstand; und der erste der beste Gegenstand nahm, Anfangs gleichgültig, bald ein wachsendes Interesse an; denn Regina entrollte bei jeder Gelegenheit vor den Augen von Petrus Schätze von Wissen, Herzensgüte und Geist.

Die Conversation entspann sich gewöhnlich über die Malerei und die Bildhauerkunst: man ließ die Maler aller Zeiten und aller Länder die Revue passiren; Petrus war im Antiken gelehrt, wie Winkelmann und Cicognara; Regina, welche Reisen in Flandern, Italien und Spanien gemacht hatte, kannte Alles, was Großes in diesen drei Schulen zu Tage gefördert worden war. — Von der Malerei ging man sodann zur Musik über; auch hierin kannte sie Alles, von Porpora bis Auber, von Haydn bis Rossini. Von der Musik kam man zur Astronomie; von der Astronomie zur Botanik: es ist mehr Verwandtschaft, als man glaubt, zwischen den Sternen und den Blumen; die Sterne sind die Blumen des Himmels, die Blumen sind die Sterne der Erde.

Als aber diese Gegenstände erschöpft waren, sprach man von Sympathie, von Anziehungskraft, von Gemeinschaft der Seelen.

Die jungen Leute machten so auf dem leuchtenden Wege des Geistes tausend Reisen in entfernte Länder; sie ergingen sich auf allen öden Küsten; sie horchten von den Felsenriffen herab auf die Stimmen des Sturmes; sie vernahmen die geheimnißvollen Geräusche der Nacht in den Hütten der Urwälder; sie hüllten sich endlich ganz in das linnene Gewand der jungen Illusionen.

Ehe er eine Ahnung von der Heftigkeit seiner

Liebe hatte, war Petrus verliebt wie ein Wahnsinniger! Es erfaßten ihn oft tolle Versuchungen, Leinwand und Pinsel auf die Seite zu legen, sich Regina zu Füßen zu werfen und ihr zu sagen, er bete sie an. Trotz der bewunderungswürdigen Selbstbeherrschung, welche Regina besaß, schien es Petrus manchmal, das Auge des Mädchens verweile auf ihm mit einem Ausdrucke, den er zu Gunsten seiner Liebe deutete; aber neben diesem gab sich eine so erhabene Würde in den geringsten Geberden von Regina kund, daß die Worte starben, ehe sie auf den zitternden Lippen des jungen Mannes geboren waren; so daß er, nachdem er mit Regina in den Gefilden des Himmels umhergeschweift war, wie ein hochmüthiger Titan, vom Blitze zerschmettert, wieder auf die Erde niederfiel.

Was aber, außer der Ehrfurcht, die ihm Regina einflößte, seine Schüchternheit vermehrte, war ihre Umgebung.

Ihr Vater vor Allem, der Marschall von Lamothe-Houdan, ein alter Soldat des Kaiserreichs, obgleich Edelmann von altem Geschlechte, was er war, aber seit 1815 zu seinen royalistischen Grundsätzen zurückgekommen, und zum Marschall gemacht beim spanischen Feldzuge im Jahre 1815, hatte unter Allem dem die Traditionen vielleicht mehr noch des siebzehnten, als des achtzehnten Jahrhunderts bewahrt; er war zugleich voll von Güte, Stolz und steifem Ernste, besonders in Betreff der Künstler. Von Zeit zu Zeit kam er in den Pavillon, der als Atelier diente, überwachte das Portrait seiner Tochter, und gab Petrus genau dieselben Rathschläge, die er einem einen Flügel seines Hotels ausbessernden Maurer gegeben hätte.

Sodann die alte übermüthige Person, welche Regina an dem Tage begleitete, wo sie den Maler aufsuchte, damit er ihr Portrait mache. Diese Dame, eine Tante von Regina, Namens Marquise de la Tournelle, war durch ihren verstorbenen Gemahl mit dem ganzen

bigotten Adel ihrer Zeit verwandt; vom Erzbischof bis zum letzten Kirchenvorsteher der Pfarre kannte sie alle Kirchenmänner, wie sie vom Präsidenten der Pairskammer bis zu den Huissiers von Herrn von Talleyrand alle Männer der Politik kannte.

Sodann der Graf Rappt, ihr Günstling, Mitglied der Kammer der Abgeordneten, Chef von einer der mächtigsten Fractionen der Rechten, früher Adjutant des Marschalls. Das war ein Mann von neun und dreißig bis vierzig Jahren, kalt, tapfer, ehrgeizig, unter einer Eismaske alle die zu Grunde richtenden Leidenschaften des Spiels verbergend, welche an der Börse ihren Ursprung nehmen und beim grünen Teppich auslaufen. Während dieser vierzehn Tage war er dreimal gekommen, und obschon er sich herabgelassen, dem Portrait eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu gewähren, hatte er doch Petrus äußerst mißfallen.

Die einzige Person, deren Gegenwart dem jungen Maler angenehm war, war Madame Lydie von Marande, eine Pensionsfreundin von Regina, welche ungefähr zwei Jahre vorher einen der reichsten und populärsten Banquiers der Zeit, ein Mitglied der Kammer der Abgeordneten, wo er beharrlich Opposition gegen die royalistische Partei machte, geheirathet hatte.

Es befand sich noch eine Person im Hause, von der Petrus oft Regina und Abeille hatte reden hören; das war die Marschallin von Lamothe-Houdan, die Mutter der zwei Mädchen; sie war von russischer Herkunft und Tochter eines Fürsten; — hievon kam der Titel Prinzessin, den man zuweilen aus Höflichkeit Regina gab.

Wir werden diese verschiedenen Personen wiederfinden, sowie wir derselben für die Entwickelung unserer Handlung bedürfen. Verlassen wir sie also einen Moment, um einen Blick auf einen Verwandten von Petrus zu werfen, der seinerseits berufen ist, einige Wichtigkeit im Laufe unserer Erzählung zu erlangen.

In einem Hotel der Rue de Varennes, — eine

traurige, aristokratische Straße, wie es nur eine geben konnte, — wohnte der Graf Herbel von Courtenay, ein Oheim von Petrus, der ältere Bruder seines Vaters.

Geboren in St. Malo, hatte der Graf Herbel im Jahre 1784 Ludwig XVI. seine thätige Ergebenheit und die Mitwirkung seiner Landsleute, — Officiere vom Genie oder von der Marine wie er, — angeboten.

Als zwei Jahre nachher die gesetzgebende Versammlung die Aufhebung der königlichen Functionen beschloß und von den Truppen einen Eid forderte, in welchem der königliche Name nicht ausgesprochen wurde, führten mehrere Officiere, diesen Eid als der Redlichkeit entgegen betrachtend, ganze Regimenter weg, wanderten mit Sack und Pack aus, und begaben sich nach Coblenz, wo der Prinz von Condé, Chef der bewaffneten Emigration, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Der Graf von Herbel war diesem Wege nicht gefolgt: wie Chateaubriand hatte er das Atlantische Meer durchschifft, und er befand sich in New-Orleans, als er die Ereignisse vom 10. August und die Einkerkerung des Königs erfuhr. Da schien es ihm, die Stimme des sterbenden Königthums rufe ihm zu, der Platz eines Edelmanns sei zu solcher Stunde nicht in Amerika, sondern an den Ufern des Rheins; er reiste daher mit dem ersten Schiffe ab, das nach England unter Segel ging, landete in Holland, und kam von Holland nach Coblenz.

Hier fand er den Kern des royalistischen Heeres, gebildet aus den Gardes du Corps, die, nach dem 5. und 6. October entlassen, nicht in Frankreich geblieben waren; ein Heer, welches man dadurch vervollständigte, daß man ihm Emigranten einverleibte, die von allen Punkten Frankreichs herbeigekommen waren. Man stellte, — und das war keiner der geringsten Vorwürfe, die man den Emigranten machte, — man stellte auf dem Fuße, auf dem es unter Ludwig XV. gewesen war, das

ehemalige Civil- und Militärhaus des Königs wieder her; man sah die Compagnien der Musketiere, der Chevaulégers, der Garde-Gendarmen, und endlich der Gardes-françaises unter dem Namen **Hommes d'armes à pied** wiedererscheinen.

Der Vicomte von Mirabeau, — derjenige, welchen man Mirabeau-Tonneau nannte, — brachte eine Legion auf die Beine, zu der das irische Regiment Berwick gehörte, Soldaten, deren Väter schon sich eher exilirt, als Jacob Stuart, ihren legitimen König, verlassen hatten.

Als der Graf de la Châtre von der Erzherzogin Christine die Erlaubniß erhalten hatte, in der Stadt Ath eine Cantonnirung von Edelleuten zu errichten, reihten sich tausend Officiere von allen Waffengattungen um ihn.

Endlich warb man Corps unter dem Namen jeder Provinz an, und das Aufgebot des Adels wurde gebildet.

Bemerken wir beiläufig, daß dieser Adel, der aus seinem individuellen und folglich egoistischen Gesichtspunkte entschuldbar sein konnte, daß er gegen sein Vaterland diente, einen Luxus zur Schau stellte, welcher nicht wenig dazu beitrug, die Gleichgültigkeit und den Mißcredit entstehen zu machen, worein er bei den Fürsten an den Ufern des Rheins und bei den fremden Souverains gefallen war; denn es geziemen sich weder der Luxus, noch die Weichlichkeit für Geächtete, und der Ort, der ihnen als Asyl dient, muß mehr einem Lager gleichen, wo Soldaten wachen, als einem Boudoir, wo Höflinge schlafen, spielen oder scherzen.

Der Graf von Herbel, geboren am Ufer des Oceans, auf dem rauhen Gestade von St. Malo, war seit seiner Kindheit an die düstern Schauspiele des Meeres gewöhnt, und dieses weibische Leben, das man in Coblenz führte, flößte ihm einen tiefen Ekel ein. Er wartete daher mit Ungeduld auf die Gelegenheit, sich zu schlagen, und nachdem er sieben bis acht Monate, nach

den Launen der Cabinete von Oesterreich und Preußen, dieses seltsame Leben der Emigration, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, hingeschleppt hatte, in Gesellschaft der Herzoge de la Vauguyon, de Cruffol und de la Trémouille, — welche wie er vom Generalstabe des Prinzen von Condé waren, — wurde er am 19. Juli 1793, am Tage der Erstürmung mit dem Bajonnete der Redoute von Bellheim durch den Herrn Generalmajor Vicomte von Salgues, gefangen genommen.

Schwer verwundet, sollte der Graf Herbel vollends vom Säbel eines republicanischen Soldaten zusammengehauen werden, als dieser ihm zurief, er möge Pardon verlangen.

„Wir gewähren immer, aber wir verlangen nie," antwortete der Graf.

„Du bist würdig, ein Republicaner zu sein!" rief der Reiter.

„Ja; doch leider bin ich es nicht."

„Du kennst das Loos, das die Emigranten erwartet, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen werden?"

„Auf der Stelle erschossen."

„Ganz richtig."

Der Graf Herbel zuckte die Achseln.

„Nun," sprach er, „wozu sagst Du mir denn, ich soll Pardon verlangen, Dummkopf?"

Der republicanische Soldat schaute ihn mit einem gewissen Erstaunen an, obgleich die Soldaten der Republik nicht leicht in Erstaunen geriethen.

In diesem Augenblicke brachte man drei andere Edelleute, Gefangene wie der Graf von Herbel; sie lagen gebunden und geknebelt in einem Wagen. Diejenigen, welche sie brachten, berathschlagten einen Moment mit dem Soldaten, der den Grafen Herbel gefangen genommen hatte; dann ließ man den Grafen zu seinen Gefährten aufsteigen, und man schlug den Weg nach einem kleinen Walde ein, der in der Nähe der

Stadt lag: das geschah offenbar, um sie zu erschießen.

Als man in den Wald kam und man die Gefangenen hatte vom Wagen herabsteigen lassen, trat derjenige, welcher den Grafen Hervel gefangen genommen hatte, auf diesen zu und sagte zu ihm:

„Du bist Bretagner!"

„Und Du auch," erwiederte der Graf.

„Wenn Du das bemerkt hast, warum hast Du es nicht früher gesagt?"

„Hast Du nicht gehört, daß wir nie um Pardon bitten? Dir sagen, ich sei Dein Landsmann, hieß Dich um Pardon bitten."

Der Reiter wandte sich gegen seine Kameraden um und sagte:

„Das ist ein Landsmann."

„Nun?" fragten die Andern.

„Nun," erwiederte der Reiter, „man soll nicht sagen, ich habe einen Landsmann erschossen."

„So erschieße ihn nicht, Deinen Landsmann."

„Ich danke, Kameraden."

Alsdann näherte er sich dem Grafen und nahm ihm die Stricke ab, mit denen seine Hände gebunden waren.

„Bei Gott!" sagte der Graf, „Du thust mir einen großen Gefallen, denn ich starb vor Verlangen, eine Prise Tabak zu nehmen."

Und er zog aus seiner Weste eine goldene Tabatière, öffnete sie und bot sie höflich dem Republicaner dar, der verneinend den Kopf schüttelte; dann schlürfte er eine große Prise Spaniol.

Die Republicaner schauten lachend diesen Mann an, welcher in dem Augenblicke, wo er glaubte, er werde erschossen, mit so viel Wonne eine Prise Tabak schlürfte.

„Nun, Landsmann," sagte der Reiter, „nun, da Du Deine Prise genommen hast, mache Dich aus dem Staube!"

„Wie, ich soll mich aus dem Staube machen?"

„Ja; im Namen der Republik begnadige ich Dich als einen Braven?“

„Und begnadigt man auch meine Gefährten?“ fragte der Graf.

„Oh! was das betrifft, nein,“ erwiederte der Reiter, „sie werden für Dich bezahlen.“

„Dann bleibe ich,“ sprach der bretonische Officier, indem er seine Tabatière wieder in seine Tasche steckte.

„Du bleibst?“

„Ja.“

„Um erschossen zu werden?“

„Allerdings!“

„Ah! Du bist wohl wahnsinnig!“

„Nein; doch ich bin Bretagner, und ich begehe keine Feigheit.“

„Auf, vorwärts, fliehe! in zehn Minuten ist es zu spät.“

„Ich bin mit ihnen ausgewandert,“ antwortete der Graf, während er seine Hände in seine Taschen steckte; „ich habe mit ihnen gestritten, ich bin mit ihnen gefangen genommen worden: ich werde mit ihnen fliehen oder mit ihnen sterben. Ist das klar?“

„Nun wohl, Du bist ein braver Landsmann!“ sagte der republicanische Reiter, „und um Deinetwillen und mir zu Liebe werden Euch meine Kameraden Alle frei lassen.“

„Ja; doch sie sollen rufen: „„Es lebe die Republik!““ sprach Einer von den Reitern.

„Höret Ihr, Kameraden?“ fragte der Graf Herbel; „diese Braven da sagen, wenn Ihr: „„Es lebe die Republik!““ rufen wollet, so werden sie uns Alle begnadigen.“

„Es lebe der König!“ riefen die drei Edelleute, den Kopf schüttelnd, um ihre Hüte herabfallen zu machen, weil sie ihren Ruf mit entblößtem Haupte von sich geben wollten.

„Es lebe Frankreich!“ rief eiligst der bretonische

Reiter mit seiner stärksten Stimme, in der Hoffnung, ihre Stimme zu bedecken.

„Oh! das, so oft Ihr wollt," sagten die vier Edelleute.

Und alle Vier riefen einstimmig:

„Es lebe Frankreich!"

„Nun denn!" sagte der Landsmann des Grafen, indem er sie Einen nach dem Andern losband, „fliehet vom Ersten bis zum Letzten, und Alles sei abgethan."

Und der kleine republicanische Trupp stieg wieder zu Pferde, entfernte sich im Galopp und rief den Royalisten zu:

„Viel Glück! und erinnert Euch bei Gelegenheit dessen, was wir für Euch gethan haben."

„Meine Herren," bemerkte der Graf von Herbel, „sie haben Recht, daß sie uns sagen, wir sollen nicht vergessen, was sie für uns gethan, diese braven Sansculottes; denn ich weiß nicht, ob wir uns an ihrer Stelle so edel benommen hätten, wie sie."

Am 18. October desselben Jahres, nach der Einnahme von Lauterburg und Weißenburg, wo an der Spitze seines Bataillons der Graf Herbel nach und nach drei Redouten erstürmt, zwölf Kanonen und fünf Fahnen erobert hatte, beglückwünschte ihn der General Graf von Wurmser, der Obercommandant der österreichischen Armee, und der Prinz von Condé umarmte ihn vor seinen Waffengefährten und schenkte ihm seinen eigenen Degen.

Doch eben so wie dem bretonischen Edelmanne für die Monarchie zu sterben als eine erhabene Pflicht erschien, so widerstrebte seinem Gewissen der Bürgerkrieg, den er in Gemeinschaft mit den feindlichen Heeren zu machen genöthigt war. Wohin gingen sie überdies, alle diese französischen Emigranten, im Schlepptau der fremden Soldaten, deren Eroberungsgeist sich bei jeder Gelegenheit offenbarte? Waren sie nicht auf falschem Wege, und der Prinz von Condé, der mit seinem Blute und

mit dem seiner Gefährten diesen verzweifelten Versuch unternahm, war er nicht der Bethörte der verbündeten Souverains?

In der That, die Bewohner unserer Gränzen, welche Verdacht gegen die Ergebenheit Oesterreichs und Preußens für die französische Monarchie zu schöpfen anfingen, erhoben sich nicht mehr beim Aufrufe der royalistischen Heere; sie erkannten Eroberer da, wo sie Befreier zu finden gehofft hatten, und verhüllten sich das Gesicht beim Anblicke der fremden Heere.

Die Erfahrung, — welche den Fürsten, wie den anderen Menschen kommt, nachdem die Fehler begangen sind, die ihnen aber nur später kommt, — die Erfahrung war schon für den Grafen Herbel gekommen; und mehr aus Pflicht, als aus Ueberzeugung folgte er der Armee von Condé bis zum 1. Mai 1801, an welchem Tage die Verabschiedung dieser Armee stattfand.

LXXXIV.

Der General Graf Herbel von Courtenay.

Die Auflösung der Armee von Condé warf nach Deutschland, in die Schweiz, nach Italien, nach Spanien, nach Portugal, nach den Vereinigten Staaten, nach China, Peru, Kamtschatka, mit einem Worte auf alle Punkte der Erde Tausende von Emigranten, welche endigten, wo sie hätten anfangen müssen, das heißt, welche, statt die Waffen gegen Frankreich zu führen, von den Künsten, den Wissenschaften, dem Ackerbau, dem Handel Mittel des Unterhalts forderten.

Der Herr Marquis von Boisfranc, Kapitän der

Dragoner des Prinzen von Condé, wurde Buchhändler in Leipzig; der Herr Graf von Caumont la Force wurde Buchbinder in London; der Herr Marquis de la Maison-Fort wurde Buchdrucker in Braunschweig; der Herr Baron von Mounier gründete eine Erziehungsanstalt in Weimar; der Herr Graf de la Fraylaie wurde Zeichenmeister; der Herr Chevalier von Payen Schreibmeister; der Herr Chevalier von Botherel Fechtmeister; der Herr Graf von Pontual Tanzmeister; der Herr Herzog von Orleans Lehrer der Mathematik; der Herr Graf von Las-Cazes, der Herr Chevalier von Hervé, der Herr Abbé von Levizac, der Herr Graf von Pomblanct wurden Lehrer der französischen Sprache; der Herr Marquis von Chavannes unternahm den Handel mit Steinkohle; der Herr Graf von Cornullier-Lucinières fand einen Platz als Gärtner; die Familie Polignac endlich trieb in der Ukraine und in Lithauen Feldbau, wie dies Dupont von Nemours in New-York, der Graf de la Tour du Pin an den Ufern des Delaware, und der Marquis von Lezay-Marnesia an den Ufern des Scioto thaten.

Der Graf von Herbel flüchtete sich nach England und gedachte sich, wie die Anderen, mit einer Industrie zu versehen, die ihm Lebensunterhalt verschaffen würde; nur verstand der Graf von Herbel, der Erstgeborene einer großen Familie, Eigenthümer eines ungeheuren Vermögens, das von der Nation als Emigrantengut confiscirt worden war, nichts Anderes, als sich zu schlagen: er war also in größter Verlegenheit.

Er hatte einen Augenblick den Gedanken, das Anerbieten eines Dragoner-Kapitäns anzunehmen, der ihm unentgeldlich Lectionen in der Guitare geben wollte, damit er mit Nutzen Anderen auf diesem Instrumente Unterricht ertheilen könnte; doch überzeugt vom nahen Verfalle desselben schlug der General das Anerbieten des Kapitäns aus und suchte mit größter Beharrlichkeit ein

lucrativeres und minder der Mode unterworfenes Gewerbe.

Als er eines Abends am Ufer der Themse spazieren ging, sah er einen englischen Straßenjungen emsig beschäftigt, mit einem Federmesser ein, ungefähr einen Fuß langes, Stück Holz zu schnitzen.

Er blieb stehen, schaute den Jungen an, lächelte ihm wohlwollend zu, als dieser ihn auch anschaute, und allmälig sah er das Stück Holz einen Schiffsrumpf, dann das lebendige Werk einer Brigg von zehn Kanonen in Miniatur werden. Er erinnerte sich einst mit seinem jüngeren Bruder, — einem wüthenden Seemanne, mit dem wir uns später als mit dem Vater von Petrus beschäftigen müssen, — er erinnerte sich auch, ein Sohn des Oceans, ein Kind der bretannischen Küste, kleine Schiffe, um die sich seine Kameraden rissen, geschnitzt zu haben.

Ehe er nach Hause ging, kaufte der Graf Tannenholz und Werkzeug, und von diesem Augenblicke fing er an Schiffe aller Nationen zu verfertigen, von der americanischen Corvette mit den schlanken Spieren bis zur schwerfälligen chinesischen Jonke.

Was Anfangs eine Unterhaltung gewesen war, wurde eine Industrie; was eine Industrie gewesen war, wurde eine Kunst; Größe, Schnitt, Segel, Anstrich, Benützung der Räume, Takelwerk, der Graf studirte Alles; bald machte er etwas Besseres als Nachahmungen, er machte Modelle.

Dank sei es dem Rufe, den er sich erworben hatte, erhielt er am Ende die Stelle eines Conservators der Admiralität von London; was ihn nicht abhielt, am Strande ein Magazin zu haben, auf dessen Schild mit großen Buchstaben die Worte geschrieben waren:

Der General Graf Herbel von Courtenay,

Abkömmling der Kaiser von Constantinopel,

Holzdreher.

Und man traf in der That im Laden des Abkömmlings von Josselin III. nicht nur die kleinen Modelle von Schiffen, welche den Fond seines Geschäftes bildeten, sondern auch Tabaksdosen, Kegel, Kreisel, und eine Menge anderer das Handwerk, das er gewählt, betreffenden Gegenstände.

Am 26. Mai 1802 wurde die Amnestie verkündigt.

Der Graf Herbel von Courtenay war Philosoph: in England hatte er seine gesicherte Existenz, in Frankreich hatte er dies nicht; er blieb in England. Er blieb noch 1814, nach der Restauration der Bourbonen, und wünschte sich Glück, daß er geblieben war, als er die Bourbonen 1815 Frankreich wieder verlassen sah.

Er blieb hier bis zum Jahre 1818 und kehrte sodann mit einem Vermögen von mehr als hunderttausend Franken, der Frucht seiner Ersparnisse und des Verkaufs seines Magazins, in sein Vaterland zurück.

Später bekam der Herr Graf Herbel von Courtenay seinen Theil von der Entschädigungs-Milliarde, nämlich zwölfmal hunderttausend Livres, woraus er sich eine Rente von sechzigtausend Livres machte.

Als er wieder reich geworden war, wurde er von seinen Landsleuten würdig gefunden, sie zu vertreten, und im Jahre 1826 in die Kammer der Abgeordneten geschickt; er nahm hier seinen Platz im linken Centrum, wo ihn seine Meinungsnuance zwischen Martignac und Lameth stellte.

Hier werden wir ihn 1827 wiederfinden, in dem Augenblicke, wo Herrn von Peyronnet den Gesetzesentwurf übergeben hat, der, nach dem Ausdrucke von Casimir Perrier, keinen andern Zweck hatte, als die Druckerei völlig zu vernichten.

Die Verhandlung war am Anfange des Februars eröffnet worden; vierundvierzig Abgeordnete hatten sich eingeschrieben, um den Gesetzesentwurf zu bekämpfen, und einunddreißig, um ihn zu vertheidigen.

Bemerken wir, daß fast alle diejenigen, welche das

Gesetz vertheidigen sollten, der religiösen Partei angehörten, während diejenigen, welche es bekämpfen sollten, zugleich Abgeordnete der ehemaligen Linken und Mitglieder der Rechten waren, die sich, obgleich erbitterte Gegner, in einer gemeinschaftlichen Opposition gegen die clericale Partei und Herrn von Peyronnet vereinigt hatten.

Unter denjenigen, welche mit Anstrengung aller ihrer Kräfte zum nahen Sturze des Ministeriums beitrugen, war der Graf von Herbel, der, ein erklärter Feind sowohl der Republicaner als der Jesuiten, nur zwei Dinge auf der Welt haßte: die Jacobiner und die Priester.

Wie la Fayette und Mounier dem angehörend, was man 1789 die constitutionelle Partei nannte, fing er an die Vorzüge der parlamentarischen Regierung zu begreifen; nach dem Beispiele von Herrn de la Bourdonnais, setzte er das Glück Frankreichs in die Verbindung der Charte mit der Legitimität, und er betrachtete beide als dergestalt von einander unzertrennlich, daß er eben so wenig die Charte ohne die Legitimität, als die Legitimität ohne die Charte wollte.

Das neue Gesetz gegen die Presse dünkte nun dem General Herbel gewaltsam und albern, und es schien ihm viel mehr gegen die Freiheit, als gegen die Zügellosigkeit gerichtet. Er sprang auch auf, als er Herr von Sallabery, der die Discussion in Angriff genommen hatte, sagen hörte, die Druckerei sei die einzige Plage, mit der Moses Aegypten heimzusuchen vergessen habe; und er hätte beinahe Herrn von Peyronnet herausgefordert, der, gegen seine Gewohnheit, bei dieser zweideutigen Pointe des ehrenwerthen Abgeordneten in ein Gelächter ausbrach. Kurz, der General Herbel, — der mit seinem Familiennamen Jacques von Courtenay hieß, folglich einen der ältesten und berühmtesten Namen Frankreichs trug, den Namen des Königs nicht ausgenommen, — der General Herbel, während er durch seinen Adel,

durch seine Instincte, durch seine Erziehung vom Faubourg Saint-Germain war, gehörte durch seinen skeptischen, spöttischen Geist der Voltairischen Schule an und, so zu sagen, der modernen Schule durch seine vorurtheilsfreien Ansichten.

Wie gesagt, nur zwei Secten hatten das Privilegium, ihn in Wuth zu bringen: die Jesuiten und die Jacobiner.

Es war also eine seltsame Mischung von Oppositionen, dieser General Herbel.

Wollen Sie uns folgen und mit uns bei ihm eintreten? Wir werden ihn nach unserer Bequemlichkeit studiren. Er soll, wenn nicht eine erste, doch wenigstens eine wichtige Rolle in unserem Drama spielen, und wir vermöchten nicht sorgfältig genug zu Werke zu gehen, um von ihm ein ähnliches Portrait zu machen.

Man war, wie wir erwähnt haben, am Fasching-Montag; der General, der die Kammer um vier Uhr verlassen hatte, war so eben in sein Hotel, in der Rue de Varennes, zurückgekommen.

Er lag auf einer Causeuse ausgestreckt und las in einem Buche in Quart mit Goldschnitt und in Saffian gebunden. Seine Stirne war sorgenvoll, mochte ihn seine Lecture so beunruhigen, oder war das, was seinen Geist bewegte, früher als seine Lecture und konnte durch diese nicht zerstreut werden.

Er streckte den Arm gegen ein Tischchen aus, suchte umhertappend, ohne daß er zu lesen aufhörte, fand eine Glocke unter seiner Hand und klingelte.

Beim Geräusche der Klingel schien seine Stirne sich zu erheitern; ein Lächeln der Befriedigung schwebte über seine Lippen; er schloß sein Buch, während er seinen Daumen in der Oeffnung ließ, schlug die Augen zum Plafond auf und machte mit lauter Stimme und mit sich selbst sprechend folgende Reflexionen:

„Virgil iſt entſchieden nach Homer der erſte Dichter der Welt . . . Ja!“

Und gleichſam um ſich ſelbſt Recht zu geben, fügte er bei:

„Je öfter ich ſeine Verſe leſe, deſto harmoniſcher finde ich ſie.“

Und ſie mit einer markigen Bewegung ſcandirend, modulirte er aus dem Gedächtniſſe ein Dutzend Verſe der Bucolica.

„Hienach ſpreche man mir von den Lamartine, von den Hugo; Träumer, Metaphyſiker, alle dieſe Leute!“ ſagte der General.

Und er zuckte die Achſeln.

Da die Einſamkeit, in der er ſich befand, obgleich er geklingelt hatte, machte, daß Niemand da war, um ihm zu widerſprechen, ſo fuhr er fort:

„Was mich übrigens bei den Alten entzückt, iſt ohne Zweifel dieſe vollkommene Ruhe, dieſe tiefe Heiterkeit der Seele, welche in ihren Schriften herrſcht.“

Nach dieſer vernünftigen Reflexion hielt er einen Augenblick inne; dann faltete ſich ſeine Stirne aufs Neue.

Er klingelte zum zweiten Male, und alsbald trat auf ſeiner Stirne die erſte Heiterkeit wieder hervor.

Das Reſultat dieſer Heiterkeit war die Wiederaufnahme ſeines Monologs.

„Faſt alle Dichter, Redner und Philoſophen des Alterthums lebten in der Einſamkeit,“ ſagte er: „Cicero in Tusculum; Horaz in Tibur; Seneca in Pompeji; und dieſe milden Tinten, welche in ihren Büchern entzücken, ſind wie der Reflex ihrer Meditationen und ihrer Vereinzelung.“

In dieſem Augenblicke faltete ſich die Stirne des Generals zum dritten Male, und er klingelte mit ſolcher Heftigkeit, daß der Klöppel des Glöckchens ſich losmachte und an einen Spiegel zurückſprang, den er beinahe zerbrochen hätte.

„Franz! Franz! willst Du nicht kommen, elender Schuft?“ rief der General mit einer Art von Wuth.

Bei diesem energischen Rufe erschien ein Diener, dessen Tournure an jene vom Gurte ihrer anliegenden Hose am Leibe eng umschlossenen österreichischen Soldaten erinnerte. Er trug eine Art von Kreuz an einem gelben Bande befestigt und Corporalsborten.

Es war übrigens Grund vorhanden, daß Franz einem österreichischen Soldaten glich: er war von Wien.

Sogleich bei seinem Eintritte nahm er die militärische Haltung an, — die Beine an einander gedrückt, die Fußspitzen auswärts gesetzt, den kleinen Finger der linken Hand an der Naht der Hose, die offene rechte Hand in der Höhe der Stirne.

„Ah! bist Du endlich da, Bursche!“ sagte wüthend der Graf.

„Ja, ich bin da, mein General; schon da!“ antwortete Französisch radebrechend der Wiener.

„Ja, schon da, nachdem ich dreimal gerufen habe, Schurke!“

„Ich habe es erst das zweite Mal gehört, mein General.“

„Dummkopf!“ rief der General, unwillkürlich über die Naivetät seines Stiefelputzers lachend. „Und das Mittagsbrod, wo ist es denn?“

„Das Mittagsbrod, mein General?“

„Ja, das Mittagsbrod.“

Franz schüttelte den Kopf.

„Wie! willst Du etwa sagen, es gebe kein Mittagsbrod, Schlingel?“

„Doch, mein General, es gibt eines; aber es ist nicht die Stunde.“

„Es ist nicht die Stunde?“

„Nein.“

„Wie viel Uhr ist es denn?“

„Ein Viertel auf sechs Uhr, mein General.“

„Wie, ein Viertel auf sechs Uhr?“

„Ein Viertel auf ſechs Uhr," wiederholte Franz.

Der General zog ſeine Uhr aus der Taſche.

„Es iſt bei meiner Treue wahr!" ſagte er. „Welche Demüthigung für mich, daß dieſer Schlingel Recht hat."

Franz lächelte vor Freude.

„Ich glaube, Du haſt Dir erlaubt, zu lächeln, Schuft?" rief der General.

Franz nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Und warum haſt Du gelächelt?"

„Weil ich die Stunde beſſer wußte, als mein General."

Der General zuckte die Achſeln.

„Marſch!" ſagte er; „und auf den Schlag ſechs Uhr muß das Eſſen auf dem Tiſche ſein."

Und er las wieder in ſeinem Virgil.

Franz machte drei Schritte gegen die Thüre; ſodann, ſich plötzlich beſinnend, drehte er ſich auf den Abſätzen um, brachte die drei verlorenen Schritte wieder ein, und befand ſich an demſelben Platze und in derſelben Poſition wie einen Augenblick vorher.

Der General fühlte viel mehr als er ſah den undurchſichtigen Körper, der ihm, nicht die Sonne, aber den Schatten der Sonne unterbrach.

Er erhob die Augen von der Spitze des Schuhs von Franz bis zum Ende ſeiner Finger.

Franz war unbeweglich wie ein hölzerner Soldat.

„Nun," fragte der General, „wer iſt da?"

„Ich bin es, mein General."

„Habe ich Dir nicht geſagt, Du ſollſt gehen?"

„Mein General hat das geſagt."

„Warum biſt Du dann nicht gegangen?"

„Ich bin gegangen."

„Du ſiehſt wohl, daß dies nicht geſchehen iſt, da Du noch da biſt."

„Oh! ich bin wieder gekommen."

„Und warum biſt Du wieder gekommen? das frage ich Dich."

„Ich bin wieder gekommen, weil eine Person da ist, die den General sprechen will."

„Franz," rief der General noch energischer, als er es bis dahin gethan, die Stirne faltend, „Unglücklicher, ich habe Dir hundertmal gesagt, wenn ich aus der Kammer komme, liebe ich es, in der Lecture guter Bücher meinen Geist wieder zu stärken, um die schlechten Reden zu vergessen, — mit andern Worten, ich wolle Niemand empfangen!"

„Mein General," erwiederte Franz mit dem Auge blinzelnd, „es ist eine Dame."

„Eine Dame?"

„Ja, mein General, eine Dame."

„Nun wohl, Schlingel, und wenn es ein Bischof wäre, ich bin nicht zu Hause."

„Ah! ich habe gesagt, Sie seien zu Hause, mein General."

„Du hast das gesagt?"

„Ja, mein General."

„Und wem hast Du das gesagt?"

„Der Dame."

„Und diese Dame ist?"

„Die Marquise de la Tournelle."

„Tausend Millionen Donner!" rief der General, von seiner Causeuse auffahrend.

Franz sprang mit geschlossenen Füßen rückwärts und befand sich ein halbes Mètre weiter entfernt in derselben Position.

„Du hast also der Marquise de la Tournelle gesagt, ich sei zu Hause?" rief der General wüthend.

„Ja, mein General."

„Nun wohl, so höre Franz: Du wirst Dein Kreuz und Deine Borten abnehmen, Du wirst sie sorgfältig in Deinen Schrank einschließen, und sie sechs Wochen lang nicht tragen!"

Es bewerkstelligte sich im Gesichte von Franz eine völlige Verstörung, woraus man errathen konnte, welch

ein entsetzlicher Sturm sich in seiner Seele erhob; sein Schnurrbart zuckte in allen Richtungen; eine Thräne glänzte am Winkel seines Auges, und er war genöthigt, eine übermenschliche Anstrengung zu machen, um nicht zu niesen.

„O! mein General!“ murmelte er.

„Das ist gesagt! . . . Und nun laß die Dame eintreten.“

LXXXV.

Gespräch einer Frömmlerin mit einem Voltairianer.

Franz öffnete die Thüre und führte die alte hofsärtige Person ein, die wir Regina bei dem Besuche, den sie Petrus machte, um ihr Portrait zu bestellen, als Ehrenhüterin haben dienen sehen.

Der General besaß im höchsten Grade die treffliche Eigenschaft der Aristokratie, welche, um einen sehr bezeichnenden Volksausdruck zu gebrauchen, darin besteht, daß man gute Miene zum schlechten Spiele zu machen weiß; Niemand verstand es besser, nicht einem Feinde, — Männern gegenüber war er offenherzig bis zur Brutalität, — sondern einer Feindin zuzulächeln; denn gegen Frauen, von welchem Alter sie auch sein mochten, war der General höflich bis zur Verstellung.

Beim Eintritte der Marquise stand er also auf, und mit einer gewissen Trägheit im linken Beine, — die er einer alten Wunde und sein Arzt einem neuen Gichtanfalle zuschrieb, — ging er ihr entgegen, bot ihr galant die Hand, führte sie zu der Causeuse, die er kurz zuvor verlassen hatte, rückte einen Lehnstuhl an die Causeuse und setzte sich in den Lehnstuhl.

„Wie, Marquise,“ fragte er, „Sie in Person erweisen mir die Ehre, mich zu besuchen?“

„Und Sie sehen mich hierüber selbst ganz erstaunt, mein lieber General," erwiederte die alte Dame schamhaft die Augen niederschlagend.

„Erstaunt! Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, Marquise, daß von Ihrer Seite das Wort nicht liebenswürdig ist. Erstaunt! ich bitte, was kann Sie hier in Erstaunen setzen?"

„General, legen Sie auf die Worte, die ich Ihnen sage, nicht das ganze Gewicht, die sie bei einer andern Gelegenheit haben könnten: ich habe Sie um einen so großen Dienst zu bitten, daß ich dadurch ganz verwirrt bin."

„Ich höre, Marquise; Sie wissen, daß ich ganz der Ihrige bin; sprechen sie! um was handelt es sich?"

„Wäre das Sprüchwort: „„Aus den Augen, aus dem Sinne,"" nicht eine treffliche Wahrheit," sagte coquett die Marquise, „so würden Sie mir die Mühe, weiter zu gehen, ersparen und errathen, welche Gefälligkeit ich von Ihnen verlange."

„Marquise, dieses Sprüchwort ist falsch, wie alle Sprüchwörter, die mir in Ihrem Geiste nachtheilig sein könnten; denn, obschon ich des Vergnügens beraubt war, Sie zu sehen, seit unserem letzten Streite in Betreff des Grafen Rappt . . ."

„In Betreff unseres . . ."

„In Betreff des Grafen Rappt," unterbrach lebhaft der General; „es sind etwa drei Monate, daß der Streit stattgefunden hat; trotz dem, sage ich, habe ich nicht vergessen, daß heute Ihr Namenstag ist, und ich habe Ihnen so eben meinen Strauß zugeschickt: Sie werden ihn finden, wenn sie nach Hause kommen: das ist der vierzigste Strauß, den Sie von mir empfangen haben."

„Der einundvierzigste, General."

„Der vierzigste; ich halte an meinen Daten fest, Marquise."

„Lassen Sie uns recapituliren."

„Oh! so lange Sie wollen.“

„Im Jahre 1787 ist der Graf Rappt geboren.“

„Verzeihen Sie, 1786.“

„Sie sind dessen sicher?“

„Bei Gott! mein erstes Bouquet datirt vom Jahre seiner Geburt.“

„Vom vorhergehenden, mein lieber General.“

„Nein, nein, nein, nein!“

„Gleichviel! . . .“

„Oh! es gibt kein gleichviel: das ist so.“

„Es mag sein; übrigens komme ich nicht, um mit Ihnen von diesem unglücklichen Kinde zu sprechen.“

„Unglückliches Kind? Vor Allem ist das kein Kind: ein Mann mit einundvierzig Jahren ist kein Kind mehr. . . .“

„Der Graf Rappt ist erst vierzig Jahre alt.“

„Einundvierzig! ich behaupte meine Zahl; sodann ist er nicht so unglücklich, wie mir scheint: einmal erhält er von Ihnen etwas wie eine Rente von fünfundzwanzig tausend Livres . . .“

„Er müßte fünfzig haben, wäre das Herz seines Vaters nicht hart wie ein Fels.“

„Marquise, ich kenne seinen Vater nicht; ich kann Ihnen also nicht hierüber antworten.“

„Sie kennen seinen Vater nicht?“ rief die Marquise mit dem Tone, mit dem Hermione sagt:

Je ne t'ai point aimé, cruel! Qu'ai-je donc fait *)?

„Verwickeln wir uns nicht, Marquise; Sie sagten, vom Grafen Rappt sprechend, er sei unglücklich, und ich, ich antwortete Ihnen: „„Nicht so unglücklich! Erstens, fünfundzwanzig tausend Livres Rente, die Sie ihm geben . . .““

---

*) Ich habe Dich nicht geliebt, Grausamer? Was habe ich denn gethan?

Oh! nicht fünfundzwanzig tausend Livres Rente müßte er haben: er müßte . . .“

„Fünfzig, Sie haben es schon gesagt . . . Also fünfundzwanzig tausend Livres, die Sie ihm geben; sein Gehalt als Oberster: vierzehntausend Franken; sein Commandeurkreuz der Ehrenlegion: zweitausend vierhundert; ich bitte, addiren Sie. Sodann fügen Sie diesem bei: Abgeordneter; ferner, wie man versichert, durch Ihren Einfluß auf Ihren Bruder in der Lage, eine Heirath von zwei bis drei Millionen mit einer der schönsten Erbinnen von Paris zu machen. Ei! dieses unglückliche Kind scheint mir im Gegentheile glücklich wie ein Bankert!“

„Oh! pfui, General!“

„Nun! das ist ein Sprüchwort; Sie gebrauchen wohl Sprüchwörter; warum sollte ich mich enthalten?“

„Sie haben vorhin gesagt, alle Sprüchwörter seien falsch.“

„Ich habe nur von denjenigen gesprochen, welche mir in Ihrem Geiste nachtheilig sein könnten . . . Doch mir scheint, wir schweifen aus, Marquise, und Sie kamen, wie Sie sagten, um sich einen Dienst von mir zu erbitten. Sprechen Sie, Marquise, was für ein Dienst ist es?“

„Vermuthen Sie es nicht ein wenig?“

„Nein, bei meiner Ehre!“

„Suchen Sie wohl, General.“

„Ich bin gedemüthigt, Marquise, doch ich habe keine Ahnung.“

„Nun wohl, General, ich komme, um Sie auf meinen Ball morgen Abend einzuladen.“

„Sie geben einen Ball?“

„Ja.“

„Bei Ihnen?“

„Nein, bei meinem Bruder.“

„Das heißt, Ihr Bruder gibt einen Ball?“

„Das ist immer dasselbe.“

„Nicht ganz, wenigstens in Beziehung auf mich; ich habe Ihrem Bruder keine vierzig Sträuße geschickt, wie Ihnen.“

„Ein und vierzig.“

„Wegen eines mehr oder weniger will ich Ihnen nicht widersprechen.“

„Werden Sie kommen?“

„Auf den Ball Ihres Bruders?“

nun .Werden Sie kommen?“

„Tragen Sie mich das im Ernste?“

als man. das ist abermals eine von Ihren Ideen!“

„N Bruder, der mich den Alten von Berge daß ich weil ich im linken Centrum bin und gegen die sehen n stimme! Warum nennt er mich nicht sogleich ein gsmörder?.. Was that denn er, während ich am Hrand Kreisel drehte und Briggs auftakelte? Er that das, was mein Schuft von einem Bruder that: er diente Herrn Bonaparte; nur diente mein Seeräuber von einem Bruder zur See, und der Ihre diente auf dem Lande, das ist der ganze Unterschied. Oh! oh! ich frage Sie abermals, Marquise, ist Ihre Einladung Ernst?“

„Allerdings.“

„Der Ebene ladet den Berg ein?“

„Der Ebene macht es wie Mahomet, General: der Berg wollte nicht zu Mahomet gehen . . .“

„Ja, dann ging Mahomet zum Berge, ich weiß es; doch Mahomet war ein Ehrgeiziger, der eine Menge Dinge gethan hat, die ein Anderer nicht gethan hätte.“

„Wie, mein lieber General, Sie werden nicht da sein, am Tage der Verkündigung der Heirath unserer Nichte Regina mit unserem theuren . .?

„Mit Ihrem theuren Sohne, Marquise . . . Das ist also der Oelzweig, den Sie mir bringen?“

„Durchschlungen von einem Myrtenzweige, ja, General.“

„Aber, Marquise, wahrhaftig, ist sie nicht ein wenig gewagt, die Heirath, die Sie da machen? . . . Denn Sie werden mir nicht sagen, Sie seien es nicht, die sie macht?"

„Gewagt, in welcher Hinsicht?"

„Ihre Nichte ist siebzehn Jahre alt."

„Nun?"

„Das ist sehr jung, um einen Mann von einundvierzig Jahren zu heirathen."

„Von vierzig."

„Von einundvierzig, abgesehen davon, liebe Marquise, daß schon im Jahre 1808 oder 180[illegible] Gerüchte über den Grafen Rappt und die Fürstin Gegenzessin von Lamothe-Houdan im Umlaufe waren."

„Stille, General! sagen Leute von unserem Schlage solche Infamien über einander?"

„Nein, sie beschränken sich darauf, daß sie dieselben denken; da ich bei Ihnen ganz laut denke, Marquise, so glaubte ich meine Zunge, ehe ich spreche, nicht zweimal im Mund drehen zu müssen. Lassen Sie mich Ihnen nun Eines sagen."

„Was?"

„Ich werde nie glauben, Sie haben sich die Mühe, von der Rue Plumet in die Rue Varennes zu kommen, einzig und allein in der Hoffnung gegeben, für Ihren Ball einen Tänzer meiner Art zu rekrutiren?"

„Warum denn nicht, General?"

„Hören Sie, Marquise, man sagt, der wahre Gedanke der Frauen finde sich immer in der Nachschrift ihrer Briefe."

„Und Sie möchten gern die Nachschrift meines Besuches kennen?"

„Das ist mein höchstes Verlangen."

„Ich begreife, Sie wollen mich fühlen lassen, daß Sie ihn lang finden, und mir artig vorwerfen, daß ich Ihnen denselben gemacht habe."

„Das wäre der erste Vorwurf, den ich mir gegen Sie in meinem Leben erlaubt hätte, Marquise.“

„Nehmen Sie sich in Acht, Sie werden mich eitel machen.“

„Das wird der einzige Fehler sein, den ich von Ihnen kenne.“

„Oh! General, das ist ein Compliment, das in gerader Linie vom Hofe Ludwigs XV. kommt.“

„Es wird kommen, woher Sie wollen, wenn ich nur erfahre, woher Ihre Einladung kommt.“

„Ah! ich bemerke, daß Sie noch ungläubiger sind, als man behauptet.“

„Meine liebe Marquise, das ist das dritte Mal, daß ich seit achtzehn Monaten die Ehre habe, Sie zu sehen. Das erste Mal sind Sie gekommen, um mir ein Geständniß zu machen, welches mich wohl gerührt hätte, hätte ich daran glauben können: daß der Graf Rappt, gerade zwölf Monate nach dem Tode des armen Marquis de la Tgurnelle geboren, gerade neun Monate nach dem ersten Strauße, den ich Ihnen geschickt, geboren worden sei.“

„Neun oder zehn Monate vorher, mein lieber General.“

„Neun oder zehn Monate nachher, liebe Marquise.“

„Gestehen Sie, daß Sie mit einer seltenen Hartnäckigkeit unsere Verbindung jünger zu machen suchen.“

„Gestehen Sie zu, daß Sie dieselbe mit einer seltenen Beharrlichkeit älter zu machen suchen.“

„Das ist sehr natürlich bei einer Mutter.“

„Warum des Teufels, liebe Freundin, haben Sie denn so lange gewartet, um mir das hohe Glück zu verkündigen, das mir die Vorsehung gewährte, indem Sie mir einen Erben in dem Augenblicke gab, wo ich es mir am wenigsten versah?“

„General, es gibt Geständnisse, welche einer Frau immer Ueberwindung kosten.“

„Und die ihr am Ende dennoch entschlüpfen, wenn

der Mann, dem sie dieselben zu machen sieben bis achtunddreißig Jahre gezögert hat, plötzlich und durch einen unvorhergesehenen Umstand, — wie es der des Beschlusses einer Entschädigungsmilliarde ist, — für seinen Theil zwölfmal hunderttausend Franken bekommt."

„Es lag, Sie müssen es zugestehen, General, ein gewisses Zartgefühl darin, Ihnen nicht zu sagen, Sie haben einen Sohn, so lange der Mangel an Vermögen Ihnen den Kummer bereiten mußte, diesem Sohne nur Ihren sehr ehrenwerthen, sehr berühmten, aber sehr armen Namen hinterlassen zu können."

„Marquise, kommen Sie, wie vor achtzehn Monaten, wie vor einem Jahre, wie vor sechs Monaten, um mich zu überreden, unsere Verbindung datire von 1786, während ich sicher bin, daß sie erst von 1787 datirt, so sage ich Ihnen, daß ich mich gestern auf die Kunst, die Data zu verificiren, abonnirt habe, daß ich die vergangene Nacht damit zugebracht habe, das Datum des ersten Straußes, den ich Ihnen geschickt, zu verificiren, und daß . . ."

„Und daß?"

„Mein Bruder der Seeräuber oder mein Neffe der Maler, so sehr ich sie für unwürdig meinen Namen zu tragen und mein Vermögen zu erben erkenne, mein Vermögen erben und meinen Namen tragen werden. Genügt Ihnen das, Marquise?"

„Nein, General; denn ich kam nicht deshalb."

„Warum des Teufels kommen Sie denn?" rief der General, die erste Bewegung von Ungeduld, die er sich hatte entschlüpfen lassen, an den Tag gebend; „etwa, daß ich Sie heirathe?"

„Gestehen Sie unter uns, Sie haben mich genug geliebt, daß ein solcher Vorschlag, wenn er Ihnen gemacht würde, nichts hätte, was Sie in Erstaunen setzen könnte."

„Ich gestehe es unter uns, doch unter uns allein . . .

Darum kommen Sie also? Warum sagten Sie mir das nicht sogleich?"

„Was hätten Sie mir geantwortet?"

„Ich habe keine Abneigung, in der Haut eines alten Junggesellen zu sterben, während ich mich tief schämen würde, in der eines alten Dummkopfs zu sterben."

„Trösten Sie sich, General, ich bin nicht deshalb gekommen."

„Dann, tausend Millionen Donner! . . . Ah! verzeihen Sie, Marquise, doch wahrhaftig, Sie würden einen Heiligen das Paradies verlieren machen, der schon mit einem Fuße auf der Schwelle der Pforte desselben stünde."

Und der General, der, als ihm sein großer Fluch entschlüpfte, aufgestanden war, ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab.

Endlich blieb er vor der Marquise stehen und sagte:

„Wenn Sie aber nicht deshalb kommen, warum, im Namen des allmächtigen Gottes, kommen Sie denn?"

„Ah!" erwiederte die alte Dame, „ich sehe wohl, daß ich die Frage in Angriff nehmen muß."

„Thun wir das, Marquise, ich bitte Sie inständig."

„Ei! Sie sprechen wie Ihr Bruder der Freibeuter."

„Wir werden also von meinem Bruder dem Freibeuter sprechen, Marquise?"

„Nein."

„Wovon denn?"

„Sie haben ohne Zweifel sagen hören, der Graf Rappt . . ."

„Ah! nun kommen wir hierauf zurück!"

„Lassen Sie mich vollenden . . . Sei zum König entboten worden."

„Ja, Marquise, ich habe dies sagen hören.“

„Sie wissen nicht, in welcher Absicht?“

„Thun Sie, als ob ich es nicht wüßte.“

„Es geschah in der Absicht, unsern lieben Sohn ...“

„Ihren lieben Sohn!“

„Ins Ministerium zu berufen.“

„Ich bin darüber erstaunt, doch ich glaube es.“

„Warum glauben Sie es, da Sie darüber erstaunt sind?“

„Credo, quia absurdum.“

„Was besagen will?“

„Ich erwarte die Fortsetzung Ihrer Rede, Marquise.“

„Nun wohl, bei dieser Zusammenkunft Seiner Majestät mit dem Grafen Rappt war viel von Ihnen die Rede.“

„Von mir?“

„Ja; denn ich muß Ihnen sagen, mein lieber General, wenn die Stimme des Blutes bei Ihnen stumm ist, so spricht sie doch im Herzen des armen Kindes.“

„Marquise, Sie werden mich rühren.“

„Sie thut mehr: sie spricht nicht nur, sie schreit!“

„Und was hat man von mir bei dieser Zusammenkunft gesagt?“

„Sie seien der einzige Mann, der im Stande, der Nachfolger des gegenwärtigen Kriegsministers zu werden.“

„Hören Sie, Marquise, wir müssen ein Ende machen, denn ich erwarte meinen Neffen beim Mittagessen auf den Schlag sechs Uhr, und wenn Sie uns nicht die Ehre geben wollen, mit uns zu speisen . . .“

„Sie sind sehr gut, mein lieber General; ich muß nothwendig bei meinem Bruder speisen: man ordnet heute die Artikel des Heirathsvertrages zwischen Regina und . . .“

„Ihrem lieben Grafen Rappt. Nun wohl, da ich Sie nicht aufhalten will: mit zwei Worten komme ich zum Ziele, zum Endzwecke. Geht das Gesetz durch, so

ist Herr Rappt Minister; und damit das Gesetz durchgehe, fehlen Ihnen dreißig bis vierzig Stimmen: Sie kommen, um mich um die meinige und um die meiner Freunde zu bitten."

„Nun wohl," sprach mit einschmeichelndem Tone die Marquise, „wenn dies wirklich die Absicht, der Endzweck meines Besuches wäre, was würden Sie sagen?"

„Ich würde sagen, ich bedaure, daß ich nicht hundert, hundertundfünfzig, tausend Stimmen habe, um sie alle gegen das Gesetz zu geben, das ich als abscheulich, schändlich und, — was noch viel mehr ist, — als dumm betrachte."

„Hören Sie, General," rief die Marquise, welche ebenfalls in Hitze gerieth, „Sie werden als unbußfertiger Sünder sterben, das sage ich Ihnen."

„Und ich stehe Ihnen dafür."

„Ist es möglich, daß, um einem Menschen, den Sie hassen, einen Possen zu spielen, während Sie im Gegentheile müßten . . .?"

„Marquise, Sie werden mich wüthend machen, das erkläre ich Ihnen!"

„Sie stimmen mit den Liberalen? Wissen Sie, daß, käme eine Revolution, die Vorstädter, die Jacobiner und die Sansculottes Sie würden die Rolle von la Fayette spielen lassen? Sie haben schon hiezu die weißen Haare!... Oh! wenn die Courtenay wieder auf die Welt kämen, ich wäre in der That begierig, zu erfahren, was sie sagen würden, sähen sie ihren Namen von einem Freibeuter, einem Jacobiner und einem Künstler getragen!"

„Marquise!" rief der General wüthend.

„Ich verlasse Sie, General, ich verlasse Sie; doch über Nacht kommt guter Rath, und ich hoffe, morgen werden Sie Ihre Ansicht geändert haben."

„Meine Ansicht geändert, morgen? Weder morgen, noch übermorgen, noch in acht Tagen, noch in

hundert Jahren! Marquiſe, es iſt alſo unnütz, wenn Sie vor dieſer Zeit wiederkommen."

„Sie jagen mich fort, General? Sie jagen die Mutter Ihres . . ."

„Monſieur Petrus Herbel," meldete Franz, die Thüre öffnend.

Zu gleicher Zeit ſchlug die Pendeluhr ſechs.

LXXXVI.

Geſpräch eines Oheims mit ſeinem Neffen.

Petrus erſchien im Halbſchatten des Flurganges.

„Komm hierher," rief der General. „Ah! alle Hagel! Du kommſt zu rechter Zeit!"

„Ei! mir ſcheint, Sie bedurften keiner Verſtärkung, General," ſagte die Marquiſe. „Wären Sie fünf Minuten früher gekommen, Herr Petrus, ſo hätte Ihnen Ihr Oheim eine ſchöne Lection in der Galanterie gegeben."

Die Marquiſe begleitete dieſe Worte mit einem Gruße, der eine gewiſſe Vertraulichkeit in Betreff des jungen Mannes bezeichnete.

„Ah! Sie kennen meinen Neffen, Marquiſe?" fragte der General.

„Ja; das Gerücht von ſeinen Succeen iſt zu uns gelangt, und meine Nichte wollte ein Portrait von ſeiner Hand haben. Sie müſſen ſtolz ſein, General," fügte die alte Dame mit einem halb geringſchätzenden, halb ſpöttiſchen Tone bei, „Sie müſſen ſtolz ſein, in Ihrer Familie einen Künſtler von einem ſolchen Talente zu beſitzen!"

„Ich bin in der That ſtolz darauf, denn mein Neffe

ist einer der redlichsten Jungen, die ich kenne. Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen, Marquise."

„Adieu, General; denken Sie an den Gegenstand meines Besuches, und verlassen wir uns als gute Freunde."

„Es ist mir lieb, wenn wir uns verlassen; doch als gute Freunde, das ist etwas Anderes."

„Oh! Gendarme!" brummte die Marquise, während sie sich entfernte.

Kaum war sie aus dem Salon weggegangen, kaum hatte sich die Thüre hinter ihr zugethan, als der General, ohne seinem Neffen, der sich nach seiner Gesundheit erkundigte, zu antworten, nach der Klingelschnur stürzte und wüthend daran zog.

Franz eilte herbei.

Er hatte schon sein Kreuz und seine Borten nicht mehr, ein so strenger Beobachter jedes militärischen Befehles war er.

„Sie haben geklingelt, mein General?"

„Ja, ich habe geklingelt. Stelle Dich ans Fenster, Bursche."

Franz wandte sich nach dem bezeichneten Orte.

„Hier bin ich," sagte er.

„Oeffne das Fenster, Dummkopf!"

Franz öffnete das Fenster.

„Schau' auf die Straße."

Franz neigte sich hinaus.

„Ich schaue, mein General."

„Was siehst Du?"

„Nichts, mein General: die Nacht ist schwarz wie eine Patrontasche."

„Schau' immerhin."

„Oh! ich sehe einen Wagen, mein General."

„Und dann?"

„Und dann eine Dame, welche einsteigt . . . Die Dame, die so eben von hier weggeht . . ."

„Du kennst sie, diese Dame, nicht wahr?"

„Zu meinem Unglück, General.“

Franz spielte auf seine Degradation an.

„Nun, Franz, wenn sie wieder kommt, um mich zu besuchen, so sagst Du ihr, ich sei auf dem Marsfelde.“

„Ja, mein General.“

„Es ist gut: schließe das Fenster und geh.“

„Mein General hat mir nichts mehr zu befehlen?“

„Doch, alle Teufel! ich habe Dir zu befehlen, daß Du dem Koch einen Schlag gibst.“

„Es soll geschehen, mein General.“

In dem Augenblicke, wo er weggehen wollte, blieb er jedoch wieder stehen und sagte:

„Wenn er mich aber fragt, warum ich ihm den Schlag gebe, was soll ich ihm antworten?“

„Du wirst ihm antworten: „„Weil es fünf Minuten über sechs Uhr sei, und das Mittagsbrod noch nicht auf dem Tische stehe.““

„Jean ist nicht daran Schuld, wenn das Mittagsbrod noch nicht auf dem Tische steht, mein General.“

„Dann bist Du Schuld. Sage Jean, er soll Dir einen Schlag geben.“

„Ich bin auch nicht Schuld.“

„Wer denn?“

„Der Kutscher der Frau Marquise.“

„Gut! es fehlte nur das, um mich mit ihr zu versöhnen!“

„Er kam in die Küche, und da er unter dem Arme den Hund der Marquise trug, der nach Bisam roch, so machte der Geruch des Bisams die Saucen gerinnen.“

„Du hörst, Petrus?“ sagte der General, indem er sich mit einer tragischen Miene an seinen Neffen wandte.

„Ja, mein Oheim.“

„Vergiß nie: die Marquise hat gemacht, daß Dein Oheim erst ein Viertel nach sechs Uhr zu Mittag speisen konnte! . . . Gehen Sie, Herr Franz, und nehmen Sie Ihr Kreuz und Ihre Worten erst nach Ablauf eines Monats wieder.“

Franz verließ das Zimmer in einem Zustande, der an die Verzweiflung gränzte.

„Der Besuch der Marquise hat Ihnen einigen Aerger verursacht, wie es scheint, mein Oheim?“

„Ich glaubte, Du kennest sie.“

„Ja, ein wenig, mein Oheim.“

„Nun wohl, Du mußt wissen, daß es überall, wohin die alte Devote kommt, gerade ist, als ob der große Teufel der Hölle gekommen wäre.“

„Verzeihen Sie, mein Oheim,“ erwiederte Petrus lachend, „man beschuldigt Sie in der Welt, Sie haben viel Devotion für diese alte Devote gehabt.“

„Ich habe so viel Feinde! Doch, alle Hagel! laß uns von etwas Anderem reden. Hast Du Nachricht von dem Piraten Deinem Vater?“

„Vor ungefähr drei Tagen habe ich erhalten, mein Oheim.“

„Und wie geht es dem alten Corsaren?“

„Sehr gut, mein Oheim; er umarmt Sie von ganzem Herzen.“

„Um mich zu erwürgen als ein alter Jacobiner, was er ist . . . Ah! sage mir, machst Du für Deinen Oheim diese Toilette?“

„Ein wenig für Sie, ein wenig für Lady Grey.“

„Du kommst eben von ihr.“

„Ich war bei ihr, um ihr zu danken.“

„Wofür? Dafür, daß mir ihr Bruder der Admiral, so oft er mir begegnet, Complimente über die Heldenthaten zur See Deines verruchten Vaters macht?“

„Nein, sondern dafür, daß sie die Absicht gehabt hat, den Verkauf meines Coriolans zu bewirken.“

„Ich glaubte, er sei verkauft.“

„Es würde in der That nur von mir abhängen, daß er es wäre.“

„Nun?“

„Ich habe mich geweigert, ihn zu verkaufen.“

„Stand Dir der Preis nicht an?“

„Man wollte mir das Doppelte von dem, was er werth ist, geben.“

„Warum hast Du Dich dann geweigert?“

„Weil mir der Käufer nicht anstand.“

„Du erlaubst Dir, dem einen oder dem andern Gelde den Vorzug zu geben?“

„Ja, mein Oheim, weil sich meiner Ansicht nach nichts so wenig gleicht, als das Geld und das Geld.“

„Ha! Bursche, solltest Du, nachdem Du Deinen Herrn Vater zu Grunde gerichtet hast, — was kein großes Unglück ist, denn das schlecht erworbene Gut soll nie zum Nutzen ausschlagen, — zufällig die Prätension haben, mich auch auszuplündern?“

„Nein, mein Oheim, seien Sie unbesorgt,“ erwiederte lachend Petrus.

„Und wer war der Käufer, der Ihnen nicht zusagte, Herr Häkelig?“

„Der Minister des Innern, mein Oheim.“

„Der Minister des Innern wollte Dein Bild kaufen? Ei! versteht er sich denn auf Malerei?“

„Ich habe Ihnen gesagt, es sei auf die Empfehlung von Lady Grey geschehen.“

„Ah! es ist wahr. Und Du hast es verweigert?“

„Ja, mein Oheim!“

„Darf man den Grund dieser Weigerung wissen?“

„Ihre Opposition, mein Oheim.“

„Was hat meine Opposition mit Deinen Bildern zu schaffen?“

„Es schien mir, dieser Ankauf eines Bildes vom Neffen sei eine Fuchsschwänzerei an die Adresse des Oheims ... Wir haben in der Kammer für sich selbst unbestechliche Leute, in deren Familie aber Stellen im Betrage von hunderttausend Franken sind.“

Der General dachte einen Augenblick nach, und ein Lächeln der Befriedigung klärte sein Gesicht auf.

„Höre, Petrus,“ sagte er mit dem väterlichsten Tone, „ich trachte nicht danach, Dir meine Meinungen

aufzudringen, mein Kind; und, obschon ich der erbitterte Feind des Ministeriums im Allgemeinen und vom Minister des Innern insbesondere bin, will ich doch nicht, daß Du meinetwegen die gerechten Ermunterungen ausschlägst, die die Regierung den Männern von Verdienst geben zu müssen glaubt. Ich theile nicht die alberne Ansicht derjenigen, welche denken, ein Künstler dürfe weder das Kreuz, noch eine officielle Arbeit annehmen, weil das Ministerium seine Meinung nicht vertrete. Da in jedem Falle das Ministerium factisch das Land vertritt, so empfängt man vom Lande und nicht vom Ministerium; der Minister bestellt die Gemälde, das ist wahr, Frankreich aber bezahlt sie."

„Nun wohl, mein Oheim, ich will nichts von Frankreich haben; es ist zu arm."

„Sage zu ökonomisch."

„Und dann, was wird aus allen diesen unglücklichen von den zwei bis drei Generationen Directoren der schönen Künste, die wir haben blühen sehen, bestellten Bildern? Man weiß es nicht. Sind die Gemälde nicht mit einem großen Namen bezeichnet, so begräbt man sie in den Museen von Unterpräfecturen und Cantonshauptorten; vielleicht kratzt man sogar die Malerei aus und verkauft die Rahmen und die Leinwand! Im Ernste gesprochen, mein Oheim, ich habe kein Bild gemacht, damit es das Refectorium eines Klosters oder den Saal einer Schule des gegenseitigen Unterrichts meublire."

„Wären alle Maler wie Du, mein lieber Freund, so möchte ich wohl wissen, was aus den Provinzgallerien würde."

„Man würde Gewächshäuser daraus machen mit Pomeranzenbäumen, Granatbäumen, Pisangbäumen, Palmbäumen, was, ich schwöre es Ihnen, mehr werth wäre, als die Landschaften einiger mir bekannten Maler. Uebrigens bin ich nicht der Einzige, der aus-

schlägt, und ich habe ganz einfach das Beispiel eines Mannes, der trefflicher als ich, befolgt."

„Laß das Beispiel hören; das wird mich vielleicht ruhiger auf die Suppe warten machen. Vor Allem, wer ist dieser Trefflichere als Du?"

„Abel Hardy."

„Der Sohn vom Conventsmitgliede?"

„Ganz richtig."

„Was hat er gethan?"

„Er hat das Kreuz und vier Fresken in der Madeleine ausgeschlagen."

„Wahrhaftig?"

„Ja, mein Oheim."

„Wie alt bist Du, Petrus."

„Sechsundzwanzig Jahre."

„Nun wohl, mein Kind, ich finde Dich jung für Dein Alter. Das ist, Gott sei Dank! kein unwiederbringliches Unglück, da man immer ziemlich schnell alt wird."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Du würdest wohl daran thun, mein lieber Petrus, wenn Du gegen die unüberlegten Schätzungen, die Du machst oder ganz gemacht über die Menschen und die Dinge annimmst, auf Deiner Hut wärest. Begegnet es Dir, daß Du für Jemand eingenommen wirst, und das begegnet Dir ziemlich oft, so siehst Du in ihm, armer Tropf, die ganze Unschuld, die Du in Dir hast. So hat Dich, zum Beispiel, in diesem Augenblicke Deine Freundschaft für Abel Hardy eine von den Albernheiten sagen lassen, über die ich für Dich erröthet wäre, hätten wir einen Zeugen gehabt, und wäre dieser Zeuge Franz, mein Stiefelputzer, gewesen, oder Croupette, dieser Hund der Marquise, der die Saucen meines Kochs gerinnen macht, weil er nach Bisam riecht."

„Ich verstehe Sie nicht, mein Oheim."

„Du verstehst mich nicht? Erfahre vor Allem, daß man das Kreuz nicht ausschlägt, weil die Regierung es nur denjenigen gibt, welche darum bitten; willst

Du es, so lässest Du Dir es durch die Maitresse des Directors der schönen Künste oder durch den Meßner von Saint-Acheul erbitten, und Du wirst es haben."

„Sie bezweifeln Alles, mein Oheim!"

„Mein Freund, man hat, wie Du leicht begreifst, nicht die Revolution, das Directorium, das lebenslängliche Consulat, das Kaiserreich, die Restauration, die hundert Tage und Waterloo gesehen, ohne berechtigt zu sein, an vielen Dingen und besonders an den Regierungen zu zweifeln! In meinem Alter, da Du wahrscheinlich so viel Regierungen gesehen haben wirst als ich, wirst Du so skeptisch sein als ich."

„Gut, was das Kreuz betrifft, doch die Fresken, mein Oheim? ich habe die Bestellung gesehen."

„Kommen wir also auf die Fresken zurück . . . Dein Freund hat sie ausgeschlagen?"

„Ausgeschlagen."

„Weil . . ? Es gibt einen Grund für seine Weigerung?"

„Allerdings . . . Weil er nichts für eine Regierung machen will, welche Herrn Horace Vernet, unsern Nationalmaler, verhindert, seine Schlachten von Montmireul, Hanau, Jemappes und Valmy auszustellen."

„Mein lieber Petrus, Dein Freund Abel Hardy hat die Fresken der Madeleine ausgeschlagen, weil der Kaiser von Rußland, dessen Regierung, wie Du zugeben wirst, nicht viel liberaler ist, als die unsere, bei ihm ein Gemälde des Rückzugs aus Rußland bestellt hat, und ihm dieses Bild mit dreißigtausend Franken bezahlt, während unsere Direction der schönen Künste nur zehntausend Franken für die Fresken der Madeleine bezahlt . . . Gestehe, mein lieber Freund, das ist nicht Patriotismus; das ist Buchhaltung."

„Oh! mein Oheim, ich kenne Abel, und ich würde mit meinem Leben für ihn stehen."

„Obschon Du der Sohn Deines Vaters, das heißt eines abscheulichen Seeräubers bist, ist mir Dein Leben

doch zu kostbar, mein lieber Petrus, als daß ich Dir erlauben würde, es so leichtsinnig preiszugeben."

„Sie sind ein vertrocknetes Herz, mein Oheim: Sie glauben an nichts mehr!"

„Du täuschest Dich: ich glaube an Deine Zuneigung, und Deine Zuneigung ist um so uneigennütziger, als ich Dir nie etwas gegeben habe und nie etwas zu meinen Lebzeiten geben werde, ausgenommen mein Mittagsbrod, wenn Du so gut sein willst, zu kommen und es zu nehmen; — und das heutige scheint mir noch sehr problematisch! — Mehr noch: ich glaube an Deine Zukunft, wenn Du Deine Zeit, Dein Talent, Dein Leben nicht verschleuderst. Du bist Maler; Du stellst seit drei Jahren aus; Du hast im vorigen Jahre die goldene Medaille bekommen, und Du trägst weder einen spitzigen Filzhut, noch ein mittelalterliches Wamms, noch anliegende Hosen; Du kleidest Dich wie Jedermann; so daß Du nicht genöthigt bist, wenn Du ausgehst, aus Leibeskräften zu laufen, damit Dir nicht wie einer Maske alle Gassenbuben des Quartiers folgen; das ist schon etwas. Nun wohl, willst Du bei den Anlagen, die Du hast, die Rathschläge eines Greises, der viel gesehen, nicht verachten..."

„Ich liebe Sie wie einen zweiten Vater, und betrachte Sie als meinen besten Freund."

„Ich bin wenigstens Dein ältester Freund, und unter diesem Titel bitte ich Dich, mich einen Augenblick anzuhören, da wir nichts Besseres zu thun haben, als zu schwatzen."

„Ich höre Sie, mein Oheim."

„Ich kenne alle Deine Verbindungen, ohne daß ich das Ansehen habe, mein lieber Petrus: ich kenne Deinen Freund Jean Robert, ich kenne Deinen Freund Ludovic, kurz ich kenne alle Deine Freunde."

„Haben Sie etwas gegen sie zu sagen?"

„Ich? durchaus nichts! Doch warum verbindest Du Dich mit Dichtern und Studenten der Medicin?"

„Weil ich Maler bin, mein Oheim.“

„Dann, wenn Du durchaus Dichter ſehen willſt, laß Dich dem Herrn Grafen von Marcellus vorſtellen.“

„Ei! mein Oheim, er hat nur eine Ode an den Knoblauch gemacht.“

„Er iſt Pair von Frankreich . . . Sodann bei Herrn Briſſaut.“

„Er hat nur ein Trauerſpiel gemacht.“

„Er iſt von der Academie . . . Du verbindeſt Dich zu viel mit jungen Leuten, mein Lieber!“

„Können Sie, mein Oheim, der Bewunderer der Jugend, ſelbſt ein junger Mann, der Sie aus Eitelkeit eine Perrücke von weißen Haaren tragen, können Sie einen ſolchen Vorwurf an mich richten?“

„Solche Verbindungen nützen nichts, mein lieber Petrus; ſie dienen weder dazu, Vermögen, noch Ruhm zu erwerben.“

„Gleichviel, wenn ſie nur zum Glücke dienen.“

„Ja, und Du nennſt das Glück, in einem Atelier hockend in der Manier der Türken, und die Geſchichte von Herrn Mayeux erzählend, ſchlechte geſchmuggelte Cigarren rauchen; oder in den Kaffeehäuſern Theorien über die Kunſt machend Halbtaſſen trinken! Hat man die Ehre, der Sohn eines ehrlichen Seeräubers zu ſein, der nicht die Mittel beſitzt, einen zu ernähren, was Teufels! dann muß man die Ehre ſeines Namens aufrecht halten. Seeräuberei verpflichtet*), und wir ſtammen von den Kaiſern von Conſtantinopel ab. Mein lieber Petrus, glaube einem Manne, der Richelieu alt und Lauraguais jung gekannt hat: es ſind die Frauen, die unſern Ruf in der Geſellſchaft, und folglich unſer Glück machen; Du mußt Viele ſehen, ſo lange Du

*) Es bezieht ſich dies auf das Sprüchwort: Noblesse oblige, — Adel verpflichtet.

Der Ueberſetzer.

kannſt, und ſo vertraut, als Du nur immer kannſt. Eine gut geſtellte Frau, die für uns eingenommen wird, und die uns bei ihrer Coterie anpreiſt, das iſt die Wohlfahrt in Fleiſch und Knochen, mein Kind. Verbinde Dich alſo nicht ſo leicht: bedenke, ſo oft Du eine neue Verbindung eingehſt, welche Vortheile Du daraus ziehen kannſt: das iſt das, was man Weltkenntniß, Lebenserfahrung nennt. Benütze meine Erfahrung und meine Weltkenntniß; faſſe Fuß in allen Miniſterien; verſchaffe Dir Eintritt bei allen Geſandtſchaften; Du wirſt Oppoſition machen, wenn Du fünfzig Jahre zählſt und eine Rente von ſechzigtauſend Livres haſt. Beſuche in Deinen verlorenen Augenblicken einige Banquiersfrauen, eine oder zwei Frauen von Notaren, nicht mehr. Mache ein paar Paſtellbilder von Witwen von Stande, das wird die Aufmerkſamkeit auf Dich ziehen; kennſt Du keine ſolche Witwen, ſo erfinde! In einem Winkel ihres Cabinets machen und vernichten die Frauen die Reputationen; beſuche die Frauen, mein Lieber, beſuche die Frauen! Die Frauen ſind es, welche die Meinung modeln, und am Ende iſt die Meinung die Königin der Welt!"

„Aber, mein Oheim, es iſt eine ungeſellige Geſellſchaft, die Sie mir da vorſchlagen."

„Die Geſellſchaft, mein Kind, iſt ein Wald, wo Jeder bewaffnet ſpazieren geht: die Waffe des Einen iſt ſein Geiſt; die Waffe des Andern ſein Vermögen. Wehe dem, der der Art, wie die Polizei gemacht iſt, vertraut und nicht ſeine Vorſichtsmaßregeln nimmt! Das Spiel des Lebens, mein lieber Petrus, iſt wie das Piquet: Einige ſpielen es ehrlich, und richten ſich dabei zu Grunde; viele Andere filiren die Karte, und bereichern ſich dabei."

„Mein lieber Oheim, es gibt indeſſen Menſchen, die ſich bereichern, ohne ſolche Manoeuvres anzuwenden."

„Ja: man muß den Theil des Zufalls machen, der ſich manchmal täuſcht und bei einem ehrlichen Manne

eintritt, im Glauben, er trete bei einem Spitzbuben ein; es gibt Thüren, die sich gleichen."

„Ist die Gesellschaft so, wie Sie sagen, mein Oheim, so wäre es besser, man würde Alles verlassen und Kohl und Rüben pflanzen."

„Das ist es; und in der Hoffnung leben, sie zu essen, nicht wahr? Nun, das ist abermals eine Illusion, die Dir entschlüpfen wird: Du wirst sie weich zu essen glauben, sie werden hart sein."

„Oh! wie mußten Sie leiden, um dahin zu gelangen, mein lieber Oheim!"

„Nein . . . nur, sterbe ich vor Hunger!" sprach der General.

„Herr General, es ist aufgetragen," meldete Franz, indem er die Thüre mit einem so heiteren Gesichte öffnete, als es ein österreichischer Corporal, der weder Borten, noch Kreuz trägt, haben kann.

„Komm geschwinde!" sagte der General, während er seinen Arm um den seines Neffen schlang; „wir werden unser Gespräch bei Tische wieder aufnehmen, und ich schaue dann vielleicht die Welt unter einem andern Lichte an . . . Alle Teufel! ich begreife diejenigen, welche die Revolutionen unter dem Vorwande machen, sie haben Hunger!"

LXXXVII.

Wie der Oheim und der Neffe im Speisezimmer das im Salon angefangene Gespräch fortsetzen.

Der Oheim und der Neffe traten Arm in Arm ins Speisezimmer ein; der General lastete auf dem Arme von Petrus mit dem Gewichte eines Mannes,

der sich nicht mehr selbst unterstützt. Er setzte sich in seinen Lehnstuhl, an seinem gewöhnlichen Platze, und winkte seinem Neffen, sich ihm gegenüber zu setzen.

Der General fing damit an, daß er stillschweigend zwei Teller voll von einer Krebssuppe verschluckte, welche hinreichend bewies, daß der Koch selbst ein großer Künstler war; alsdann schenkte er sich ein Glas Madeira ein, das er langsam schlürfte, füllte ein zweites Glas, reichte die Flasche seinem Neffen und forderte ihn auf, ein Gleiches zu thun.

Petrus schenkte sich ein Glas Madeira ein und leerte es mit einer Gleichgültigkeit, welche sichtbar seinen Oheim empörte, der bei den Dingen der Tafel gewöhnlich mit der ernstesten und religiösesten Aufmerksamkeit zu Werke ging.

„Franz," sagte der General, „gib Herrn Petrus eine Flasche Marsala: er wird keinen Unterschied darin gegen den ächten Madeira finden."

Das war seine Art, Petrus von seiner Trinkerwürde zu degradiren, wie er Franz von seiner Corporalswürde degradirt hatte.

Petrus nahm die Katastrophe mit einer tiefen Resignation hin.

Der General ging beinahe vom Zorne zur Verachtung über.

Er versuchte indessen eine zweite Probe. Man hatte ihm eine Flasche Haut-Laffitte gerade recht lau gemacht vorgesetzt; er schenkte sich ein Glas voll davon ein, wie er es beim Madeira gethan hatte, verkostete den Wein als ein Mann, der seine hohen Eigenschaften zu schätzen weiß, ließ seine Zunge schnalzen und sagte zu seinem Neffen:

„Reiche Dein Glas."

Mit seinen Gedanken beschäftigt, reichte Petrus sein Glas für gewöhnlichen Wein.

„Das andere!" rief der General; „das Mousseline-Glas, Unglücklicher!"

Petrus reichte das Mouſſeline-Glas, das durch die Feinheit ſeiner Form und die Durchſichtigkeit ſeines Kriſtalls ſeinen Namen eher zweimal als einmal verdiente.

Als das Glas gefüllt war, ſtellte er es zu ſeinem Teller.

„Ei! ſo trinke doch ſogleich!“ ſagte der General.

Es fiel Petrus nicht ein, die Ermahnung ſeines Oheims habe zum Zwecke, es zu verhindern, daß der Wein kalt werde oder ſein Aroma verliere; er glaubte nur, es beunruhige ſeinen Oheim, daß er ihn ohne zu trinken von ein paar Gerichten habe eſſen ſehen: — er erniedrigte eine gaſtronomiſche Ermahnung zur einfachen Höhe einer Maßregel der Hygiene!

Seinem Oheim gehorchend und fühlend, daß wirklich der ſpaniſche Pfeffer, mit dem der Karick à l'indienne, von welchem er gekoſtet, gewürzt war, eine gewiſſe Flamme in der Kehle zurückgelaſſen hatte, goß er ſeinen Wein vom kleinen Glaſe in das große über, füllte das große Glas mit friſchem Waſſer und leerte es auf einen einzigen Zug.

„Ha! Schurke!“ rief der General.

„Was denn?“ fragte Petrus beinahe erſchrocken.

„Ei! wenn Dein Corſar von einem Vater nicht beſtändig ſeine Fahrten im Canal gemacht hätte, ich würde glauben, er habe vom Cap Conſtantia-Wein oder vom Schwarzen Meere eine Beilaſt Tokayer Wein zurückgebracht, und Du ſeiſt am Nutſchkännchen mit Nectar genährt worden.“

„Warum denn dies?“

„Wie, Unglücklicher! ich ſchenke Dir ein Glas Haut-Laffitte ein, von demſelben, der in den Tuilerien im Jahre 1812, einem Kometenjahre, eingekellert worden iſt, und der gerade recht lau gemacht gar keinen Preis hat, und Du trinkſt dieſen Wein mit Waſſer!.. Franz, ſuche Dir Suresnes-Wein zu verſchaffen und ſtille damit meinem Neffen den Durſt.“

Und mit tiefer Melancholie fügte er bei:

„Franz, behalte wohl, was ich Dir sagen werde: der Mensch trinkt, das Thier säuft.“

„Entschuldigen Sie, mein Oheim, ich war sehr zerstreut,“ sprach Petrus.

„Es ist höchst artig, was Du mir da sagst.“

„Es ist mehr als artig, mein Oheim: es ist galant. Ich war zerstreut, weil ich an unser Gespräch von vorhin dachte.“

„Schmeichler!“ rief der General.

„Nein, bei meinem Ehrenworte, mein Oheim! . . Sie sagten also?“

„Ich weiß nicht mehr, was ich sagte; nur ist es, da ich bedeutend Hunger hatte, wahrscheinlich, daß ich Albernheiten sagte.“

„Sie sagten mir, ich habe Unrecht, daß ich die Welt meide.“

„Ah! ja . . . weil, Du begreifst das wohl, mein liebes Kind, das Individuum immer der Welt, das heißt, der Generalität bedarf, während die Generalität, das heißt die Welt, nie des Individuums bedarf.“

„Mein Oheim, das ist eine unbestreitbare Wahrheit.“

„Ah! das wäre kein Grund: nur die unbestrittenen Wahrheiten sind mit aller Heftigkeit bestritten worden; hievon zeugen Columbus, dem man die Existenz von Amerika bestritten hat; Galilei, dem man die Bewegung der Erde bestritten hat; Hervey, dem man die Circulation des Blutes bestritten hat; Jenner, dem man die Wirksamkeit der Kuhpockenimpfung bestritten hat, und Fulton, dem man die Kraft des Dampfes bestritten hat.“

„Sie sind wunderbar!“ sagte Petrus mit einer gewissen Bewunderung für den Schwung dieses geistreichen Greises.

„Ich danke, mein Neffe! . . Nun wohl, ich sagte Dir also, oder ich sagte Dir nicht, — das macht nichts, da ich es Dir jetzt sage, — ich habe Dich bei Frau

Lydie von Marande, einer der jüngsten, der schönsten und der einflußreichsten Frauen unserer Zeit vorgestellt; Du bist natürlich am Tage Deiner Vorstellung dort gewesen; in der folgenden Woche hast Du Deine Karte abgegeben, und Du bist nicht mehr dahin gekommen. Sie empfängt die beste Gesellschaft . . ."

„Oh! mein Oheim, sagen Sie die schlechteste: sie empfängt Jedermann; man sollte glauben, es sei ein Ministersalon."

„Mein lieber Neffe, ich habe von Dir ziemlich lange mit Frau von Marande gesprochen; sie hat Dich angenehm von Gesicht gefunden, doch sie liebt Deine Tournure nicht."

„Soll ich Ihnen eine Idee vom Geschmacke der Frau von Marande geben?"

„Gib."

„Ihr Mann hatte die Locusta von Sigalon, ein Meisterwerk, gekauft: sie hatte keine Ruhe, bis das Bild dem Künstler zurückgegeben war, unter dem Vorwande, das sei kein Gegenstand, der angenehm anzuschauen."

„Er war in der That nicht sehr angenehm."

„Als ob die Bartholomäusnacht von Espagnolet*) etwas Ergötzliches wäre."

„Ich möchte die Bartholomäusnacht von Espagnolet auch nicht in meinem Speisezimmer haben."

„Ei! mein Oheim, suchen Sie dieselbe zu bekommen: Sie werden sie mir schenken."

„Ich will mich bemühen unter der Bedingung, daß Du zu Frau von Marande zurückkehrst."

„Ich fing an sie zu lieben, mein Oheim; Sie werden machen, daß ich sie hasse."

„Warum dies?"

„Eine Frau, die einen Künstler empfängt und an ihm nichts Anderes sieht, als ein angenehmes Gesicht und eine schlechte Tournure."

*) Ribeira, genannt Spagnoletto oder Espagnolet, malte vorzugsweise gräßliche Gegenstände.

„Ei! was Teufels soll sie denn sehen? Was ist Frau von Marande? Eine Frau in der Gewalt ihres Mannes und im Unvermögen der Reue. Beschäftigt sie sich mit der Kunst? Sie sieht einen jungen Mann: sie schaut ihn an; siehst Du ein Pferd, so schaust Du es auch an."

„Ja; doch so schön es sein mag, ein Fries von Phidias ist mir lieber."

„Und wenn Du eine schöne junge Frau siehst, ist Dir ein Fries von Phidias auch lieber?"

„Bei meiner Treue, Oheim . . ."

„Vollende nicht oder ich verleugne Dich als meinen Neffen! Frau von Marande hat Recht, und Du hast Unrecht; es ist an Dir ein wenig zu viel vom Künstler und nicht genug vom Weltmanne! Dein Gang ist eine Art von Gehenlassen, das man einem Studenten verzeihen kann, während es einem Manne von Deinem Alter und Deinem Namen nicht steht."

„Sie vergessen, mein Oheim, daß ich mich nach dem Namen meines Vaters nenne, und nicht nach dem Ihrigen, und daß man, wenn man streng bei der Tournure eines Abkömmlings von Josselin III. sein darf, doch nachsichtig bei den Fehlern des Sohnes von einem Seeräuber sein muß, wie Sie meinen Vater betiteln. Ich heiße Petrus Herbel, mein Oheim, und nicht Vicomte Herbel von Courtenay."

„Alles dies ist kein Grund, mein Neffe. Es liegt viel vom Charakter des Menschen in seinem Gange, in seiner Art, sich zu halten, den Kopf zu tragen, die Arme zu bewegen; ein Minister geht anders als seine Angestellten, ein Cardinal anders als ein Abbé, ein Siegelbewahrer anders als ein Notar. Möchtest Du gehen wie ein Huissier oder wie ein Handelsaufseher? Höre, zum Beispiel: Deine Kleider sind auf eine erbärmliche Art gemacht; Dein Schneider ist nur ein Esel."

„Es ist der Ihre, mein Oheim."

„Ah! eine ſchöne Antwort. Gäbe ich Dir meinen Koch, wie ich Dir meinen Schneider gegeben habe, ſo wäre mein Koch nach Verlauf von ſechs Wochen ein Droguiſt! Laß Herrn Smith kommen . . .“

„Ich werde mich wohl hüten; er kommt oft genug von ſelbſt, ohne daß ich ihn kommen laſſe!“

„Gut! wir haben Schulden bei unſerem Schneider?“

„Soll ich ihm ſagen, er möge zu Ihnen gehen, wenn er zu mir kommt?“

„Bei meiner Treue! ich bin verſucht, dies thun zu laſſen.“

„Ah! mein Oheim, welch eine ſchöne Verſuchung haben Sie da!“

„Wir werden das ſogleich ſehen . . . Ich ſagte Dir alſo, Du ſollſt Deinen Schneider rufen laſſen und ihn fragen: „„Wer macht die Kleider meines Oheims?““ Antwortet er Dir: „„Ich!““ dann iſt Herr Smith ein eitler Geck; das iſt, als ob mein Koch mir ſagen würde, er beſorge meine Küche! Was meine Kleider macht, mein Lieber, das iſt meine Art, ſie zu tragen. Ahme mir nach, Petrus, mir, der ich achtundſechzig Jahre alt bin: gib den Werth der Eleganz dem, was Du trägſt, und Du wirſt ein reizender Cavalier ſein, magſt Du Dich nun Herbel oder Courtenay nennen!“

„Welche Coquetterie für mich, mein Oheim!“

„Es iſt ſo; was willſt Du?“

„In welcher Hinſicht beſchäftigen Sie ſich aber mit meinen Kleidern? Sollten Sie zufällig die Abſicht haben, aus mir einen Dandy zu machen?“

„Du geräthſt immer in die Extreme. Ich will keinen Dandy aus Dir machen; ich will einen eleganten Mann aus Dir machen, mein Neffe. Bedenke doch, wenn die Leute, die uns kennen, Dich vorbeigehen ſehen, ſagen ſie zu denen, die uns nicht kennen: „„Sehen Sie dieſen jungen Mann?““ „„Ja.““ „„Nun

wohl, er hat einen Oheim, der fünfzigtausend Livres Rente schwer ist.""

„Oh! mein Oheim, wer sagt das?"

„Alle Mütter, welche Töchter zu verheirathen haben, mein Herr."

„Gut! und ich hörte Sie ernsthaft an! Ah! mein Oheim, Sie sind nur ein Egoist!"

„Warum dies?"

„Ich sehe Sie kommen: Sie wollen sich meiner entledigen; Sie wollen mich verheirathen."

„Nun, und wenn dies so wäre?"

„So würde ich Ihnen wiederholen, was ich Ihnen schon hundertmal seit einem Jahre gesagt habe: nein, mein Oheim."

„Ei! mein Gott! Du wirst hundertmal, tausendmal, zehntausendmal nein sagen, und an einem schönen Tage sagst Du ja."

Petrus lächelte.

„Das ist wahr; doch lassen Sie mir Gerechtigkeit widerfahren und gestehen Sie, daß ich bis jetzt nein gesagt habe."

„Höre, Du bist ein Räuber wie Dein Vater! Ich errathe Dich: Du hast die Absicht, eines Tags, wenn Du Deine Schöne finden wirst, meinen Secretär zu erbrechen. Sprich, warum diese Halsstarrigkeit, Junggeselle zu bleiben? Du wirst am Ende machen, daß ich die Geduld verliere!"

„Ei! Sie sind wohl auch Junggeselle geblieben!"

„Weil ich mich auf Deinen Vater und auf Dich für die Fortpflanzung des Geschlechtes der Courtenay verließ. Wie! ich gebe mir Mühe, Dir eine Frau zu suchen; ich finde ein Mädchen voll Geist, das Dir beide Hände reicht, das Dir fünfmal hunderttausend Franken in jeder Hand bringt, und Du schlägst diese schätzenswerthe Person aus! Auf wen rechnest Du denn? Auf die Königin von Saba?"

„Was wollen Sie, mein Oheim? Das Mädchen war häßlich; ich, ich bin Maler, Sie begreifen?“

„Nein, ich begreife nicht.“

„Die Form vor Allem!“

„Du willst also ganz entschieden diese Million nicht heirathen?“

„Nein, mein Oheim.“

„Wohl, es sei; ich werde Dir eine andere suchen.“

„Ach! mein Oheim, ich weiß wohl, daß Sie sie finden werden; lassen Sie mich Ihnen aber sagen: es ist nicht die Braut, die ich nicht liebe, sondern die Heirath.“

„Ah! Du bist also ein Ruchloser wie Dein Vater? Du achtest also nicht darauf, daß Du kalt Deinem Oheim nach dem Leben trachtest? Wie, ich werde in diesen Schlund, den man einen Neffen nennt, die Frucht einer sechzigjährigen Erfahrung geworfen haben, ich werde ihn wie meinen eigenen Sohn geliebt haben, ich werde mich für ihn, wie ich es so eben gethan, mit einer Freundin, — ich irre mich, — mit einer Feindin von vierzig Jahren entzweit haben, und der Bursche wird mir nicht ein Mal in seinem Leben angenehm sein! Ich habe nie etwas Anderes von ihm verlangt, als daß er heirathe, und er weigert sich! Du bist also nur ein Bandit! Ich will, daß Du heirathest; ich habe es mir in den Kopf gesetzt, und Du wirst heirathen, oder Du wirst sagen, warum nicht.“

„Ich habe es ihnen ja gesagt, mein Oheim.“

„Höre, wenn Du nicht heirathest, so verleugne ich Dich! ich sehe in Dir nur noch einen Erben, das heißt einen gegen meine fünfzigtausend Livres Rente bewaffneten Feind; und ich heirathe selbst als Sicherheitsmaßregel: ich heirathe Deine Million.“

„Sie haben mir so eben gestanden, das Mädchen sei häßlich, mein Oheim.“

„Ist sie aber einmal meine Frau, so werde ich es nicht mehr gestehen.“

„Und warum?“

„Weil man nie bei den Andern einen Widerwillen gegen das erregen muß, was uns nicht anſteht. Höre, Petrus, ſei ein guter Junge; heirathe Du nicht um Deinetwillen, ſo heirathe Deinem Oheim zu Liebe.“

„Sie verlangen von mir gerade das Einzige, was ich nicht für Sie thun kann.“

„So gib mir doch wenigſtens einen gültigen Grund an, tauſend Millionen Donnerwetter!“

„Mein Oheim, ich will mein Vermögen nicht von einer Frau haben.“

„Und aus welchem Grunde?“

„Mir ſcheint, es liegt etwas Schmähliches in dieſer Berechnung.“

„Nicht ſchlecht für den Sohn eines Piraten. Nun wohl, ich ſteure Dich aus.“

„Oh! mein Oheim . . .“

„Ich gebe Dir hunderttauſend Franken.“

„Ich bin als Junggeſelle reicher ohne Ihre hunderttauſend Franken, als ich verheirathet mit fünftauſend Livres Rente mehr wäre.“

„Ich gebe Dir zweimal hunderttauſend, ich gebe Dir dreimal hunderttauſend, ich gebe Dir die Hälfte meines Vermögens, wenn es ſein muß; was Teufels! ich bin nicht umſonſt Bretagner!“

Petrus nahm die Hand ſeines Oheims und küßte ſie zärtlich.

„Du küſſeſt mir die Hand, was bedeutet: „„Gehen Sie zum Henker, mein Oheim, und je weiter Sie gehen werden, deſto mehr werden Sie mir Vergnügen machen!““

„Oh! mein Oheim!“

„Ah! ich habe es!“ rief der General, indem er ſich vor die Stirne ſchlug.

„Ich glaube nicht,“ erwiederte Petrus lächelnd.

„Du haſt eine Geliebte, Unglücklicher!“

„Sie irren ſich, mein Oheim.“

„Du haſt eine Geliebte, ſage ich Dir! Das iſt klar wie der Tag.“

„Ich ſchwöre Ihnen, nein.“

„Ich ſehe ſie von hier aus: ſie iſt vierzig Jahre alt; ſie hält Dich in ihren Klauen; Ihr habt Euch geſchworen, einander ewig zu lieben, Ihr glaubt Euch allein in der Welt, und Ihr bildet Euch ein, die Dinge werden ſo fortdauern, bis zu dem Tage, wo die Trompete des jüngſten Gerichtes ertönt.“

„Warum vierzig Jahre?“ fragte Petrus lachend.

„Weil man nur mit vierzig Jahren an die Ewigkeit der Liebe glaubt... Lache nicht: das iſt Dein nagender Wurm, ich bin deſſen, was ich ſage, ſicher. In dieſem Falle, mein Freund,“ fügte der General mit einem tiefen Mitleiden bei, „in dieſem Falle tadle ich Dich nicht mehr, ich beklage Dich, und es bleibt Dir nichts übrig, als ruhig den Tod Deiner Infantin abzuwarten.“

„Nun wohl, mein Oheim . . .“

„Was?“

„Da Sie ſo gut ſind . . .“

„Du verlangſt von mir meine Einwilligung, um Deine Großmutter zu heirathen, Unglücklicher?“

„Nein, ſeien Sie unbeſorgt.“

„Du willſt mich inſtändig bitten, die Kinder, die Du gehabt haſt, anzuerkennen!“

„Mein Oheim, beruhigen Sie ſich, ich habe nicht das Glück, Vater zu ſein.“

„Iſt man deſſen je ſicher? In dem Augenblicke, wo Du eintratſt, wollte mich die Marquiſe de la Tournelle überreden . . .“

„Was?“

„Nichts . . . Fahre fort; ich bin auf Alles gefaßt; nur, wenn die Sache zu ernſt iſt, verſchiebe ſie auf morgen, um meine Verdauung nicht zu ſtören.“

„Sie können das, was ich Ihnen ſagen will, ohne Gemüthsbewegung hören.“

„Sprich also. — Ein Glas Alicante, Franz; ich will in der bestmöglichsten Stimmung anhören, was mein Neffe mir zu sagen hat . . . So, es ist gut! . . Nun vorwärts, Petrus," fügte der General bei, während er an den Flammen des Candelabers den in seinem Glase enthaltenen Rubin blinken ließ. „Deine Geliebte? . . ."

„Ich habe keine Geliebte, mein Oheim."

„Ei! was hast Du denn?"

„Ich hege seit sechs Monaten für eine Person, die es in jeder Hinsicht verdient, eine von den Leidenschaften, sehen Sie . . ."

„Nein, ich sehe nicht," sagte der General.

„Welche wahrscheinlich kein Resultat haben wird."

„Dann ist also Deine Leidenschaft verlorene Zeit."

„Nein, eben so wenig, als die Leidenschaft von Dante für Beatrice, von Petrarca für Laura, von Tasso für Eleonore verlorene Zeit gewesen ist."

„Das heißt, Du wolltest nicht eine Frau heirathen und ihr Dein Vermögen verdanken, während Du eine Geliebte haben willst und Dir Deinen Ruf verdanken. Ist das Logik, was Du da machst, Petrus?"

„Das ist äußerst logisch, mein Oheim."

„Und welches Meisterwerk verdankst Du schon Deiner Beatrice, Deiner Laura, Deiner Eleonore?"

„Erinnern Sie sich meines Bildes: der Kreuzritter?"

„Es ist Dein bestes, besonders seitdem Du es überarbeitet hast."

„Das Gesicht des Mädchens, das an der Quelle Wasser schöpft, schien Sie vollkommen zu befriedigen."

„Es ist wahr, es hat mir außerordentlich gefallen."

„Sie haben mich gefragt, wo ich mein Modell genommen."

„Und Du antwortetest mir, Du habest es aus Deiner Einbildungskraft genommen; was mir, beiläufig gesagt, ziemlich dünkelhaft geschienen hat."

„Nun denn, ich habe Sie schändlich getäuscht, duckmäuserisch getäuscht, mein lieber Oheim.“

„Halunke!“

„Mein Modell war sie!“

„Sie, wer sie?“

„Sie wollen, daß ich Ihnen ihren Namen sage?“

„Ob ich das will? ich glaube wohl!“

„Bemerken Sie wohl, daß ich weder die Hoffnung habe, je ihr Gatte zu werden, noch die Prätension, je ihr Geliebter zu sein.“

„Ein Grund mehr, sie zu nennen: nach einem solchen Eingange ist es keine Indiscretion.“

„Es ist Fräulein . . .“

Petrus hielt ganz zitternd inne; es schien ihm, er begehe ein Verbrechen.

„Es ist Fräulein?“ wiederholte der General.

„Fräulein Regina.“

„Von Lamothe-Houdan?“

„Ja, mein Oheim.“

„Ah!“ rief der General, indem er sich heftig rückwärts warf, „ah! bravo, mein Neffe! Hätten wir den Tisch nicht zwischen uns, ich fiele Dir um den Hals und würde Dich umarmen!“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich sage, daß es einen Gott für die redlichen Leute gibt!“

„Ich begreife nicht . . .“

„Ich sage, Du wirst mein Rodrigo, mein Rächer sein.“

„Ich bitte, erklären Sie sich.“

„Mein Freund, fordere von mir Alles, was Du willst: Du hast mir das größte Vergnügen gemacht, das ich in meinem Leben empfunden habe.“

„Oh! mein Oheim, glauben Sie mir, ich bin hierüber vor Freude außer mir! Ich kann also fortfahren?“

„Nein, nicht hier, mein Kind: ich bin ein Philo-

ſoph aus der Schule Epicurs, ein Sohn der weichlichen Stadt, die man Sybaris nennt; die Friſche Deiner Erzählung würde ſchlecht mit dem Geruche der Schöpſenkeule und des Sauerkrauts harmoniren. Geben wir in den Salon. — Franz, vortrefflichen Kaffee, mein Junge! die feinſten, die wohlriechendſten Liqueurs! Franz, Du kannſt Dein Kreuz wieder anheften, Deine Borten wieder annähen: ich verzeihe Dir zu Gunſten meines Neffen . . . Komm, Petrus, theures Kind meines Herzens! Du ſagſt alſo, Du liebeſt Fräulein von Lamothe-Houdan?"

Und ſo ſprechend ſchlang der General ſeinen Arm um den Hals von Petrus mit eben ſo viel Anmuth und Eleganz, und, wir möchten beinahe ſagen, Jugend, als dies Pollux um den Hals von Caſtor bei der ſo ſchönen antiken Gruppe, dem Meiſterwerke eines unbekannten Meiſters, thut.

Und Beide gingen an Franz vorüber, der ſie, die linke Hand an der Naht ſeiner Hoſe, die rechte an ſeiner Stirne, das Geſicht ſtrahlend vor Freude und Stolz, anſchaute und dabei murmelte:

„Oh! mein General! mein General!"

LXXXVIII.

Während des Kaffees.

Der General war, wie er es ſelbſt geſagt hatte, wirklich ein Philoſoph aus der Schule Epicurs, ein Bürger der wolluſtigen Sybaris; er hätte können beifügen, ein Nebenbuhler von Brillat-Savarin und von Grimod de la Reyniere.

Alles bezeichnete bei ihm in den geringsten Einzelheiten ein tiefes Studium des Comfortablen und des Auserlesenen. Wie er glaubte, er dürfe den Bordeaux Haut-Laffitte nur aus den Mousseline-Gläsern trinken, wo sich die Durchsichtigkeit mit der Feinheit des Krystalls verbindet, um die Augen und die Lippen nichts von der Farbe und dem Dufte des Weines verlieren zu lassen, eben so hätte er seinen Kaffee aus keinem anderen Gefäße als aus einer Tasse von chinesischem Porzellan oder altem Sèvres zu sich genommen.

Der Kaffee wartete also rauchend und duftend in einer Kaffeekanne von Vermeil und in Gesellschaft einer Zuckerdose von demselben Metalle, von zwei feinen Tassen mit goldenen Blumen und zwei Carafons mit verschiedenen Liqueurs.

„Ah!" sagte der General, indem er seinen Neffen in ein Fauteuil schob, „setzen wir uns, Du hier, ich dort, und trinken wir unsern Kaffee als Philosophen, welche zu schätzen wissen, was es an Zeit, an Ereignissen, an Menschen von Genie, an großen Königen, an glühenden Sonnen gebraucht hat, um diese zwei schmackhaften Substanzen, eingeheimst bei den zwei Antipoden der Welt, die man Martinique und Mokka nennt, zu bereiten!"

Petrus war aber in einer ganz anderen Ideenordnung.

„Mein guter Oheim," erwiederte er, „glauben Sie, in einem andern Momente würde ich wie Sie, obschon weniger gelehrt und weniger philosophisch, das ganze Aroma dieses göttlichen Trankes schätzen; doch zu dieser Stunde, Sie müssen das begreifen, sind alle meine physischen und moralischen Fähigkeiten bei der Frage concentrirt, die ich an Sie wiederholen will: was kann bei meiner Liebe für Fräulein von Lamothe-Houdan sein, was Sie so freudig macht?"

„Ich werde Dir das sogleich erklären, wenn ich meinen Kaffee getrunken habe. Du weißt, was ich

Dir, ehe wir uns zu Tiſche ſetzten, hinſichtlich des Einfluſſes ſagte, den ein gutes Mahl auf die Art, wie man die Dinge betrachtet, haben kann?"

„Ja."

„Wohl, mein Freund, nun, da ich geſpeiſt habe, ſehe ich Alles roſa, und ich mache Dir mein aufrichtiges Compliment. Laß mich meinen Kaffee trinken, und dann werde ich Dir ſagen, warum ich Dir mein Compliment mache."

„Sie finden Sie alſo ſchön?" fragte Petrus, der ſich dem ſanften Abhange überließ, welchen, ohne es wahrzunehmen, die Verliebten von ihrer Liebe ſprechend hinabſteigen.

„Ob ich ſie ſchön finde! beim Teufel! ich müßte ſehr häkelig ſein, mein Lieber . . . Wetter! das iſt ganz einfach eine der reizendſten Frauen von Paris, und wenn ich mich ihres Geſichtes recht erinnere, ſo gleicht ſie jener Nymphe von Ovid . . ."

„Nein, nein! ſie gleicht Niemand, mein Oheim! erniedrigen Sie ihr himmliſches Geſicht nicht dadurch, daß Sie es ſelbſt mit einer Halbgöttin vergleichen!"

„Oh! oh! mein Kind, Du biſt ſehr verliebt; deſto beſſer! deſto beſſer! Ich ſehe ſo gern die Jugend und die Stärke in der moraliſchen Uebung der mächtigen Fähigkeit, die man die Liebe nennt. Wohl! es ſei: ſie gleicht nicht einer Nymphe von Ovid, es iſt eine Heldin des modernen Romans in der vollen Bedeutung des Worts."

„Oh! mein Oheim, ganz im Gegentheile! und was mich bei Regina beſonders entzückt, bezaubert, iſt, daß ſie ſich in keiner Beziehung nach dem, was ſie geſehen oder geleſen hat, formt."

„Wie! Spitzbube! Du erlaubſt Dir, eine Frau ohne Wiſſen Deines Oheims zu lieben, und Du willſt ihm nicht einmal geſtatten, daß er ſucht, wem ſie gleicht?"

„Ich hatte ſehr Recht, daß ich discret gegen Sie

war, mein lieber Oheim: ich war ſicher, ausgeſcholten zu werden."

„Sage beneidet, glücklicher Spitzbube! Nur dieſe Seeräuberſöhne haben ein ſolches Glück! Wir ſtellen alſo vor Allem die Thatſache auf: Du biſt verliebt, ſehr verliebt."

„Ich bitte Sie, mein lieber Oheim, nennen Sie nicht Liebe das Gefühl, das ich für Regina habe."

„Ah! . . . Wie ſoll ich es denn nennen? Laß hören."

„Ich weiß es nicht; doch die Liebe, iſt das nicht der Name, mit dem die gemeinſten Menſchen ihre materiellen Inſtincte, ihre brutalen Fantaſien benennen? Glauben Sie, ich hege für dieſes bezaubernde Geſchöpf daſſelbe Gefühl, das Ihr Portier für ſein Weib hat?"

„Bravo, Petrus! Immer zu, mein Kind! . . . Ich vermöchte Dir nicht zu ſagen, in welchem Grade Du mich erfreuſt . . . Es iſt alſo nicht Liebe, was Du für Regina empfindeſt? Nun, ſo erkläre mir, was es iſt. Ich, ein plumper Materialiſt, ein Mann des andern Jahrhunderts, glaubte bis jetzt, die Liebe ſei die materielle und geiſtige Combination deſſen, was es Reinſtes im Menſchen gibt, wie dieſer Kaffee das iſt, was es Feinſtes in der Pflanze gibt, welche auf der Erde wächſt, und unter der Sonne, die am Himmel glänzt. Ich täuſchte mich; deſto beſſer! Es gibt ein anderes Gefühl, das himmliſcher, ätheriſcher, glühender iſt, als dieſes. Ich verlange mit ihm Bekanntſchaft zu machen und bin in Verzweiflung, daß ich ſo lange gewartet habe, um mich ihm vorſtellen zu laſſen."

„Sie ſpotten über mich, mein Oheim!"

„Ob! Gott behüte mich!"

„Bei meinem Ehrenworte, ich ſage Ihnen die Wahrheit. Was ich für Regina empfinde, iſt ein Gefühl, das keinen Namen in der Sprache hat, — neu, ſanft, friſch, mild, erhaben wie ſie, das vor ihr nicht

„Und warum?“

„Weil man nie bei den Andern einen Widerwillen gegen das erregen muß, was uns nicht anſteht. Höre, Petrus, ſei ein guter Junge; heirathest Du nicht um Deinetwillen, ſo heirathe Deinem Oheim zu Liebe.“

„Sie verlangen von mir gerade das Einzige, was ich nicht für Sie thun kann.“

„So gib mir doch wenigſtens einen gültigen Grund an, tauſend Millionen Donnerwetter!“

„Mein Oheim, ich will mein Vermögen nicht von einer Frau haben.“

„Und aus welchem Grunde?“

„Mir ſcheint, es liegt etwas Schmähliches in dieſer Berechnung.“

„Nicht ſchlecht für den Sohn eines Piraten. Nun wohl, ich ſteure Dich aus.“

„Oh! mein Oheim . . .“

„Ich gebe Dir hunderttauſend Franken.“

„Ich bin als Junggeſelle reicher ohne Ihre hunderttauſend Franken, als ich verheirathet mit fünftauſend Livres Rente mehr wäre.“

„Ich gebe Dir zweimal hunderttauſend, ich gebe Dir dreimal hunderttauſend, ich gebe Dir die Hälfte meines Vermögens, wenn es ſein muß; was Teufels! ich bin nicht umſonſt Bretagner!“

Petrus nahm die Hand ſeines Oheims und küßte ſie zärtlich.

„Du küſſeſt mir die Hand, was bedeutet: „„Gehen Sie zum Henker, mein Oheim, und je weiter Sie gehen werden, deſto mehr werden Sie mir Vergnügen machen!““

„Oh! mein Oheim!“

„Ah! ich habe es!“ rief der General, indem er ſich vor die Stirne ſchlug.

„Ich glaube nicht,“ erwiederte Petrus lächelnd.

„Du haſt eine Geliebte, Unglücklicher!“

„Sie irren ſich, mein Oheim.“

„Du haſt eine Geliebte, ſage ich Dir! Das iſt klar wie der Tag.“

„Ich ſchwöre Ihnen, nein.“

„Ich ſehe ſie von hier aus: ſie iſt vierzig Jahre alt; ſie hält Dich in ihren Klauen; Ihr habt Euch geſchworen, einander ewig zu lieben, Ihr glaubt Euch allein in der Welt, und Ihr bildet Euch ein, die Dinge werden ſo fortdauern, bis zu dem Tage, wo die Trompete des jüngſten Gerichtes ertönt.“

„Warum vierzig Jahre?“ fragte Petrus lachend.

„Weil man nur mit vierzig Jahren an die Ewigkeit der Liebe glaubt... Lache nicht: das iſt Dein nagender Wurm, ich bin deſſen, was ich ſage, ſicher. In dieſem Falle, mein Freund,“ fügte der General mit einem tiefen Mitleiden bei, „in dieſem Falle tadle ich Dich nicht mehr, ich beklage Dich, und es bleibt Dir nichts übrig, als ruhig den Tod Deiner Infantin abzuwarten.“

„Nun wohl, mein Oheim . . .“

„Was?“

„Da Sie ſo gut ſind . . .“

„Du verlangſt von mir meine Einwilligung, um Deine Großmutter zu heirathen, Unglücklicher?“

„Nein, ſeien Sie unbeſorgt.“

„Du willſt mich inſtändig bitten, die Kinder, die Du gehabt haſt, anzuerkennen!“

„Mein Oheim, beruhigen Sie ſich, ich habe nicht das Glück, Vater zu ſein.“

„Iſt man deſſen je ſicher? In dem Augenblicke, wo Du eintratſt, wollte mich die Marquiſe de la Tournelle überreden . . .“

„Was?“

„Nichts . . . Fahre fort; ich bin auf Alles gefaßt; nur, wenn die Sache zu ernſt iſt, verſchiebe ſie auf morgen, um meine Verdauung nicht zu ſtören.“

„Sie können das, was ich Ihnen ſagen will, ohne Gemüthsbewegung hören.“

„Sprich also. — Ein Glas Alicante, Franz; ich will in der bestmöglichsten Stimmung anhören, was mein Neffe mir zu sagen hat . . . So, es ist gut! .. Nun vorwärts, Petrus," fügte der General bei, während er an den Flammen des Candelabers den in seinem Glase enthaltenen Rubin blinken ließ. „Deine Geliebte? . . ."

„Ich habe keine Geliebte, mein Oheim."

„Ei! was hast Du denn?"

„Ich hege seit sechs Monaten für eine Person, die es in jeder Hinsicht verdient, eine von den Leidenschaften, sehen Sie . . ."

„Nein, ich sehe nicht," sagte der General.

„Welche wahrscheinlich kein Resultat haben wird."

„Dann ist also Deine Leidenschaft verlorene Zeit."

„Nein, eben so wenig, als die Leidenschaft von Dante für Beatrice, von Petrarca für Laura, von Tasso für Eleonore verlorene Zeit gewesen ist."

„Das heißt, Du wolltest nicht eine Frau heirathen und ihr Dein Vermögen verdanken, während Du eine Geliebte haben willst und Dir Deinen Ruf verdanken. Ist das Logik, was Du da machst, Petrus?"

„Das ist äußerst logisch, mein Oheim."

„Und welches Meisterwerk verdankst Du schon Deiner Beatrice, Deiner Laura, Deiner Eleonore?"

„Erinnern Sie sich meines Bildes: der Kreuzritter?"

„Es ist Dein bestes, besonders seitdem Du es überarbeitet hast."

„Das Gesicht des Mädchens, das an der Quelle Wasser schöpft, schien Sie vollkommen zu befriedigen."

„Es ist wahr, es hat mir außerordentlich gefallen."

„Sie haben mich gefragt, wo ich mein Modell genommen."

„Und Du antwortetest mir, Du habest es aus Deiner Einbildungskraft genommen; was mir, beiläufig gesagt, ziemlich dunkelhaft geschienen hat."

„Nun denn, ich habe Sie schändlich getäuscht, duckmäuserisch getäuscht, mein lieber Oheim.“

„Halunke!“

„Mein Modell war sie!“

„Sie, wer sie?“

„Sie wollen, daß ich Ihnen ihren Namen sage?“

„Ob ich das will? ich glaube wohl!“

„Bemerken Sie wohl, daß ich weder die Hoffnung habe, je ihr Gatte zu werden, noch die Prätension, je ihr Geliebter zu sein.“

„Ein Grund mehr, sie zu nennen: nach einem solchen Eingange ist es keine Indiscretion.“

„Es ist Fräulein . . .“

Petrus hielt ganz zitternd inne; es schien ihm, er begehe ein Verbrechen.

„Es ist Fräulein?“ wiederholte der General.

„Fräulein Regina.“

„Von Lamothe-Houdan?“

„Ja, mein Oheim.“

„Ah!“ rief der General, indem er sich heftig rückwärts warf, „ah! bravo, mein Neffe! Hätten wir den Tisch nicht zwischen uns, ich fiele Dir um den Hals und würde Dich umarmen!“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich sage, daß es einen Gott für die redlichen Leute gibt!“

„Ich begreife nicht . . .“

„Ich sage, Du wirst mein Rodrigo, mein Rächer sein.“

„Ich bitte, erklären Sie sich.“

„Mein Freund, fordere von mir Alles, was Du willst: Du hast mir das größte Vergnügen gemacht, das ich in meinem Leben empfunden habe.“

„Oh! mein Oheim, glauben Sie mir, ich bin hierüber vor Freude außer mir! Ich kann also fortfahren?“

„Nein, nicht hier, mein Kind: ich bin ein Philo-

ſoph aus der Schule Epicurs, ein Sohn der weichlichen Stadt, die man Sybaris nennt; die Friſche Deiner Erzählung würde ſchlecht mit dem Geruche der Schöpſenkeule und des Sauerkrauts harmoniren. Gehen wir in den Salon. — Franz, vortrefflichen Kaffee, mein Junge! die feinſten, die wohlriechendſten Liqueurs! Franz, Du kannſt Dein Kreuz wieder anheften, Deine Borten wieder annähen: ich verzeihe Dir zu Gunſten meines Neffen . . . Komm, Petrus, theures Kind meines Herzens! Du ſagſt alſo, Du liebeſt Fräulein von Lamothe-Houdan?"

Und ſo ſprechend ſchlang der General ſeinen Arm um den Hals von Petrus mit eben ſo viel Anmuth und Eleganz, und, wir möchten beinahe ſagen, Jugend, als dies Pollux um den Hals von Caſtor bei der ſo ſchönen antiken Gruppe, dem Meiſterwerke eines unbekannten Meiſters, thut.

Und Beide gingen an Franz vorüber, der ſie, die linke Hand an der Naht ſeiner Hoſe, die rechte an ſeiner Stirne, das Geſicht ſtrahlend vor Freude und Stolz, anſchaute und dabei murmelte:

„Oh! mein General! mein General!"

LXXXVIII.

Während des Kaffees.

Der General war, wie er es ſelbſt geſagt hatte, wirklich ein Philoſoph aus der Schule Epicurs, ein Bürger der wollüſtigen Sybaris; er hätte können beifügen, ein Nebenbuhler von Brillat-Savarin und von Grimod de la Reynière.

Alles bezeichnete bei ihm in den geringsten Einzelheiten ein tiefes Studium des Comfortablen und des Auserlesenen. Wie er glaubte, er dürfe den Bordeaux Haut-Laffitte nur aus den Mousseline-Gläsern trinken, wo sich die Durchsichtigkeit mit der Feinheit des Krystalls verbindet, um die Augen und die Lippen nichts von der Farbe und dem Dufte des Weines verlieren zu lassen, eben so hätte er seinen Kaffee aus keinem anderen Gefäße als aus einer Tasse von chinesischem Porzellan oder altem Sèvres zu sich genommen.

Der Kaffee wartete also rauchend und duftend in einer Kaffeekanne von Vermeil und in Gesellschaft einer Zuckerdose von demselben Metalle, von zwei feinen Tassen mit goldenen Blumen und zwei Carafons mit verschiedenen Liqueurs.

„Ah!" sagte der General, indem er seinen Neffen in ein Fauteuil schob, „setzen wir uns, Du hier, ich dort, und trinken wir unsern Kaffee als Philosophen, welche zu schätzen wissen, was es an Zeit, an Ereignissen, an Menschen von Genie, an großen Königen, an glühenden Sonnen gebraucht hat, um diese zwei schmackhaften Substanzen, eingeheimst bei den zwei Antipoden der Welt, die man Martinique und Mokka nennt, zu bereiten!"

Petrus war aber in einer ganz anderen Ideenordnung.

„Mein guter Oheim," erwiederte er, „glauben Sie, in einem andern Momente würde ich wie Sie, obschon weniger gelehrt und weniger philosophisch, das ganze Aroma dieses göttlichen Trankes schätzen; doch zu dieser Stunde, Sie müssen das begreifen, sind alle meine physischen und moralischen Fähigkeiten bei der Frage concentrirt, die ich an Sie wiederholen will: was kann bei meiner Liebe für Fräulein von Lamothe-Houdan sein, was Sie so freudig macht?"

„Ich werde Dir das sogleich erklären, wenn ich meinen Kaffee getrunken habe. Du weißt, was ich

Dir, ehe wir uns zu Tische setzten, hinsichtlich des Einflusses sagte, den ein gutes Mahl auf die Art, wie man die Dinge betrachtet, haben kann?"

„Ja."

„Wohl, mein Freund, nun, da ich gespeist habe, sehe ich Alles rosa, und ich mache Dir mein aufrichtiges Compliment. Laß mich meinen Kaffee trinken, und dann werde ich Dir sagen, warum ich Dir mein Compliment mache."

„Sie finden Sie also schön?" fragte Petrus, der sich dem sanften Abhange überließ, welchen, ohne es wahrzunehmen, die Verliebten von ihrer Liebe sprechend hinabsteigen.

„Ob ich sie schön finde! beim Teufel! ich müßte sehr häkelig sein, mein Lieber . . . Wetter! das ist ganz einfach eine der reizendsten Frauen von Paris, und wenn ich mich ihres Gesichtes recht erinnere, so gleicht sie jener Nymphe von Ovid . . ."

„Nein, nein! sie gleicht Niemand, mein Oheim! erniedrigen Sie ihr himmlisches Gesicht nicht dadurch, daß Sie es selbst mit einer Halbgöttin vergleichen!"

„Oh! oh! mein Kind, Du bist sehr verliebt; desto besser! desto besser! Ich sehe so gern die Jugend und die Stärke in der moralischen Uebung der mächtigen Fähigkeit, die man die Liebe nennt. Wohl! es sei: sie gleicht nicht einer Nymphe von Ovid, es ist eine Heldin des modernen Romans in der vollen Bedeutung des Worts."

„Oh! mein Oheim, ganz im Gegentheile! und was mich bei Regina besonders entzückt, bezaubert, ist, daß sie sich in keiner Beziehung nach dem, was sie gesehen oder gelesen hat, formt."

„Wie! Spitzbube! Du erlaubst Dir, eine Frau ohne Wissen Deines Oheims zu lieben, und Du willst ihm nicht einmal gestatten, daß er sucht, wem sie gleicht?"

„Ich hatte sehr Recht, daß ich discret gegen Sie

war, mein lieber Oheim: ich war ſicher, ausgeſcholten zu werden."

„Sage beneidet, glücklicher Spitzbube! Nur dieſe Seeräuberſöhne haben ein ſolches Glück! Wir ſtellen alſo vor Allem die Thatſache auf: Du biſt verliebt, ſehr verliebt."

„Ich bitte Sie, mein lieber Oheim, nennen Sie nicht Liebe das Gefühl, das ich für Regina habe."

„Ah! . . . Wie ſoll ich es denn nennen? Laß hören."

„Ich weiß es nicht; doch die Liebe, iſt das nicht der Name, mit dem die gemeinſten Menſchen ihre materiellen Inſtincte, ihre brutalen Fantaſien benennen? Glauben Sie, ich hege für dieſes bezaubernde Geſchöpf daſſelbe Gefühl, das Ihr Portier für ſein Weib hat?"

„Bravo, Petrus! Immer zu, mein Kind! . . . Ich vermöchte Dir nicht zu ſagen, in welchem Grade Du mich erfreuſt . . . Es iſt alſo nicht Liebe, was Du für Regina empfindeſt? Nun, ſo erkläre mir, was es iſt. Ich, ein plumper Materialiſt, ein Mann des andern Jahrhunderts, glaubte bis jetzt, die Liebe ſei die materielle und geiſtige Combination deſſen, was es Reinſtes im Menſchen gibt, wie dieſer Kaffee das iſt, was es Feinſtes in der Pflanze gibt, welche auf der Erde wächſt, und unter der Sonne, die am Himmel glänzt. Ich täuſchte mich; deſto beſſer! Es gibt ein anderes Gefühl, das himmliſcher, ätheriſcher, glühender iſt, als dieſes. Ich verlange mit ihm Bekanntſchaft zu machen und bin in Verzweiflung, daß ich ſo lange gewartet habe, um mich ihm vorſtellen zu laſſen."

„Sie ſpotten über mich, mein Oheim!"

„Oh! Gott behüte mich!"

„Bei meinem Ehrenworte, ich ſage Ihnen die Wahrheit. Was ich für Regina empfinde, iſt ein Gefühl, das keinen Namen in der Sprache hat, — neu, ſanft, friſch, mild, erhaben wie ſie, das vor ihr nicht

bestand, das nur durch sie eingegeben werden kann . . . Oh! mein Oheim, Sie sagen, trotz Ihrer Erfahrung sei Ihnen dieses Gefühl unbekannt: das setzt mich nicht in Erstaunen, denn ich glaube, kein Mensch hat empfunden, was ich empfinde."

„Ich wünsche Dir von ganzem Herzen Glück dazu, theurer Freund," erwiederte der General, indem er die letzten Tropfen seines Kaffees schlürfte, „und ich wiederhole Dir, Du verursachst mir aus verschiedenen Gesichtspunkten eine wirkliche Freude, die erste, die ich Dir verdanke. Nimm also nicht buchstäblich, was ich Dir von der Welt gesagt habe, ehe wir uns zu Tische setzten: das war der Alp eines hohlen Magens. Ah!" fuhr der alte Edelmann fort, während er sich in seinem Fauteuil ausstreckte und ganz selig mit den Augenlidern blinzelte, „ich glaube, ich wage nichts, wenn ich sage, sobald ich diese Prise Spaniol genommen habe, werde ich wahrhaft und völlig glücklich sein."

„Glauben Sie, mein Oheim, ich danke Ihnen von ganzer Seele, daß Sie die Güte haben, einen so lebhaften Antheil an meinem Glücke zu nehmen."

„Du irrst Dich, mein Freund, oder vielmehr, Du bist nicht in meinem Gesichtspunkte."

„Sie hatten die Gewogenheit, mir zu sagen, mein Oheim, Sie seien völlig glücklich."

„Ja; doch es ist nicht Dein Glück allein, was mich so sehr erfreut."

„Was ist es denn, mein Oheim?"

„Es ist der duckmäuserige Gedanke, dieses Glück werde die Pein eines Andern bilden."

Petrus schaute seinen Oheim mit fragenden Augen an.

„Da nun," fuhr der General fort, „da nun dieser Andere mein erbitterter Feind ist, so erfüllt mich Alles, was ihm Unangenehmes begegnen kann, mit Freude. Du siehst, mein Freund, ich nehme von Deinem Glücke nur den Theil, der mir zukommt: hege also keine Dankbarkeit für

mich und setze Deine Erzählung fort, nachdem Du von diesem Rhum gekostet hast'. . . Ich höre . . ."

Immer in sein Fauteuil zurückgelehnt, kreuzte der General seine Hände auf seinem Bauche, ließ seine zwei Daumen sich um einander drehen und horchte wirklich.

„Es ist seltsam, mein Oheim," sagte Petrus, „ich weiß nicht, was Ihr Gedanke ist; doch ich habe etwas wie eine Ahnung, es werde mir ein großes Unglück widerfahren."

„Was Dich erwartet, ist in der That ein Glück oder ein Unglück, je nachdem Du es ansehen wirst; in dem einen oder dem andern Falle kann ich Dir den Schlag nicht beibringen, ohne Dich darauf vorbereitet zu haben; mit andern Worten, ich werde Dir die Wahrheit erst mittheilen, wenn Du Deine Erzählung vollendet hast."

„Ich habe Ihnen aber keine Erzählung zu machen, mein Oheim; ich habe Ihnen Alles gesagt, was ich Ihnen zu sagen hatte."

„Es gibt indessen etwas sehr Wichtiges, was Du unberührt gelassen hast, mein Liebster."

„Was?"

„Du hast mir wohl gesagt, Du liebest, das ist wahr; doch Du hast vergessen, mir zu sagen, ob Du geliebt wirst."

Das Gesicht von Petrus bedeckte sich bei dieser Bemerkung mit einer Röthe, welche nur eine lange und indiscrete Antwort war; da sich aber das Gesicht von Petrus im Schatten befand, so sah der General diese Röthe nicht.

„Was soll ich Ihnen sagen, mein Oheim?"

„Wie, was Du mir sagen sollst? Du sollst mir sagen, ob sie Dich liebt."

„Ich habe sie das nie gefragt."

„Und Du hast wohl daran gethan, mein Junge: dergleichen Dinge fragen sich nicht; sie errathen sich,

sie fühlen sich. Was hast Du nun gefühlt? was hast Du errathen?"

„Ohne sagen zu wollen, das Gefühl, das ich Fräulein von Lamothe-Houdan eingeflößt habe, sei von der Natur desjenigen, welches mich erfüllt," antwortete Petrus mit zitternder Stimme, „glaube ich doch, daß Regina mich mit Vergnügen sieht."

„Verzeih'!" nun bist Du es, der mich nicht recht versteht; ich will also meine Frage genauer stellen. Glaubst Du, zum Beispiel, — die Lage geboten und angenommen, wie sie ist, das heißt in den Bedingungen einer gegenseitigen Sympathie, — Fräulein von Lamothe-Houdan würde, im Falle Du um Ihre Hand bätest, Dich zum Gatten annehmen?"

„Oh! mein Oheim, wir sind nicht so weit!"

„Folgen aber die Tage auf die Tage, die Nächte auf die Nächte mit ihrer gewöhnlichen Regelmäßigkeit, so werdet Ihr eines Tages oder in einer Nacht so weit kommen, mein Kind."

„Mein Oheim . . ."

„Du willst sie nicht heirathen?"

„Aber, mein Oheim . . ."

„Sprechen wir nicht mehr davon, lockerer Geselle!"

„Mein Oheim, ich bitte Sie inständig . . ."

„Sprechen wir also davon!"

„Nun wohl ja, sprechen wir davon; denn Sie haben so eben eine von den Hoffnungen berührt, die ich nicht einmal im Traume zu erschauen wagte."

„Ah! . . . Ich bitte Dich also, mir zu sagen, ob Du, im Falle Du würdest Fräulein von Lamothe-Houdan zur Ehe begehren, auf Deine Seele und Dein Gewissen glaubst, sie würde Dich zum Manne annehmen. Bemerke wohl, daß die Forderung durchaus nicht hoffärtig wäre: obschon Dein unglücklicher Vater ein tiefer Bösewicht ist, stammst Du doch nichtsdestoweniger von den Courtenay ab, mein Junge; unsere Ahnen haben in Constantinopel regiert. Die Josselin hatten

weiße Haare, als den Lamothe-Houdan die Milchzähne noch nicht gewachsen waren; sie kreuzen hinter ihrem Wappen Stäbe von Marschällen von Frankreich, doch wir haben über dem unsern eine geschlossene Krone."

„Nun wohl, mein Oheim, wenn ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen soll . . ."

„Die ganze, mein Junge."

„Oder wenigstens, was ich denke . . ."

„Sage mir, was Du denkst."

„Obschon ich die Zukunft nie hierüber befragt habe, denke ich, wenn mein geringes Erbgut kein Hinderniß wäre, so würde Fräulein von Lamothe-Houdan den Antrag meiner Hand nicht ausschlagen."

„So daß, mein lieber Neffe, wenn ich zufällig, — was nicht wahrscheinlich ist, das muß ich Dir sogleich sagen, — dieses geringe Erbgut mit einem Theile meines Vermögens nach meinem Tode ausstaffiren würde, — und bemerke wohl, daß ich zweitausend Meilen davon entfernt bin, einen solchen Gedanken zu haben, — so daß, wenn ich, um mich genauerer Ausdrücke zu bedienen, Dich aussteuern und als meinen Erben anerkennen würde, wodurch dieses Hinderniß gehoben wäre, Du glaubst, Fräulein von Lamothe-Houdan würde einwilligen, Dich zu heirathen?"

„Nach meinem besten Wissen und Gewissen glaube ich das."

„Nun wohl, mein lieber Neffe, ich wiederhole Dir in Beziehung auf Dich selbst, was ich Dir in Betreff Deines Freundes, der das Kreuz ausgeschlagen, gesagt habe: Du bist zu jung für Dein Alter!"

„Ich, mein Oheim?"

„Ja."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will sagen, Fräulein von Lamothe-Houdan würde Dich nicht heirathen."

„Und warum nicht?"

„Weil das Gesetz der Frau verbietet, zwei Männer

zu heirathen, und dem Manne, zwei Frauen zugleich zu heirathen."

„Zwei Männer?"

„Ja, das nennt man Bigamie, Polygamie; es ist hierüber ein Lied in Monsieur de Pourceaugnac."

„Ich verstehe durchaus nicht, erklären Sie sich."

„Ehe vierzehn Tage vergehen, wird Fräulein von Lamothe-Houdan verheirathet sein."

„Unmöglich, mein Oheim!" rief der junge Mann entsetzlich erbleichend.

„Unmöglich! das ist wieder das Wort eines Verliebten."

„Mein Oheim, um des Himmels willen, haben Sie Mitleid mit mir! sprechen Sie klarer."

„Mir scheint, was ich sage, ist sehr klar, und ich setze die Punkte auf die i: Fräulein von Lamothe-Houdan wird heirathen."

„Heirathen!" wiederholte Petrus ganz betäubt.

„Und ich bin dafür bezahlt, daß ich es weiß, Gott sei Dank! da sie meinen vorgeblichen Sohn heirathet."

„Mein Oheim, Sie werden mich rasend machen! Wer ist dieser angebliche Sohn?"

„Oh! beruhige Dich, er ist nicht anerkannt, obschon seine zärtliche Mutter Alles, was sie konnte, gethan hat, damit er es werde."

„Aber wen heirathet sie denn?"

„Sie heirathet den Obersten Grafen Rappt."

„Herrn Rappt?"

„Herrn Rappt selbst; ja, mein Neffe, den liebenswürdigen, den redlichen, den ausgezeichneten Herrn Rappt."

„Er ist zwanzig Jahre älter als Regina."

„Du kannst sogar sagen vierundzwanzig, lieber Freund, in Betracht, daß er vom 11. März 1786 datirt, und das macht vierundvierzig Jahre wohl gezählt; und da Fräulein von Lamothe-Houdan erst siebzehn alt ist . . . ei! rechne doch selbst!"

„Und Sie sind dessen sicher, mein Oheim?“ sagte der junge Mann, der mit gesenktem Haupte und wie vom Blitze getroffen da saß.

„Frage Regina selbst.“

„Gott befohlen!“ rief Petrus aufstehend.

„Wie, Gott befohlen?“

„Ja, ich will sie aufsuchen, und ich werde wohl erfahren . . .“

„Später wirst Du es besser erfahren! Mache mir das Vergnügen und setze Dich wieder an Deinen Platz.“

„Aber, mein Oheim . . .“

„Es gibt keinen Oheim mehr, wenn der Neffe undankbar ist.“

„Ich, undankbar?“

„Gewiß, undankbar! Es heißt ein undankbarer Neffe sein, seinen Oheim am Anfange einer mühsamen Verdauung verlassen, statt ihm ein Glas Curaçao anzubieten, um diese Verdauung zu erleichtern . . . Petrus, biete Deinem Oheim ein Glas Curaçao an.“

Der junge Mann ließ seine beiden Arme fallen.

„Oh!“ murmelte er, „können Sie mit einem Schmerze wie der meine scherzen?“

„Kennst Du die Geschichte von der Lanze des Achilles?“

„Nein, mein Oheim.“

„Wie! das ist die Erziehung, die Dir Dein Seeräuber von einem Vater gegeben hat? Er hat Dich nicht das Griechische lernen lassen, nicht den Homer im Original lesen? Unglücklicher, Du bist genöthigt, ihn in Madame Dacier oder in Herrn Bitaubé zu lesen? Nun wohl, ich will sie Dir sagen, die Geschichte dieser Lanze: ihr Rost heilte die Wunde, welche ihre Spitze gemacht hatte. Ich habe Dich verwundet, mein Kind; nun will ich es versuchen, Dich zu heilen.“

„Oh! mein Oheim! mein Oheim!“ murmelte

Petrus, während er dem General zu Füßen fiel und ihm die Hände küßte.

Der General schaute den jungen Mann mit einem die tiefe Zärtlichkeit, die er für ihn hegte, bezeichnenden Ausdrucke an.

Dann sprach er mit ruhigem, ernstem Tone:

„Setze Dich, mein Freund, sei Mann! Wir werden ernsthaft von Herrn Rappt sprechen."

Petrus gehorchte; er erreichte schwankend sein Fauteuil wieder und fiel mehr darein, als daß er sich setzte.

LXXXIX.

Wo lange von den Tugenden der Frau Marquise Yolande Pentaltais de la Tournelle die Rede ist.

Der General schaute einen Augenblick seinen Neffen mit jenem Mitleiden des Greises für die Schmerzen an, die er nicht mehr fühlt, die er aber gefühlt zu haben sich erinnert.

Alsdann sprach er:

„Mein lieber Petrus, leihe nun dem, was ich Dir sagen werde, ein aufmerksames Ohr; das wird interessanter für Dich sein, als es für Dido und ihre Höflinge die Geschichte von Aeneas war; und dennoch sagt der Dichter:

„Contieuere omnes, intentique ora tenebant *)."

„Ich höre, mein Oheim," erwiederte Petrus traurig. „Du kennst Herrn Rappt?"

*) Alle schwiegen und horchten mit offenem Munde.

„Ich habe ihn zweimal im Atelier von Regina gesehen.“

„Und Du findest ihn schmählich häßlich, nicht wahr? Das ist natürlich!“

„Häßlich ist nicht das richtige Wort, mein Oheim.“

„Du bist sehr großmüthig.“

„Ich sage mehr,“ fuhr Petrus fort: „in den Augen von vielen Leuten, für welche der Ausdruck des Gesichtes nichts bedeutet, kann der Graf Rappt sogar für einen schönen Mann gelten.“

„Alle Teufel! so sprichst Du von Deinem Nebenbuhler!“

„Mein Oheim, man muß gerecht sein, selbst gegen einen Feind.“

„Du findest ihn also nicht häßlich?“

„Ich finde ihn schlimmer, als dies, mein Oheim: ich finde ihn ausdruckslos. Alles ist kalt und unbeweglich wie Marmor an diesem Menschen und scheint durch einen gewissen materiellen Instinct nach der Erde hinzustreben; die Augen sind trüb, die Lippen dünn und an einander gepreßt; die Nase ist rund, der Teint aschfarbig; der Kopf unruhig, nie die Züge! Könnte man eine Eismaske mit einer lebendigen Haut bedecken, die jedoch durch die Circulation animirt zu sein aufgehört hätte, so würde dieses Meisterwerk der Anatomie etwas dem Gesichte dieses Menschen Aehnliches geben.“

„Du schmeichelst Deinen Portraits, Petrus, und will ich ein verschönertes Andenken von mir der Nachwelt hinterlassen, so werde ich Dich beauftragen, mein Bild für sie zu malen.“

„Mein Oheim, ich bitte, kommen wir auf Herrn Rappt zurück.“

„Sehr gern ... Aber so wie Du Deinen Nebenbuhler findest, wunderst Du Dich nicht, daß Regina einwilligt, ihn zu heirathen?“

„In der That, mein Oheim, eine Person von so reinem Geschmacke, von so erhabener Schätzung! ...

Ich begreife das ganz und gar nicht . . . Was wollen Sie? Es gibt solche Geheimnisse bei den Frauen, und leider ist Regina eine Frau."

„Gut! vorhin nahmst Du sie als eine Halbgöttin an, und nun, weil sie Dich nicht liebt und einen Andern heirathen wird, erniedrigst Du sie, während Du sie liebst, tief unter die Menschheit."

„Mein Oheim, wir sind, wenn Sie sich dessen erinnern wollen, nicht hier, um die Annehmlichkeiten, die Tugend oder das Mehr oder Weniger von Göttlichkeit des Fräuleins von Lamothe-Houdan zu erörtern; wir sind hier, um von Herrn Rappt zu reden."

„Das ist richtig . . . Siehst Du, mein lieber Petrus, es sind in der dunklen und krummen Geschichte dieses Menschen zwei Mysterien; das eine ist mir enthüllt worden, das andere habe ich aber nie ergründen können."

„Ist das Mysterium, das man Ihnen enthüllt hat, ein Geheimniß?"

„Ja und nein; doch in jedem Falle halte ich mich für berechtigt, es mit Dir zu theilen. Du sagtest mir vor Tische, mein lieber Freund, ich sei besonders devot bei der Devoten gewesen, die sich die Marquise de la Tournelle nennt; leider ist hieran Wahres! Fräulein Yolande von Lamothe-Houdan heirathete im Jahre 1784 den Marquis Pentaltais de la Tournelle oder vielmehr die achtzig Jahre und die fünfzigtausend Livres Rente des genannten Marquis; so daß sie nach einer Ehe von sechs Monaten Witwe, Marquise und Millionärin war. Sie zählte siebzehn Jahre und war reizend. — Nicht wahr, Du würdest schwören, sie sei immer sechzig Jahre alt und nie schön gewesen? Schwöre, mein Freund, aber wette nicht: Du würdest verlieren! — Du mußt begreifen, daß Alles, was sich an eleganten Cavalieren am Hofe von Ludwig **XVI.** fand, seine Huldigung der schönen Witwe darbrachte; doch, Dank sei es einem sehr strengen Gewissensrathe, den sie hatte, sie wider-

ſtand, der Sage nach, allen Verſuchungen des Teufels. Man ſchrieb dieſe Tugend, von der man nicht wußte, was man ſie zuſchreiben ſollte, der ſchlechten Geſundheit der Marquiſe zu; gegen das Ende von 1785 ſah man ſie in der That bleich, mager werden, abnehmen, ſo daß man ihr die Bäder von Forges rieth, welche damals ſehr in der Mode waren. So wirkſam die Bäder von Forges ſein mochten, nach Verlauf von einigen Monaten bemerkte man, daß ſie ungenügend waren, und der Arzt rieth ihr die irgend eines Dörfchens in Ungarn, ich glaube Rappt genannt . . ."

„Aber, mein Oheim, das iſt ja der Name des Oberſten," unterbrach Petrus.

„Ich ſage Dir nicht das Gegentheil; warum ſoll es, da es auf der Erde ein Dorf gibt, das Rappt heißt, nicht auf der Welt einen Menſchen geben, der heißt wie dieſes Dorf?"

„Sie haben Recht."

„Der Arzt, von dem ich rede, war ein ſehr geſchickter Mann: die ſchöne kränkelnde Witwe reiſte am Anfang von 1786, bleich, abgemagert, entſtellt, ab; ſie blieb ſechs Monate in den Bädern und kam gegen das Ende vom Juni deſſelben Jahres friſch, geſund, dick und fett, ſchöner als je zurück. Das Gerücht von ihrem unzugänglichen Weſen hatte damals unter die Bewerber von Fräulein Yolande dieſelbe Verwirrung gebracht, welche unter die von Penelope die Rückkehr von Ulyſſes brachte; ich allein war bei der Abreiſe nicht verzweifelt, und ich verzweifelte nicht bei der Rückkehr. Das kam davon her, daß ich in beſonderem Auftrage an Kaiſer Joſeph II. geſchickt, — die Antwort auf meine Depeche konnte erſt nach vierzehn Tagen gegeben werden, — die Idee hatte, einen Abſtecher nach Ungarn zu machen und, da ich einmal in Ungarn, bis nach Rappt zu reiſen. Ich kann Dir nicht ſagen, was ich ſah, ohne geſehen zu werden; Alles aber, was ich ſah, gab mir die Gewißheit, die ſtrenge Witwe ſei durchaus nicht ſo ſtreng,

als sie zu sein schien, und die Hoffnung, bei ihrer Rückkehr könne ich mit Beharrlichkeit und Geduld von ihr verlangen, was, wie dies nur zu wahrscheinlich, ein Anderer, der glücklicher als ich, verlangt hatte ..."

„Sie war in anderen Umständen?" fragte Petrus.

„Hievon habe ich kein Wort gesagt."

„Mir scheint jedoch, mein Oheim, wenn Sie kein Wort hievon gesagt haben, so haben Sie das wenigstens sagen wollen."

„Mein lieber Petrus, ziehe aus meinen Worten die Folgerungen, die Dir daraus zu ziehen beliebt; verlange aber keine Erklärungen von mir. Ich bin wie Tacitus, ich erzähle, um zu erzählen, nicht um zu beweisen. **Narro ad narrandum, non ad probandum.**"

„Ich höre, mein Oheim."

„Ein Jahr nachher hatte ich den sonnenklaren und unumstößlichen Beweis, daß Lafontaine ein großer Moralist war, an dem Tage, wo er in die Welt das Axiom schleuderte:

„Patience et longueur de temps
„Font plus que force ni que rage" *)

„Das heißt, mein Oheim, Sie wurden der Liebhaber der Marquise de la Tournelle."

„Oh! was für eine abscheuliche Gewohnheit hast Du, Petrus; das heißt wollen, daß die Leute durchaus die Punkte auf die i setzen! Es gibt nichts, was so schlechter Ton wäre, als diese Forderung."

„Ich bestehe nicht hierauf, mein Oheim; doch die Sträuße, die Sie regelmäßig schicken ..."

„Seit vierzig Jahren, mein lieber Freund ... Ich wünschte, es möchte in vierzig Jahren die schöne Regina von Lamothe-Houdan einen Strauß empfangen,

---

*) **Geduld und Länge der Zeit thun mehr als Gewalt und Wuth.**

der eine Bedeutung dem ähnlich hätte, welchen ich der Marquise de la Tournelle schicke."

„Ah! Sie sehen wohl, mein Oheim, der Marquise de la Tournelle geben Sie dieses Zeichen der Erinnerung."

„Habe ich mir den Namen der Marquise entschlüpfen lassen? Ist dies der Fall, so ist es wahrhaft unverzeihlich von mir; um so unverzeihlicher, als meine Verbindung mit ihr nur ein paar Monate dauerte, weil um die Mitte von 1787 Ihre Majestät die Königin Marie Antoinette mich mit einer neuen Sendung nach Oesterreich betraute, von wo ich 1789 nur zurückkam, um Frankreich abermals am 7. October desselben Jahres zu verlassen. Von diesem Augenblicke an kennst Du mein Leben, Petrus. Ich reiste nach America; ich kehrte nach dem 10. August 1792 nach Europa zurück; ich trat bei der Armee von Condé ein; ich blieb dabei bis zu unserer Verabschiedung: ich ließ mich in London als Kinderspielwaarenhändler nieder; ich kam 1818 wieder nach Frankreich; ich nahm meine Entschädigung in Empfang und wurde schließlich, 1826, zum Abgeordneten gewählt . . . Bei meinem Eintritte in die Kammer fand ich hier den Herrn Grafen Rapyt. Woher kam er? wer war er? wem verdankte er sein Vermögen? Niemand konnte es sagen. Wie Catinat, hatte er seinen Adelsbrief erhalten, ohne seine Ahnenproben machen zu müssen. Der Name des Grafen, da es derselbe war wie der des Dörfchens in Ungarn, das eine Rolle in den Ereignissen meiner Jugend spielte, zog meine Aufmerksamkeit auf meinen ehrenwerthen Collega; ein Streit, den ich einige Zeit nachher mit meiner alten Freundin, der Marquise de la Tournelle, über das positive Alter des Grafen hatte, den sie mir gegenüber hartnäckig um ein Jahr jünger zu machen suchte, veranlaßte mich, über die Lebensvorgänge des Grafen Nachforschungen anzustellen. Ich erfuhr nun Folgendes . . . Zum Voraus mache ich Dich darauf aufmerksam, daß ich alle die Dinge, die ich Dir sagen werde,

für boshaftes Geschwätz halte, welchem ich Dich nur einen zweifelhaften Glauben zu schenken ersuche . . . Die militärische Laufbahn des Grafen Rappt datirt von 1806; man sieht ihn plötzlich beim General von Lamothe-Houdan in der Schlacht von Jena erscheinen. Der Oberst Graf Rappt ist tapfer; Niemand bestreitet ihm dies: man muß ihm wohl etwas lassen. Er zeichnete sich aus, wurde zum Lieutenant auf dem Schlachtfelde gemacht, und, kaum zum Lieutenant ernannt, vom General Lamothe-Houdan erwählt, um ihm als Ordonnanz-Offizier zu dienen . . ."

„Verzeihen Sie, mein Oheim," unterbrach Petrus, „wenn, wie Alles zu vermuthen Grund gibt, der Oberst Rappt der Sohn der Marquise de la Tournelle ist, so wäre, da die Marquise die Schwester des Marschalls ist, der Graf Rappt der Neffe von Herrn von Lamothe-Houdan"?

„In der That, mein Freund, so erklären die bösen Zungen sein rasches Avancement, die beständige Gunst, in der er beim Marschall steht, und seinen politischen Einfluß in der Kammer; doch Du begreifst, wenn man Alles glauben würde, was die bösen Zungen sagen . . ."

„Fahren Sie fort, mein Oheim, ich bitte Sie . ."

„Eylau fügte einen Grad dem militärischen Glücke des jungen Offiziers bei; gegen das Ende des Februars 1807 zum Kapitän ernannt, wurde er Adjutant des Generals von Lamothe-Houdan; in dieser Eigenschaft wohnte er am 27. September 1808 dem Congresse von Erfurt bei . . . Mein lieber Freund, wenn Du Dich mit der gleichzeitigen Geschichte beschäftigst, so wirst Du mich fragen, welchen Zweck dieser zwischen den zwei mächtigsten Souverains Europas beschworene Friede gehabt habe; und da ich damals in London wohnte und, obgleich Holzdreher, als ein Abkömmling der Kaiser von Constantinopel sehr gut unterrichtete Leute sah, so sage ich Dir, daß England, das beim Lager von Boulogne geschauert hatte, beim Congresse von Erfurt zitterte:

es fühlte, Indien sei nahe daran, ihm zu entschlüpfen! — Zum Glücke haben wir uns aber nicht mit diesen hohen Fragen zu beschäftigen; geringere Interessen bewegen uns, wie man im Théâtre-Français sagt . . . Der Kaiser Napoleon stellte seinem Freunde, dem Kaiser Alexander, die Generale vor, die ihn begleiteten, und machte bei Jedem den Theil der Geburt, des Ranges oder der Tapferkeit. Der Brigade-General von Lamothe-Houdan wurde vorgestellt wie die Anderen; seine Geburt war ausgezeichnet; seine Tapferkeit sprüchwörtlich; nur war er arm.

„„Sire,““ sagte eines Tages der Kaiser Napoleon zum Kaiser Alexander, „„haben Sie eine reiche moskowitische Erbin, von der Sie nicht wissen, was Sie mit ihr machen sollen? Ich habe ihr einen braven Mann zu geben.““

„„Sire,““ antwortete der Kaiser von Rußland, „„ich habe gerade zu dieser Stunde unter meiner Vormundschaft eine junge Prinzessin, eine Waise und Millionen reich.““

„„Eine Prinzessin?““

„„Ja, und was in Rußland selten ist, eine ächte Prinzessin von altem Geschlechte, ein Nachkomme der früheren Czaaren; nicht ein Name in ow wie wir Romanow, die wir von einem Adel von gestern sind, sondern ein Name in ki.““

„„Jung?““

„„Neunzehn Jahre?““

„„Hübsch?““

„„Sie ist Circassierin.““

„„Das steht mir vortrefflich an! . . Nun wohl, mein Vetter, ich bitte Sie um die Hand Ihrer Waise für meinen Schützling.““

„„Bewilligt, mein Vetter,““ antwortete Kaiser Alexander.

„Und vierzehn Tage nachher heirathete die Prinzessin Tschuwadieski den Divisions-General Grafen

von Lamothe-Houdan . . . Reiche mir ein Glas Rhum, Du Egoist, dem es nicht einmal einfällt, seinen Oheim zu fragen, ob er nicht etwas nach dem Kaffee zu nehmen pflege."

Begierig, das Ende der Geschichte kennen zu lernen, beeilte sich Petrus, ein Glas Rhum seinem Oheim einzuschenken und ihm den heißen, glühenden, durch die goldene Sonne Jamaicas gereiften Trank zu reichen.

XC.

Wo lange von den Tugenden des Obersten Grafen Rappt die Rede ist.

Nachdem er sich leicht die Kehle befeuchtet hatte, fuhr der General fort.

„Der Kaiser Alexander hatte nicht zu viel behauptet, als er sagte, seine Mündel sei reizend. Die Tochter eines tscherkessischen Fürsten, der sich gegen seinen Souverain empört hatte und bei der Empörung getödtet worden war, hatte sich das Mädchen mit dem Schatze seiner Familie in die Staaten des Kaisers von Rußland geflüchtet, welcher es unter seine Vormundschaft nahm. Dieser Schatz, halb in Edelsteinen, halb in gemünztem Golde und Silber bestehend, konnte einen Werth von fünf bis sechs Millionen haben.

„Bei der Rückkehr von Erfurt nahm also der General das Hotel der Lamothe-Houdan wieder in Besitz, das, in Folge des Herabkommens der Familie, nachdem es vermiethet gewesen war, verkauft werden sollte; er ließ es auf eine bezaubernde Art meubliren, und beauftragte, nachdem er in einem ganz französischen

Raffinement der Galanterie seinen Adjutanten abgeschickt, um die Wohnung zu besichtigen, welche die Prinzessin Tschuwadieski in Moskau inne hatte, er beauftragte, sage ich, den Grafen Rappt, ihm nach Paris voranzugehen, um der Circassierin ein ganzes auf den Garten gehendes Erdgeschoß einrichten zu lassen.

Die Ankunft der Prinzessin Rina in Paris war ein Ereigniß in der kaiserlichen Welt; die schöne Circassierin war beinahe eine Trophäe dieses herrlichen Feldzugs von 1807! Doch unser Leben gefiel der indolenten Tochter des Orients nur wenig; den ganzen Tag auf ihren breiten Kissen, genannt Taftas, liegend; rollte sie statt jeder Zerstreuung in ihren Händen einen Tschotki mit tausend Körnern, und lebte wie eine Fee der Tausend und eine Nacht nur von Rosenconfituren.

„Eine Folge dieses orientalischen unzugänglichen Wesens war, daß wenige Personen damals die Prinzessin Tschuwadieski sahen und selbst seitdem gesehen haben; diejenigen, welche zu dieser Gunst zugelassen wurden, sagten, wenn sie weggingen, es sei eine glänzende Person mit perlmutterartigen Augen, mit schwarzen, schimmernden Haaren, mit einem Teint matt wie Milch, und von allen Dienern Napoleons sei der General von Lamothe-Houdan gewiß nicht der am schlechtesten belohnte, — da der Besitz dieser reizenden Person, und der sechs Millionen, die sie ihm als Mitgift gebracht, dem General auf viel positivere Art gesichert sei, als der Thron von Westphalen Jerome, der Thron von Spanien Joseph, der Thron von Neapel Murat, und der Thron von Holland Louis.

„Was besonders die schöne Rina, — die man am Ende wegen ihrer wahrhaft königlichen Würde Regina nannte, — zu einer beständigen Abgeschiedenheit oder wenigstens zu einer beschränkten Gesellschaft zu verurtheilen schien, war der Umstand, daß sie nur

Tscherkessisch, Russisch und Deutsch sprach. Zum Glück kannte der General letztere Sprache so, daß er Alles verstand, was ihm die Prinzessin sagte, und daß er sich auch ihr begreiflich machen konnte; was den Grafen Rappt betrifft, der bis zu seinem neunzehnten Jahre in Ungarn erzogen worden war, er sprach das Deutsche wie seine Muttersprache.

„Diese Fähigkeit der Prinzessin und des Grafen, sich ihre Ideen in einer Sprache mitzutheilen, mit der sie vertraut waren, ohne indessen ihre eigene Sprache zu sein, führte, wie Du wohl begreifst, mein lieber Petrus, Annäherungen herbei . . . Du findest den Grafen Rappt unangenehm, weil er Regina zu heirathen im Begriffe ist; ich finde ihn häßlich, weil man ihn wider meinen Willen in meine Familie einschieben wollte, und ich wie ein Hund vor dem Streiche bei dem Gedanken, mich als Vater eines solchen Wichtes anzuerkennen, geschrieen habe! Doch die bösen Zungen der Zeit, — und es gab eine Menge böse Zungen unter der Bevölkerung Frankreichs, seitdem die Männer von achtzehn bis vierzig Jahren beinahe daraus verschwunden waren! — die bösen Zungen der Zeit behaupteten, die Frau des Generals von Lamothe-Houdan sei nicht unserer Ansicht. Dieses Geschwätz kam ohne Zweifel davon her, daß der General, immer mehr die zwischen einem Corpschef und einem Adjutanten bestehende Entfernung vergessend, den Grafen Rappt, den er wie einen Neffen liebte, in sein eigenes Hotel einquartierte, weil er sich, wie er sagte, nicht mehr von einem Manne trennen konnte, dessen Ergebenheit in allen Stunden ihm so nothwendig war.

„Bei der Rückkehr aus dem Feldzuge von 1808 wurde also die Prinzessin in den Besitz ihres tscherkessischen Boudoirs, und der Graf in den des Blumen-Pavillon eingeführt. — Du kennst diesen Pavillon, nicht wahr? Dort gibt Dir Fräulein von Lamothe-Houdan wahrscheinlich ihre Sitzungen?“

„Wohnt der Graf Rappt noch dort, mein Oheim?“

„Oh! nein; sein Vermögen nahm zu, die Prinzessin wurde alt, und der Graf Rappt hat nun sein eigenes Hotel; zu jener Zeit aber, wo er nur Kapitän und Adjutant war, hatte er es noch nicht, und er wohnte in der Rue Plumet im Hotel seines Generals; übrigens wohnte man damals nicht, man war wie der Vogel auf dem Zweige! Der spanische Feldzug war in vollem Feuer und ging schlecht, wie alle Kriege, wo Napoleon nicht mit seiner eigenen Person figurirte; der Genius der Republik war gestorben mit den Kleber, den Dessaix, den Hoche, den Marceau; es gab nur noch den Genius der Schlachten, und er war ganz in Napoleon.

„Am Anfange des Jahres 1808 ging Napoleon mit seinem Generalstabe nach Spanien ab; es war dies einen Tag, nachdem sich der General in sein Hotel der Rue Plumet einquartiert und seine neue Gemahlin hier eingeführt hatte. Du begreifst, daß es sehr traurig für eine zwei Tage vorher in Paris angekommene Circassierin war, hier allein in Gesellschaft einer Kammerfrau zu bleiben; denn da die Kammerfrau der Prinzessin die einzige Person war, welche Russisch und Tscherkessisch sprach, da Herr von Lamothe-Houdan und der Graf Rappt die Einzigen waren, welche Deutsch sprachen, so beschränkte sich die Gesellschaft der schönen Prinzessin auf ihren Gemahl, auf den Grafen Rappt und Mademoiselle Gruska. — Trotz der dringenden Bitten des Grafen Rappt, der durchaus den spanischen Feldzug mitmachen wollte, verlangte der General von Lamothe-Houdan vom Grafen, daß er in Paris bleibe. Es mußte wohl Jemand es übernehmen, die arme Prinzessin zu acclimatisiren. Die Pflicht eines Adjutanten ist, seinem General zu gehorchen: der Graf Rappt gehorchte.

„Der Feldzug dauerte indessen nicht lange: Napoleon kam am 4. November in Spanien an und war in den ersten Tagen des Januars in Paris zurück. Oester-

reich hatte sich empört . . . So nannte man damals die Handlung eines Königreichs oder eines Kaiserthums, das Frankreich den Krieg erklärte. Während seiner kurzen Abwesenheit vergaß der General nicht, was er seinen getreuen Rappt dadurch, daß er ihn nicht mitgenommen, verlieren gemacht hatte, und zum Troste erhielt der Graf sein Patent als Bataillonschef. Man wunderte sich ein wenig, daß in dem Augenblicke, wo er von den Fahnen entfernt war, dem Grafen diese neue Gunst zu Theil wurde, welche um so merkwürdiger, als der junge Officier kaum vier und zwanzig Jahre zählte; doch die bösen Zungen fanden hiefür einen Grund. „„Der Adjutant eines Generals,““ sagten sie, „„ist im Dienste seines Generals, ehe er im Dienste des Kaisers oder des Kaiserreichs ist: sein Titel Adjutant*) deutet dies an. Es geschah aber,““ fügten die bösen Zungen bei, „„es geschah aber hauptsächlich während der zwei Monate, die der General von Lamothe-Houdan in Spanien verweilte, daß der Adjutant Rappt seinem General Hülfe leistete.““

„Er hatte seine Zeit nicht verloren, der thätige junge Mann: auf seiner Passage durch Paris fand der General von Lamothe-Houdan seine Frau acclimatisirt, sein Hotel meublirt, mit Dienerschaft bevölkert, kurz auf dem Fuße eingerichtet, wie es sich für sein neues Vermögen geziemte. — Ich sage bei seiner Passage, weil der General in Wirklichkeit nur durch Paris passirte; er war schon am Ende des Februars auf dem Wege nach Baiern, wohin unser Freund Maximilian uns dringlich zu Hülfe rief. Diesmal nahm der General seinen Adjutanten mit, und die Vertraute Gruska blieb allein bei der Prinzessin.“

„Ich werde Dir den Feldzug von 1809 nicht erzählen. Dieser Teufelsmensch, den man Napoleon nannte, hatte zu jener Zeit einen Vertrag mit Fortuna geschlos-

*) Hülfsofficier.

sen! — Am 20. April Sieg bei Abensberg; am 21. April Sieg bei Landshut; am 22. April Sieg bei Eckmühl; am 4. Mai Sieg bei Ebersberg; am 13. Mai Einzug in Wien; am 22. Mai Schlacht bei Eßling; am 5. Juli, glaube ich, Schlacht bei Wagram, die den Kampf endigt.

„Es versteht sich von selbst, daß bei diesem Feldzuge von vier Monaten, von Abensberg bis Wagram, der General und sein Adjutant Wunder der Tapferkeit thaten; nur erhielt der General gegen das Ende des letzten Schlachttages eine schwere Wunde; eine Kugel verletzte ihm den Knochen des Schenkels, und man war einen Augenblick unschlüssig, ob man ihm nicht das Bein abnehmen sollte; die Festigkeit allein, mit der er erklärte, er verlange nichts Anderes, als zu sterben, er wolle aber ganz sterben, rettete das bedrohte Glied. Der Kaiser beauftragte zur Belohnung für das schöne Benehmen des Generals, — weil er ihm selbst nicht diese ehrenvolle Sendung geben konnte, da der General sein Schmerzenslager hüten mußte, — seinen Adjutanten den Grafen Rappt, nach Paris die Kunde von der Schlacht bei Wagram zu bringen.

„Der Adjutant reiste noch an demselben Abend ab. Sieben Tage nachher war er in Paris, wo er zur rechten Zeit ankam, einmal um den großen Sieg, der den Vertrag von Schönbrunn herbeiführen sollte, zu verkündigen, und dann, — eine Belohnung für seine Strapazen und seine Ergebenheit, — um in seinen Armen das reizendste Mädchen zu empfangen, das je eine Circassierin nach einer achtmonatlichen Ehe einem französischen General geschenkt hat."

„Oh! mein Oheim!"

„Mein Lieber, die Zahlen sind Zahlen, nicht wahr? Der General heirathet die Prinzessin, die sein Adjutant zu ihm führt, am 25. October 1808; die Prinzessin kommt am 13. Juli 1809 nieder: das macht gerade acht und einen halben Monat. Uebrigens ist

hiebei nichts, worüber man sich wundern dürfte: der Codex und die Medicin bestätigen, daß es glückliche Entbindungen mit sieben Monaten geben kann; um so viel mehr also mit acht und einem halben Monate! — Die Entbindung ging äußerst glücklich von Statten, und zum Beweise dient, daß das Mädchen Niemand Anderes ist als die schöne Regina, welche in der Taufe den Namen ihrer Mutter, wie es der ihrer Mutter gewesen, auf französische Weise geformt erhielt."

„Aber, mein Oheim, Sie würden also sagen wollen . . ."

„Ich will nichts sagen, mein Freund: mache mich nicht sprechen."

„Regina sei die Tochter . . ."

„Des Generals von Lamothe-Houdan; das ist unbestritten: **Pater est, quem nuptiae demonstrant***)!"

„Mein Oheim, was kann denn den Grafen Rappt zu dieser schmählichen Handlung antreiben?"

„Regina hat eine Million Mitgift."

„Der Schändliche hat aber fünfundzwanzig tausend Livres Einkünfte."

„Das wird ihm fünfundsiebzig tausend machen; und da beim Tode des Generals und der Prinzessin Regina zwei weitere Millionen erbt, so wird ihm das eine Rente von hundert und fünfundsiebzig tausend Livres bilden."

„Dieser Rappt ist ja ein abscheulicher Schurke!"

„Wer sagt Dir das Gegentheil?"

„Daß der General, der von Allem dem nichts weiß, seine Einwilligung zu dieser Heirath gibt, begreife ich; wenn aber die Prinzessin leidet, daß ihre Tochter heirathet . . ."

„Oh! mein Gott, lieber Freund, das macht sich alle Tage! Du hast keinen Begriff, welche Mühe es

*) Vater ist derjenige, welchen die Heirath als solchen bezeichnet.

den Leuten, Eigenthümern eines großen Vermögens, kostet, dieses Vermögen in fremde Hände übergehen zu lassen! Sodann muß man sagen, daß die arme Prinzessin in einem gräßlichen Zustande ist: sie hat eine Nervenkrankheit, die sie beinahe immer im Bette hält, und es ist bei ihr so weit gekommen, daß sie das Tageslicht nicht mehr ertragen kann, so daß sie in einer ewigen Dämmerung lebt; dabei ißt sie Rosenconserven, athmet Wohlgerüche ein und rollt die Körner ihres Tschotki, — lauter Dinge, welche die Nerven ganz sonderbar reizen! . . Wer sagt im Ganzen, sie wisse, daß ihre Tochter heirathet?"

„Ei! mein Oheim, Sie, der Sie so gut auf dem Laufenden dieser Geschichte zu sein scheinen, werden Sie denn dulden . .?"

„Es ist wahr, durch die Marquise de la Tournelle . . ."

„Werden Sie mit kaltem Blute dulden, daß man unter Ihren Augen ein solches Verbrechen begeht?"

„Gut! und in welcher Hinsicht geht das mich an, frage ich Dich? Mit welchem Rechte würde ich mich widersetzen?"

„Mit dem Rechte jedes redlichen Mannes, einen Verbrecher zu entlarven."

„Um einen Verbrecher zu entlarven, muß man Beweise haben; sodann, mein Lieber, gibt es kein Gesetz, welches diese Art von Verbrecher, das heißt die wahren Verbrecher, bestraft."

„Aber ich, ich . . ."

„Du wirst es machen wie ich Petrus: Du wirst zuschauen."

„Nein, nein, nein!"

„Du wirst den Teufel die schwarze seidene Mähne des Grafen Rappt mit der goldenen Mähne der schönen Regina vermengen lassen und warten, bis der Teufel entwickelt, was er aufgewickelt hat."

Petrus ſtieß einen Seufzer aus, der für ein Stöhnen gelten konnte.

„Siehſt Du, mein Freund," fuhr der General fort, „es gibt ein Sprüchwort, welches ſagt, man müſſe die Finger nicht zwiſchen Thür und Angel ſtecken; das iſt ein Sprüchwort voll Weisheit . . . Alles, was ich Dir hier mittheile, ſind übrigens, wie Du leicht begreifſt, Sagen."

„Oh! dieſer Menſch lebt in der Welt als vornehmer Herr! er hat einen Ruf . . ."

„Einen abſcheulichen!"

„Was ihn nicht verhindert, an der Spitze einer Partei zu ſein . . ."

„Der Jeſuiten-Partei."

„Demnächſt Miniſter zu werden . . ."

„Ich gebe ihm meine Stimme."

„Regina zu heirathen."

„Ah! das iſt ſein großes Verbrechen."

„Mein Oheim, dieſes Verbrechen wird nicht in Erfüllung gehen!"

„Mein Freund, in acht Tagen wird Fräulein von Lamothe-Houdan Gräfin Rappt ſein."

„Ich ſage Ihnen, dieſe Heirath wird nicht ſtattfinden!" wiederholte Petrus raſch aufſtehend.

„Und ich," ſprach der General mit erhabener Würde, „ich ſage Ihnen, daß Sie ſich ſetzen und mich anhören werden."

Petrus fiel ſeufzend in ſein Fauteuil zurück.

Der General ſtand auf und ſtützte ſich auf die Lehne des Stuhles, wo ſein Neffe ſaß.

„Ich ſage Ihnen, Petrus, zu jeder Zeit, wie ich hoffe, entrüſtet über die Handlung, welche heute in Erfüllung geht, ſind Sie es indeſſen nur ſo ſehr, weil Sie Regina lieben, und weil die Sache Sie berührt. Sagen Sie mir nun, welches Recht haben Sie, Regina zu lieben? wer ermächtigt Sie zu dieſer Liebe? ſie? ihre Mutter? ihr Vater? Niemand! Sie ſind ein

in die Familie eingeführter Fremder. Mit welchem Rechte will ein Fremder auf dem Geschicke dieser Familie lasten, in die er eingeführt worden ist? mit welchem Rechte will er einer Frau, welche vielleicht aus Unkenntniß unserer Sitten gefehlt hat, sagen: „„Sie sind eine ehebrecherische Gattin!““ einem glücklichen, über die Vergangenheit unwissenden, der Zukunft sicheren Manne: „„Sie sind ein betrogener Ehemann!““ einer Tochter, die ihre Mutter achtet, ihren Vater liebt, denn nichts sagt, Herr von Lamothe-Houdan sei nicht der Vater von Regina: „„Du wirst von heute an Deine Mutter verachten und Deinen Vater als einen Fremden ansehen!““ Ah! mein Neffe, Sie, der Sie sich rühmen, ein redlicher Mann zu sein, wenn Sie das thäten, so wären Sie ein schändlicher Halunke, ein Schurke vom Schlage von Herrn Rappt; und Sie werden es nicht thun, das sage ich Ihnen.“

„Aber, mein Oheim, was wird geschehen?“

„Das geht Sie nichts an,“ erwiederte der General; „das geht einen Richter an, der viel gerechter und viel strenger ist als Sie, einen Richter, welcher weiß, wie die Dinge sich zugetragen haben, er, der Alles gesehen. Alles gehört hat, und, seien Sie unbesorgt, früher oder später ein Urtheil fällen wird. Das geht Gott an!“

„Sie haben Recht, mein Oheim,“ sprach der junge Mann, indem er aufstand und dem General die Hand reichte.

„Und bei dieser letzten Zusammenkunft . . ?“

„Werde ich nicht ein Wort von dem sagen, was Sie mir erzählt haben.“

„Bei Deinem Edelmannsworte?“

„Bei meinem Ehrenworte.“

„Nun, so umarme mich; denn obschon Du der Sohn eines Seeräubers bist, glaube ich doch an Dein Wort, wie ich glauben würde ... wie ich an das Deines Seeräubers an einem Vater glauben würde.“

Der junge Mann warf sich in die Arme seines Oheims, nahm seinen Hut und ging heftig weg.

Er erstickte!

XCI.

Ein Besuch in der Rue Triperet.

Der auf diesen Abend, welcher so grausam für Petrus, folgende Tag war gerade der Faschingdienstag, wo unser Buch beginnt, und wo man am Morgen den jungen Mann so verdrießlich und menschenfeindlich gesehen hat.

Unglücklicher Weise hatte er an diesem Tage keine Sitzung, und da er nicht wußte, wie er die Zeit tödten sollte, die auf ihm lastete, so schluß er seinen Freunden die Maskerade vor, mit der unsere Erzählung beginnt.

Durch körperliche Müdigkeit war Petrus, wie man weiß, dahin gelangt, daß er die moralische Müdigkeit, wenn nicht vergessen, doch wenigsters überwunden hatte: er hatte einen Augenblick auf dem Tische der Freischenke geschlafen, war aber bald wieder durch die Ankunft von Chante-Lilas und der Wäscherinner von Banvres aufgeweckt worden.

Wir haben gesehen, wie mit der munteren Schaar die Orgie gleichsam wieder begann: wie man sich sodann um fünf Uhr Morgens trennt, wie Ludovic bis nach dem Bas-Meudon Chante-Lila und die Comtesse du Battoir begleitete, während Petus in seine Wohnung in der Rue de l'Ouest zurückkorte; man erinnert sich, daß, als Ludovic in seinen Freund drang, daß er bei dem lustigen Truppe bleibe, der Maler mit einem

sehr misanthropischen Tone antwortete: „Ich kann nicht; ich habe Sitzung.“ Diese Sitzung, deren Nothwendigkeit der junge Maler so kurz bezeichnet hatte, war die, in welcher sich für ihn das Geschick seines Lebens entscheiden sollte. Sie war auf ein Uhr Nachmittags bestimmt.

Von Morgens um neun Uhr war Petrus in der Rue Plumet.

Als er nach Hause kam, legte er sich zu Bette und versuchte es zu schlafen; doch die Einsamkeit und die Stille gaben ihn sich selbst, das heißt dem furchtbaren Sturme seines Herzens zurück. Da durchkreuzten tausend verschiedene Pläne seinen Geist, ohne eine Minute darin festzuhalten: erleuchtet durch die innere Lampe, die man die Verstandeskraft nennt, erkannte Petrus, so wie sie sich ihm boten, dieselben als unausführbar. Es kam neun Uhr, ehe sich Petrus für einen entschieden hatte; nun machte ihm seine Aufregung ein längeres Warten unmöglich.

Er ging aus.

Warum?

Warum wartet der Spieler, der sein Vermögen verloren hat und es wieder zu gewinnen hofft, zwei Stunden auf die Oeffnung des Schlundes, wo, nach seinem Vermögen, vielleicht seine Ehre verschlungen werden soll?

Petrus, ein armer Spieler, der nur sein Herz auf das Spiel zu setzen hatte, hatte dieses Herz gesetzt und es verloren.

Er ging wie ein Wahnsinniger, — bald mit raschem Schritte, bald ohne Grund anhaltend, — von der Rue du Mont-Parnasse nach der Rue Plumet, kam am Hotel des Marschalls vorüber, kehrte durch die Rue des Brodeurs, die Rue Saint-Romain, die Rue Vagneux zurück, und erreichte wieder, durch die Rue Notre-Dame-des-Champs, die Rue du Mont-Parnasse, von der er ausgegangen war.

Er trat in ein Kaffeehaus ein, nicht um zu früh-

stücken, sondern um seine Ungeduld zu hintergehen, trank eine Tasse schwarzen Kaffee, und versuchte es, die Zeitungen zu lesen. Die Zeitungen! was lag ihm an den Neuigkeiten von Europa? von welchem Interesse waren für ihn die Kammerverhandlungen? Er begriff nicht einmal, wie man so viel Papier beschmieren konnte, um so wenig zu sagen.

Die Tasse Kaffee und die fünf bis sechs Journale, die er durchflog, führten Petrus bis elf Uhr.

Als es elf Uhr im Invalidenhause schlug, begab er sich wieder auf den Weg; er hatte noch zwei Stunden zu warten.

Er faßte nun einen großen Entschluß: den, sich einen ziemlich langen Gang aufzuerlegen, damit dieser Gang wenigstens eine Stunde daure.

Wohin sollte aber Petrus gehen?

Er hatte nirgends etwas zu thun, außer im Hotel des Marschalls, und, hatte noch mehr als anderthalb Stunden zu verlieren, ehe er dort erscheinen konnte.

Plötzlich fiel ihm die Geschichte der Fee Carita ein.

Dieses Kind, das krank gewesen war, diese kleine Rose-de-Noël, welche Regina gepflegt hatte, er mußte nothwendig eine Skizze von ihr für das Bild machen, das er nach der Erzählung von Abeille auszuführen gedachte; eine erste Skizze hatte er noch in der Sitzung selbst, ein Gesicht nach der bilderreichen Erzählung des Mädchens erfindend, gemacht.

Das war ein Reiseziel. — Es war in der That beinahe eine Reise vom Invalidenhause bis nach der Rue Triperet.

Petrus ging wieder das Boulevard hinauf bis zur Rue d'Ulm, nahm dann seinen Weg durch die Rue des Marionettes, die Rue de l'Arbalète und die Rue Gracieuse, und befand sich am Ende in der Rue Triperet.

Der junge Mann wußte die Nummer des Hauses nicht, das er suchte; doch die Gasse hatte nur ein

Dutzend Häuser: er ging von Thüre zu Thüre und fragte, wo die Brocante wohne.

An einem dieser Häuser, — es war das von Nummer 11, — konnte er nicht fragen, weil Niemand da war, an den er seine Fragen hätte richten sollen; doch aus der Form des Ganges, aus der Dunkelheit des Corridors, aus der Steile der Treppe schloß er, er sei am Ziele seiner Wanderung angelangt. Als er die schlüpfrige Treppe erstiegen hatte, befand er sich vor einer plumpen, aber solid von innen geschlossenen Thüre. Er klopfte mit einem gewissen Zögern an: — trotz der genauen Beschreibung, die man ihm von den Oertlichkeiten gemacht hatte, dünkte es ihm fast unglaublich, daß menschliche Geschöpfe in einem solchen Loche wohnen sollten; — doch kaum war das Geräusch, das sein Finger an der Thüre hervorbrachte, gehört worden, als sich das Gebell von einem Dutzend Hunde ebenfalls hörbar machte.

Diesmal fing Petrus an zu glauben, er habe sich nicht geirrt.

In einer Pause, welche die Hunde machten, fragte ein sanftes, wohlklingendes Stimmchen:

„Wer ist da?"

Petrus hatte diese Frage nicht erwartet; er antwortete auch instinctartig und nur mit der Einsylbe:

„Ich!"

„Wer, Sie?" fragte die sanfte Stimme.

Nannte er sich, so lehrte Petrus diejenige, welche ihn befragte, nichts Neues; es kam ihm also der Gedanke, sich des Namens von Fräulein von Lamothe-Houdan als eines Passes zu bedienen.

„Jemand, der von Seiten der Fee Caritta kommt," Rose-de-Noël, — denn sie war es, — gab einen Freudenschrei von sich und öffnete schleunigst die Thüre.

Als die Thüre geöffnet war, stand sie vor Petrus, den sie nicht kannte.

Petrus dagegen erkannte sie auf der Stelle.

„Sie sind Rose-de-Noël?“ sagte er.

Sein Auge hatte in der That mit dem ersten Blicke, mit dem Blicke eines Malers, das Ganze der armseligen Kammer umfaßt: auf dem ersten Plane, vor ihm, das Mädchen mit dem rohen, um den Leib mittelst eines Knotengürtels festgehaltenen und gefalteten Kleide, mit den bloßen Füßen und dem von einem rothen Schleier drapirten Kopfe; auf dem Balken, im zweiten Plane, die krächzende Krähe, halb unruhig, halb freudig; endlich in den Tiefen der Kammer, den Rand ihres Korbes überragend, die Köpfe der Hunde bellend, kläffend, heulend.

Es war wohl das von der kleinen Abeille skizzirte Bild.

„Sie sind Rose-de-Noël?“ hatte Petrus gefragt.

„Ja, mein Herr,“ erwiederte Rose-de-Noël; Sie kommen von Seiten der Prinzessin?“

„Das heißt, mein Kind,“ antwortete Petrus, das pittoreske Geschöpf anschauend, das er vor den Augen hatte, „das heißt, ich komme, damit wir Beide ihr eine Ueberraschung bereiten.“

„Eine Ueberraschung? Oh! sehr gern! eine Ueberraschung wird ihr Vergnügen bereiten?“

„Ich glaube es.“

„Was für eine Ueberraschung?“

„Ich bin Maler, mein Kind, und ich möchte gern für sie ein Portrait von Ihnen machen.“

„Ein Portrait von mir? Das ist drollig! Drei oder vier Maler verlangen mein Portrait zu machen, und ich bin doch nicht hübsch.“

„Oh! im Gegentheile, mein Kind, Sie sind reizend!“

Die Kleine schüttelte den Kopf.

„Ich weiß wohl, wie ich bin,“ sagte sie, „ich habe einen Spiegel.“

Und sie zeigte Petrus ein Bruchstück von einem Spiegel, das die Brocante, ihr Lumpensammlerin-Gewerbe treibend, auf der Straße gefunden hatte.

„Nun?“ fragte Petrus.

„Was?“ sagte Rose-de-Noël.

„Wollen Sie, daß ich Ihr Portrait mache?“

„Ei!“ erwiederte das Mädchen, „das geht mich nichts an: das geht die Brocante an.“

„Was hat sie den andern Malern geantwortet?“

„Sie hat es immer abgeschlagen.“

„Wissen Sie, warum?“

„Nein.“

„Und glauben Sie, sie werde es mir auch abschlagen?“

„Ei! ich weiß es nicht . . . Vielleicht mit einem Wörtchen der Prinzessin . . .“

„Ich kann aber kein Wörtchen von der Prinzessin verlangen, da ich, um ihr eine Ueberraschung zu bereiten, Sie zeichnen will.“

„Das ist richtig.“

„Wenn man jedoch der Brocante Geld anbieten würde?“

„Man hat ihr angeboten.“

„Und sie hat es ausgeschlagen?“

„Ja.“

„Ich werde ihr zwanzig Franken für eine Sitzung von zwei Stunden geben, die sie mit Ihnen im Atelier zubringt.“

„Sie wird es ausschlagen.“

„Was ist dann zu thun?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wo ist sie?“

„Ausgegangen, um eine Wohnung zu suchen.“

„Sie werden also diesen Speicher verlassen?“

„Ja, Herr Salvator will es.“

„Wer ist das, Herr Salvator?“ fragte Petrus ganz erstaunt, den Namen seines nächtlichen Gefährten im Munde von Rose-de-Noël zu finden.

„Sie kennen Herrn Salvator nicht?“

„Sprechen Sie vom Commissionär der Rue aux Fers?"

„Allerdings."

„Sie kennen ihn also?"

„Es ist mein guter Freund, der über meine Gesundheit wacht und immer sich ängstigt, wenn mir etwas fehlt."

„Und wenn Herr Salvator erlaubt, daß ich Ihr Portrait mache, wird es dann die Brocante erlauben?"

„Die Brocante will Alles, was Herr Salvator will."

„Dann muß ich mich also an Herrn Salvator wenden?"

„Das ist das Sicherste."

„Doch wird es Ihnen nicht zuwider sein, daß ich Ihr Portrait mache?"

„Mir? im Gegentheile."

„Es wird Ihnen also angenehm sein?"

„Aeußerst angenehm! nur werden Sie mich sehr hübsch machen, nicht wahr?"

„Ich werde Sie machen, wie Sie sind."

Das kleine Mädchen schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte es; „dann will ich nicht."

Petrus schaute auf seine Uhr; es war Mittag.

„Wir werden Alles das mit Herrn Salvator ordnen," sagte er.

„Ja," sprach Rose-de-Noël; „oh! gibt Herr Salvator die Erlaubniß, so wird die Brocante es nicht wagen, sich zu weigern."

„Wohl! ich sage Ihnen, sie wird überdies gut bezahlt werden."

Rose-de-Noël machte eine Bewegung mit den Lippen, welche bedeutete: „Das ist es nicht, was sie bestimmen wird."

„Und Sie," fragte Petrus, „was wünschen Sie, daß ich Ihnen gebe?"

„Mir?"

„Ja, zur Belohnung dafür, daß Sie mich Ihr Portrait machen lassen.“

„Oh! große Stücke rothe oder blaue Seide mit schönen goldenen Tressen.“

So kindlich wie ein kleines Zigeunermädchen, liebte Rose-de-Noël die bunten Farben und das goldene Flitterwerk.

„Sie sollen Alles dies haben,“ erwiederte Petrus.

Und er machte eine Bewegung nach der Thüre.

„Warten Sie,“ rief die Kleine.

„Was?“

„Sie werden ihr nicht sagen, daß Sie mich kennen.“

„Wem?“

„Der Brocante.“

„Nein.“

„Sie werden ihr nicht sagen, Sie haben mich gesehen?“

„Warum dies?“

„Sie würde mich schelten, daß ich Ihnen die Thüre in ihrer Abwesenheit geöffnet habe.“

„Selbst wenn Sie ihr sagten, ich sei im Auftrage der Fee Carita gekommen?“

„Sie dürfen ihr nichts sagen.“

„Sie haben Recht.“

„Wenn Sie wüßte, die Prinzessin habe ein Verlangen nach meinem Portrait . . .“

„Nun?“

„Sie würde Geld von ihr fordern, und ich will nicht, daß man mein Portrait an die Fee verkauft: man soll es ihr schenken.“

„Gut, mein Kind,“ sagte Petrus; „also reinen Mund gehalten!“

Lächelnd mit ihrem reizenden, aber traurigen Lächeln, machte Rose-de-Noël ein Zeichen des Kreuzes mit dem Daumen auf ihren vom Fieber purpurroth gefärbten Lippen; was bedeuten sollte, sie ihrerseits werde vollkommen stumm sein.

Petrus ſchaute ſie zum letzten Male an, gleichſam um dieſes poetiſche Geſicht ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen, für den Fall, daß er durch irgend ein Mißgeſchick die kleine Bettlerin nicht wiederſehen würde.

Alsdann ſprach er ebenfalls mit einem Lächeln:

„Es iſt gut, ich werde Herrn Salvator um die Erlaubniß oder um den Befehl für die Brocante bitten, Sie in mein Atelier zu führen; doch wenn er es mir abſchlägt . . .“

„Wenn er es Ihnen abſchlägt?“ fragte Roſe-de-Noël.

„Nun wohl, die Prinzeſſin wird nichtsdeſtoweniger Ihr Portrait bekommen, das ſage ich Ihnen!“

Und er entfernte ſich freundſchaftlich dem Mädchen zuwinkend, das hinter ihm die Riegel vorſchob.

XCII.

Wo bewieſen iſt, daß bei den Künſtlern alle Dinge zum Vortheile der Kunſt ausſchlagen.

Als Petrus vor der Thüre des Marſchalls ankam, bezeichnete ſeine Uhr drei Viertel auf eins. Er konnte alſo ſtreng genommen erſcheinen: dieſer Voraus von einer Viertelſtunde würde als Eifer angeſehen werden, und nicht als Indiscretion; doch kaum hatte er ein paar Schritte im Hofe gemacht, als der Portier ihn aufhielt und ihm ſagte, Fräulein von Lamothe-Houdan ſei ſchon am Morgen ausgegangen und man wiſſe nicht, um welche Stunde ſie zurückkomme.

Er fragte den wackern Mann, ob er irgend eine

Instruction in Betreff seiner erhalten habe: der Portier hatte keine erhalten.

Es ließ sich nichts machen: die Fragen weiter treiben wäre ein Verstoß gegen die Lebensart gewesen, zu dem Petrus unfähig war; er entfernte sich also.

Da er sich im Quartier von Jean Robert, am Ende der Rue l'Université, befand, so beschloß er, seinem Freunde einen Besuch zu machen, und lenkte in die ungeheure Straße ein.

Jean Robert war gegen sieben Uhr Morgens nach Hause gekommen, hatte selbst sein Pferd gesattelt, war im Galopp mit der Bemerkung, man dürfe sich seinetwegen nicht beunruhigen, wenn seine Abwesenheit sich verlängere, wieder abgegangen und nicht mehr erschienen.

Man mußte die Zeit tödten: Petrus dachte an Ludovic und schlug den Weg nach den oberen Quartieren des Luxembourg ein.

Ludovic war noch nicht nach Hause gekommen.

Petrus kehrte in seine Wohnung zurück und fing an aus der Erinnerung ein Portrait der kleinen Rose-de-Noël, im Costume der Mignon von Göthe, zu skizziren. Er wählte den Augenblick, wo die kleine Zigeunerin, um Wilhelm Meister zu zerstreuen, den Eiertanz ausführt.

Gegen fünf Uhr Abends brächte ein Diener in der Livree des Marschalls ein Billet von der Prinzessin Regina.

Petrus hatte alle Mühe der Welt, um sich zu bewältigen und das Billet mit einer gleichgültigen Miene zu nehmen; er öffnete es ganz zitternd, obschon er bezweifelte, das Billet sei von Regina selbst; doch an der Unterschrift erkannte er, sie sei es wirklich, die es geschrieben.

Er las wie folgt:

„Entschuldigen Sie, mein Herr, daß ich heute Morgen nicht zu Hause war, als sie die Güte hatten,

hieher zu kommen. Ein sehr trauriger Unfall, der einer meiner besten Pensionsfreundinnen widerfahren ist, hat mich den ganzen Morgen ausserhalb Paris zurückgehalten: ich hätte Ihnen heute Morgen schreiben müssen, um Ihnen diese Mühe zu ersparen; doch Sie werden mich hoffentlich entschuldigen, wenn Sie bedenken, in welcher Unruhe ich mich befand.

„Da ich meinen Fehler nicht gut machen kann, so mildere ich ihn.

„Werden Sie, morgen um die Mittagsstunde frei sein, mein Herr? Es drängt meine Familie, Ihr treffliches Portrait vollendet zu besitzen.

„Regina."

„Sagen Sie der Prinzessin, ich werde morgen zur bezeichneten Stunde bei ihr sein," antwortete Petrus.

Der Diener entfernte sich; Petrus blieb allein.

Drei Tage früher hätte ihn ein solches Billet mit Glück erfüllt; schon der Anblick der Handschrift von Regina würde ihn in ein Entzücken versetzt haben, und er hätte hundertmal die Unterschrift geküßt; doch seit der Offenbarung des Generals Herbel in Betreff der Heirath von Regina mit dem Grafen Rappt war eine solche Umwälzung in der Seele des jungen Mannes vorgegangen, daß ihm der Anblick dieses Billets eher schmerzlich als angenehm war.

Es schien ihm dadurch, daß sie ihm nichts von der Lage, in der sie sich befand, gesagt, habe ihn Regina verrathen; dadurch, daß sie sich lieben ließ, habe sie ihm eine Falle gestellt.

Und dennoch las er den Brief wieder und wieder; er konnte seine Augen nicht von dieser reizenden, kleinen, feinen, regelmäßigen, aristokratischen Handschrift losmachen.

Petrus wurde mitten in dieser Beschäftigung durch das Geräusch seiner Thüre, die man aufs Neue öffnete, unterbrochen; er wandte sich maschinenmäßig um und erblickte Jean Robert.

Der Dichter kam nach dem stürmischen Tage, den er durchlebt, vom Bas-Meudon an; er war gerade zu Petrus gegangen, wie Petrus gerade zu ihm gegangen war.

Hätte Petrus Jean Robert in der Rue de l'Université gefunden, so würde er wahrscheinlich mit ihm in diesem ersten Augenblicke des Aergers, wo das Herz überströmt, von der verfehlten Sitzung und vom Original des Portraits, in dessen Ausführung er gerade begriffen war, gesprochen haben; doch drei bis vier Stunden Arbeit, gekrönt durch den Brief von Regina, hatten dem jungen Manne, wenn nicht die Ruhe, doch wenigstens eine gewisse Selbstbeherrschung wiedergegeben.

Jean Robert war es aber, der zu Petrus kam, und Jean Robert sprach.

Bei Petrus war nur das Herz voll; bei Jean Robert waren der Geist und das Herz gleich sehr eingenommen, jedoch auf die egoistische Art der Dichter, das heißt aus dem Gesichtspunkte dessen, was er, als Roman oder als Drama, aus den Ereignissen des Tages ziehen könnte.

Trotz des emphatischen Einganges seines Freundes, schenkte Petrus, der sich ganz der Erinnerung an seinen eigenen Tag überließ, nur eine geringe Aufmerksamkeit der Erzählung der Liebesverhältnisse von Justin und Mina, als plötzlich der Erzähler, dessen Blicke auf die Skizze des Eiertanzes fielen, ausrief:

„Rose-de-Noël!"

„Rose-de-Noël?" fragte Petrus; „Du kennst dieses Mädchen?"

„Oh! ja."

„Woher?"

„Die alte Zigeunerin, ihre Mutter, ist es, die den Brief gefunden, welchen Mina zum Wagenschlage hinausgeworfen hat. Ich bin mit Salvator bei ihr gewesen."

„Sie hat mir in der That gesagt, sie kenne unsern Freund von der vergangenen Nacht.“

„Das ist ihr Beschützer; er wacht über sie, beschäftigt sich mit ihrer Gesundheit, schickt ihr Aerzte, läßt sie die Wohnung wechseln. Es scheint, diese abscheuliche Brocante ist eine alte Geizige, die das Kind vor Kälte im Winter, vor Hitze im Sommer sterben läßt. Findest Du das kleine Mädchen nicht reizend, Petrus?“

„Du siehst es wohl, da ich sein Portrait mache.“

„Als Mignon; das ist ein guter Gedanke; ich dachte auch sogleich: „„Oh! hätte ich eine solche Schauspielerin, so würde ich ein Drama aus dem Romane von Göthe machen.““

„Warte,“ sagte Petrus, „ich will Dir etwas Anderes zeigen.“

Er zog aus seinem Carton die große Zeichnung, die er ein paar Tage vorher im Blumensalon von Regina gemacht hatte; sodann, als Jean Robert sich näherte, um zu schauen, rief er:

„Eine Minute Geduld! ich habe noch ein paar Striche zu machen.“

Man erinnert sich, daß er bei dieser Zeichnung Rose-de-Noël vorstellend, wie sie schnatternd, mit ihren Hunden, in einem Graben des Boulevard Mont-Parnasse gefunden wurde, aus der Einbildungskraft den Kopf der kleinen Zigeunerin gemacht hatte. — In fünf Minuten war der geträumte Kopf verwischt und der wirkliche Kopf an seine Stelle gesetzt.

„Schau' nun!“ sagte Petrus.

„Ah!“ rief Jean Robert, „weißt Du, daß das sehr schön ist?“

Dann plötzlich:

„Halt! Das Portrait von Fräulein von Lamothe-Houdan!“

Petrus bebte.

„Wie?“ fragte er. „Was willst Du damit sagen?“

„Iſt das nicht das Portrait der Tochter des Marſchalls? . . Hier, hier, als Amazone?“

„Ja . . . Du kennſt ſie alſo?“

„Ich hatte ſie ein- oder zweimal beim Herzog von Fitz James geſehen, und ich habe ſie heute wieder geſehen; darum iſt mir die Aehnlichkeit dieſes Portraits mit ihr in die Augen gefallen.“

„Du haſt ſie wieder geſehen? Und wo dies?“

„Oh! bei einer erſchrecklichen Veranlaſſung! knieend mit zwei von ihren Penſionsfreundinnen, Schülerinnen von Saint-Denis wie ſie, vor dem Bette eines armen Kindes, das ſich durch Erſticken hatte den Tod geben wollen.“

„Was ihr aber nicht gelungen iſt?“

„Ja,“ erwiederte traurig Jean Robert, „ſie hat dieſes Unglück gehabt.“

„Dieſes Unglück?“

„Allerdings, da ſie ſich mit ihrem Geliebten erſtickt hat, und ihr Geliebter geſtorben iſt. — Alles dies wollte ich Dir erzählen, mein Freund, als ich, während ich zugleich Deine Befangenheit bemerkte, die Dich meiner Erzählung ein nur mittelmäßig aufmerkſames Ohr leihen ließ, das Portrait von Roſe-de-Noël erkannte.“

„Verzeih, Robert,“ ſagte Petrus dem jungen Dichter zulächelnd und ihm die Hand reichend, „ich war in der That befangen, doch meine Befangenheit iſt vorüber; erzähle, mein Freund, erzähle.“

So iſt die menſchliche Seele in ihren Beziehungen zu den äußeren Gegenſtänden beſchaffen, — faſt immer egoiſtiſch! Petrus, gleichgültig bei der Erzählung des Liebesverhältniſſes von Juſtin und Mina, ſo lange er nichts von der Dazwiſchenkunft von Roſe-de-Noël bei dieſer Liebe wußte; Petrus, zerſtreut bei der Erzählung der Mißgeſchicke von Colombeau und Carmelite, ſo lange er dabei Fräulein von Lamothe-Houdan nicht hatte erſcheinen ſehen, — Petrus war neugierig, dieſe

doppelte Erzählung zu hören, mit der sich Regina vermengt fand: einerseits mittelbar durch Rose-de-Noël, andererseits unmittelbar durch sie selbst.

Petrus hatte nicht einen Augenblick bezweifelt, Regina sei durch einen Unfall, der einer ihrer Freundinnen widerfahren, aus dem Hause gezogen worden; er war aber entzückt, daß Jean Robert die Wirklichkeit des Unfalls bestätigte. Ueberdies hatte Jean Robert als Dichter von der Schönheit von Fräulein von Lamothe-Houdan gesprochen, und trotz des Gefühles der Eifersucht, das in seinem Herzen brannte, wenn er dachte, diese Schönheit gehöre zum Voraus einem Andern, war Petrus glücklich und stolz auf diese Schönheit.

Sodann erfuhr er Eines: daß Madame Lydie von Marande, bei der er sich hatte einführen lassen, und wegen der ihm sein Oheim Vorwürfe gemacht, daß er sie nicht wieder besucht hatte, nicht nur eine Bekannte von Regina, sondern sogar eine vertraute Freundin der jungen Prinzessin, eine ihrer Gefährtinnen von Saint-Denis war.

Ebenso war es mit dem Mädchen, von dem Jean Robert nichts Anderes wußte, als den Namen, welches mit Salvator lebte und Fragola genannt wurde.

Von da nahm die Erzählung von Jean Robert in den Augen und in den Ohren von Petrus ein wunderbares Interesse an.

Wir sagen in den Augen, weil zugleich, während die Ohren hörten, die Augen sahen.

Jean Robert seinerseits, da er fühlte, daß man ihn anhörte, und daß er, um uns des Künstlerausdrucks zu bedienen, seinen Effect machte, Jean Robert seinerseits erzählte als Dichter.

Doch so wie sie vorrückte, gewann die Erzählung einen solchen Einfluß auf Petrus, daß er sich nicht mehr mit den unbestimmten und weitschweifigen Details der Erzählung begnügte: er schob Jean Robert einen Stuhl in die Hand und bat ihn, ihm einen Begriff

von dem traurigen Schauspiele zu geben, welches das Zimmer von Carmelite geboten.

Jean Robert war entfernt kein Maler, doch er war ein geschickter Inscenirer; er war es gewöhnlich, wenn er ein Stück einrichtete, der in die Bibliothek ging, die Costumes zeichnete, den Plan und Alles bis auf die Anlagen der Decorationen machte. Er hatte überdies das den Romanschreibern eigenthümliche Gedächtniß, das ihnen erlaubt, getreu die Oertlichkeit, die sie nur ein einziges Mal gesehen haben, zu schildern.

Jean Robert nahm ein Papier und zeichnete zuerst den geometrischen Plan des Zimmers von Carmelite; sodann', auf einem andern Papiere, skizzirte er den Anblick dieses Zimmers mit den drei Mädchen, gruppirt um das vierte, das auf dem Bette ausgestreckt liegt, und ihm Hintergrunde, in seiner herrlichen Dominicanertracht, Sarranti, den schönen Priester, ruhig, ernst, unbeweglich wie die Bildsäule der Beschauung.

Petrus folgte ihm aufmerksam mit den Augen.

Ehe er noch geendigt hatte, zog er das Papier aus seinen Händen.

„Ich danke Dir," sagte er, „ich habe Alles, was ich brauche: mein Bild ist gemacht! Gib mir nur einige Details über die Tracht der Zöglinge von Saint-Denis."

Jean Robert nahm die Aquarellenschachtel und bezeichnete die Farben auf einem der knieenden Mädchen.

„Das ist es," sagte Petrus.

Und er nahm nun ein Bristol-Papier und fing an die schmerzliche Scene zu skizziren, von der ihm der Dichter ein ungestaltetes Croquis gemacht, aber eine Erzählung voll Farbe und Wahrheit gegeben hatte.

Die jungen Leute verließen sich ziemlich spät in der Nacht.

Am andern Tage, gerade um Mittag, erschien Petrus im Hotel des Marschalls von Lamothe-Houdan.

Was wollte er hier machen? was wollte er sagen?

Er wußte es selbst nicht; er hatte sich während dieser zwei Tage des Wartens gleichsam das Herz zu ungeheuren Traurigkeiten, zu tiefen Schmerzen vorbereitet.

XCIII.

Das Portrait von Herrn Rappt.

Regina wartete auf der Schwelle des Pavillon stehend und die Hand auf den Kopf der kleinen Abeille gelegt.

Worauf wartete sie?

Sicherlich nicht auf Petrus, doch vielleicht auf die Stunde, die ihn herbeiführen sollte.

Petrus erblickte sie von fern.

Die Beine versagten ihm beinahe den Dienst; er schaute, ob in seinem Bereiche ein Baum sei, an den er sich anlehnen könnte, eine Bank, um darauf zu sitzen; aber durch eine rasche Reaction seines Willens fand er, wenn nicht alle seine Kräfte, doch einen Theil seiner Kräfte wieder; nur, sobald er Regina erblickte, nahm er den Hut ab und strich mit seiner Hand über seine bleiche, feuchte Stirne.

Regina war so bleich wie er; man sah deutlich auf ihrem Gesichte die Spuren der Schlaflosigkeit und der Thränen.

Das Gesicht von Petrus verrieth, wenn nicht die Thränen, doch wenigstens die Schlaflosigkeit.

Beide schauten sich mit mehr Neugierde, als Erstaunen an; man hätte glauben sollen, Jedes suche zu errathen, was im Herzen des Andern vorgehe.

Ein schwermüthiges Lächeln schwebte über die Lippen von Regina.

„Ich erwartete Sie, mein Herr,“ sagte sie mit einer Stimme, welche so melodisch wie der Gesang eines Vogels.

„Sie erwarteten mich?“ fragte Petrus.

„Haben wir heute nicht Sitzung? Haben Sie mein Billet nicht empfangen? Habe ich nicht, nachdem ich mich schriftlich entschuldigt, mich auch mündlich zu entschuldigen?“

„Entschuldigen?“ versetzte Petrus.

„Allerdings: ich hätte Ihnen am Morgen statt am Abend schreiben müssen und Ihnen so eine Mühe ersparen; ich war aber so beängstigt, daß ich das Unrecht beging, es zu vergessen.“

Petrus verbeugte sich und schien zu warten, daß ihm Regina den Weg zum Salon zeige.

„Komm, komm, meine Schwester!“ sagte die kleine Abeille; „Du weißt, daß Dein Portrait heute fertig sein muß.“

„Ah!“ sprach mit bitterem Tone Petrus, indem er sich an Regina wandte, „Ihr Portrait muß heute fertig sein?“

Eine Flamme glitt über die bleichen Wangen des Mädchens und verschwand wie der Reflex eines Blitzes.

„Geben Sie nicht Acht auf das, was diese Kleine sagt, mein Herr; sie wird von Jemand, der nicht weiß, was die Anforderungen der Kunst sind, gehört haben, dieses Portrait müsse heute vollendet sein, und sie wiederholt, was sie hat sagen hören.“

„Ich werde nach meinen besten Kräften thun,“ erwiederte Petrus, während er sich vor seine Leinwand setzte, „und kann ich, so werde ich Sie in einer Sitzung von mir befreien.“

„Mich von Ihnen befreien?“ entgegnete Regina. „Das Wort würde mich meiner Tante der Marquise de la Tournelle gesagt nicht in Erstaunen setzen; doch mir gesagt ist es ungerecht . . . ich könnte sogar,“

setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „ich könnte sogar behaupten, grausam.“

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein,“ sprach Petrus.

Sodann, da er weder die Geberde, noch das Wort zurückzuhalten vermochte, fügte er, indem er die Hand an seine Brust legte, bei:

„Ich leide!“

„Sie leiden,“ sagte Regina mit einem seltsamen Lächeln, als ob sie hätte sagen wollen: „Darüber darf man sich nicht wundern; ich leide auch.“

„Herr Petrus,“ rief die kleine Abeille, „ich will Ihnen etwas mittheilen, was Ihnen großes Vergnügen machen wird.“

„Sprechen Sie, mein Fräulein,“ antwortete Petrus, der im Fluge die Zerstreuung ergriff, die ihm das Geplauder des Kindes bringen sollte.

„Nun wohl, gestern, während Regina auf dem Lande war, kam mein Vater mit Herrn Rappt, um das Portrait anzuschauen, und er erklärte sich sehr damit zufrieden.“

„Ich danke dem Herrn Marschall für seine Nachsicht,“ sagte Petrus.

„Sie müßten viel mehr Herrn Rappt danken, als meinem Vater,“ bemerkte die kleine Abeille; „denn Herr Rappt, der nie mit etwas zufrieden ist, war auch sehr zufrieden.“

Petrus antwortete nicht; er zog sein Sacktuch aus der Tasche und wischte sich den Schweiß ab.

Bei dem verhaßten Namen, den man zweimal ausgesprochen hatte, fing aller Zorn, der seit achtundvierzig Stunden in ihm erregt, aber einen Augenblick beschwichtigt worden war, wieder an wie ein Sturm in ihm zu tosen.

Regina sah diese Aufregung, und instinctartig begriff sie, dieselbe rühre von den Worten des Kindes her.

„Abeille,“ sprach sie, „ich fühle Durst; habe die Güte, mir ein Glas Wasser zu holen.“

Voll Eifer, ihrer Schwester zu gehorchen, sprang die Kleine aus dem Salon.

Da aber das Stillschweigen das Allerpeinlichste in der Lage des Geistes war, in der sich die zwei jungen Leute befanden, so wollte es Regina nicht eintreten lassen, und ohne genau zu wissen, was sie sagte, sprach sie:

„Und was haben Sie an dem traurigen gestrigen Tage gethan, da Sie nicht an meinem Portrait arbeiten konnten?"

„Ich habe zuerst die kleine Rose-de-Noël besucht."

„Die kleine Rose-de-Noël?" fragte Regina lebhaft. Sodann leiser:

„Sie haben dieses Kind besucht?"

„Ja," antwortete Petrus.

„Und hernach? . ."

„Hernach habe ich eine Aquarelle gemacht."

„Nach ihr?"

„Nein; aus der Fantasie."

„Ueber welchen Gegenstand?"

„Ach! ein sehr trauriger Gegenstand!"

„Nun?"

„Ein Mädchen wollte sich mit seinem Geliebten den Tod durch Ersticken geben . . ."

„Wie beliebt?" unterbrach Regina.

„Es ist ihr nicht gelungen," fuhr Petrus fort; „der Geliebte ist todt!"

„Mein Gott!"

„Ich wählte den Augenblick, wo sie auf ihrem Bette liegend die Augen wieder öffnet. Drei von ihren Freundinnen knieen um sie; im Hintergrunde betet ein Dominicanermönch, die Augen zum Himmel erhoben."

Regina schaute Petrus mit einer bestürzten Miene an.

„Und diese Aquarelle?" fragte sie.

„Hier ist sie."

Und er reichte Regina das aufgerollte Papier.

Regina entrollte es und gab einen Schrei von sich.

Petrus, der weder Fragola, noch Carmelite kannte, hatte den Kopf der Ersten zwischen ihren Händen verborgen gemacht, und den der Zweiten in dem durch den Bettvorhang hervorgebrachten Schatten; doch die Köpfe von Regina, von Frau von Marande und vom Mönche, welche Petrus bekannt waren, boten eine vollkommene Aehnlichkeit.

Ueberdies machten die geringsten Details des Zimmers von Carmelite, — durch Jean Robert angegebene Details, — aus dieser Zeichnung etwas Unerklärliches, Zauberhaftes, Unerhörtes für Regina.

Sie schaute Petrus an; Petrus arbeitete oder gab sich den Anschein, als ob er arbeitete.

„Hier, meine Schwester," sagte die kleine Abeille, welche auf den Fußspitzen hereinkam, um nichts von dem Tranke, den sie brachte, zu verschütten, „hier ist Dein Glas Wasser."

Es war nicht möglich, die geringste Erklärung in Gegenwart von Abeille zu verlangen; würde überdies Petrus eine geben wollen?

Regina nahm das Glas und setzte es an ihre Lippen.

„Sodann," sagte Petrus, „außer diesem Besuche bei der kleinen Rose-de-Noël; außer dieser aus der Fantasie gemachten Aquarelle, habe ich noch etwas erfahren, wozu ich Ihnen aufrichtig Glück wünsche, mein Fräulein: Sie werden den Herrn Grafen Rappt heirathen."

Petrus konnte bei der Stille, welche auf diese Worte folgte, die Zähne von Regina am Rande des Glases klappern hören, das sie an ihre Lippen setzte, und dann mit einer fast krampfhaften Bewegung, die Hälfte des darin enthaltenen Wassers auf ihr seidenes Kleid verschüttend, der kleinen Abeille zurückgab.

Sie machte jedoch eine Anstrengung gegen sich selbst und antwortete:

„Das ist die Wahrheit!"

Und das war Alles.

Hierauf zog sie das Kind an sich, als wäre sie so schwach, daß sie eine Stütze in der Kindheit, das heißt im Embleme der Schwäche, suchen müßte, schlug die Augen nieder und stützte ihren Kopf auf den blonden Kopf des Kindes.

Es lag in dieser Antwort und in dieser Bewegung von Regina ein solcher Ausdruck von Schmerz, daß Petrus begriff, er habe nichts mehr zu fragen. Er hatte die Stimme hörend bis in die Tiefe des Herzens geschauert, er war mit den Augen dem Kopfe des Mädchens gefolgt, der sich schlaff neigte wie eine verwelkende Blume und endlich in einer unerklärbaren Haltung blieb; Alles dies bedeutete: „Verzeihen Sie mir, Freund; ich bin auch unglücklich, vielleicht unglücklicher, als Sie."

Von diesem Augenblicke an herrschte im Gewächshause eine solche Stille, daß man hätte können die Knospen der Rosen sich öffnen hören.

In der That, was konnten sie sich sagen, die jungen Leute? Würden die sanftesten Töne, die wohlklingendsten Worte den tausendsten Theil der süßen Gemüthsbewegungen, welche ganz leise in ihren Herzen murmelten, wiedergeben?

Das Stillschweigen von Regina sagte:

„Das ist also das Geheimniß, das Deine Blässe machte, junger Mann; und die Traurigkeit Deines Gesichtes war nur der Reflex der Traurigkeit Deines Herzens? Als ich gestern beim Bette einer Freundin knieend, welche mit ihrem Geliebten hatte sterben wollen, an Dich denkend mir sagte: „„Glückliche Carmelite, wenn Du vor dem Geliebten Deines Herzens gestorben wärest! glücklich, ah! ja, tausendmal glücklich! Denn besser ist es, vor dem zu sterben, welchen man liebt, als mit dem zu leben, welchen man haßt!"" besuchtest Du während dieser Zeit, von mir träumend, das Kind, das ich gepflegt hatte; sodann folgtest Du mir, durch ein Wunder innerer Anschauung, auf meinem

Gange, und Du ſahſt mich am Fuße des Bettes meiner Freundin knieen! . . Haſt Du denn das Auge der Engel, göttlicher Künſtler, und ſiehſt Du wie ſie durch den Raum, ohne daß die materiellen Hinderniſſe Deinen Blick hemmen können? Du klagſt mich im Grunde Deines Herzens an, undankbarer Geliebter, und Du weißt nicht, daß ich, ſeitdem ich Dich geſehen, auch meine Stunden der Schlafloſigkeit und der Bangigkeit hatte; ja, der Bangigkeit! denn wie Du und früher als Du vielleicht, bin ich in den tiefen Schlund getaucht, wo man mich begraben will. Du biſt bleich wie der Tod: ſchau' und ſieh, was aus den Farben meiner Wangen geworden iſt! Oh! warum kann ich Dir die Deinen nicht zurückgeben, und Deine Stirne ihre makelloſe Weiße und ihre himmliſche Heiterkeit wieder annehmen machen, indem ich auf Dir, armer durch den Sturm verwelkter Baum, wie einen heilſamen Thau alle Thränen meines Herzens verbreiten würde!"

Und das Stillſchweigen von Petrus antwortete:

„Ah! Du liebſt mich alſo, ſchöne jungfräuliche Lilie, und ich habe mich getäuſcht, als ich Dich anklagte, Du geheſt lächelnd dieſem Hochzeitfeſte entgegen! Oh! als Deine Schweſter, das indiscrete Kind, den Namen dieſes Menſchen ausſprach, ſah ich den Wind der Scham über Deine Stirne ziehen, und nun, da Du weißt, daß ich Dich liebe, verbirgſt Du, gebrochen bis in die Tiefe der Seele, einer liebenden Taube ähnlich, Deine Stirne unter Deinem Flügel, um zu weinen! . . Ach! Du haſt mich um das Geheimniß meiner Bläſſe gefragt: Du kennſt es jetzt, da Du Deinerſeits auch bleich und bleicher biſt, als ich! . . Doch warum bleibſt Du ſtumm, o mein Gedanke? warum höre ich Deine Stimme nicht, meine Freundin? Weil das Stillſchweigen zu Zwei die Symphonie der Liebe, der Traum des Morgens, voll himmliſchen Geflüſters, voll unausſprechlicher Hoffnungen iſt. Antworte mir alſo nicht und höre in meinem Herzen ſingen, wie ich in

dem Deinigen singen höre, die Hymne, die heilige Hymne, eine Mischung von Freude und Schmerz, welche man nur einmal hört, und die erloschen nie mehr erwacht!"

Und dieses Stillschweigen war in der That für die zwei jungen Leute eine unaussprechliche Freude, eine Minute gränzenloses Glückes; eine um so größere Freude, ein um so glübenderes Glück, als Beide fühlten, dieses Glück und diese Freude durchgründend würden sie am Ende einen tiefen Schmerz finden.

Sie liebten sich, wie Petrus seinem Oheim gesagt hatte, mit einer Liebe, welche auszudrücken die menschliche Sprache keine Worte hatte; nur, statt sich in Liedern auszuhauchen, wie die der Vögel, verbreitete sich ihre Liebe, wie die der Blumen, in Wohlgerüchen, und sie genoßen die süßen Ausströmungen davon.

Zum Unglück wurde in diesem äußersten Augenblicke, wo ihre zwei Seelen, der Vermengung ganz nahe, sich in einem Zauberparadiese vereinigen sollten, die Thüre ungestüm geöffnet, und die devote, übermüthige Marquise de la Tournelle erschien auf der Schwelle.

Diese Erscheinung machte die beiden Träumer schwer auf die Erde zurückfallen.

Als er die Marquise erblickte, stand Petrus auf, doch umsonst; die Marquise sah ihn nicht oder gab sich den Anschein, als sähe sie ihn nicht; vielleicht war sie auch zerstreut durch die kleine Abeille, welche auf sie zulief und der Marquise ihre Stirne zum Küssen bot.

„Guten Morgen, Kleine! guten Morgen!" sagte sie das Kind küssend; dann ging sie auf Regina zu.

Regina stand von ihrem Stuhle auf und reichte ihr die Hand.

„Guten Morgen, meine Nichte!" fuhr die Marquise von einer Schwester zur andern übergehend fort. „Ich komme aus dem Speisezimmer; man sagte mir, Sie haben es kaum betreten; es lag mir indessen daran,

Sie zu ſehen, weil ich Ihnen etwas ſehr Wichtiges mitzutheilen habe."

„Hätte ich gewußt, Sie werden uns das Vergnügen machen, zum Frühſtück herabzukommen, meine Tante," erwiederte Regina, „ſo würde ich ſicherlich gewartet haben; doch ich glaubte, geſtern und heute wollen Sie in der Einſamkeit bleiben und in Ihrer Wohnung frühſtücken."

„Ich bin auch einzig und allein Ihnen zu Liebe herabgekommen, meine Nichte; und ich machte eine Ausnahme zu Ihren Gunſten wegen der Wichtigkeit der Umſtände."

„Oh! mein Gott! Sie erſchrecken mich beinahe, meine Tante!" ſagte Regina, indem ſie zu lächeln ſuchte. „Was gibt es denn?"

„Meine Nichte, es gibt, daß mir Herr Coletti in einem Briefe mittheilt, man habe Sie geſtern, am Aſchermittwoch, nicht in der Kirche geſehen."

„In der That, meine Tante, ich war am Bette einer ſterbenden Freundin."

„Heute wird Monſeigneur ſeine Einführung in die Faſten machen, und er hofft, Sie werden der Predigt beiwohnen."

„Sie werden mich bei Monſeigneur entſchuldigen, meine Tante: ich gedenke heute nicht auszugehen. Ich habe geſtern einen großen Kummer gehabt, ich bin noch ſehr leidend, ich bedarf der Ruhe und werde mich heute nicht aus dem Hauſe rühren."

„Ah!" murmelte die Alte mit herbem Tone.

„Ja," fuhr Regina mit einer Feſtigkeit der Stimme und des Blickes fort, welche ihren Namen zu rechtfertigen ſchien; „ich gedenke ſogar mich nach der Sitzung in mein Zimmer zurückzuziehen; denn Sie ſehen, daß ich eben ſitze, meine Tante; — und in dieſer Hinſicht erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie mich für Herrn Petrus völlig maskiren."

„Oh!" machte die alte Dame.

Und sich gegen den Maler umwendend, sagte sie:

„Verzeihen Sie mir, Herr Künstler; ich hatte Sie nicht bemerkt. Sie befinden sich wohl seit Montag?"

„Vollkommen, Madame."

„Desto besser! . . . Stellen Sie sich vor, meine Nichte, wie groß mein Erstaunen war, als ich Herrn Petrus Herbel beim General Courtenay fand, den ich daran erinnern wollte, es sei vorgestern, am Dienstag, mein Namenstag!"

„Ich sehe nicht ein, was Sie hiebei in Erstaunen setzen konnte, meine Tante. Mir scheint, es ist nichts Erstaunliches, wenn man den Neffen bei seinem Oheim trifft."

„Sie wußten das?"

„Ich wußte, daß Herr Petrus Herbel von Courtenay der Neffe des Generals Grafen Herbel von Courtenay ist; ja, meine Tante, ich wußte dies!"

„Nun wohl, ich wußte es nicht . . . Ich bin immer erstaunt, wenn ein Maler mit einer Familie verwandt ist, deren Ahnen regiert haben."

„Madame," sagte Petrus, „ich hoffe, daß eine so außerordentlich religiöse Person wie Sie, die Apostel und die Heiligen über alle Könige und alle Kaiser der Erde setzt."

„Warum hoffen Sie das?"

„Ich erlaube mir, der Frau Marquise zu bemerken, daß sie mit einer Frage auf die Frage antwortet, welche an sie zu richten der Vicomte Pierre Courtenay die Ehre hat."

So unverschämt sie war, die Marquise fand sich ein wenig aus der Fassung gebracht.

„Allerdings," erwiederte sie, „allerdings setze ich die Apostel und die Heiligen über die Könige und die Kaiser, weil sie nach Jesus Christus kommen."

„Nun wohl, Madame, der heilige Lucas war ein Maler; warum sollte es ein Abkömmling der Kaiser nicht sein?"

Die Marquise biß sich auf die Lippen.

„Ah!“ sagte sie, „Sie erinnern mich an die wahre Frage, und ich danke Ihnen dafür; ich wußte wohl, daß ich wegen anderer Dingen gekommen war.“

Weder Regina, noch Petrus antworteten.

„Ich kam,“ fuhr die Marquise sich an Petrus wendend fort, „ich kam, um Sie zu fragen, ob das Portrait des Grafen Rappt bald vollendet sei.“

Regina neigte das Haupt mit einem Seufzer, der einem Stöhnen glich.

Petrus hörte die Frage der alten Marquise, sah die Bewegung von Regina, begriff aber weder mehr etwas von der einen, noch von der andern.

„Nun,“ sprach die Marquise, als sie die zwei jungen Leute stumm sah, „was ist denn so Außerordentliches an meiner Frage? . . Ich frage Herrn Petrus, ob das Portrait des Herrn Grafen Rappt vorrücke?“

„Ich verstehe nicht, was die Frau Marquise mich zu fragen mir die Ehre erweist,“ erwiederte Petrus, in dessen Herz ein unbestimmter Verdacht einzudringen anfing.

„Ich drücke mich in der That schlecht aus,“ sagte die Marquise. „Ich nenne durch Anticipation das Portrait von Regina: das Portrait von Herrn Rappt; es wird allerdings das Portrait des Herrn Rappt erst an dem Tage werden, wo Fräulein Regina von Lamothe-Houdan Gräfin Rappt wird; da dies aber in acht bis zehn Tagen eine abgethane Sache ist . . .“

„Verzeihen Sie, Madame,“ fragte Petrus entsetzlich erbleichend, „das Portrait, das ich hier mache, ist also für Herrn Rappt bestimmt?“

„Ei! gewiß, das ist die Hauptzierde des Hochzeitsgemaches.“

Es trat bei diesen Worten eine solche Verstörung im Gesichte von Petrus ein, daß die Marquise es wahrnahm.

„Ho! ho! Herr Maler," sagte sie, „was haben Sie denn? Man sollte glauben, es sei Ihnen übel!"

Petrus, der, die Stirne von Schweiß triefend, das Auge graß, dastand, glich wirklich einer Bildsäule der Verzweiflung.

Die Marquise wandte sich gegen ihre Nichte um und wollte sie auf die Bläße des jungen Mannes aufmerksam machen; doch sie sah Regina selbst so bleich, daß man hätte denken sollen, diese sei auf derselben Stelle vom selben Schlage getroffen worden, der den jungen Mann getroffen hatte.

Die Marquise de la Tournelle war eine Frau von Erfahrung: sie errieth sogleich, was zwischen den zwei jungen Leuten vorging, und indem sie ihre Blicke bald auf das eine, bald auf das andere richtete, wiederholte sie zwischen ihren Zähnen die ausdrucksvolle Einsylbe: „Ah! ah! ah!"

Und sie nahm Abeille bei der Hand, aus Furcht, trotz seiner Jugend, begreife das kleine Mädchen etwas von diesem doppelten Schmerze, zog sie mit sich fort und sagte:

„Ich hatte Sie nichts Anderes zu fragen, meine Nichte; ich weiß nun Alles, was ich wissen wollte."

Und sie ging ab.

Kaum war der Thürvorhang hinter ihr niedergefallen, da stieß Petrus einen Schrei aus, zog aus seiner Tasche einen kleinen türkischen Dolch, den er gewöhnlich bei sich trug, und sagte:

„Ah! . . und dieses Portrait, das ich mit so viel Liebe machte, war für ihn, für den Grafen Rappt, für den Schändlichen! Das wird nicht so sein! Ich kann das Opfer seines Glücks werden, ich werde nicht der Mitschuldige davon sein."

Und er stieß den Dolch in die Leinwand und zerriß sie von oben bis unten.

Regina hörte das Krachen der Leinwand und fühlte bei diesem Krachen dieselbe Bewegung in ihrem

Innern, wie wenn der Dolch sie getroffen hätte, statt das Portrait zu treffen, und als ob er sie treffend die große Arterie des Herzens würde durchschnitten haben.

Und dennoch, während sie abermals erbleichte, — was man unmöglich geglaubt hätte, — während sie ihren Kopf zurückwarf, als ob ihre letzte Kraft und sogar die des Willens sie verlassen hätte, — besaß sie noch die Macht, dem jungen Manne die Hand zu reichen.

„Meinen Dank, Petrus," sagte sie; „so wollte ich geliebt sein!"

Petrus warf sich auf diese Hand, küßte sie voll Wuth, stürzte aus dem Salon und rief:

„Gott befohlen für immer!"

Ein Seufzer antwortete ihm: Regina war in Ohnmacht gefallen.

Und nun wollen wir Fräulein von Lamothe-Houdan und Herrn Petrus-Herbel ihrer Liebesverzweiflung überlassen, mit einem Sprunge nach Wien gehen und sehen, was dort am Abend des Fasching-Dienstags im Jahre 1827 vorfiel.

XCIII.

Vorstellung zum Vortheile der Signora Rosenha Engel.

Am Fasching-Dienstag des Jahres 1827, gegen sechs Uhr Abends, bot die Stadt Wien einen ungewöhnlichen Anblick.

Ein Fremder, der die Menge in den Straßen sich hätte drängen sehen, wäre sehr verlegen gewesen, zu sagen, in welcher Absicht die Bevölkerung so heftig

vom Stubenthor, von der Leopoldstadt, vom Schottenthor und von Mariahilf, — mit einem Worte von allen Vorstädten Wiens herbeikam und, so zu sagen, von den vier Cardinalpunkten gegen einen Mittelpunkt zusammenlief, der der Burgplatz zu sein schien.

Und dennoch war es nicht die Burg, wohin sich die Menge wandte; und wenn tausend Equipagen mit den Wappen aller großen Häuser Deutschlands in den Straßen in der Nähe des kaiserlichen Palastes stationirten, so war doch weder wegen des Namensfestes des Kaisers, noch wegen einer Hochzeit, noch wegen einer Geburt, noch wegen eines Todesfalles, noch wegen einer Trauer, noch wegen einer Niederlage, noch wegen eines Sieges die Stadt im Aufruhr.

Nein, diese ganze Menge begab sich ganz einfach in das kaiserliche Theater, wo die berühmte Tänzerin Rosenha Engel außerordentlicher Weise ihre Benefice-Vorstellung gab, da das Kärthnerthor-Theater gerade in einer Reparatur begriffen war.

Der europäische Ruf der Schönheit, der Tugend, des Talentes der berühmten Tänzerin rechtfertigte den Eifer der Einwohnerschaft Wiens um so mehr, als das Gerücht ging, diese Vorstellung sei die letzte, welche Rosenha in der Hauptstadt Oesterreichs geben werde, weil sie sich anschicke, nach Rußland zu gehen, das zu jener Zeit dem westlichen Europa seine besten Künstler zu entführen anfing.

Einige behaupteten sogar, sie ziehe sich im Ernste und definitiv vom Theater zurück, so sehr im Ernste, daß sie einen Prinzen von Hessen zu heirathen im Begriffe sei.

Andere, — doch wir müssen sagen, das war die kleinste Zahl, — versicherte, sie werde in ein Kloster eintreten.

Es gab also tausend Gründe, welche den Eifer dieser Menge erklärten, und sie lief auch mit den Schrit-

ten herbei, mit denen man zu einem Schauspiele eilt, das man nie mehr sehen soll.

Sie lief indessen vergebens: seit acht Tagen war der ganze Saal gemiethet, und hätte der Saal dreißigtausend Personen mehr aufnehmen können, er wäre auch gemiethet gewesen. Der Verdruß war also groß für alle diejenigen, welche in Toilette und ohne zu Mittag gespeist zu haben, von Meidling, von Hitzing, von Baumgarten, von Brigittenau, von Stadiau und von der ganzen Gegend auf sechs Meilen in der Runde herbeigekommen, den Eintritt für Jeden verschlossen fanden, der nicht zum Voraus seinen Platz gemiethet hatte.

Es war ein Geschrei des Aergers, des Zornes und der Entrüstung, das, vom Paradeplatze ausgehend, bis im Parterre erscholl, als sich die Nachricht verbreitete, der Saal sei ganz gemiethet, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die wüthende Menge eine lärmende Repressalie ergriffen haben würde, hätten nicht die Equipagen des Hofes, welche plötzlich herbeikamen und vor dem Theater anhielten, wie ein Damm diese Flut in ihr Bett zurückweichen gemacht.

Die Menge, — wir sprechen hauptsächlich von der österreichischen Menge, — die Menge, welche nie einen tiefen Groll hat, für die es aber Bedürfniß ist, zu schreien, entschädigte sich für die Flüche, welche auszustoßen die Gegenwart der kaiserlichen Familie sie verhinderte, durch den Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ und begnügte sich, wie Ruy Blas, poetischen und pittoresken Andenkens, statt jedes Schauspiels damit, daß es aus den Equipagen nach Seiner Majestät alle Prinzessinnen, Herzoginnen, Erzherzoginnen und Gräfinnen des Hofes aussteigen sah.

Obgleich ohne Zweifel dieses Schauspiel sehr interessant ist, so ziehen wir es doch vor, die Ankunft der hohen Personen, welche den Gegenstand desselben bilden, bequem auf einem Sperrsitze des Theaters zu erwarten, wo uns unser Titel als dramatischer Schrift-

steller, den wir bei der Controle nennen, freien Eintritt gewährt, und bei dessen Thüre ein ungeheures silbernes Becken die von diesem Elitepublikum für die Beneficiantin bestimmten Gaben aufnimmt.

Der Saal des kaiserlichen Theaters in Wien ist in gewöhnlichen Zeiten mittelmäßig elegant, doch geschmückt, wie er es an diesem Abend war, bot er einen wahrhaft feenartigen Anblick. Schaute man ihn in seinem Ganzen an, so hätte man glauben sollen, es sei das Innere eines arabischen Palastes, wo Diamanten, Perlen, Spitzen, Frauen und Blumen blinkten, funkelten, sangen, athmeten; auf welche Seite man die Augen wandte, man erblickte nur weiße Gesichter und frische Schultern, unter denen weder das verdrießliche Gesicht, noch die dunkle Kleidung des Mannes einen Flecken bildeten; es waren Massen von Blumen, welche aufblühten, ohne daß an irgend einem Orte der schwarze Stamm des Baumes durchdrang, und es schien, eine wiedererzeugende Gottheit sei beauftragt worden, Alles zusammenzubringen, was es Schönes in der alten Welt gab, um eine neue daraus zu bilden.

In der kaiserlichen Loge, — welche auf das Proscenium rechts gestellt ist und aus der Verbindung von drei Logen besteht, die sich nach Belieben trennen oder vermengen, — waren vor Allem hohe Frauen, ganz jung, ganz schön, ganz blond, ganz gleichförmig angethan mit Spitzenkleidern, die Brust und den Kopf bedeckt mit Blumen, unter denen, wie Thautropfen, Diamanten funkelten; zehn Frauen, — oder vielmehr zehn junge Mädchen, denn die älteste zählte nicht fünfundzwanzig Jahre, — zehn Mädchen, die man für Schwestern gehalten hätte, so sehr glichen sie sich in Anmuth, Jugend und Schönheit; so sehr stellten sie die zehn ersten Tage des Monats Mai vor.

Der kaiserlichen Loge gegenüber, das heißt auf dem Proscenium links, waren wie in einem zweiten Korbe bestimmt, das Gegenstück zum ersten zu bilden,

die so eben frisch aufgegangenen Blumen der jüngeren Linie von Baiern: die Prinzessinnen Josephine, Eugenie, Amalie, Elisabeth, Friederike, Louise und Marie, an einander gereiht.

Die an die kaiserliche Loge von Oesterreich und die königliche Loge von Baiern anstoßenden Logen glichen einem heraldischen Walde, wo sich die genealogischen Zweige der fürstlichen Häuser aller Hessen durchkreuzten: Hessen-Darmstadt, Hessen-Homburg, Hessen-Rheinfeld, Hessen-Rothenburg, Hessen-Cassel, Hessen-Kreuzberg, Hessen-Philippsthal, Hessen-Barchfeld; die Prinzessinnen von Nidda, von Hohenlohe, Wilhelmine von Baden, und die kleinen Prinzessinnen Bertha und Amalie, unmerkbare Knospen dieses reichen Blumenstraußes *).

Dann kamen die Logen der Häuser Wittenberg, Stuttgart, Neustadt, Montbéliard, Sachsen, Brandenburg, Baden, Braunschweig, Mecklenburg, Schwerin, Anhalt; der Prinzessinnen Marianne und Henriette, und der kleinen Prinzessin Therese, von der königlichen Seitenlinie Nassau.

Was aber besonders die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich zog, war weder die kaiserliche Loge von Oesterreich, noch die königliche Loge von Baiern, noch alle diese anderen Logen, die über dem Parterre die lebendige Heraldik Deutschlands entwickelten; es waren weder die Demantsträuße, welche ihre Strahlen aussandten, noch die Blumenkränze, welche ihre Wohlgerüche aussandten, noch die rosigen mit Schmelz gefütterten Lippen, die ihr Lächeln aussandten; — nein.

Was alle Blicke auf sich zog; was ein Gefühl der Bewunderung, beinahe der Begeisterung erregte; was

*) Als Alexandre Dumas dieses Kapitel schrieb, scheint er weder eine Topographie von Wien, noch einen Gothaer Almanach bei der Hand gehabt zu haben; wir können nur den französischen Schriftsteller der Nachsicht der Leser empfehlen. Der Uebers.

endlich, wie wir so eben gesagt haben, diesem Saale den Anblick eines orientalischen Palastes gab und hätte können an einen Traum der Tausend und eine Nacht glauben machen, das waren die fremden schönen Personen, welche die, gewöhnlich für die Adjutanten des Kaisers bestimmte, Mittelloge einnahmen.

Man denke sich in der That, — den Fächer in der Hand, bekleidet mit einem weißen von Gold und Perlen durchwobenen Kaschemir, den Hals gehüllt in eine Gaze-Echarpe, wo, wie die Sterne durch eine Wolke blinken, herrliche Edelsteine durchfunkelten; den Kopf bedeckt mit einem Turban von Brocat, von welchem die Smaragdfedern eines Pfauen, über der Stirne mittelst eines Diamants so groß wie ein Taubenei befestigt, ausgingen; — man denke sich einen schönen Indianer von fünfundvierzig bis achtundvierzig Jahren, mit vollkommen schwarzem Barte, den man, aus dem Stolze seiner Augen zu schließen, für einen der unabhängigen Rajas von Boghilkund oder von Bundelkund, und nach dem Reichthume seiner Kleidung für den Geist der Diamantbergwerke von Pannah gehalten hätte.

Um ihn, — da wir uns einem Gemälde von Delhi oder Lahore gegenüber befinden, so erlaube man uns, eine indische Vergleichung zu gebrauchen, — um ihn, wie Sterne um den Mond, vier Mädchen mit geschwärzten Augenbrauen, mit safrangelben Wangen, mit Augen funkelnd unter den tausend Kerzen des Saales, wie mitten in der Finsterniß die Augen der Nachtthiere, vier junge Indianerinnen, von denen die älteste nicht fünfzehn Jahre zählte, in Gaze gehüllt und mit weißem Kaschemir von Bukhara bekleidet.

Hinter dem Raja, — das war der Titel, den man dem Fremden gab, — sechs junge Indianer, gekleidet in Gewänder von brochirter Seide, grün, blau und orangefarbig, — in jenen lebhaften, warmen Tönen, nuancirt, durch die Sonne selbst auf der riesigen Pa-

lette Indiens, wo Veroneſe ſeinen Pinſel eingetaucht zu haben ſcheint.

Im Hintergrunde der ungeheuren Loge endlich, in einer Art von Dienſtſalon, ſtehend, unbeweglich, acht Diener mit großem Barte, in langem Rocke von weißem Percal, einen Turban von Gold und Scharlach auf dem Kopfe.

Einer von ihnen, der beim Raja das Amt eines Herolds verſah, war der Tſchuparaſſi, ſo genannt von der langen rothen Schärpe, die er von der rechten Schulter nach der linken Seite trug, und an der eine große goldene Platte hing, auf welcher in perſiſcher Sprache die Namen, Titel und Eigenſchaften des Gebieters eingezeichnet ſtanden.

Die Anderen waren Harkaras von Delhi, ein Tamul von Madras und ein Pundit von Benares, Titel, welche bei uns denen von Kammerherren und Janitſcharen entſprechen.

Mitten in dieſem Saale, wo die Weiße der Spitzen und der Kleider unter den Lichtern ſtrahlte wie der Schnee in der Sonne, glich dieſe glänzende, farbige, indiſche Loge einer grünen Oaſe auf einem der Schneeplateaux des Himalaya, und ſchloſſen die Zuſchauer unter den Strahlen, die ſie auswarf, ihre geblendeten Augen, ſo ſahen ſie in der Einbildungskraft vor ihnen wie ein Panorama ſich alle Städte Indiens entrollen, deren Name allein, in unſere Ohren geflüſtert, auf uns die Wirkung eines Mährchens oder eines Liedes hervorbringt: Saſeram, Benares, Mirzapour, Kallinger, Kalpy, Agra, Bindrabund, Muthra, Delhi, Lahore, Kaſchemir. Man ſah die Paläſte, die Gräber, die Moſcheen, die Pagoden, die Kioske, die Cascaden, alle Zauberwerke der Hindu-Architektur vorüberziehen; es ſtrömten einem Wohlgeräche von wilden Aprikoſenbäumen und Erdbeerſtauden, duftende Rauchwolken von Cedernzweigen, von den Bergbewohnern an den Abhängen des Dſchawahir verbrannt, zu; und von der

Schneespitze, von den dunstigen Gipfeln dieser Träumereien sah man die grünen Rasen der thibetanischen Thäler glänzen, wo, wie die Dichter sagen, der Regen noch nie gefallen ist; man vergaß endlich den Ort, wo man war, die Stunde, das Theater, den Kaiser, die Stadt, Europa, und man fühlte sich bereit, die Flügel auseinander zu breiten und nach den gesegneten Ländern, von denen diese glänzenden Visionen kamen, zu entfliegen!

Mitten in dieser Stadt Indiens in Miniatur, in der ersten Reihe dieser Loge, rechts von demjenigen, welcher ein indischer Fürst zu sein schien, so königlich und asiatisch war Alles um ihn her, saß ein Mann, von dem wir noch nicht gesprochen haben, ein Mann, der durch seine europäische Tracht, durch seinen schwarzen geschlossenen Rock, an dessen Knopfloch das Band eines Officiers der Ehrenlegion befestigt war, einen seltsamen Contrast mit dem Fremden bildete.

Würde man indessen das Costume des Raja sorgfältig betrachtet haben, so hätte der Contrast nicht so groß geschienen; denn man hätte an einer Falte seines weißen Gewandes eine Rosette der ähnlich bemerkt, welche die Brust des Europäers decorirte.

Niemand wußte genau, wer diese aus dem Lande der Träume ankommenden zwei Männer waren, welche überall, im Theater oder auf der Promenade, in derselben Loge oder in demselben Wagen, auf dem Fuße der Gleichheit erschienen.

Man vernehme, welche Gerüchte über sie im Umlaufe waren.

Der Raja der Tausend und eine Nacht, dieser Fremde, dessen Gefolge dem von König Salomo glich, als er die Königin von Saba empfing, dieser Nabob, auf den die Lorgnetten aller Zuschauer, und besonders aller Zuschauerinnen sich gerichtet hatten, war, wie gesagt, ein Mann von fünfundvierzig Jahren mit schmalteblauen Augen, mit einem redlichen, offenen,

treuherzigen, das mittheilsame Wesen der Indianer der Gebirge bezeichnenden Gesichte, mit leichter, ungezwungener Tournure, mit den eleganten Manieren der Indianer der Ebene.

Man sagte von ihm, beim Kaiser Napoleon im Jahre 1812 in Ungnade gefallen, wegen der Opposition, welche er ganz laut gegen den russischen Feldzug zu machen sich erlaubt, habe er, da er am Anfange seiner Laufbahn nicht unthätig bleiben wollte, und da es ihm widerstrebte, wie Moreau oder Jomini, in den Reihen der Feinde Frankreichs zu dienen, seine Dienste Rundschit Sing angeboten, der selbst, von einem einfachen Officier Raja oder Maharaja, mit anderen Worten, unumschränkter König von Lahore, vom Pendschab, von Kaschemir und vom ganzen unbekannten Theile des Himalaya, den der Indus und der Setledtsche begränzen, geworden war.

Dem General Allard, der die Reiterei des Raja commandirte, durch den General Ventura, welcher die Infanterie commandirte, vorgestellt, wurde der neue Emigrant, von dem man sagte, er sei ein Malteser, und dessen Namen man nicht wußte, bald von Rundschit Sing zum Commando der Artillerie mit einem Jahresgehalte von hunderttausend Franken berufen.

Hievon kam aber nicht das ungeheure Vermögen, das er besaß: eine ganz orientalische Legende schrieb ihm eine andere Quelle zu. Man erzählte, als der König von Lahore eines Tages im Pendschab die vom Malteſischen General commandirten Truppen gemustert, habe ihm dieser einen Thron aufschlagen lassen, von welchem herab der König den wunderbaren Evolutionen habe folgen können, zu denen in weniger als drei Monaten vom Commandanten der Artillerie die unter seine Befehle gestellten Truppen und ihr Material dressirt worden seien.

Nach beendigter Revue habe Rundschit Sing, ganz verblüfft durch das, was er gesehen, den Gehalt seines

Generals der Artillerie verdoppeln wollen; doch lächelnd habe dieſer gefragt, ob es ſtatt der reichen Gehaltserhöhung, welche vielleicht die Eiferſucht ſeiner Collegen erwecken würde, dem Raja nicht gleich wäre, ihm eine andere Gabe zu bewilligen.

Rundſchit Sing habe zum Zeichen der Einwilligung mit dem Kopfe genickt.

Da habe der Malteſer den König gebeten, ihm als Eigenthum den von dem Teppich, auf welchem ſein Thron ſtand, bedeckten Boden, das heißt einen Flächenraum von ungefähr fünfundzwanzig Quadratfuß, zu ſchenken.

Der Raja habe ihm, wohl verſtanden, dieſe Bitte bewilligt.

Der Teppich bedeckte aber eine Diamantenmine! ſo daß der General von Rundſchit Sing ſo reich geworden ſein ſoll, daß er für ſeine Rechnung die Armee des Raja, die ſich auf dreißig bis fünfunddreißig tauſend Mann belief, hätte bezahlen können.

Er war, — fügte die indo-germaniſche Legende bei, — ſeit ſieben bis acht Jahren im Dienſte des Königs von Lahore, als ein Corſe, ein ehemaliger Officier des Kaiſers Napoleon, ebenfalls bei Rundſchit Sing erſchien. Der Raja empfing voll Eifer Alles, was von Europa kam, und er wartete nicht, bis der Ankömmling eine Anſtellung von ihm verlangte; er ließ ihm eine Stelle entweder beim Heere oder bei der Adminiſtration anbieten; doch der Corſe brachte eine ziemlich bedeutende Summe mit, welche ihm, wie man ſagte, in St. Helena vom Kaiſer ſelbſt gegeben worden war, und er ſchlug alle Anträge des Raja aus.

Dieſer Ankömmling, dieſer Corſe, war wie man auch ſagte, der Mann mit dem ſchwarzen Rocke, mit dem rothen Bande, mit dem bleichen Geſichte, mit dem ſchwarzen dichten Schnurrbarte, mit den tiefen, durchdringenden Augen, der zur Rechten des prächtigen Indianers ſaß und ſich durch ſeine wie eine gewitter-

schwere Wolke sorgenvolle Miene, sowie durch die männliche, stolze, den Menschen, deren ganzes Leben ein Kampf für dieselbe Idee gewesen ist, eigenthümliche Haltung bemerkbar machte.

Was wollten diese Männer in Europa? Feinde gegen England suchen, wie man versicherte, da Rundschit Sing nur die Unterstützung einer europäischen Macht verlangte, um ganz Indien zu empören.

Sie hatten in Wien angehalten, um hier, wie sie sagten, den Sohn des Raja zu erwarten, einen hoffnungsvollen jungen Prinzen, der in der Wiedergenesung begriffen in Alexandria geblieben war.

Bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt Oesterreichs hatten sie Herrn von Metternich ihre Empfehlungsbriefe, unterzeichnet vom Maharaja von Lahore, übergeben, und der Kaiser Franz hatte sie mit derselben Herzlichkeit und mit demselben Gepränge empfangen, wie dies beim Empfange von Abul Hassan Khan, dem Botschafter Persiens, im Jahre 1819 der Fall gewesen war.

Versehen mit den Geschenken, welche zu den Füßen des Kaisers niederzulegen der Raja ihn beauftragt hatte, und worunter sein Portrait in einem reichen Rahmen von chinesischem Jadestein, Seide- und Kaschemirstoffe, Perlen- und Rubinenhalsbänder waren, hielt der indische General bei Hofe eine prachtvolle Auffahrt, und das Thor des Palastes, den ihm der Kaiser als Wohnung anwies, war vom Morgen bis zum Abend von den Höflingen belagert, welche ihre Frauen, ihre Töchter oder ihre Schwestern absandten, mit der Ermahnung, zärtlich genug dem Nabob die Hände zu drücken, um die Diamanten, Smaragde und Saphire, von denen sie rieselten, herausfallen zu machen.

Und nun wird man hoffentlich begreifen, warum, abgesehen von der pittoresken Seite, die Loge des Gesandten vom Maharaja von Lahore der Zielpunkt aller Blicke war.

XCIV.

Indiſche Luftſpiegelung.

Doch, ganz das Gegentheil dieſer Menge, welche, als ſie ihr Ziel gefunden, nur für ſie allein Aufmerkſamkeit zu haben ſchien, ließen die zwei Freunde ihre Blicke an allen Logen zugleich umherſchweifen, ohne ſich im Geringſten um die edlen Prinzeſſinnen zu bekümmern, die den erſten Rang einnahmen, noch um die ſchönen Zuſchauerinnen, welche die andern Plätze beſetzt hatten; ſie hatten vielmehr das Ausſehen, als wollten ſie mit dem Strahle ihrer Augen die Tiefe der Salons durchdringen, um hier irgend einen Zuſchauer zu ſuchen, der noch abweſend oder ſo gut verborgen, daß ihre Anſtrengungen, ihn zu entdecken, vergeblich waren.

„Bei meiner Treue," ſagte der Indianer zu ſeinem Gefährten im Dialecte von Delhi, den Beide mit derſelben Leichtigkeit wie die Eingeborenen zu ſprechen ſchienen, „dadurch, daß ich ſo angeſtrengt zu ſehen ſuche, ſehe ich nicht mehr: meine Augen trüben ſich! Und Sie, Gaëtano, ſehen Sie etwas?"

„Nein," antwortete der Mann mit dem ſchwarzen Rocke; „doch ein ſehr wohl Unterrichteter hat mir verſichert, er werde, ſichtbar oder unſichtbar, dieſer Vorſtellung beiwohnen."

„Er iſt vielleicht krank!"

„Bei ſeinem eiſernen Willen wäre eine Krankheit, ſogar eine ernſte, kein Hinderniß für ihn ... Er wird heute Abend hieher kommen, und müßte er in der Sänfte kommen und ſich in ſeine Loge tragen laſſen. Ich meinerſeits bin feſt überzeugt, daß er ſchon da iſt, und daß er der Vorſtellung incognito, verborgen in

einer Parterre-Loge oder einer Loge vom höchsten Range beiwohnen wird. Wie soll er, ohne daran Theil zu nehmen, diese Vorstellung entschlüpfen lassen, die letzte, wie man versichert, welche eine Frau gibt, die ihm gewährt, was sie Jedermann verweigert?"

„Sie haben Recht, Gastano; er ist da oder er wird da sein. Und Sie haben, sagen Sie, neue Aufschlüsse über die Rosenha erhalten?"

„Ja, General."

„Mit den ersten übereinstimmend?"

„Noch beruhigender."

„Sie liebt ihn?"

„Sie betet ihn an!"

„Ohne Eigennutz?"

„Mein lieber General, ich glaubte, Sie kennen die Deutschen: sie geben, aber sie verkaufen sich nicht."

„Ich dachte, es sei eine Spanierin und keine Deutsche."

„Ihre Mutter war in der That eine Spanierin; doch was beweist dies? daß sie stolz ist wie eine Castilianerin, uneigennützig wie eine Deutsche."

„Man hat Ihnen Details über die Jugend dieses Mädchens ... ich irre mich ... dieser Frau gegeben?"

„Das ist eine ganze Geschichte, doch eine Geschichte, die dem, was uns beschäftigt, fremd ist. Ihre Mutter, oder die Frau, welche für ihre Mutter galt, — es scheint, Rosenha selbst weiß nichts Sicheres in dieser Hinsicht, — lebte, so lange die Kleine Kind war, Gott weiß wie, — daß sie in ihrem Hause spielen ließ oder vielleicht noch etwas Schlimmeres that! Als aber Rosenha Mädchen geworden war, fing man an ihre wunderbare Schönheit zu bemerken, und man gedachte Nutzen daraus zu ziehen. Da geschah es, daß, um dem Schicksale das ihrer harrte, zu entweichen, die Kleine von ihrer Mutter entfloh. Sie zählte elf Jahre; sie schloß sich einer Truppe von Gitanos an, die sie alle ihre spanischen Tänze lehrten. Mit dreizehn Jahren

debutirte sie auf dem Theater von Granada; sie ging sodann auf die von Sevilla und Madrid über, und kam endlich nach Wien, empfohlen an den Unternehmer der kaiserlichen Theater durch den österreichischen Gesandten beim spanischen Hofe. Es ist nicht ihr Leben, was ich Ihnen erzähle, bemerken Sie das wohl, General; es ist der Hauptinhalt der Ereignisse, die dasselbe bilden."

„Und in Allem dem sehen Sie?"

„Eine vollkommen würdige, vollkommen edle, vollkommen ergebene Seele."

„Von der Sie glauben, man könne ihr vertrauen?"

„Der ich wenigstens vertrauen würde."

„Vertrauen Sie, mein lieber Gaëtano, so mögen Sie sich denken, daß ich auch vertrauen werde ... oder vielmehr, ich habe schon vertraut, da mein Brief ganz geschrieben hier in meinem Beutel ist ... Ich frage Sie aber, wird sie genug Geist haben, um das Ungeheure eines Projectes, wie das unsere, zu begreifen?"

„Die Frauen begreifen mit dem Herzen, General. Diese liebt: sie muß den Ruf, den Ruhm, die Größe ihres Freundes wollen."

„Doch wie erklären Sie, daß man, unter der Ueberwachung, deren Gegenstand er ist, — eine um so strengere Ueberwachung, je mehr sie verborgen, — wie erklären Sie, daß man dieses Mädchen frei zu ihm gelangen läßt?"

„Er ist sechzehn Jahre alt, General, und die Ueberwachung der Polizei, so streng sie sein mag, ist in gewissen Fällen genöthigt, die Augen bei einem sechzehnjährigen jungen Manne zu schließen, dessen lebhafte, frühzeitige Leidenschaften die eines fünfundzwanzigjährigen Mannes sein sollen. Ueberdies sieht sie ihn nur in Schönbrunn, wo sie durch einen Gärtner vom Schlosse, der für ihren Oheim gilt, eingeführt wird."

„Ja, und von dem die zwei Kinder glauben, er sei

ihnen ergeben, indeß er aller Wahrſcheinlichkeit nach der Polizei ergeben iſt."

„Ich befürchte es . . . Doch man wird ihnen nur die vollkommenſte Verſchwiegenheit zu empfehlen haben . . ."

„Das iſt der Gegenſtand der Nachſchrift meines Briefes."

„Und da ich ein ſicheres Mittel beſitze, zu ihm zu gelangen, ohne Jemand ins Vertrauen zu ziehen . . ."

„Iſt es für Sie Gewißheit, daß Sie ſich, ſelbſt in einer finſteren Nacht, in den ungeheuren Gärten von Schönbrunn ausfinden können?"

„Ich habe in Schönbrunn mit dem Kaiſer 1809 gewohnt; ſodann beſitze ich den Plan, den er mir in St. Helena übergeben hat . . ."

„Und man muß auch etwas dem Zufall, der Vorſehung, Gott überlaſſen," ſprach als ein entſchiedener Mann der General. „Doch warum iſt er denn nicht hier?"

„Vor Allem, General, ſagt Ihnen nichts, daß er nicht da iſt; er glaubt, das arme Kind, ſeine Leidenſchaft ſei unbekannt, und er hat Furcht, ſie zu verrathen, wenn er ſich in die Loge der Erzherzoge ſetzen würde und die Gemüthsbewegungen, welche ein junges Herz nicht zu bewältigen vermag, ſehen ließe. Sodann iſt er, wie ich Ihnen ſchon bemerkt habe, vielleicht im Saale, jedoch verborgen. Endlich, da er die Muſik, wie man verſichert, nicht gerade anbetet, da er überdies ohne Zweifel der ſchönen Roſenha den Beweis geben will, er komme nur ihr zu Liebe, iſt es möglich, — mehr als möglich: ſogar wahrſcheinlich! daß er die Oper ſpielen läßt und erſt zum Ballet kommt."

„Ah! Gaëtano, das könnte wohl, wie man dort ſagt, die wahre Wahrheit ſein! . . . wenn er nicht . . . wenn er nicht etwa krank iſt, zu krank, um das Zimmer zu verlaſſen."

„Sie kommen abermals auf dieſe unſelige Idee zurück!"

„Ich komme auf entsetzliche Ideen zurück, mein lieber Gaëtano. Er ist von einer schwachen Leibesbeschaffenheit, und er verbraucht Leben, der Unglückliche, wie es ein robuster Mann machen würde.“

„Man übertreibt vielleicht die Schwäche seiner Gesundheit, wie man seine Excesse übertreibt. Lassen Sie mich ihn nur von nahe sehen, und ich werde wissen, woran ich mich zu halten habe. Er ist, wie ich Ihnen gesagt habe, sechzehn Jahre alt, oder er wird es in einem Monat sein: in diesem Alter steigt der Saft, und die Staude muß wohl ihre ersten Blätter treiben.“

„Gaëtano, erinnern Sie sich dessen, was uns vorgestern sein Arzt sagte? Sie dienten mir als Dolmetscher, nicht wahr? Sie haben es nicht vergessen. Nun wohl, waren Sie nicht wie ich erschrocken über das, was er uns von seiner mächtigen Energie und von der Schwäche seiner Constitution erzählte? Das ist das große zerbrechliche Rohr, das beim geringsten Winde bebt und das Haupt neigt! . . Oh! warum kann ich ihn nicht mit uns nach Indien nehmen und in der Sonne abhärten, wie jene Bambus des Ganges, welche allen Orkanen trotzen!“

In dem Augenblicke, wo der General diese Worte vollendete, hob der Orchesterchef seinen Stab empor und gab das Zeichen zur Ouverture des Don Juan von Mozart, dieses Meisterwerkes der deutschen Musik, welches die zwei Freunde hörten, ohne eine Miene zu verändern, befangen, wie sie dies waren, durch die Abwesenheit der Person, deren Erscheinung sie so ungeduldig erwarteten.

Wir werden aber den Leser nichts lehren, wenn wir ihm sagen, daß die Person, die sie erwarteten, das erlauchte unglückliche Kind war, welchem in der Wiege der Titel König von Rom zu Theil geworden, und dem durch ein Patent vom 22. Juli 1818 Kaiser Franz II, den Titel Herzog von Reichstadt, diesen, so tief historisch gewordenen, Namen von einem der Güter

entlehnend, welche die österreichische Apanage des Erben Napoleons bilden sollten, gegeben hatte.

Es war also der Herzog von Reichstadt, den der indische General und sein Freund so ungeduldig erwarteten, und das Mädchen, auf dem alle ihre Hoffnungen beruhten, war die berühmte Rosenha Engel, wegen der ganz Wien, wie wir am Anfange des vorhergehenden Kapitels gesehen haben, in Aufruhr gerathen war.

Nachdem der Don Juan beendigt war, — mit spärlichem Beifall der Menge, welche, trotz der Ehrfurcht, die sie für die Meisterwerke hegt, in der Regel die Vergangenheit der Gegenwart opfert, — kamen aus allen diesen, während der Oper stillen, Logen tausend verworrene Geräusche von Plaudereien hervor, ziemlich ähnlich dem Gesumme der Bienen oder dem Geschwätze der Vögel, wenn sie freudig und lärmend die ersten Stunden des Morgens begrüßen.

Der Zwischenact dauerte ungefähr zwanzig Minuten, und die zwei Freunde wandten diese zwanzig Minuten dazu an, daß sie aufs Neue alle Logen eine nach der andern inspicirten; doch der Prinz war offenbar in keiner von diesen Logen, die sie ihrer Inspection unterwarfen.

Der Orchesterchef gab das Signal zur Ouverture des Ballets, und nach einigen Vorspielphrasen ging der Vorhang abermals auf.

Das Theater stellte eine von den Vorstädten einer indischen Stadt vor, — mit ihren Kiosken und ihren Pagoden, ihren Statuen von Brahma, Schiwa, Ganesa und Lachme, Göttin der Güte; im Hintergrunde die goldenen Ufer des Ganges funkelnd unter dem Dunkelblau des Himmels.

Eine Schaar junger Mädchen vom Kopfe bis zu den Füßen angethan mit langen weißen Kleidern rückte gegen das Vordertheil der Bühne vor, und sang dabei einen anbetungswürdigen Pantum, dessen Refrain war:

Um mani pâdmei um!
Heu! gemma lotus heu!

eine Hymne an den Diamant Nenufar gerichtet, die, sagen die Einwohner von Thibet, in gerader Linie diejenigen, welche sie singen, ins Paradies von Buddha führt.

Als sie diese indische Decoration sahen, als sie dieses indische Lied hörten, das die Hirten im Chor singen, wenn sie von der Weide die Ziegen- und Schaafherden zurückführen, erkannten sie das Ballet, das gegeben werden sollte. Es war eine Nachahmung, halb Oper, halb Pantomime, des alten indischen Stückes vom Dichter Calidasa, von dem wir um dieselbe Zeit eine Uebersetzung in Frankreich gehabt haben, eine Uebersetzung bekannt unter dem Namen **Reconnaissance de Sacountala**. Ein junger Wiener Dichter, nachdem er den strahlenden Cortége des indischen Generals hatte vorüberziehen sehen, hatte die zarte Aufmerksamkeit gehabt, ihm, der Dichter allein, einen königlichen Empfang dadurch zu bereiten, daß er ihn, befürchtend, er sehne sich danach, an die Lieder, die Trachten, die Tänze und den blauen Himmel seiner Heimath erinnerte.

Die zwei Freunde waren gerührt und zugleich verblüfft durch die Feierlichkeit, als deren Helden sie gewisser Maßen erschienen. In der That, in dem Augenblicke, wo der Chor, die letzte Strophe des Pantum singend, sich gegen sie umwandte, als wäre diese letzte Phrase an sie gerichtet, wandten sich auch alle Blicke nach ihrer Loge, und trotz der Anwesenheit der kaiserlichen Familie und aller dieser deutschen Prinzen erschollen Bravos, welche vergessend, die besonders in Wien so geachtete officielle Macht zu begrüßen, diese poetische Macht des Reichthums und des Geheimnisses begrüßten, die überall und zu allen Zeiten so hinreißend wirkte.

Plötzlich ging der Kreis des Chors auseinander, und, wie ein Bouquet in einer Alabastervase, sah man

die schillernden Stoffe von Atlaß, von Brocat, von Seide und Gold von etwa dreißig Almeen erscheinen, und im Mittelpunkte, als die vornehmste Blume des Strauße, die anderen Blumen um die Höhe des Kopfes überragend und sich gleichsam vor den Augen der Zuschauer öffnend, die Königin der Almeen, die Göttin der Schönheit und der Grazie, die als Frau verkörperte Blume, welche man die Signora Rosenha Engel nannte.

Das war ein einstimmiger Schrei, ein ungeheures Hurrah, ein allgemeines Beifallklatschen, und aus den Logen, aus dem Orchester, vom Parterre entflogen, wie die Raketen eines wohlriechenden Feuerwerks, tausend Sträuße, welche, rings um die Almeen niederfallend, bald den Boden bestreuten und aus der Bühne einen Ruhealtar des Frohnleichnamsfestes, eine Art von glänzendem, balsamisch duftendem Altar machten, dessen Priesterinnen die Almeen zu sein schienen, dessen Gottheit aber in der That Rosenha Engel war.

Wer je in Italien gereist ist, kennt das anhaltende Beifallklatschen, die wüthenden Bravos, das leidenschaftliche Geschrei der Menge für seine Lieblingskünstler; nun wohl, wir stehen nicht an, zu behaupten, daß nie in Mailand, Venedig, Florenz, Rom und sogar in Neapel geräuschvollere, einstimmigere, besser verdiente Acclamationen erschollen.

Schauspiel und Zuschauer, Erzherzoge, Prinzen, Prinzessinnen, Höflinge, Alles verschwand von diesem Augenblicke: eine Colonie von zweitausend Personen lebte ohne Unterschied des Ranges und des Titels vermengt in den Zauberlandschaften Indiens. Die zwei Stunden, die man in Betrachtung der Loge des Generals zugebracht, hatten die Menge trefflich vorbereitet, mit ihm zu reisen, und während der ganzen Dauer des Ballets wurde diese im kaiserlichen Theater enthaltene aristokratische, intelligente Fraction der Bevölkerung Wiens völlig indisch und war bereit,

sich in Anbetung vor der Göttin Rosenha, welche diese Metamorphose bewerkstelligt hatte, niederzuwerfen.

Der Vorhang fiel unter dem allgemeinen Beifallklatschen und ging wieder auf unter dem wüthenden Geschrei der Menge, welche die Signora Rosenha Engel hervorrief.

Die Signora Rosenha Engel erschien wieder.

Da war es nicht mehr ein gewöhnlicher Regen, es war ein Gußregen, eine Lawine, eine Sündfluth von Blumen, Sträuße von allen Formen, von allen Größen, wir möchten sogar sagen, von allen Ländern, — denn einige waren das Product der reichsten Gewächshäuser Wiens, — fielen in einer düftenden Cascade rings um die Beneficiantin.

Doch, seltsamer Weise! unter allen diesen Wundern der Universalflora war die einzige Gabe, welche die schöne Rosenha Engel zu bemerken schien, der einzige Strauß, den sie mit ihrer weißen Hand aufhob, ein kleines Veilchenbouquet, in dessen Mitte eine schneeweiße Rosenknospe aufblühte.

Dieses Bouquet war sicherlich die Gabe einer schüchternen, beinahe furchtsamen Seele; wie das Veilchen, verbarg sich diese Seele im Schatten und sandte seinen Wohlgeruch aus, ohne seine Blumenkrone zu zeigen.

Das Veilchen stellte die Schüchternheit und die Bescheidenheit vor, die weiße Rose die Reinheit und die Schamhaftigkeit . . . Es fand offenbar eine Verbindung zwischen dem, der den Strauß sandte, mit der, welche ihn empfing, statt.

Das war wenigstens aller Wahrscheinlichkeit nach die Meinung der schönen Rosenha; denn diesen Strauß, wie gesagt, im Vorzuge vor allen andern aufnehmend, hob sie ihn bis zur Höhe ihrer Lippen empor, schaute nach der im letzten Range beinahe verlorenen Loge, aus der er gefallen war, und heftete dann auf die Blumen einen Blick voll Liebe: — da sie dieselben nicht mit

den Lippen verschlingen konnte, so schien sie sie mit den Augen zu küssen.

Die zwei Fremden waren aufmerksam den geringsten Einzelnheiten dieser Scene gefolgt; ihre Augen richteten sich, wie die der Tänzerin, zu der geheimnißvollen Loge emporgerichtet, und der General hatte seinen Freund in dem Momente beim Arme gefaßt, wo der Strauß von Rosenha Engel beinahe geküßt worden war.

„Er ist da!" rief französisch und vergessend, daß er verstanden werden konnte, der indische General.

„Ja, dort, in jener Loge," antwortete der Mann im schwarzen Rocke im Dialecte von Lahore; „aber, um Gottes willen, General, lassen Sie uns indisch sprechen."

„Sie haben Recht, Gaëtano," sagte der General in derselben Sprache.

Und seine Hand in die Tasche seines großen Gewandes steckend, fügte er bei:

„Ich glaube, der Augenblick ist gekommen, daß wir auch unsern Nazzer der schönen Rosenha zuwerfen."

Man nennt Nazzer in Indien die Gabe, welche ein Geringerer einem Höheren darbringt.

Der Nazzer des Generals bestand aus einem Bisamsacke gemacht aus der Haut dieses Thieres, eine asiatische Curiosität, eine thibetanische Rarität, die sich durch ihren Wohlgeruch verrieth und zum Indianer alle Augen zurückführte, welche sich einen Moment der Loge, von der der Veilchenstrauß ausgegangen, zugewandt hatten.

Der General machte in der That das diamantene Armband, das um sein Faustgelenk geschlungen war, los, knüpfte den Bisamsack daran, und warf das Ganze der Signora Engel zu, welche unwillkürlich einen Schrei der Ueberraschung ausstieß, als sie wie einen Bach in der Sonne eine Diamantenschnur vom reinsten Wasser glänzen sah!

XCV.

Was der Razzer des indischen Generals enthielt.

Nach beendigter Ceremonie, wie naiv in der Legende von Malbrouk gesagt ist, legte sich Jeder zu Bette, die Einen mit ihren Frauen und die Andern ganz allein.

Wir werden weder den Einen, noch den Andern folgen; immerhin jedoch von unseren Rechten und Privilegien als dramatischer Schriftsteller Gebrauch machend, wollen wir kühn in die Coulissen eindringen und es versuchen, durch die matten Scheiben ihrer Loge zu sehen, was bei der Signora Rosenha Engel vorgeht.

Vor Allem wartete bei der Thüre eine Menge von Prinzen, Kurfürsten, Markgrafen, Banquiers, Höflingen ähnlich, welche beim kleinen Schlafengehen einer Königin antichambriren.

Die Signora Rosenha brauchte Zeit, um ihr Almee-Costume auszuziehen, ihr Roth und ihr Weiß abzuwischen, und ihr Hauskleid anzuziehen; nur dehnte sich an diesem Abend das Warten weit über die gewöhnliche Zeit aus; eine Folge hievon war, daß diese an der Thüre eines engen Ganges zusammengeschaarte aristokratische Menge beinahe erstickte und zu murren anfing, — allerdings artiger dem Anscheine nach, jedoch im Grunde fast ebenso ungeduldig, als die Volksmenge, wenn sie murrt.

Man hörte einen Tritt, der sich der Thüre näherte, und die Thüre wurde zur allgemeinen Befriedigung ein wenig geöffnet . . . Doch durch diese ein wenig geöffnete Thüre kam die pfiffige Schnauze einer französischen Kammerfrau hervor, und diese sagte mit der Zungenfertigkeit, welche die ehrenwerthe Klasse der Kammer-

frauen im Allgemeinen und der Kammerfrauen von Schauspielerinnen insbesondere charakterisirt:

„Meine Herren, die Signora Rosenha ist in Verzweiflung, daß sie Sie muß warten lassen; doch sie ist ein wenig leidend, und sie bittet Sie, wenn Sie durchaus bleiben wollen, noch um zehn Minuten Ruhe."

Es war bei dieser Nachricht ein wahres Hurrah! Zehn Minuten warten in diesem engen Raume, der äußeren Luft beraubt, das gab sicherlich ein paar Ohnmachten für die zarten Lungen der Diplomatie, und eben so viel Hirncongestionen für die dicken Schädel der Banquiers!

Man murrte stark.

„Ah!" sagte die Marton, „ich glaube, man murrt dort? . . Meine Herren, nach Belieben: Jedem steht es frei, zu bleiben, aber noch mehr frei, zu gehen."

„Charmant! charmant!" riefen mehrere Stimmen, den französischen Accent affectirend.

„Wir bewilligen die zehn Minuten, doch nicht eine Secunde mehr!" sprach ein dicker Banquier, der gewohnt war, seinen Schuldnern keine Frist zu gewähren.

„Es ist gut, es ist gut," sagte Mademoiselle Mirza, während sie die Thüre wieder schloß, „die Signora ist benachrichtigt, und brauchte sie eine Minute, zwei Minuten, zehn Minuten mehr, so wird sie Sie nicht darum bitten: sie wird dieselben nehmen. Was Teufels, man muß wohl Athem schöpfen!"

Und der Riegel des Schlosses knirschte in der Schließkappe.

Es war aber weder das Verlangen nach Ruhe, noch das Bedürfniß, zu athmen, was den Eintritt des Hofes von Rosenha, den officiellen Empfang ihrer Anbeter verzögerte: sie war längst angekleidet; doch das diamantene Armband, das den Bisamsack des Indiers umschloß, anschauend und den Sack selbst ein wenig öffnend, hatte sie einen Brief erblickt, und der Werth des kostbaren Sackes verbunden mit der Originalität

der Sendung hatte bei der Tänzerin eine lebhafte Neugierde, zu erfahren, was der Brief enthielt, erregt.

Da hatte sie das Billet entfaltet, gelesen, war einen Augenblick nachdenkend geblieben, hatte es wieder gelesen und sich in eine zweite Träumerei noch tiefer als die erste zu versenken geschienen. Endlich, nachdem sie einen letzten Blick auf die Unterschrift geworfen, faltete sie den Brief wieder zusammen, steckte ihn in seine bisamduftende Hülle und befestigte den indischen Razzer an ihrem Gürtel.

Sodann, als wollte sie nach ihrer Bequemlichkeit eine süße Gemüthsbewegung genießen, von der sie die Gegenwart aller dieser Ueberlästigen zerstreut hätte, ließ sie ihren Anbetern durch das Organ von Mademoiselle Mirza sagen, sie bitte noch um zehn Minuten, um zu ruhen und zu athmen.

Nach Ablauf dieser zehn Minuten rief sie ihrer Kammerfrau und befahl ihr, die Thüre zu öffnen.

Sie lächelte und zuckte vor Mitleid die Achseln, als sie bei Annäherung der Kammerfrau ihre Schmeichler brüllen hörte, wie bei Annäherung des Fütterers die Thiere des Circus brüllten.

Sie stürzten durch die Thüre der halb geöffneten Loge mit dem Ungestüm, mit dem die Woge durch die Schleuse stürzt.

Wonach die Procession begann; Jeder defilirte vor der Tänzerin, welche nachlässig auf ihrem Canapé lag, und küßte ihr die Hand.

Wir wollen unsere Leser und besonders unsere Leserinnen mit den faden Complimenten verschonen, welche zu den Füßen der schönen Rosenha strandeten; bei einem kleinen Unterschiede in der Form, war der Grund von jedem derselbe: „Sie sind schön wie die Liebesgötter, und Sie tanzen wie ein Engel!“

Die Tänzerin hörte sie ungefähr wie die Gottheiten an, an die wir unsere Gebete richten; wie sie, ließ sie ihren Geist in den hohen Regionen schweben,

und sie vernahm das Gesumme von allen diesen Stimmen nur unbestimmt, ohne es zu begreifen und ohne darauf zu antworten, gerade wie die Rose das Summen der Bienen vernimmt.

Es scheint uns indessen dienlich, als gewissenhafter Erzähler zu bemerken, daß unter allen den rhetorischen Blumen der Reden, die man an sie richtete, und die sie nicht hörte, sich die Schlange der Eifersucht verbarg, welche von Zeit zu Zeit, mitten unter den zu den Füßen der Tänzerin entblätterten Blumen, ihren platten, zischenden Kopf emporstreckte.

Seltsam! es war nicht dieser vor Aller Augen, von den Händen des Indiers ihr zugeworfener Razzer; es war nicht das um das Handgelenke des Mädchens geschlungene Armband von Diamanten, das sich im Ausstrahlen von Flammen zu erschöpfen schien; es war nicht dieser unter seiner Goldstickerei duftende Bisamsack, der wie eine Geldtasche am Gürtel der schönen Rosenha hing; es war nicht dieser ganze sichtbare Reichthum, was den Anbetern der Tänzerin ins Herz schnitt.

Nein, es war das Veilchenbouquet, das man vergebens unter den andern auf dem Canapé, auf den Fauteuils und den Consoles ausgebreiteten Sträußen suchte; dieses Veilchenbouquet, dessen lieblicher Duft mit dem scharfen Geruche des Bisams kämpfte, und das von unsichtbaren Händen gefallen war; es war der Blick, den Rosenha Engel nach der Loge, von der es ausgegangen, geworfen hatte; es war die zugleich flinke, zierliche und freudige Art, wie sie es aufgenommen, um es sodann an ihre Lippen emporzuheben; es waren die, scheinbar nichtigen, Einzelnheiten, welche jedoch gesehen, beobachtet und auf tausend verschiedene Arten ausgelegt worden waren, und aus deren Gesammtheit hervorging, daß der Ruf der Tugend, der schönste Blumenzierath der Krone des Mädchens, an diesem Abend einen ersten, aber gewaltigen Stoß erlitten hatte.

Nachdem er um Erlaubniß gebeten, das um den Arm der Tänzerin geschlungene Diamantenbracelet bewundern zu dürfen; nachdem er laut aufgeschrieen über den Reichthum dieser Haut einer Bisamratte, welche zu ihren Lebzeiten entfernt nicht vermuthete, sie werde nach ihrem Tode mit Gold und Perlen gestickt werden, wagte es der Graf von Himmel, einer der beharrlichsten Anbeter der schönen Rosenha, sie zu fragen, ob sie keine Idee habe, welche mysteriöse Person ihr das Veilchenbouquet zugeworfen.

Hierauf erwiederte Rosenha ganz leise, fast beiseit:

„Graf, es ist mein Beichtvater."

„Wie! Ihr Beichtvater?"

„Nicht der alte; der neue."

„Ich verstehe nicht."

„Das ist doch ganz einfach, und sogar noch einfacher für Sie, als für jeden Andern. Sie haben meinen Entschluß, ins Kloster zu gehen, bekannt gemacht; da nun mein Engagement heute beendigt ist, und mein Noviziat morgen beginnt, so können Sie es nicht schlimm finden, daß mein neuer Gewissensrath begierig war, so bald als möglich die Bekanntschaft seiner Novize zu machen."

Der alte Graf von Aspern, der die Antwort von Rosenha nicht gehört hatte, richtete dieselbe Frage an sie, und sie antwortete ihm ebenfalls leise:

„Graf, ich kann Ihnen wohl die Wahrheit gestehen, da Sie es sind, der das Gerücht verbreitet, ich werde heirathen; und beiläufig gesagt, ich weiß nicht, warum Sie mir einen solchen Streich spielen, während ich für Sie mehr Schwäche habe, als für einen von den hier anwesenden Herren . . . Nun wohl, Graf, es ist das Bouquet meines Bräutigams: die weiße Rose ist das Symbol meiner Tugend und das Veilchen das seiner Bescheidenheit. Riechen Sie an diese Veilchen, Graf, und suchen Sie den Wohlgeruch davon zu bewahren."

Als endlich ein Attaché der russischen Gesandtschaft — der junge Graf von Gersthof auch nach dem Geheimnisse des Straußes fragte, schaute ihm Rosenha ins Gesicht und sagte ganz laut:

„Ah! Graf, thun Sie im Ernste diese Frage an mich?"

„Ei! allerdings," antwortete der Graf.

„Das heißt mir sagen, Sie wollen diese Herren bei unserer kleinen Privatübereinkunft ins Vertrauen ziehen."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte der moskowitische Dandy.

„Meine Herren, vernehmen Sie, wie sich die Sache verhält. Sie wissen, daß man mir ein Engagement für das kaiserliche Theater in St. Petersburg angeboten hat?"

Die Einen antworteten ja, die Andern antworteten nein.

„Nun wohl, der Herr Graf von Gersthof war beauftragt, mir diese Proposition zu machen, und um mich zu bestimmen, daß ich das, übrigens äußerst vortheilhafte, Engagement annehme, hat er das Anbieten seines Herzens beigefügt und mir gesagt, da ich noch nicht entschlossen war, das eine und das andere anzunehmen: „„Schöne Rosenha Engel, nehmen Sie den bescheidensten von den Sträußen an, die Ihnen heute Abend zugeworfen werden, so machen Sie aus mir den glücklichsten Menschen; denn das wird der Beweis sein, daß Sie nach Petersburg kommen, und daß Sie mir erlauben, Sie dahin zu begleiten!"" Entschlossen, wenn nicht von beiden Anträgen, doch wenigstens von einem Gebrauch zu machen, — ich überlasse es der Bescheidenheit des Herrn Grafen, zu errathen, von welchem, — hob ich den Veilchenstrauß auf, da ich ihn für den bescheidensten von den Sträußen hielt, die mir zugeworfen wurden."

„Sie reisen also nach Petersburg?“ riefen mehrere Stimmen.

„Wenn ich nicht nach Indien reise, wohin mich Rundschit Sing für sein königliches Theater in Lahore verlangt, meine Herren, wie Sie dies aus dem prachtvollen Handgelde ersehen können, das mir heute Abend sein Botschafter geschickt hat.“

„Somit ist Ihr Engagement? ...“ fragte der Graf von Himmel.

„Hier in dieser Bisamhaut,“ antwortete die Tänzerin. „Ich zeige es Ihnen nicht, weil es in indischer Sprache geschrieben ist; morgen werde ich es jedoch übersetzen lassen, und finde ich es so, wie ich zu hoffen Grund habe, so gebe ich allen denjenigen von meinen Anbetern, welche sich nicht fürchten, mir zu Liebe von der Stelle zu gehen, Rendez-vous an den Ufern des Sind oder des Pendschab. Da es nun,“ fügte die schöne Rosenha bei, während sie aufstand, „da es hundert Meilen von hier nach Petersburg sind, viertausend von hier nach Lahore, und ich, auf welche Seite sich auch meine Wahl neigen mag, keine Zeit zu verlieren habe, so erlauben sie, meine Herren, daß ich von Ihnen Abschied nehme, mit dem sehr aufrichtigen Versprechen, nie die Freundlichkeiten zu vergessen, mit denen Sie mich überhäuften.“

Und mit einem reizenden Lächeln, mit einer Verneigung von tadelloser choregraphischer Genauigkeit, grüßte die Tänzerin die erlauchte, galante Versammlung, welche sie, da sie dieselbe erst im letzten Augenblicke verlassen wollte, bis auf den Theaterplatz, das heißt bis zum Fußtritte ihres Wagens begleitete, in den sie leicht wie eine Meise, die in ihren Käfich zurückkehrt, sprang.

In dem Augenblicke, wo der Kutscher den ungeduldigen Pferden die Zügel schießen ließ, flogen zum Zeichen des Abschiedes alle Hüte gleichzeitig empor, als ob ein Wetterwirbel durchgefahren wäre.

Lassen wir den Wagen der Tänzerin in die Augustinerstraße und die Krügerstraße eindringen, und in der Seilerstätte, wo ihr Hotel war, anhalten.

XCVI.

Geschichte eines Kindes.

Der Zuschauer, der, das kaiserliche Theater verlassend, die Einbildungskraft entflammt von dem feenartigen Schauspiele, das er eine Stunde lang vor Augen gesehen, nach Hause zurückzukehren bange gehabt hätte, — aus Furcht, beim Anblicke der bekannten Gegenstände, das Gefühl des wirklichen Lebens, das er einen Moment vergessen, wiederzufinden, — dieser Zuschauer hätte es, um durch die dunstige, poetische Natur Ober-Deutschlands das im Theater begonnene Mährchen der Tausend und eine Nacht fortzusetzen, er hätte es nicht unterlassen, sagen wir, statt wieder den Weg nach Hause einzuschlagen, über den Parade-Platz zu schreiten, sich gegen die Vorstadt Mariahilf zu wenden, und beim Mondscheine auf der Landstraße hinzugehen, welche nach dem Schlosse Schönbrunn führt, um hier, ganz nach seiner Gemächlichkeit, auf einer der Anhöhen stehend, welche das Schloß beherrschen, das wundervolle Panorama zu betrachten, das sich vor ihm entrollt hätte.

Er wäre übrigens vielleicht, ehe er nach dem Dorfe Meidling gekommen, stehen geblieben, hätte er an einem der Fenster des linken Flügels vom Schlosse Schönbrunn, beide Ellenbogen gestützt auf den Balcon des Fensters, das Gesicht beleuchtet vom Monde, der minder

bleich als er, einen jungen Mann oder vielmehr ein sechszehnjähriges Kind gesehen, das selbst in Betrachtung vor dem glänzenden Schauspiele, welches unser nächtlichen Spaziergänger hatte suchen wollen, zu sein schien.

In der That, vom Fenster aus, wo es stand, konnte das Kind durch die klare Atmosphäre dieser wie eine Frühlingsnacht lichtvollen Nacht vor sich und unter sich Wien sehen mit allen seinen Gebäuden, seinen Kirchen, seinen hohen Thürmen, welche die zierliche Spitze seiner Kathedrale beherrscht, und als Contrast die Stadt noch beleuchtet im Innern durch die letzten Feuer, aber außen kräftig schattirt durch seine mächtigen Ringmauern und seine schwarzen Wälle; sodann, jenseits der Stadt, die riesige Donau, welche, nachdem sie unter einen ihrer Arme die Insel Lobau genommen hat, ihren Weg fortsetzt und sich am Horizont in den berühmten Ebenen von Aspern, Eßling und Wagram verliert.

Auf der entgegengesetzten Seite hätte der junge Mann den ungeheuren Wiesengrund sehen können, umgeben von Hügeln, aus denen im Ueberflusse die in Cascaden in die durchsichtigen Seen fallenden Wasser hervorquollen, und deren Zugänge hundertjährige Bäume wie vorsichtige Schildwachen zu beschützen schienen. Noch aufmerksamer schauend, hätte er ohne Zweifel durch den durchsichtigen Nebel dieser Nacht den Horizont der mit Wäldern bedeckten Hügel bemerkt, welche, springend wie eine scheu gewordene Herde Büffel, bis zu den höchsten Gipfeln der letzten Alpen emporsteigen.

Doch es war weder das Schauspiel von Wien, das halb entschlummert war in seiner Opposition von Licht und Schatten, noch die murmelnden Seen, noch die munteren Cascaden, noch die nebeligen Horizonte, noch die dunklen Berge, was dieses Kind anschaute.

Nein; seine unter ihn gehefteten Augen schauten auf die Landstraße, welche von Schönbrunn nach Wien führt, und mit gespanntem Ohre, ohne daß der junge Mann sich um

den eisigten Wind einer kalten Decembernacht zu bekümmern schien, horchte er aufmerksam auf die geringsten von der Seite der Stadt kommenden Geräusche; und mehr als ein Mal machten ihn das Krachen eines Baumastes, das Aechzen einer Wetterfahne, oder das Knarren der letzten Thüren von Schönbrunn, die man schloß, beben.

Uebrigens wäre der unter ihn gestellte Zuschauer, der ihn betrachtet hätte, wie er in seiner weißen Uniform eines österreichischen Obersten, mit seinen langen, blonden, gelockten, im Winde flatternden Haaren da stand, betroffen gewesen von der melancholischen Schönheit des jungen Mannes, der in dieser nachdenkenden Haltung entweder ein die Stunde seines ersten Rendezvous erwartender Verliebter, oder ein von der Stille und der Nacht die Inspiration seiner ersten Verse fordernder Dichter zu sein schien.

Sagen wir sogleich, daß der junge Mann mit den blonden Haaren, mit dem melancholischen Gesichte, mit dem weißen Rocke, derselbe war, den, — obgleich er der Vorstellung beiwohnte, — so lange und so vergeblich die zwei Indier während des Abends, den sie im kaiserlichen Theater zugebracht, gesucht hatten.

Man vermuthet nun wohl, daß es kein in den Sternen das Geheimniß der Schöpfung, die man vor sich hat, suchender Dichter ist, sondern einfach ein Verliebter, der mit dem Blicke den vom Monde beleuchteten Theil der Straße erforscht, welche von Schönbrunn nach der Seilerstätte geht, wie ein weißes Atlaßband bestimmt, bis zu ihm die Schritte der schönen Tänzerin zu lenken.

Einen Augenblick, — war es Müdigkeit durch dieselbe Stellung oder glaubte er ein entferntes Geräusch zu hören, — richtete er sich auf, und nun erschien er in seiner ganzen Höhe. Seine Gestalt war in der That zu hoch für seine Corpulenz, und schlank und biegsam wie der Stamm eines Pappelbaums, motivirte sie hin-

reichend die Beſorgniſſe, die der indiſche General ausgedrückt hatte.

Wünſchen nun unſere Leſer über das am Fenſter ſtehende Kind gewiſſe unbekannte Details zu kennen, welche zu ſammeln unſere Geſchichtſchreibertreue uns genöthigt hat, und welche vielleicht hier nicht am unrechten Platze ſein werden? Wir wollen ihnen dieſe Details mit ein paar Worten geben.

Eine Strophe unſeres großen Dichters Victor Hugo wird uns vor Allem mehr als zwanzig Seiten von Herrn von Montbel über die Anfänge dieſes kurzen Lebens ſagen, das viel eher der Poeſie, als der Geſchichte angehört.

Un soir, l'aigle planait aux voûtes éternelles,
Lorsqu'un grand coup de vent lui cassa les deux ailes!
Sa chute fit dans l'air un foudroyant sillon.
Tous, alors, sur son nid fondirent plein de joie;
Chacun selon ses dents se partagea sa proie:
L'Angleterre prit l'aigle, et l'Autriche l'aiglon*).

Der junge Adler wurde in den Käfich im kaiſerlichen Schloſſe von Schönbrunn gebracht, das an den Ufern der Wien ungefähr anderthalb Stunden von der Hauptſtadt Oeſterreichs liegt.

Hier wuchs er das von uns ſo eben beſchriebene glänzende Schauſpiel vor den Augen habend heran; er wuchs heran unter dem Schatten des herrlichen Gartens, der zum Pavillon der Gloriette führt, und deſſen Baſſins, Marmorſtatuen und Gewächshäuſer ihn an den Park von Verſailles hätten erinnern können, während die Wildſchweine, die Hindinnen, die Damhirſche, die Edel-

*) Eines Abends ſchwebte der Adler am Himmelsgewölbe, als ihm ein gewaltiger Windſtoß beide Flügel brach! Sein Fall machte in der Luft eine blitzende Furche. Alle fielen dann voll Freude über ſein Neſt her, und Jeder riß je nach ſeinen Zähnen einen Theil von ſeiner Beute an ſich: England nahm den alten Adler und Oeſterreich den jungen.

hirsche und die Rehe ihm einen Begriff von denen von Saint-Cloud und Fontainebleau zu geben im Stande gewesen wären; er wuchs heran und sah in der Sonne die reizenden Dörfer Meidling, Grünberg und Hitzing, Gruppen von Landhäusern um den Palast gesäet ähnlich, strahlen: er stammelte mit Anstrengung diese unbekannten Namen, und lernte sie am Ende, — so wie er die von Meudon, Sèvres und Bellevue vergaß.

Und dennoch hatte der arme verbannte Knabe tiefe, leuchtende Erinnerungen, welche wie Blitze an ihm vorüberzogen.

Er erinnerte sich, zum Beispiel, daß er als Kind den Namen Napoleon und den Titel König von Rom getragen hatte.

Vom 22. Juli 1818 an war aber sein Name Franz, sein Titel Herzog von Reichstadt.

„Warum nennt man mich denn Franz?" fragte eines Tages das Kind seinen Großvater den Kaiser von Oesterreich, der ihn auf seinen Knieen springen ließ; „ich glaubte, ich heiße Napoleon."

Die Frage war bestimmt; die Antwort setzte in Verlegenheit.

Der Kaiser überlegte einen Augenblick und antwortete dann:

„Man nennt Dich nicht mehr Napoleon aus demselben Grunde, aus dem man Dich nicht mehr König von Rom nennt."

Das Kind dachte auch einen Augenblick nach; und da ihm ohne Zweifel die Antwort nicht befriedigend schien, so entgegnete es:

„Aber, Großpapa, warum nennt man mich nicht mehr König von Rom?"

Der Großvater war noch mehr in Verlegenheit bei dieser zweiten Frage, als er es bei der ersten gewesen; er wollte ihr Anfangs ausweichen, wie er es bei der andern gethan, doch er bedachte, es sei besser seinen Enkel mit einem großen Raisonnement zu schla-

gen, damit er nicht mehr auf diesen Gegenstand zurückkomme.

„Du weißt, mein Kind, daß meinem Titel Kaiser von Oesterreich der König von Jerusalem beigefügt wird, ohne daß ich deshalb irgend eine Gewalt über diese Stadt habe, welche in der Macht der Türken ist?"

„Ja," erwiederte das Kind mit der ganzen Aufmerksamkeit, welcher es fähig, dem Raisonnement von Franz I. folgend.

„Nun wohl," sprach der Kaiser, „Du bist König von Rom, mein lieber Franz, gerade wie ich König von Jerusalem bin."

Mochte nun das Kind die Erklärung nicht ganz begreifen, mochte es dieselbe zu wohl begreifen, es neigte das Haupt, schwieg und kam nie mehr auf diesen Gegenstand zurück.

Obgleich Kind, hatte es übrigens, — wie und durch wen? Gott weiß es! durch die innere Anschauung, durch den Engel seiner ersten Jahre vielleicht, der mit ihm in der Stille der Nächte plauderte, — einige Erinnerung vom Ruhme und von den Mißgeschicken seines Vaters.

Eines Tags machte der bekannte Fürst von Ligne, einer der bravsten und geistreichsten Edelleute des achtzehnten Jahrhunderts, einen Besuch bei der Kaiserin Marie Louise, welche damals bei ihrem Sohne in Schönbrunn war.

Man meldete ihn in Gegenwart des Kindes unter dem Titel: „Der Herr Marschall Fürst von Ligne."

„Das ist ein Marschall?" fragte das Kind Frau von Montesquiou, seine Gouvernante.

„Ja, Hoheit."

„Ist es einer von denen, welche meinen Vater verrathen haben?"

Man sagte ihm nein; der Fürst sei im Gegentheile ein braver, redlicher Soldat; er faßte auch eine große Freundschaft für den alten Marschall.

Einmal erzählte ihm das Kind, wie sehr es erstaunt gewesen sei über das militärische Gepränge, das man beim Leichenbegängnisse des Generals Delmotte entfaltet habe, und welches Vergnügen es ihm bereitet, so viel schöne Truppen defiliren zu sehen.

„Hoheit," erwiederte der Fürst, „dann werde ich Ihnen bald eine viel größere Freude gewähren, denn die Beerdigung eines Feldmarschalls ist in dieser Art Alles, was man Prachtvolles sehen kann."

Und der Fürst hielt in der That Wort: fünf oder sechs Monate nachher gab er dem kaiserlichen Kinde das großartige Schauspiel von zehntausend Mann Truppen mit allen ihren Kriegsequipagen, die den Leichenzug eines Feldmarschalls escortiren.

Um dieselbe Zeit sprach die Prinzessin Caroline von Fürstenberg in einem vertrauten Kreise, in Gegenwart des jungen Herzogs von Reichstadt, von den Ereignissen und den großen Namen des Jahrhunderts... Man hatte vergessen, daß er da war, oder man glaubte vielleicht vor einem sechsjährigen Kinde Alles sagen zu können.

Der General Sommariva nannte sodann drei Personen, die er als die drei größten Feldherren der Zeit anführte.

Das Kind, das die Aufzählung nachdenkend und mit gesenktem Kopfe angehört hatte, erhob plötzlich die Stimme, unterbrach den General und sagte:

„Ich kenne einen Vierten, den Sie nicht genannt haben, Herr General."

„Wer ist das, Hoheit?"

„Mein Vater!" rief das Kind mit starker Stimme. Und es entfloh eiligst.

Der General Sommariva lief ihm nach, holte es ein und führte es zurück.

„Hoheit," sagte der General, „Sie haben Recht gehabt, von Ihrem Vater zu sprechen, wie Sie es gethan; doch Sie haben Unrecht gehabt, zu entfliehen."

Trotz des Titels Herzog von Reichstadt, der ihm auferlegt worden war, trotz der geistreichen Vergleichung, die ihm sein Großvater zwischen dem Königthum Jerusalem und dem Königthum Rom gemacht, hatte das Kind die Herrlichkeiten seiner Wiege nicht vergessen.

Einer von den Erzherzogen zeigte ihm eines Tages eine von den kleinen goldenen Denkmünzen, welche bei Gelegenheit seiner Geburt geschlagen und nach seiner Tauffeier unter das Volk ausgetheilt worden waren; er war im Brustbilde darauf vorgestellt.

„Weißt Du, wen diese Münze vorstellt, Reichstadt?" fragte der Erzherzog.

„Mich, zur Zeit, wo ich König von Rom war," antwortete ohne zu zögern das Kind.

Im Alter von fünf Jahren, — in welchem Alter auch die Erziehung der Prinzen vom Hause Oesterreich beginnt, — begann die Erziehung des Sohnes von Napoleon. Der Graf Moritz Dietrichstein hatte die oberste Leitung; und unter ihm waren der Hauptmann Foresti, was die militärischen Dinge betrifft, und der Dichter Collin, — Bruder von Heinrich Collin, dem Verfasser der Trauerspiele Regulus und Coriolan, selbst Verfasser eines Trauerspiels Graf von Essex, — mit den Einzelheiten betraut.

Mit fünf Jahren sprach der Prinz-Herzog Französisch wie ein Pariser, und zwar mit dem den Einwohnern der Hauptstadt eigenthümlichen Accente.

Man wollte ihm das Deutsche lehren. Der Kampf dauerte lange, und der Widerwille, den er dem Studium dieser Sprache entgegensetzte, ist noch heute in Oesterreich sprüchwörtlich. Man mochte ihm immerhin durch alle erdenkliche Raisonnements zu beweisen suchen, welches Interesse er habe, die Sprache eines Landes zu sprechen, das sein Vaterland geworden, der Prinz widerstand aus allen Kräften und sprach beharrlich nur Französisch oder Italienisch.

Um diese Hartnäckigkeit zu besiegen, mußte man

dem jungen Herzog die Zusage geben, das Deutsche werde für ihn immer nur eine Lusussprache sein, und er könne fortwährend Französisch sprechen.

Sein, zu jener Zeit schon ziemlich scharf hervortretender, Charakter war eine Mischung von Güte und Stolz, von Festigkeit und Vernunft; von Natur hartnäckig, fing er bei jeder Idee, mit der er nicht vertraut war, damit an, daß er einen lebhaften Widerstand entgegensetzte, von dem ihn das Raisonnement allein abbringen konnte; gut gegen die ihm Untergeordneten, zärtlich gegen seine Lehrer, waren seine Güte und seine Zärtlichkeit innerlich; man mußte sie in der Tiefe seiner Seele verborgen errathen, sie suchen, wie der Taucher die Perle sucht.

Die Liebe für das absolut Wahre trieb er bis zum Fanatismus, und er haßte die Mährchen und die Fabeln.

„Da dies nicht geschehen ist, so ist es unnütz," sagte er.

Das war nicht die Ansicht seines Lehrers Collin, der als Dichter im Gegentheile in der Welt der Träume lebte. Er suchte auch diesen Sinn des Kindes, nur als wahr anzunehmen, was absolut so war, zu überwinden. Er glaubte das Mittel gefunden zu haben; eines Tages ging er mit dem Prinzen aus und sagte ihm, sie werden eine lange Wanderung unternehmen; auf den grünen Bergen angelangt, welche Schönbrunn beherrschen, machten der Lehrer und sein Zögling einen kurzen Halt; dann setzten sie ihren Marsch fort und vertieften sich in ein schmales, schattiges Thal, wo sich ein geschlossener Raum findet, der, durch blätterreiche Bäume vom Anblicke Wiens und den weiten Ebenen der Donau völlig getrennt, zum Horizonte nur noch die Berge hat, die sich stufenweise wie ein riesiges Amphitheater bis zu den Gipfeln des Schneebergs erheben.

An diesem Orte steht eine einsame Hütte, in Uebereinstimmung mit den Bergen, die sie umgeben, in Form

einer Tyroler Senne gebaut und wegen dieser Aehnlichkeit Tyrolerhaus genannt.

Hier an diesem Orte, der von der übrigen Welt durch Berge Schluchten und Wälder getrennt ist, nachdem er seinem Zögling die Schönheiten dieser pittoresken Gegend begreiflich gemacht und es versucht hatte, ihm die Größe der einsamen, wilden Natur darzuthun, erzählte ihm der Dichter-Professor plötzlich, ohne sie ihm als wahr oder falsch zu geben, die wunderbare Geschichte von Robinson Crusoe, welche einen so tiefen Eindruck auf den Geist des Knaben machte oder vielmehr seine noch schlummernde Einbildungskraft so völlig aufweckte, daß er sich einen Augenblick in einer Wüste glaubte und von selbst seinem Lehrer vorschlug, es zu versuchen, die für die ersten Bedürfnisse des Lebens nothwendigen Werkzeuge zu verfertigen. Beide schritten in der That zur Arbeit, und als sie diese Werkzeuge, so gut sie eben konnten, verfertigt hatten, gruben sie mit einander in weniger als vierzehn Tagen, nach dem Muster von der des schiffbrüchigen Engländers, eine Grotte, die man noch heute den Reisenden als das Werk des Sohnes von Napoleon zeigt und nur unter dem Namen die Grotte von Robinson Crusoe bezeichnet.

Mit acht Jahren sollte der Prinz das Studium der alten Sprachen anfangen; das war die schwerste Prüfung, die sein Lehrer Collin zu bestehen hatte, denn der Knabe offenbarte den tiefsten Widerwillen gegen das Griechische und das Lateinische; seine ganze Intelligenz wandte sich dem auf das Militärische bezüglichen Wissenschaften zu.

Im Jahre 1824 war indessen dieser Widerwille besiegt. Collin starb, und der Baron von Obenhaus, sein Nachfolger, gab in die Hände des jungen Mannes den Tacitus und den Horaz. Da er aber seinen Vater mit Cäsar hatte vergleichen hören, so verließ der junge Herzog völlig die Lecture des Geschichtschreibers und

des Dichters, um sich der des Feldherrn zuzuwenden, und die Commentare von Cäsar wurden seine Lieblingslecture.

Alles dies war alte Geschichte, und die Schwierigkeit war, einen solchen Zögling die neue Geschichte, das heißt das Studium dessen, was der Revolution vorhergegangen, von ihr hervorgebracht worden ist und ihr gefolgt war, in Angriff nehmen zu lassen.

Mit dieser Sorge wurde Herr von Metternich betraut.

Was der gewandte Diplomat seinem Zögling von dieser wunderbaren Geschichte erzählte, was er ins Licht stellte, was er im Schatten ließ, ist ein Geheimniß für uns; man wagte es nicht, dem Kinde Alles zu verschweigen, man konnte ihm aber auch nicht Alles sagen: es sah und berührte Alles, was zu nahe bei ihm war, um seinen Blicken entzogen zu werden; im Ganzen erschaute es aber nur unbestimmte Horizonte, und sein Blick tauchte nur in gewisse Tiefen, wie das Auge des Tauchers in einen Abgrund, — beim Scheine eines Blitzes.

Wie dem sein mag, die Geisteszähigkeit des Herzogs von Reichstadt, die ihn immer gegen dasselbe Ziel zurückführte; die religiöse Anbetung, die er für das Andenken seines Vaters hegte, Alles dies, — so geschickt auch der politische Lehrer war, — überhäufte mit Schwierigkeiten die Aufgabe, die sich Herr von Metternich vorgesetzt hatte.

Es war auch schon bei den ersten Berichten, die man bei Hofe über die entstehende Leidenschaft des jungen Herzogs für die schöne Rosenha Engel gemacht hatte, der Befehl gegeben worden, die Augen völlig über diese kleine Jünglingsfantasie zu schließen, welche einige Zerstreuung diesem Geiste geben konnte, der nur Wünsche und Begierden nach Dingen hatte, die er zu seinem Glücke nicht hätte kennen sollen. Nur hatte das, wovon man geglaubt, es sei nichts als eine Fan-

taſie, und es ſollte nie etwas Anderes ſein, Proportionen angenommen, welche jede Sache annahm, bei der die glühende Einbildungskraft des Sohnes von Napoleon verweilte: die Fantaſie war eine Leidenſchaft geworden; — und ſo kam es, daß um ein Uhr Morgens, in einer kalten Februarnacht, der junge Herzog auf die Tänzerin wartete, nicht in der warmen Atmoſphäre ſeines Schlafzimmers, hinter den dichten Brocatvorhängen, an der lauen Scheibe des Fenſters, ſondern außen, mit den Ellenbogen auf den Balcon geſtützt, mit bloßem Kopfe, und ſo tief, ſo ſchmerzlich huſtend, daß zuweilen unter der Erſchütterung dieſes Huſtens der ſchwache, ſchlanke Körper des jungen Mannes erzitterte, wie eine Pappel, die der kräftige Arm eines Holzhauers ſchüttelt.

Ach! der Holzhauer, der den jungen kaiſerlichen Baum zu ſchütteln anfing, war der Tod, deſſen Axt fünf Jahre ſpäter ihn ſo fern von der großen, mächtigen Eiche, welche die Welt mit ihrem Schatten bedeckt hatte, fällen ſollte.

Darum hatte ſich, die Hand auf der Bruſt, der arme Verurtheilte des Geſchicks einen Augenblick in der ganzen Höhe ſeiner Geſtalt aufgerichtet.

Sodann wurde dieſe Bewegung bei ihm vielleicht auch hervorgebracht durch ein Geräuſch, dumpf wie das Toſen des Donners, das ſich nähernd von Wien nach Schönbrunn zu kommen ſchien und für ruhige Imaginationen nichts Anderes war, als das Geräuſch eines Wagens.

Bald verband ſich in der That mit dem immer näheren Rollen die doppelte Flamme von zwei Laternen, welche auf der Landſtraße raſcher zu fliegen ſchienen, als jene Irrlichter, die auf der Oberfläche der Teiche herumlaufen.

Betroffen zugleich von zweien ſeiner Sinne, dem Geſichte und dem Geſichte, und vielleicht beſſer noch unterrichtet durch die Vorgefühle, welche in den jungen Herzen leben, ſchien der Prinz keinen Zweifel mehr zu

hegen, und springend wie ein Schüler, in die Hände klatschend wie ein Kind, rief er mehrere Male, als ob er Jemand sein Glück anvertraut hätte, und zwar in französischer Sprache, dem Einzigen, was er von Frankreich behalten hatte:

„Sie ist es! Gott sei gelobt, sie ist es!“

XCVII.

Julie bei Romeo.

Einen Augenblick hätte man glauben können, der junge Mann sei in seiner Erwartung getäuscht worden, und der Wagen halte nicht beim Schlosse an. Auf der Straße von Hitzing herbeikommend, fuhr er an den Nebengebäuden hin und verschwand auf der Seite von Meidling.

Doch der Prinz ließ sich offenbar nicht durch diese verstellte Gleichgültigkeit bethören, denn er schloß rasch das Fenster, von welchem aus man die Straße überschaute, durchschritt seinen Salon und sein Schlafzimmer, — dasselbe, das Napoleon 1809 bewohnt hatte, — und lehnte seine, plötzlich von einer lebhaften Röthe gefärbte, Stirne an die Glasscheibe eines auf die Gärten gehenden kleinen Boudoir an.

Er war hier ungefähr seit zehn Minuten, als die Thüre des Privatgartens vom Kaiser sich öffnete, und er beim Mondscheine zwei Personen dem Palaste sich nähern und unter dem Gewölbe, wo die Gesindetreppe anfängt, verschwinden sah.

Ohne Zweifel waren diese zwei Personen, obgleich sie ihrer Kleidung nach den niedrigen Klassen der Gesellschaft angehörten, diejenigen, welche der Prinz erwartete; denn diesmal, — wie er es schon bei der An-

kunft des Wagens, das Fenſter des Salon verlaſſend, um zu dem des Boudoir überzugehen, gethan hatte, — diesmal verließ er das Fenſter des Boudoir, um zur Treppenthüre zu laufen.

Hier hielt er ſein Ohr an die Thüre und horchte aufmerkſam.

Es vergingen einige Secunden, während welcher er in völliger Unbeweglichkeit, der Bildſäule der Erwartung ähnlich, verharrte; dann belebte ſich ſein Geſicht durch ein reizendes Lächeln: er hörte das Geräuſch eines leichten Trittes, der die Treppe heraufſtieg, und ohne Zweifel erkannte er dieſen Tritt ſo gut, daß er nicht wartete, bis man die letzten Stufen erreicht hatte, ſondern raſch die Thüre öffnete und mit dem Rufe: „Roſenha! theure Roſenha!“ beide Arme ausſtreckte, in die ſich eine in die maleriſche Tracht der Tyroler Mädchen gekleidete Frau warf.

Trotz dieſer Tracht war es wohl die hübſche Beneficiantin, die uns einer Peri ähnlich auf der Scene des kaiſerlichen Theaters in Wien erſchienen iſt; der wir von der Scene in ihre Loge gefolgt ſind, und die wir von ihrer Loge, aus der Mitte ihrer Hofmacher, im ſtarken Trabe ihrer Pferde, nach der Seilerſtätte, wo ihr Hotel lag, haben zurückkehren ſehen.

Doch nicht um von den Anſtrengungen des Abends auszuruhen, war die ſchöne Tänzerin in ihre Wohnung zurückgekehrt; denn kaum in ihrem Ankleidecabinet angelangt, als ob die Menge, die ihr im Theater Beifall geklatſcht, ſie noch erwartete und ſie, gedrängt durch eine Verwandlung, ihre Entrée zu verfehlen befürchtete, hatte ſie behende ihren Kaſchemir-Hausrock abgeworfen, und mit Hülfe ihrer Kammerfrau nicht minder behende die bewunderungswürdige Tracht einer Tyroler Bäuerin angezogen; wonach ſie durch die zwei Zimmer gelaufen war, die ſie von der Geſindetreppe trennten, denn ſie wählte dieſen Weg, aus Furcht, wenn ſie ſich über den Platz wegbegebe, könnte ſie von Einigen ihrer Anbeter

bemerkt werden, welche sich, beharrlicher als die Andern, als Schildwachen vor ihrem Hotel aufgepflanzt hätten und, sähen sie sie zu einer solchen Stunde ausgehen, nicht verfehlen würden, ihr zu folgen, um zu erfahren, wohin sie gehe. — Sagen wir, daß ihre Furcht gegründet war, und daß einige Wagen unter den Fenstern des Hotels stationirten. Doch besorgt für das Glück ihrer Hofmacher, hatte Rosenha die Vorsicht so weit getrieben,, daß sie ihr Schlafzimmer, dessen Fenster auf die Straße gingen, hatte beleuchten lassen; so daß die Erfrorensten, Dank sei es der den Verliebten eigenthümlichen Einbildungskraft, die Kälte vergessen konnten, indem sie sich in den Strahlen wärmten, welche durch die Glasscheiben, in den Zwischenräumen der schlecht geschlossenen Vorhänge, drangen.

Unten an der Gesindetreppe, ein paar Schritte von einer Hinterthüre, die nach einem Gäßchen ging, wartete der Wagen von Rosenha, welchen nicht auszuspannen der Kutscher Befehl erhalten hatte.

Auf dem Sitze des Wagens lag ein mit Pelz gefütterter Mantel bereit, in den das zierliche Mädchen sich wickelte, wie ein Vogel in die Watte seines Nestes.

Wir wissen, wie dieser, so ungeduldig erwartete, Wagen im Angesichte von Schönbrunn ankam und sich, ohne anzuhalten, gegen Meidling wandte.

Hundert Schritte jenseits eines kleinen vom Obergärtner des Palastes bewohnten Hauses hielt er an; doch so rasch er vorbeigefahren war, die Thüre dieses Hauses hatte sich beim Geräusche seiner Räder geöffnet, und ein Kopf war durch die Oeffnung geschlüpft. Bemerken wir schleunigst, daß dieser Kopf nicht, wie man hätte befürchten können, der eines, um die jungen Leute zu denunciren, lauernden Spions war, sondern im Gegentheile der eines Dieners, welcher, bereit den zwei Liebenden in ihrem Liebesverhältnisse beizustehen, wartete.

Rosenha sprang rasch aus dem Wagen, lief leicht und still wie ein Nachtvogel nach dem Hause, an dem

sie vorbeigefahren war, stürzte durch die Thüre, die sich, so wie sie näher kam, wie durch eine Feder öffnete und sich wie durch eine Feder wieder hinter ihr schloß, sobald sie die Schwelle überschritten hatte.

„Geschwinde! geschwinde! mein lieber Hans!" sagte sie deutsch zu demjenigen, welcher sie erwartete; „ich bin aufgehalten worden; es ist später als gewöhnlich; der Prinz muß ungeduldig werden. Beeilen wir uns!"

Und sie warf ihren Pelz ab und schob am Arme den dicken Oesterreicher fort, der diese halb französische, halb spanische Wuth durchaus nicht begriff.

„Ah! mein Fräulein, nehmen Sie sich in Acht!" sagte er; „Sie werden frieren."

„Vor Allem erinnern Sie sich wohl, mein lieber Hans, daß ich nicht mein Fräulein bin: ich bin Ihre Nichte . . . weshalb ich nicht an Ihrem Arme einen Pelz von blauem Fuchs behalten kann. Sodann bin ich Tänzerin und nicht Sängerin: es liegt mir wenig daran, daß ich den Schnupfen bekomme! woran mir aber ungeheuer viel liegt, das ist, daß ich den Prinzen nicht warten lasse, denn er könnte wohl den Schnupfen bekommen . . . Nehmen Sie also die Schlüssel von allen Ihren Thüren, von allen Ihren Gittern, von allen Ihren Orangerien, und kommen Sie, mein lieber Oheim!"

Hans schlug ein gewaltiges Gelächter auf, nahm seine Schlüssel und setzte sich in Marsch.

Auf den Arm ihres Oheims gestützt, durchschritt Rosenha rasch den Privatgarten des Kaisers und trat in den Park ein.

In diesem Momente, nachdem er sie einen Augenblick aus dem Gesichte verloren, hatte sie der junge Mann wieder erscheinen sehen und war vom Fenster des Boudoir an die Treppenthüre gelaufen.

Als Obergärtner hatte Meister Hans nicht nur im Parke, dessen Schlüssel ihm anvertraut waren, sondern

auch im Schlosse seine große Entrées. Nie wäre es einer Schildwache eingefallen, das Bajonnet vor Meister Hans zu kreuzen, und sobald sie einmal an *seinem* Arme war, genoß natürlich die Nichte die dem Oheim bewilligten Privilegien.

So war Rosenha bis zur Wohnung des Herzogs gekommen, wo sie rasch die Arme, die sich bei ihrer Annäheruug geöffnet hatten, fortzogen, — Hans, der mit dem ernsten Schritte, welcher sich für den Obergärtner eines kaiserlich österreichischen Parkes geziemt, heraufstieg, die Sorge überlassend, die Thüre wieder zu schließen und sich im Vorzimmer festzusetzen, wie es ihm gutdünkte.

Immer sich umschlungen haltend und sich drehend wie zwei vom Tanze und der Liebe berauschte Walzertänzer, sanken die zwei schönen jungen Leute auf ein großes Canapé, das ein Zwischenmöbel der Fenster des Schlafzimmers vom Prinzen bildete; nur sank der junge Mann bleich und erschöpft vor Aufregung nieder, während das Mädchen derselben Bewegung folgte, jedoch keuchend vor Glück und voll Leben.

Beim Scheine der auf dem Kamine brennenden Candelaber gewahrte sie die Bläße und die Schwäche ihres Geliebten; sie umschlang ihn noch enger mit ihren Armen und rief, indem sie ihn an allen Stellen auf die Stirne küßte, als wollte sie die auf dieser Lilie perlenden Thautropfen einsaugen:

„Oh! mein geliebter Herzog! was haben Sie denn? . . Sind Sie krank? Leiden Sie?"

„Nein, nein, ich leide nicht mehr, da Du hier bist, Rosenha," erwiederte der junge Mann; „doch Du hast lange gesäumt, und ich liebe Dich so sehr!"

„Heißt es mich lieben, theure Hoheit, so Ihre kostbare Gesundheit, die schädliche Nachtluft einathmend, aufs Spiel setzen? und haben Sie mir nicht hundertmal versprochen, Sie wollen mich nicht mehr auf diesem verdammten Balcon erwarten?"

„Ja, ich habe das geſchworen, Roſenha, und ich fange immer damit an, daß ich Dir Wort halte . . . Um eilf Uhr bin ich dieſſeits der Fenſter; kämeſt Du um eilf Uhr, ſo würdeſt Du mich hier finden.“

„Um eilf Uhr? Sie wiſſen wohl, Hoheit, daß um dieſe Stunde das Ballet kaum beendigt iſt.“

„Allerdings weiß ich das; doch um eilf Uhr warte ich ſchon einen Tag und manchmal zwei Tage! Um halb zwölf Uhr lege ich auch die Hand an das Spaniolett; um Mitternacht öffne ich das Fenſter, und, was willſt Du? ich werde ungeduldig und klage Dich an, bis ich das Rollen Deines Wagens höre.“

„Und dann . .?“ fragte lächelnd das Mädchen.

„Und dann klage ich Dich nicht mehr an; ich bleibe aber immer ungeduldig, bis ich Dich an der Thüre des engliſchen Gartens erſcheinen ſehe.“

„Und dann . .?“ fragte ſie mit einer naiven Coquetterie.

„Und dann höre ich das Geräuſch Deiner Tritte, das in der Tiefe meines Herzens wiedertönt; ich öffne die Thüre, ich öffne die Arme! . .“

„Und dann . .?“

„Und dann bin ich ſo glücklich, Roſenha,“ vollendete der Prinz mit einer gebrochenen, wie die eines kranken Kindes ſanften Stimme; „und dann bin ich ſo glücklich, daß es mir ſcheint, ich werde ſterben!“

„Mein ſchöner Prinz!“ rief das Mädchen, freudig und ſtolz, die Liebe zu fühlen, die ſie einflößte.

„Heute Abend erwartete ich Dich nicht,“ ſagte der Herzog.

„Sie hielten mich alſo für todt?“

„Roſenha!“

„Ah! Hoheit, ſollten Sie zufällig, weil Sie Prinz ſind, die Prätenſion haben, Roſenha beſſer zu lieben, als Roſenha Sie liebt? Mir gilt es gleich, denn ich erkläre Ihnen zum Voraus, daß ich Ihnen in dieſem Punkte nicht nachſtehen werde!“

„Du liebst mich also sehr?“ fragte der junge Mann, der mit Anstrengung und zum ersten Male seit dem Eintritte der Tänzerin seinen gepreßten Athem zu bezwingen vermochte. „Oh! sage mir dies so nahe, daß ich Deine Worte einathmen kann! sie geben mir Luft, sie werden mir wohlthun.“

„O Kind! Sie fragen mich, ob ich Sie liebe? Man sieht, daß Ihre Polizei minder gut ist, als die Ihres erhabenen Großvaters, sonst würden Sie eine solche Frage nicht an mich richten.“

„Rosenha, man macht solche Fragen nicht immer, weil man zweifelt; man macht sie oft, damit man antworte: „„„Ja! ja! ja!““

„Nun wohl, ja, ich liebe Sie, mein schöner Herzog! Sie erwarten mich, Sie werden ungeduldig, wenn ich säume; Sie zweifeln, wenn ich nicht komme... Glauben Sie, Hoheit, ich könnte einen Tag sein, ohne Sie zu sehen? Sind Sie nicht mein einziger Gedanke, mein unabläßiger Traum, mein ganzes Leben? vergehen alle Stunden meiner Tage, bin ich fern von Ihnen, nicht damit, daß ich Ihr süßes Bild anschaue, Ihr theures Andenken anbete?.. Wie konnten Sie wähnen, ich werde heute Abend nicht kommen?“

„Ich habe es nicht gedacht, ich habe es befürchtet.“

„Böser! hatte ich Ihnen nicht für Ihren kostbaren Strauß zu danken? Den ganzen Tag dachte ich nur an den Augenblick, wo ich ihn empfangen werde, und ich athmete seinen Duft ein, ehe ich ihn in den Händen hatte!“

„Und wo ist er?“ fragte der Prinz.

„Wo er ist?.. Eine schöne Frage!“ sagte Rosenha, indem sie ihn ganz verwelkt, aber noch ganz duftend aus ihrer Brust zog; „hier ist er!“

Und sie küßte zärtlich den Strauß, der Prinz entriß ihn aber ihren Händen, um ihn auch zu küssen.

„Oh! mein Strauß! mein Strauß!“ rief das Mädchen.

Der Prinz gab ihn zurück.

Rosenha schaute ihn an und sagte mit einem köstlichen Lächeln:

„Nicht wahr, Sie haben ihn selbst gepflückt?"

Der Prinz wollte verneinend antworten.

„St! schweigen Sie!" rief Rosenha; „das ist Ihre Art, die Blumen zu vermählen: ich habe sie erkannt. Ich sah Sie von dort, von Wien, umherlaufen, um diese schönen Veilchen in den Gewächshäusern, welche an die Menagerie angränzen, zu finden. So wie Sie zwei pflückten, legten Sie dieselben auf ein Moosbett, aus Furcht, die Wärme Ihrer Hände könnte ihnen ihre Frische benehmen . . . Und, weil hievon die Rede ist . . . mir scheint, Ihre Hände sind so glühend!"

„Nein, nein, sei unbesorgt; ich habe mich nie so wohl befunden."

„Haben Sie es so gemacht? Sprechen Sie!"

„Ja."

„Oh! mein geliebter Herzog, mit welchem Blicke habe ich auch diese Blumen verschlungen! mit welchen Küssen habe ich sie bedeckt!"

„Theure Rosenha!"

„Mein schöner Herzog, wenn ich sterbe, so ist es mein Wille, daß Sie auf das Kissen, auf welchem mein Kopf ruhen wird, zwei Veilchenbüschel legen: es wird mir dann scheinen, Sie schauen mich die Ewigkeit hindurch mit Ihren zwei großen blauen Augen an."

So sich umschlingend, jung, schön, verliebt, plaudernd, poetisch, waren die zwei Kinder, — denn das Mädchen zählte kaum ein paar Monate mehr als der junge Mann, — sie waren, sagen wir, reizend anzuschauen; — und sie sehend hätte man sich sicherlich der anmuthreichsten Scenen der Dichter, welche die Liebe besungen, erinnert; man hätte aber vorzüglich an Romeo und Julie gedacht. Man hätte ihre von den rosigen Wolken der Morgendämmerung erleuchteten Stirnen zu sehen geglaubt, und sich gefragt, ob es der Gesang der

Nachtigall oder der der Lerche sei, den man in den Gärten von Schönbrunn hören werde.

Der Anblick der Liebe macht an den ewigen Frühling glauben!

XCVIII.

Eifersucht.

Plötzlich verdüsterte sich die Stirne des jungen Mannes.

Seine Augen hatten sich auf das um den Arm des Mädchens geschlungene diamantene Bracelet geheftet, und waren von diesem Bracelet auf den am Gürtel von Rosenha hängenden Bisamsack übergegangen.

Der Prinz gab einen scharfen Schrei von sich und drückte seine Hand an seine Brust, als hätte er einen Nadelstich ins Herz bekommen.

Rosenha verdoppelte ihre Zärtlichkeit und ihre Schmeicheleien; doch die Miene ihres Geliebten blieb sorgenvoll.

Sie lächelte indessen fortwährend, obschon sie diesen schwachen Schrei gehört, obschon sie diese gefaltete Stirne gesehen hatte.

Endlich schien sie sich zu entschließen, die Frage in Angriff zu nehmen.

„Sie haben da auf dieser schönen Stirne," sagte sie, indem sie mit ihren zarten Fingern über den Platz strich, den sie bezeichnete; „Sie haben da einen Gedanken, den Sie mir verbergen, mein geliebter Prinz! doch für mich ist er so sichtbar auf Ihrer Stirne, als ein Unkraut in einem Rosenfelde."

Der Herzog athmete beschwerlich.

„Lassen Sie hören," fuhr Rosenha fort, „was für ein Gedanke ist es? Sagen Sie es mir."

„Rosenha," antwortete der Prinz, „ich bin eifersüchtig."

„Eifersüchtig," versetzte Rosenha mit einer reizenden Coquetterie. „Nun wohl, bei meinem Worte, ich vermuthete es."

„Ah! Sie sehen wohl!"

„Eifersüchtig!" wiederholte Rosenha.

„Ja, eifersüchtig."

„Und auf wen, mein lieber Herr?"

„Einmal bin ich eifersüchtig auf Jedermann im Allgemeinen."

„Das heißt auf Niemand eifersüchtig sein."

„Und auf Jemand insbesondere."

„Auf den guten Gott also, denn ihn ausgenommen liebe ich nur Sie."

„Nein, Rosenha, auf ein menschliches Geschöpf."

„Dann ist es auf Ihren Schatten, Hoheit."

„Scherzen Sie nicht mit einem Schmerze, Rosenha."

„Mit einem Schmerze? Ihre Eifersucht geht bis zum Schmerze? . . Oh! wenn es so ist, machen wir rasch, daß sie aufhört! Sagen Sie, wer ist die Person?"

„Sie war heute Abend im Theater."

„Ah! ja, das ist wahr: heute Abend im Theater, mein vielgeliebter Herr, hatten Sie einen Nebenbuhler."

„Sie geben es zu?"

„Einen Nebenbuhler, von dem ich eine Liebeserklärung in aller Form erhalten habe."

„Und der Name dieses Nebenbuhlers, Rosenha?"

„Es ist das Publicum, Hoheit."

„Oh!" sagte der Prinz mit einer kleinen Bewegung übler Laune, „ich weiß wohl, Rosenha, daß die ganze Stadt in Sie verliebt ist . . . Aber hören Sie mich an. Es handelt sich um einen Mann, der sie mit so leidenschaftlichen Augen anschaute, daß es mir wahr-

haftig ein gewisses Vergnügen gemacht hätte, mit diesem frechen Menschen Streit zu suchen!"

Rosenha lächelte.

„Ich wette," sagte sie, „Sie meinen den Indier, Hoheit?"

„Ganz richtig! ich meine diesen Menschen, der sich in seiner Loge so unverschämt breit machte."

„Sehr gut, sehr gut, Hoheit! Fahren Sie fort, ich höre."

„Oh! spotte nicht, Rosenha! denn ich bin im Ernste eifersüchtig auf ihn . . . Er ist nicht einen Moment von der Secunde, wo Du in Scene tratst, mit den Augen von Dir gewichen, indeß er während der Oper der Vorstellung beizuwohnen schien, um Dich in jeder Loge zu suchen."

„Nur um mich zu suchen? Sind Sie dessen sicher?"

„Und Du, böses Mädchen, wenn Du mich anzuschauen aufhörtest, so geschah es, um die Augen diesem Nabob zuzuwenden . . . Als Du wieder erschienst, welches königliche Geschenk warf er Dir auch zu, dieser Raja von Lahore?"

„Sie können darüber urtheilen, Hoheit," erwiederte Rosenha, indem sie ihr Handgelenk bis zur Höhe der Augen des Prinzen emporhob.

„Oh! ich habe die Diamanten wohl erkannt! sie haben mich bis in meine Loge geblendet! . . Armer kleiner Veilchenstrauß, wie elend sahst du gegen sie aus?"

„Wo war der Veilchenstrauß, Hoheit?"

Der Herzog lächelte ebenfalls.

„Wo sind die Diamanten?"

„Warum sind die Diamanten nicht bei Dir in Deiner Wohnung?"

„Weil ich sie nicht von dem Beutel, der sie begleitete, trennen wollte."

„Warum ist dieser Beutel an Deiner Seite?"

„Weil er einen Brief enthält.“

„Von diesem Menschen?“

„Ja, Hoheit, von diesem Menschen.“

„Er hat es gewagt, Dir zu schreiben, Rosenha?... Oh! laß mich nicht länger leiden! Hattest Du ihn vor diesem Abend gesehen? kennst Du ihn?.. Liebst Du ihn? liebst Du ihn?“

Diese letzten Worte wurden mit einem solchen Ausdrucke von Leiden ausgesprochen, daß sie in der Tiefe des Herzens der schönen Tänzerin wiederhallten.

Ihr Gesicht nahm eine Miene des Ernstes an, und den scherzhaften Ton verlassend sagte sie:

„Alles ist ernst bei Ihnen, Franz, und ich hätte ein schlechtes Herz, würde ich noch länger über die Pein lachen, die Ihnen dieser Verdacht verursachen konnte. Ich kenne oder ich errathe vielmehr, mein lieber Herzog, alle Traurigkeiten, welche der am mindesten begründete Argwohn veranlassen kann; ich will also diesen so rasch als möglich aus Ihrem Herzen entfernen. Ja, Franz, dieser Mann hat mich den ganzen Abend angeschaut... Schaudern Sie nicht so; warten Sie, bis ich geendigt habe... Doch glauben Sie mir, in dem Blicke dieses Mannes hätte sich eine Frau nicht eine Minute getäuscht; dieser Blick war nicht der leidenschaftliche Blick der Liebe; es war der demüthige, flehende Blick der Freundschaft.“

„Aber er hat Dir geschrieben, er hat Dir geschrieben, Rosenha! Du hast es mir so eben gesagt, Du hast es mir selbst gestanden!“

„Ja, allerdings, er hat mir geschrieben!“

„Und Du hast seinen Brief gelesen?“

„Zuerst zweimal, Hoheit; sodann ein drittes Mal.“

„Oh! was würdest Du dann mit einem Briefe von mir machen?“

„Einen Brief von Ihnen, mein Herzog, lese ich nicht einmal, ich lese ihn nicht zweimal, dreimal: ich lese ihn immer!“

„Verzeih' mir, Rosenha, doch der Gedanke, daß ein Mann es wagt, Dir zu schreiben, schon dieser Gedanke allein macht mein Blut kochen."

„Ehe Sie wissen, aus welchem Grunde dieser Mann mir schreibt, armer Narr!"

„Narr, so lange Du willst, Rosenha, ich leugne es nicht; ja, Liebesnarr! . . . Höre, theures Mädchen meines Herzens, mache mich nicht länger unglücklich! Meine Brust ist beklemmt, als ob keine Luft mehr in diesem Zimmer wäre."

„Sagte ich Ihnen nicht, ich habe seinen Brief mitgebracht?"

„Ja."

„Nun wohl, wenn ich ihn mitgebracht habe, so ist es geschehen, um Sie denselben auch lesen zu lassen."

„So gib ihn mir!" rief der Prinz.

Und er streckte die Hand gegen den duftenden Beutel aus.

Das Mädchen ergriff diese Hand und küßte sie zärtlich.

„Ja, allerdings, ich will Ihnen den Brief geben," sagte sie; „doch ein solcher Brief soll nicht von einer wüthenden, eifersüchtigen Hand genommen werden."

„Sage mir, wie ich ihn nehmen muß; aber um Gotteswillen gib mir den Brief, Rosenha, wenn Du mich nicht willst sterben sehen!"

Doch statt den Brief dem Prinzen zu geben, legte Rosenha nach und nach die Hand auf das Herz und auf die Stirne des jungen Mannes, wie es ein Magnetiseur bei dem Gegenstande thut, der ihm unterworfen ist.

„Beruhige dich, kochendes Herz!" sprach sie; „kühle dich ab, entflammte Stirne!"

Sodann niederknieend:

„Nicht mehr an meinen geliebten Franz wende ich mich; mit Napoleon, König von Rom, wünsche ich zu sprechen."

Der junge Mann richtete sich rasch in der ganzen Höhe seiner Gestalt auf und fragte:

„Was sagst Du, Rosenha, und mit welchem Namen nennst Du mich?"

Rosenha blieb auf den Knieen.

„Ich nenne Sie mit dem Namen, den Sie vor den Menschen und vor Gott empfangen haben, Sire! und ich übergebe im Auftrage eines der bravsten Generale Ihres erhabenen Vaters diese demüthige Bittschrift Eurer Majestät."

Und, immer auf den Knieen, zog das Mädchen aus dem wohlriechenden Beutel den Brief, den er enthielt, und überreichte ihn dem jungen Prinzen.

Dieser nahm ihn mit Zögern

„Rosenha," sagte er, „Sie versichern mir, daß ich den Brief lesen kann?"

„Sie können dies nicht nur, Sire, sondern Sie müssen es," erwiederte das Mädchen.

Der Herzog wischte mit seinem Sacktuche den Schweiß ab, der von seiner bleichen Stirne floß, entfaltete den Brief und las mit leiser, zitternder Stimme:

„„Meine Schwester . . .""

„Seine Schwester! . . Dieser Mensch ist also Ihr Bruder, Rosenha?"

„Lesen Sie, Sire!" sagte das Mädchen, das immer auf den Knieen blieb und dem Prinzen fortwährend seinen königlichen Titel gab.

Der Prinz las weiter:

„„Die Indier, indem sie Lachme, der Göttin der Güte, die lieblichen Umrisse, die unaussprechliche Anmuth, das zauberhaft Verführerische der Schönheit geben, wollten durch diese Idee ausdrücken, Keine sei gut, ohne schön zu sein, wie Keine schön sei, ohne gut zu sein.

„„Die Schönheit des Gesichtes ist, nach den Dich-

tern, nur der natürliche Reflex der Seelengüte. Und darum habe ich, als mir die Glückseligkeit zu Theil wurde, Ihr schönes Gesicht zu betrachten, durch diese Schönheit, wie durch einen klaren Kristall, die Schätze der Güte Ihres Herzens entdeckt . . .!'"

Der Herzog unterbrach sich im Lesen; die paar Zeilen, die er gelesen, waren nur ein Complimentenvorspiel, das ihn über den Sinn des Briefes noch unentschieden ließ . . . Er schaute das Mädchen an, als wollte er eine Erklärung von ihm verlangen.

„Ich bitte, fahren Sie fort," sagte Rosenha.

Der Herzog fuhr fort.

„„Wir hegen Beide, meine Schwester, für denselben Mann, oder vielmehr für dasselbe Kind, die gleiche Zärtlichkeit, die gleiche Liebe, die gleiche Ergebenheit. Diese Gemeinschaft der Zuneigung gründet, so fremd wir einander auch dem Anscheine nach sind, eine heilige Geschwisterschaft, um deren Vorrechte ich in Demuth bitte.

„„Eines von diesen Vorrechten, das erste, das kostbarste von allen, ist, von ihm mit Ihnen so oft und so lange, als es mir möglich wäre, zu sprechen, mit Ihnen bei diesen Zusammenkünften, um die ich Sie im Namen dessen, was es Heiligstes in der Welt gibt: — eine Ueberzeugung und eine Ergebenheit, — ersuche, von seiner Gesundheit zu sprechen, die mich erschreckt, von seiner Zukunft, die ich fürchte, von seiner Gegenwart, die mir das Herz bricht! mit Ihnen einen Ausgang für dieses Leben zu suchen, welches das Verhängniß untergraben zu haben scheint; mich gemeinschaftlich mit Ihnen anzustrengen, um Alles nicht nur für sein Glück, sondern auch für seinen Ruhm zu thun.

„„Das ist seit seines Vaters Tode mein geheimer Gedanke, mein einziges Ziel, meine äußerste Hoffnung. Um zu ihrer Verwirklichung zu gelangen, habe ich Meere durchschifft, habe ich die halbe Welt durchreist,

werde ich die andere Hälfte durchreisen, auf die Gefahr, zwanzigmal mein Leben auf dem Wege zu lassen, den ich zu durchlaufen haben werde, ehe ich zu ihm gelange.

„„Sie begreifen aber, meine Schwester, daß ich in einer großen Absicht gekommen bin.

„Viertausend Meilen von hier, wenn ich nichts mehr selbst für mich zu wünschen hatte, machte ich für ihn den Traum, den Namen Franz in den Namen Napoleon zu verwandeln. Lassen Sie mich also hoffen, daß ich, von Ihnen unterstützt, die Krone des Vaters wieder auf die Stirne des Sohnes setzen werde. Ich habe den festen, den unerschütterlichen Willen hiezu, und wenn es, um ihn wieder auf den Thron Frankreichs zu bringen, nur die Arme von einer Million Menschen braucht, so habe ich das Mittel, sie zu finden.

„„Ein Mann, der seinem Vater in seine doppelte Verbannung, zuerst nach der Insel Elba und sodann nach St. Helena, gefolgt ist, ein Mann, der kommt, um mit ihm von seinem Vater im Auftrage seines Vaters zu reden; ein Mann, dessen Name vielleicht bis zu ihm gelangt ist, trotz der Gefangenschaft, in der man ihn hält; ein Mann, dessen Name das Symbol der Treue und der Ergebenheit ist, Gaëtano Sarranti, mein Gefährte, mein Freund, derjenige, welcher zu meiner Rechten sitzt, kennt alle meine Pläne. Ihn beauftrage ich, den Prinzen davon zu unterrichten; er wird thun, was ich nicht thun kann, ich, dessen Schritte bespäht werden. Erlangen Sie für ihn eine Zusammenkunft, und diese Zusammenkunft sei ohne Zeugen, nächtlich, geheim.

„„Es handelt sich, verstehen Sie wohl, nicht um unsere Köpfe, — das wäre nichts, wir thun nur unsere Pflicht, wenn wir sie bei diesem furchtbaren Spiele der Verschwörungen einsetzen, — sondern um die Zukunft des Königs von Rom, um das Glück von Napoleon II.

„„Wir sagen Ihnen nicht: — Suchen Sie uns das Mittel, uns beim Prinzen einzuführen; — dieses

Mittel haben wir. Wir ſagen Ihnen: der Prinz willige ein, Herr Sarranti zu empfangen, und morgen zur ſelben Stunde, wo der Prinz dieſen Brief lieſt, wird Herr Sarranti bei ihm ſein. —

„„Bitten Sie den Prinzen um Erlaubniß, mich morgen, meine Schweſter empfangen zu dürfen, um mir ſeine Antwort zu geben, und wird mir die Erlaubniß, bei Ihnen zu erſcheinen gewährt, ſo heben und halten Sie, nachdem Sie die Vorhänge am dritten Fenſter des linken Flügels vom Schloſſe, der nach Meidling ſieht, aus einander gethan haben, dreimal eine Kerze an dieſem Fenſter; ich bedarf keiner andern Nachricht.

„„In Erwartung dieſer Antwort, auf die mir mehr Gewicht legen, als ein zum Tode Verurtheilter auf die Kunde von ſeiner Begnadigung, danke ich Ihnen, o meine Schweſter, und umarme Sie brüderlich.

„„Der General Graf Lebaſtard de Premont.

„„N.S. Eine letzte Empfehlung meiner Schweſter: der Prinz weiß, von welcher, vielleicht unſichtbarer, ſicherlich aber reeller Ueberwachung er umgeben iſt; Sie vermöchten ihn alſo nicht zu ſehr, zur größten Vorſicht zu ermahnen. Er braucht ſich Niemand in der Welt anzuvertrauen, als Ihnen und uns, anvertrauen folglich nicht einmal dem Gärtner, deſſen Sie ſicher zu ſein glauben und der Sie jeden Abend bei ihm einführt.““

Der Herzog von Reichſtadt erhob das Haupt: das war Alles.

Es hatte indeſſen die Stimme des jungen Prinzen, ſo wie er gegen das Ende des Briefes vorrückte, einen Ton angenommen, der bezeichnete, in welchem Grade dieſe Leſung Eindruck auf ihn machte; als er aber zur Unterſchrift kam, konnte er ſich eines Schreis nicht erwehren: dieſer Name Lebaſtard de Premont war zwan-

zigmal in seiner Gegenwart als der eines der tapfersten Generale der Napoleonischen Periode ausgesprochen worden.

Rosenha aber, welche, die Hände gefaltet, während dieser ganzen Lesung vor dem Prinzen auf den Knieen geblieben war, fühlte über ihre Wangen zwei stille Thränen fließen, beim rührenden Gedanken an dieser zwei Männer feste, ergebene Herzen, welche aus der Tiefe Indiens kamen, um eine Zusammenkunft mit dem Sohne ihres ehemaligen Herrn zu haben, Alles vergessend: die inquisitorischen Maßregeln, welche von den Männern des Bundes genommen worden waren, die unter allen Formen in Europa ausgestreute willkürliche Polizei und besonders zu jener Zeit die unbeugsame Strenge, welche die österreichische Regierung gegen jeden Menschen anwandte, der mit dem Kaiser Napoleon verkehrt hatte.

Sie schauerte unwillkürlich, wenn sie bedachte, daß dieser Mann, den sie frei, reich, glänzend in seiner Loge, wie eine indische Gottheit in ihrem Allerheiligsten gesehen hatte, auf die Bekanntmachung dieses Briefes, den er ihr vor den Augen von zweitausend Personen zugeworfen hatte, verhaftet und in einen schwarzen Kerker des Spielbergs abgeführt werden könnte.

Und was sie besonders tief rührte, die schöne Frau mit dem reinen, glühenden, edlen Herzen, das war das Vertrauen, das die zwei Männer in sie, eine arme Paria der Gesellschaft, eine arme Beladine des Theaters gesetzt hatten.

Sie schwur auch leise, dieses Vertrauen anzuerkennen und mit ihrer ganzen Macht die Pläne der zwei Männer zu unterstützen.

„Und Du fühlst diesen Kuß immer noch, nicht wahr, mein Herzog?“

„Ja!“

„Du siehst immer noch denjenigen, der ihn Dir gegeben hat?“

„Ja!“

„Oh! bewahre diese Erinnerung wohl in Deinem Herzen! vergiß sie nie.“

„Es ist keine Gefahr,“ erwiederte der junge Mann mit einem schwermüthigen Lächeln, indem er seine Hand auf seine Brust legte: „das ist Alles, was mir von ihm bleibt! . . . Du hast keine Idee, wie schön er war, Rosenha; schön wie ein antikes Bildniß, schön wie die Denkmünze von Alexander, schön wie die Denkmünze von Augustus!“

„Du sollst ihm gleichen, mein geliebter Herzog.“

„Ja, wie der flüchtige, körperlose Traum einer ehernen Bildsäule gleicht! .. Nein,“ fügte er mit einem fast schmerzlichen Ausdrucke bei, „nein, ich habe die Augen meiner Mutter, ich habe die Haare meiner Mutter: ich bin Oesterreicher; ich heiße Franz!“

„Du bist Franzose, und Du heißest Napoleon, das sage ich Dir,“ sprach das Mädchen. „Laß uns von Deinem Vater reden; laß uns von Frankreich reden.“

„Mein Vater, — das ist, wie gesagt, die einzige Erinnerung, die ich von ihm habe. Er ging zu dem großen, glänzenden Feldzuge von 1814 ab, wo aller Ruhm auf der Seite des Besiegten ist. Ich habe oft meinen Vater mit dem durch Scipio besiegten Hannibal verglichen, der, obgleich besiegt, dennoch vor der Nachwelt größer blieb, als sein Besieger.“

„Ja, ja, größer als Scipio, größer als Cäsar, größer als Karl der Große, größer als Alles! .. Oh! mein Herzog, welch ein Beispiel!“

„Ein erdrückendes, Rosenha, und das ist es, was mich in Verzweiflung bringt. Was thun nach einem solchen Manne? .. Höre, ich denke oft, ich sei durch das

Schicksal neben diese große Gestalt wie ein bleicher, melancholischer Schatten bestimmt, sie hervorzuheben, gestellt worden; wie jene Aegypter, die der Maler an den Fuß der Pyramiden setzt, um die Kleinheit des Menschen und die Größe des Monuments hervorzuheben."

„Und dennoch mein Herzog, kann der Araber die Pyramide erklettern, kann der Araber den Gipfel des Riesengebäudes erreichen; allerdings ist jede von den Stufen, durch die man diesen Gipfel erreicht, zwei Armlängen hoch."

„Ich würde unterliegen, Rosenha: ich habe nicht die Kraft, groß zu sein."

Er sank erschöpft auf das Canapé.

„Ich habe nicht einmal die, glücklich zu sein."

Rosenha legte sich zu seinen Füßen und dachte, man müsse ihn zu heiterern Ideen zurückführen.

„Lassen Sie nun hören," sagte sie, „was sind Ihre Erinnerungen von Frankreich?"

„Oh! diese beschränken sich auf zwei."

„Sagen Sie mir dieselben, mein lieber Prinz," sprach das Mädchen, indem es seine beiden Arme auf den Schooß des jungen Mannes legte, dessen nachdenkende, gesenkte Stirne unter seinen schönen gelockten Haaren verschwand.

„Eines Tags, — ich glaube, es war an meinem Geburtstage, am 28. März 1814, — eine Woche, ehe ich Paris vielleicht für immer verließ, — glänzten die ersten Strahlen des Frühlings am Himmel; wir kamen, Frau von Montesquiou und ich, in meinem Wagen zurück. Plötzlich bemerkte ich Blumenmassen, — wo? ich vermöchte es nicht zu sagen. — Du weißt, wie ich die Blumen liebe, Rosenha. Ich rief: „„Oh! Blumen! ich will Blumen! ich will viel, ich will meinen Wagen voll Blumen!"" Man holte die schönsten Blumen. Während dieser Zeit schaute ich durch den Schlag hinaus, und im Entresol des Hauses, vor dem mein Wa-

gen angehalten hatte, ſah ich an einem Fenſter ſitzend, einen jungen Mann und ein Mädchen; jedes arbeitete ſeinerſeits: der junge Mann machte Uhren, das Mädchen Blumen."

„„Ei!"" ſagte ich zu Frau von Montesquiou, „„ich glaubte, der gute Gott mache die Blumen.""

„„Allerdings, Sire, der gute Gott,"" antwortete ſie mir.

„„Oh! nein,"" entgegnete ich, auf das Mädchen deutend, „„Du ſiehſt wohl, daß die Frauen ſie machen.""

„Sie lächelte, und ich ſchaute und horchte fortwährend. Die Blumenmacherin ſang ein Lied, und der junge Mann ſang den Refrain mit ihr. Leider ſagte man ihnen wahrſcheinlich, ich ſei da, ganz nahe bei ihnen, vor ihrem Fenſter; denn ſie unterbrachen ſich plötzlich, der Eine in ſeinem Uhrenmachen, die Andere in ihrem Blumenmachen, und Beide riefen:

„„Es lebe der König von Rom!""

„Ich aber rief meinerſeits:

„„Ich will, daß ſie ſingen! ſie ſollen ſingen!""

„Der Wagen ging ab ... Roſenha, ich ſehe noch die zwei ſchönen jungen Leute an ihrem Fenſter; oft habe ich ſeitdem von ihnen mit Frau von Montesquiou geſprochen. Als ich Kind war, ſagte ſie mir, es ſeien der Bruder und die Schweſter geweſen; ſpäter begriff ich, daß es Liebhaber und Geliebte waren ... Zwei Stieglitze hüpften in ihrem Käfich, das Mädchen ſang, ... Roſenha, ich würde mich noch heute Nacht auf das Uhrenmachen legen, könnte ich ſie in Paris in einem Stübchen am Ufer der Seine machen, während Du Blumen machen und das Lied ſingen würdeſt, das im Grunde meines Gedächtniſſes geblieben iſt ... Ah! wenn Du wüßteſt, wie oft ich ſeit jenem Tage Stunden der Schlafloſigkeit zugebracht habe, um in meinem Kopfe die verſchiedenen Takte dieſer Melodie, welche ſo ſanft und melancholiſch wie eine Melodie von Weber, wieder anzuknüpfen!"

„Sagen Sie mir dieſe Melodie, mein lieber Herzog, vielleicht werde ich ſie wiederfinden . . .“

Der Prinz verſuchte es, jedoch vergebens: bei der dritten oder vierten Note brach die Melodie zwiſchen ſeinen Lippen ab.

„Ah! wenn ich die Melodie wüßte,“ ſagte er, „ich bin überzeugt, ich würde mich der Worte erinnern! Ich habe ſie überall verlangen laſſen: bei allen Muſikalienhändlern von Wien und von Deutſchland, ſelbſt bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft.“

„Erinnern Sie ſich denn nicht des Titels vom Liede?“

„Nein . . . ich glaube, ich habe es nicht einmal ganz gehört: ich werde nur ein paar Strophen davon gehört haben . . . Ei! mein Gott, ich erzähle Dir das, um Dir zu zeigen, daß ich das Land meiner erſten Jahre nicht vergeſſen habe.“

„Ah! mein lieber Herzog, wie gern möchte ich dieſes Lied wiſſen!“

„Im Ganzen iſt es vielleicht albern,“ ſprach der junge Prinz; „doch das ſollte mich wundern: ich habe eine ſo reine, ſo ſüße, ſo friſche Erinnerung davon bewahrt! . . Oh! meine verfloſſene Kindheit! oh! mein verſchwundenes Heimathland! oh! die Blumen, mit denen man meinen Wagen überhäufte! oh! das Fenſterchen der zwei Liebenden! der junge Mann, welcher Uhren machte, und das Mädchen, das ſang:

„N'imite pas la pâquerette,
Et fuis les yeux . . . les . . .“

Roſenha gab einen Schrei von ſich und lief ans Klavier.

„Wohin gehſt Du?“ fragte der Herzog.

„Warten Sie, Hoheit,“ ſagte das Mädchen. „Sollte es vielleicht das ſein?“

Und ihre Finger liefen über das Klavier, und ſie

gen angehalten hatte, ſah ich an einem Fenſter ſitzend, einen jungen Mann und ein Mädchen; jedes arbeitete ſeinerſeits: der junge Mann machte Uhren, das Mädchen Blumen."

„„Ei!"" ſagte ich zu Frau von Montesquiou, „„ich glaubte, der gute Gott mache die Blumen.""

„„Allerdings, Sire, der gute Gott,"" antwortete ſie mir.

„„Oh! nein,"" entgegnete ich, auf das Mädchen deutend, „„Du ſiehſt wohl, daß die Frauen ſie machen.""

„Sie lächelte, und ich ſchaute und horchte fortwährend. Die Blumenmacherin ſang ein Lied, und der junge Mann ſang den Refrain mit ihr. Leider ſagte man ihnen wahrſcheinlich, ich ſei da, ganz nahe bei ihnen, vor ihrem Fenſter; denn ſie unterbrachen ſich plötzlich, der Eine in ſeinem Uhrenmachen, die Andere in ihrem Blumenmachen, und Beide riefen:

„„Es lebe der König von Rom!""

„Ich aber rief meinerſeits:

„„Ich will, daß ſie ſingen! ſie ſollen ſingen!""

„Der Wagen ging ab ... Roſenha, ich ſehe noch die zwei ſchönen jungen Leute an ihrem Fenſter; oft habe ich ſeitdem von ihnen mit Frau von Montesquiou geſprochen. Als ich Kind war, ſagte ſie mir, es ſeien der Bruder und die Schweſter geweſen; ſpäter begriff ich, daß es Liebhaber und Geliebte waren ... Zwei Stieglitze hüpften in ihrem Käfich, das Mädchen ſang, ... Roſenha, ich würde mich noch heute Nacht auf das Uhrenmachen legen, könnte ich ſie in Paris in einem Stübchen am Ufer der Seine machen, während Du Blumen machen und das Lied ſingen würdeſt, das im Grunde meines Gedächtniſſes geblieben iſt ... Ah! wenn Du wüßteſt, wie oft ich ſeit jenem Tage Stunden der Schlafloſigkeit zugebracht habe, um in meinem Kopfe die verſchiedenen Takte dieſer Melodie, welche ſo ſanft und melancholiſch wie eine Melodie von Weber, wieder anzuknüpfen!"

„Sagen Sie mir diese Melodie, mein lieber Herzog, vielleicht werde ich sie wiederfinden . . .“

Der Prinz versuchte es, jedoch vergebens: bei der dritten oder vierten Note brach die Melodie zwischen seinen Lippen ab.

„Ah! wenn ich die Melodie wüßte,“ sagte er, „ich bin überzeugt, ich würde mich der Worte erinnern! Ich habe sie überall verlangen lassen: bei allen Musikalienhändlern von Wien und von Deutschland, selbst bei der französischen Gesandtschaft.“

„Erinnern Sie sich denn nicht des Titels vom Liede?“

„Nein . . . ich glaube, ich habe es nicht einmal ganz gehört: ich werde nur ein paar Strophen davon gehört haben . . . Ei! mein Gott, ich erzähle Dir das, um Dir zu zeigen, daß ich das Land meiner ersten Jahre nicht vergessen habe.“

„Ah! mein lieber Herzog, wie gern möchte ich dieses Lied wissen!“

„Im Ganzen ist es vielleicht albern,“ sprach der junge Prinz; „doch das sollte mich wundern: ich habe eine so reine, so süße, so frische Erinnerung davon bewahrt! . . Oh! meine verflossene Kindheit! oh! mein verschwundenes Heimathland! oh! die Blumen, mit denen man meinen Wagen überhäufte! oh! das Fensterchen der zwei Liebenden! der junge Mann, welcher Uhren machte, und das Mädchen, das sang:

„N'imite pas la pâquerette,
Et fuis les yeux . . . les . . .“

Rosenha gab einen Schrei von sich und lief ans Klavier.

„Wohin gehst Du?“ fragte der Herzog.

„Warten Sie, Hoheit,“ sagte das Mädchen. „Sollte es vielleicht das sein?“

Und ihre Finger liefen über das Klavier, und sie

ließ, nach einem glänzenden Vorſpiele, eine liebliche Melodie hören, auf die ſie folgende zwei Verſe ſang:

N'imite pas la pâquerette,
Et fuis les regards du matin*) . . .

„Das iſt es!“ rief der junge Mann. „Oh! Du kennſt es! Du kennſt mein Lied! Singe, ich bitte Dich, ſinge!“

Das Mädchen ſang:

Sur les gazons, la pâquerette,
Aux premiers rayons du matin,
Entr'ouvre, d'une main coquette,
Les plis blancs de sa colerette
A tous les passants du chemin) . . .**

„Iſt es wirklich das?“ fragte ſie.

„Ja, ja, das iſt es,“ erwiederte der Prinz, „obſchon ich dieſe erſte Strophe nicht gehört habe; wahrſcheinlich war ſie geſungen, als ich ankam. Oh! theure Roſenha, ich hatte wohl Recht, als ich ſagte, all mein Glück komme von Dir. Sprich, biſt Du nicht wirklich meine Schweſter, Du, die Du wie mit ſechszehn Jahren die Lieder ſingen kannſt, die ich mit drei gehört habe? . . Ah! ich täuſche mich, wenn ich glaube, ich kenne Dich erſt ſeit ein paar Monaten: Du biſt mit mir aufgezogen worden; wir haben mit einander in Frankreich gelebt . . . Singe, Roſenha, ich höre Dich.“

Roſenha wollte das Lied wieder aufnehmen, wo ſie es verlaſſen hatte.

---

*) Ahme nicht dem Gänſeblümchen nach und fliehe die Blicke des Morgens.

**) Auf dem Raſen, bei den erſten Strahlen des Morgens, öffnet das Gänſeblümchen mit coquetter Hand die weißen Falten ſeines Kollerchens Allen, die auf dem Wege vorübergehen.

„Nein," sagte der Herzog: „von Anfang, von Anfang!"

Rosenha wiederholte:

Sour les gazons, la pâquerette,
Aux premiers rayons du matin,
Entr'ouvre, d'une main coquette,
Les plis blancs de sa colerette
A tous les passants du chemin...,

N'imite pas la pâquerette
Et fuis les regards du matin.

„Oh! das ist es!" rief der junge Mann, glücklicher, als wenn er einen Schatz gefunden hätte.

Das Mädchen fuhr fort:

Dans les prés verts, la marguerite
Se promène coquettement;
Le vent se met à sa poursuite,
L'enlace, et la pauvre petite
Expire aux bras de son amant...

N'imite pas la marguerite,
Et fuis jusqu' au souffle du vent*)!

„Ich erinnere mich! ich erinnere mich!" rief der junge Prinz in die Hände klatschend. „Singe, Rosenha! singe! ich höre!"

Rosenha sang:

Au fond des bois, les violettes,
Chastes, dérobent leur beauté,

---

*) Auf den grünen Wiesen geht das Gänseblümchen gefallsüchtig spazieren; der Wind verfolgt sie, umschlingt sie, und die arme Kleine verscheidet in den Armen ihres Geliebten... Ahme dem Gänseblümchen nicht nach, und fliehe selbst des Windes Hauch.

Ne disant qu'aux herbes discrètes
Le secret de leurs amourettes
Pendant les belles nuits d'été . . .

Au fond des ombreuses retraites,
Fuyons ensemble, ô ma beauté*)!

Und nach jedem Verſe wiederholte der junge Mann den Vers, und nach jeder Strophe die Strophe, und er ließ Roſenha das Klavier nicht eher verlaſſen, als bis er das Lied, Worte und Muſik, auswendig konnte.

Doch ſie begriff, die ſchöne und poetiſche Roſenha, daß ſie ſich von ihrem Ziele entfernt hatte. Sie warf einen Blick nach der Pendeluhr: es ſollte zwei Uhr Morgens in zehn Minuten ſchlagen; ſie errieth, daß der General de Prémont, oder Sarranti, oder vielleicht Beide, im Angeſichte des Fenſters, das Signal erwarteten, das ihnen gegeben werden ſollte.

Sie kam auch zu der zweiten Erinnerung zurück, welche der Herzog von Reichſtadt von Frankreich bewahrt zu haben behauptete.

„Aber mein Prinz ſprach noch von einem Blitze ſeiner Jugend, von einem Reflexe ſeiner erſten Tage; ich erlaſſe ihm das nicht."

„Ah! dieſe Erinnerung," erwiederte der Herzog, indem er ſeinen Kopf auf ſeine Bruſt fallen ließ, „das iſt, als ich die Tuilerien verlaſſen mußte, um mich nach Rambouillet zu begeben. Der Feind war im Begriffe, Paris zu umſchließen; meine Mutter ſagte zu mir:

„„Komm, Karl!""

„Doch ich, ich rief:

---

*) In der Tiefe der Wälder verbergen die keuſchen Veilchen ihre Schönheit, ſie ſagen nur den verſchwiegenen Kräutern das Geheimniß ihrer Liebſchaften in den ſchönen Sommernächten . . . In die Tiefe der ſchattenreichen Einſamkeit laß uns mit einander fliehen, o meine Schöne!

„„Nein, nein, ich will nicht gehen, ich will die Tuilerien nicht verlassen!““

„Und ich klammerte mich an die Bettvorhänge, an die Draperien der Thüre an und schrie fortwährend:

„„Nein, nein, ich will nicht gehen!““

„Man trug mich wider meinen Willen weg,“ fuhr der junge Mann mit erstickter Stimme fort. „Eine Ahnung sagte mir, ich werde die Tuilerien nie wiedersehen: meine Ahnung hat mich nicht getäuscht!“

„Nun denn, Hoheit,“ sprach Rosenha, „die Tuilerien, wenn Sie es wollen, — überlegen Sie das wohl, — Sie werden sie nicht für immer verlassen haben!“

Und sie lief ans Fenster, — an das dritte Fenster des rechten Flügels vom Schlosse Schönbrunn, — ergriff die Vorhänge mit einer Hand, hob und senkte mit der andern dreimal die Kerze.

Das war, wie man sich erinnert, das vom General Lebastard de Prémont verlangte Signal.

Der junge Mann machte Anfangs einen Schritt, um sie zurückzuhalten; doch fast in demselben Augenblicke diese Bewegung der Schwäche bewältigend, sagte er:

„Wohlan, das Geschick jedes Menschen muß in Erfüllung gehen . . . Ich danke, Rosenha!“

Fünf Minuten nachher hörte man das Geräusch eines Pferdes, das im schnellsten Laufe der Landstraße in der Richtung von Meidling nach Wien folgte.

C.

Das zu nichts nützt, als die Laune des Autors zu befriedigen.

Ein geschickter Romanenschreiber, der darauf bedacht wäre, haushälterisch mit seinen Effecten umzugehen, würde das Kapitel, das man nun lesen soll, überspringen und sogleich von dem vom Galoppe des Pferdes, das seinen Herrn nach Wien trägt, hervorgebrachten Geräusche zur Erscheinung von Herrn Sarranti schreiten; für heute erlaube man uns aber, ein ungeschickter Romanenschreiber zu sein. Wie gesagt, diese Geschichte ist eine Geschichte, die wir im vertrauten Kreise von drei bis viertausend Freunden erzählen; wir gönnen uns also jede Freiheit, nach unserer Fantasie, und nicht nach dem Cirkel zu handeln, fest überzeugt, wie wir sind, daß man uns mit Nachsicht anhört und uns bis in unsern Fehlern liebt.

Was wollen Sie? wir haben nicht den Muth, so diese zwei Kinder zu verlassen, welche wir in einigen Kapiteln zu verlassen gezwungen sein werden, um sie vielleicht nie wiederzusehen, und die, — eher Erinnerungen unseres Herzens, als Schöpfung unseres Geistes, — in unseren Augen den ganzen Zauber von Daphnis und Chloë von Longus, von Romeo und Julie von Shakespeare, von Paul und Virginie von Bernardin de Saint-Pierre haben.

Denken Sie sich die graziöseste Stellung, die Sie den zwei jungen Griechen, den zwei schönen Veronesen, den zwei reizenden Creolen der Isle de France geben, und Sie werden kein reizenderes Bild haben, als das, welches die zwei Helden dieser Geschichte in dem Augen-

blicke bieten, wo wir in das Schlafzimmer des Herzogs von Reichstadt zurückkehren.

Zum zweiten Male hatte sich der junge Mann unter der Anstrengung gebeugt; der Prinz war verschwunden: das schüchterne, kränkliche Kind hatte wieder seinen Platz eingenommen. Dieses war es, das sich auf die Kissen gelegt hatte, und dessen bleicher Kopf mit den convulsivischen Adern sich auf dem Schooße von Rosenha ausstreckte.

Auf der Ottomane sitzend, bildete Rosenha mit ihren beiden ausgespannten Händen dem Herzog ein Halsband; ihre zarten, rosigen Finger kreuzten sich unter dem bartlosen Kinne ihres Geliebten, und da er seinen Kopf sanft zurückgelegt hatte, so spiegelte sie ihre schwarzen, sammetartigen Augen im feuchten Azur der Augen des Prinzen.

Oh! wie oft, wenn ich die Unmacht meiner Feder fühlte, das wiederzugeben, was ich so gut im Spiegel meiner Einbildungskraft sah, wie oft beklagte ich, daß ich nicht statt dieser machtlosen Feder, mit der ich zu schreiben versuchte, den Zauberpinsel von Tizian oder Albano hatte! Doch was wollen Sie? nur Michel Angelo allein war es vergönnt, vom Himmel vier Seelen erhalten zu haben. Man muß sich mit dem begnügen, was uns der Herr gibt, und ich bin es nicht, welchen Grund ich vielleicht auch dazu habe, der sich über den Geiz Gottes beklagen wird.

Das Kind, ermüdet dadurch, daß es einen Augenblick die Höhe der Energie des Mannes erreicht hatte, war wieder Kind geworden; Rosenha hatte seine Schwäche begriffen, und sie liebkoste den Prinzen, wie es eine Mutter mit ihrem Sohne, oder vielmehr eine ältere Schwester mit ihrem Bruder thut.

Ah! wir werden nicht müde, es zu wiederholen, es war ein anbetungswürdiges Bild, das Bild dieses, vielleicht ein wenig weibischen, aber sanften, lieblichen, reinen Gesichtes, wie es, die Lippen leicht geöffnet,

hinter den Lippen Perlzähne, auf diesem schönen Geschöpfe zurücklag, das statt des Erhabenen, welches dasselbe verlassen, zugleich eine dreifache Anziehungskraft hatte: die Ergebenheit einer Mutter, die Nachsicht einer Schwester, die Zärtlichkeit einer Frau. Schon oft, in den Stunden der Traurigkeit und der Vereinzelung, hatte sie ihn so beruhigt, gewiegt, unter ihren Liebkosungen, unter ihren Liedern, unter ihren Küssen eingeschläfert; mit ihm weinend, mit ihm sich tröstend, mit ihm lachend; bereit, zu bleiben, wenn er es wollte, bereit, zu sterben, wenn er es wünschte!

Ihre Sorgsamkeit für das erhabene Kind war unerschütterlich, gränzenlos: sie war stolz auf den Herzog und zugleich von wahnsinniger Liebe für ihn erfüllt. Man hätte glauben sollen, dieser junge Mann sei ihr Geschöpf; keine Andere, — weder Schwester, noch Mutter, noch Amme, — habe Rechte auf ihn. Sie fühlte ihren Athem, ihr Leben, ihre Seele, innig, unauflösbar mit dem Leben, mit der Seele mit dem Athem ihres Geliebten verbunden. Diese Sorgsamkeit, diese Theilnahme, diese Zuvorkommenheiten im Lächeln, im Blicke, in der Geberde hatten seit drei Monaten den jungen Mann seine vergoldete Gefangenschaft vergessen lassen; und, von Rosenha in ein Paradies verwandelt, war das Gefängniß des Prinzen ein Ort der Wonne geworden, von welchem zu entfliehen ihm nie eingefallen wäre.

Doch dieses Zauberland war der schwimmenden Insel von Latona ähnlich; es schien wie ein Schiff vor Anker zu liegen, und jeden Augenblick konnte das Tau, — gebrochen durch den Hauch Gottes, oder abgeschnitten durch die Hand der Menschen, — die Insel gegen jene Horizonte des Ehrgeizes treiben lassen, welche man vor den Blicken des Herzogs zu verbergen bemüht war.

In solchen Augenblicken kam dem jungen Adler, der seine Flügel wachsen fühlte, der Gedanke, sie aus

einander zu breiten und zu entfliehen. Doch diese Freiheitsbegierden, welche manchmal das Herz des jungen Mannes ergriffen, zerstreuten sich sehr rasch unter dem Hauche der launenhaften Leidenschaften des Kindes, und wie er, noch jünger, sein Unterrichtsbuch verließ, um einen militärischen Cortége vorüberziehen zu sehen, so verließ er als junger Mann seine Erinnerungen und seine Velleitäten politischen Ehrgeizes, um, wie von Blumen begränzte weiße Theorien, den leuchtenden Cortége seiner Liebesillusionen vorüberziehen zu sehen.

Dann fand aber der Prinz eine Stütze für seine Männlichkeit gerade in Rosenha, die man vielleicht nur in der Hoffnung, sie werde dieselbe unterdrücken, zu ihm gelangen ließ; denn, statt eine Feindin dieser Zukunft voller Stürme, aber auch voll blitzenden Lichtes zu sein, wurde sie eine Verbündete für ihn; statt gegen ihn zu kämpfen, kämpfte sie für ihn; statt den Prinzen bis zu sich zu erniedrigen, strebte sie danach, ihn bis zum Prinzen zu erheben. Liebend, leidenschaftlich, war sie indessen bis dahin eher das Echo, das antwortet, als die Stimme, die räth, gewesen, eher der Herd, der erwärmt, als die Flammensäule, die durch die Wüste führt; sie kämpfte, jedoch ohne Kraft, ohne Willen, ohne Endzweck, und diese mit Bitten, Aufmunterungen und Bravos angefangenen Kämpfe endigten immer mit Küssen. Erst an diesem Abend hatte sie der Brief des Generals verwandelt, und man hat gesehen, welchen Einfluß sie auf den Entschluß des Prinzen übte.

Erstaunt, diesen Entschluß gefaßt zu haben, fing der junge Mann an darüber zu erschrecken. Es war das erste Mal unter den tausend Gesuchen dieser Art, deren Gegenstand er gewesen, es war das erste Mal, daß er ohne die Erlaubniß des Fürsten Metternich und ohne die Genehmigung seines Großvaters Franz einwilligte, einen Fremden, einen Diener seines Vaters zu empfangen; und er würde sich sicherlich nie bis zu dieser Kühnheit erhoben haben, wäre das Mädchen nicht

da gewesen, um ihn zu unterstützen, zu exaltiren, und endlich, das Zeichen zur Zusammenkunft am andern Tage gebend, materiell das zu thun, was er nie selbst zu thun gewagt hätte.

Alle Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens traten vor seinen Geist, und wie groß auch die Gewandtheit, wie groß der Muth, wie groß die Ergebenheit dieser Männer sein mochten, er konnte sich eines Schauers für sich und besonders für sie nicht erwehren bei dem Gedanken, er werde am andern Tage, zur selben Stunde, statt von Liebe mit einer Geliebten zu plaudern, von Flucht, von Verschwörung, von Kämpfen mit einem rauhen, strengen Krieger sprechen.

Unter diesem über die reizende Gruppe, welche wir zu schildern versucht haben, und die durch ihre Unbeweglichkeit einer gemalten Marmorgruppe glich, ausgebreiteten Stillschweigen bebte der Prinz zuweilen auch plötzlich und schüttelte den Kopf.

Da fragte ihn das Mädchen:

„Woran denken Sie, Hoheit?“

Doch der Prinz schwieg fortwährend, und er dachte, als hätte ihn das Geräusch, das seine Gedanken sich bildend machten, erschreckt, ganz leise.

Endlich antwortete er auf eine dieser Fragen:

„Woran ich denke, Rosenha? Ich denke an die Tollheit dieser zwei Männer.“

„An ihre Tollheit, mein Prinz? Ich hätte geglaubt, Eure Hoheit dächte an ihre Ergebenheit.“

„Spreche ich von ihrer Tollheit, so ist dies eine Anspielung auf das unmögliche Project, bis zu mir zu gelangen.“

„Hoheit, nichts ist unmöglich für den, der fest will. Haben wir nicht mit einander die Geschichte eines französischen Gefangenen Namens Latude gelesen, der dreimal aus seinem Gefängniß entwischt ist: zweimal aus der Bastille, einmal aus Vincennes?“

„Ja, Du hast zuweilen einen Gefangenen aus sei-

nem Gefängnisse entfliehen sehen; doch Du hast nie einen Freund in ein solches eintreten sehen."

„Sie werden eintreten, Hoheit."

„Es mag sein; doch man wird sie sehen, anzeigen, verhaften . . . Du weißt nicht, auf welche unsichtbare Art ich bewacht bin!"

„Sie wissen es, da sie Ihnen sagen, Sie sollen Niemand vertrauen."

„Mache ich eine Spazierfahrt auf der Donau, so ist ein Fischer da, der seine Netze gerade hundert Schritte von der Stelle flickt, wo ich das Land verlasse; zugleich mit der meinigen stößt seine Barke vom Ufer ab; er gibt sich den Anschein, als sähe er mich nicht, und läßt mich nicht aus dem Blicke; er gibt sich den Anschein, als kennete er mich, und gehe ich auf ihn zu, rede ich ihn an, so stammelt er die Worte: Hoheit, gnädigster Herr."

„Glauben Sie, ich wisse das nicht?"

„Gehe ich auf die Jagd, und lasse ich mich in Verfolgung eines Hirsches fortreißen; verliere ich mich, aus Unachtsamkeit oder willkürlich, unter dem Gewölbe unserer ungeheuren Wälder, unter dem Schatten unserer großen Bäume, und ich athme, dahin gelangt, mich allein, fern von allen Blicken glaubend, frei, nicht wie ein Prinz athmet, sondern wie der Letzte der Menschen athmet, — da höre ich fünfzig Schritte von mir das Lied eines Holzhauers, der sein Reisbüschel bindet. Dieser Holzhauer, mich erwartete er; von dem Stricke, mit dem er sein Büschel bindet, ist ein Ende um meinen Fuß gerollt, und ich bemerke, daß ich mich getäuscht hatte, daß die Bäume keinen Schatten mehr haben, daß der Wald keine Einsamkeit mehr hat."

„Sie lehren mich nichts Neues, Hoheit."

„Ersticke ich in den schönen Sommernächten in diesen Gemächern mit dem dicken Tapetenwerk, und es erfaßt mich die Lust, in den Park hinabzugehen, dessen frische Rasen sich unter meinen Augen entrollten, so

begegne ich zuerſt einem verſpäteten Kammerdiener, der die Treppe heraufſteigt, während ich hinabſteige; ſodann, vor der Thüre, treffe ich eine Schildwache, welche ſtehen bleibt und das Gewehr vor mir präſentirt. Ueberdrüſſig, immer Prinz zu ſein, unabläſſig Prinz zu ſein, in der Finſterniß wie im Lichte Prinz zu ſein, ſtürze ich ſodann in den Park, ich verlaſſe die Alleen, ich vertiefe mich in das Labyrinth des grünen Waldes ... Du glaubſt, ich ſei dort allein, Roſenha? Du täuſcheſt Dich: ich höre hinter mir das Geräuſch eines krachenden Zweiges; ich ſehe einen Baumſtamm ſich abdoppeln, einen Schatten hinſchlüpfen. Ich bin eben ſo gefangen, als in meinen Gemächern; nur hat mein Gefängniß, ſtatt zwanzig Schritte im Durchmeſſer zu haben, drei Meilen im Umfange; mein Fenſter iſt nicht mehr vergittert, mein Horizont hat eine Mauer!"

„Ah! was Sie mir da ſagen, Hoheit, Jedermann ſagt es wie Sie; doch wo wäre das Verdienſt für dieſe zwei Männer, zu erfüllen, was ſie unternehmen, wäre die Aufgabe nicht, ſchwierig, ungeheuer, beinahe unmöglich?"

„Sie werden darauf verzichten, Roſenha," ſagte der Prinz, eine Hoffnung unter einem Zweifel verbergend.

„Hoheit, ſo wahr als Sie mir ein böſes Geſicht beim Eintritte in Ihre Wohnung gemacht haben, ſo wahr iſt es die Furcht, und nicht die Ueberzeugung, was Sie ſo Etwas ſagen läßt."

„Ich habe Dich ſchlecht empfangen?"

„Oh! was für ein ſchlimmes Geſicht haben Sie zuweilen, mein Prinz!"

„Ich war traurig, Roſenha."

„Sagen Sie, Sie ſeien eiferſüchtig geweſen."

„Es mag ſein; ich war eiferſüchtig."

„Pfui! welch ein abſcheuliches Ding iſt die Eiferſucht! Ueberlaſſen Sie das den Prinzen des Hauſes Oeſterreich, und da Sie Franzoſe ſind, ſo lieben Sie, wie man in Frankreich liebt."

„Du weißt, wie man in Frankreich liebt, Rosenha?“

„Mein Gott! nein; doch ich habe sagen hören, die Eifersucht sei der größte Schimpf, den man einer Frau anthun könne.“

„Es ist Wahres hieran, doch was bei diesem Falle Wahres ist, ist es nicht für Dich, Rosenha, die Du weder Französin, noch Oesterreicherin, noch Engländerin, noch Italienerin bist, obschon Du für Dich allein wenigstens eine von den Gaben besitzest, welche Gott jeder von diesen glücklichen Nationen beschieden hat . . . Oh!“ fuhr der junge Mann fort, indem er seine Arme um den Hals von Rosenha schlang und seine glühenden Lippen bis zur Höhe ihres Gesichtes emporhob, „wie schön bist Du, und wie mußte Deine Mutter Dich lieben!“

„Jungfrau Maria!“ rief das Mädchen, nach der Pendeluhr schauend, „vier Uhr vorüber! Adieu! adieu, mein Herzog.“

„Schon?“

„Wie, schon?“

„Ja; wir haben noch drei Nachtstunden.“

„Und wann werden Sie schlafen, Hoheit? wann werden Sie der Ruhe pflegen, der Sie so sehr bedürfen? Ich erkläre Ihnen vor Allem Eines: wenn Sie mich nicht gehen lassen, so komme ich morgen nicht wieder.“

„Du irrst Dich, Rosenha: Du willst sagen heute Abend.“

„Morgen, Hoheit! Heute Abend werden sie Herrn Sarranti empfangen, vergessen Sie das nicht.“

„Ja; doch wenn er zufällig nicht käme?“

„Ich würde es erfahren, da ich um Mittag den Besuch des Generals erwarte.“

„Doch wie werde ich es erfahren?“

„Ich werde Ihnen schreiben.“

Der Prinz erbleichte.

„Und wer ist der Bote, dem Du einen solchen Brief anzuvertrauen wagen würdest?"

Das Mädchen überlegte.

„Ich kenne keinen Einzigen," fügte der Prinz bei.

„Ich kenne Einen," sagte Rosenha.

„Wer ist das?"

Das Mädchen schlang seinen Arm unter dem Arme des Prinzen durch und zog ihn nach einem kleinen Boudoir fort, das sich in der Nähe des Schlafzimmers fand. Das war ein Zimmerchen von acht bis zehn Quadratfuß, gegen Mittag liegend, voll von Blumentöpfen, von Kübeln mit Staudengewächsen, dessen vergitterte Fenster bei Nacht ihre inneren Glasscheiben schloßen, während sie dieselben bei Tage öffneten. Vögel von den seltensten Arten, roth, blau, grün, golden, silbern, schliefen hier in allen möglichen Stellungen.

Mitten in diesem kleinen Zimmerchen, oder vielmehr in diesem großen Käfich, war eine Auffitzstange von Rosenholz bekränzt durch ein Dach in Form eines chinesischen Hutes aufgepflanzt, was ein kleines Gefängniß in der Mitte des großen bildete.

Das war der Kiosk der Tauben.

Bei dem Geräusche, das die zwei jungen Leute sich nähernd machten, erwachte eine derselben, zog ihren Kopf unter ihrem Flügel vor, ließ im Schatten ihr goldenes Auge glänzen und streckte ihren rosenfarbigen Schnabel durch eines der Thürchen ihres Pavillon. Sie schien die Pförtnerin-Taube zu sein.

Sie inspicirte die Ankommenden und war ohne Zweifel zufrieden mit der Inspection, denn sie stieß bei ihrem Anblicke ein kleines Ruckfen aus, welches besagen wollte: „Ihr könnt Euch nähern, Franz und Freundin Rosenha; wir kennen uns schon lange her, und wir wissen, daß wir nichts von Euch zu befürchten haben."

„Nun?" fragte der Herzog von Reichstadt.

„Nun, begreifen Sie nicht, Hoheit, welchen Boten ich meine?"

„Ah! doch!“

„Befürchten Sie, dieser könnte Sie verrathen?“

„Rosenha, Du bist eine Fee!“ rief der Prinz.

Und er öffnete das Thürchen, streckte den Arm aus und nahm von ihrem Stocke die Taube, die sie bei ihrer Ankunft mit ihrem Ruckſen begrüßt hatte.

„Komm, meine schöne Bötin!“ sagte er zu ihr, indem er sie küßte; „weine nicht so: du verläßest dein Nest nur auf ein paar Stunden, und ich würde sehr gern das meinige verlassen, um eine Ewigkeit in dem zu schlafen, wo du sogleich sein wirst.“

Und er reichte die Taube dem Mädchen, nachdem er zum zweiten Male das von der Natur um ihren Hals geknüpfte Sammetband geküßt hatte.

Rosenha nahm sie ebenfalls, küßte sie auf dieselbe Stelle, öffnete rasch ihre Mantille und verbarg sie an ihrer Brust.

Man mußte sich trennen.

Man kam überein, die Taube sollte die Antwort zwischen zwölf und ein Uhr Mittags zurückbringen, und von zwölf bis ein Uhr Mittags sollte der Herzog am Fenster auf die Ankunft der Bötin mit dem schwarzen Halsbande lauern.

Hienach trennten sich die zwei jungen Leute: Rosenha ließ den Herzog schwören, sie nicht mehr auf dem Balcon zu erwarten, der Herzog ließ Rosenha schwören, am folgenden Tage in der Nacht zu kommen, um nicht früher, als am zweiten Tage am Morgen wieder zu gehen.

CI.

Die Erscheinung.

Am andern Tage, oder vielmehr am Abend nach dieser Nacht, war der Herzog, — trotz der Bitte und des Verbotes von Rosenha, trotz des Schwures, den er ihr auf diese Bitte und dieses Verbot gethan, — war der Herzog von Reichstadt, sagen wir, wie am Tage vorher an diesem Fenster, nicht das Mädchen erwartend, wie am Tage vorher, sondern Herrn Sarranti, dessen Taube zur verabredeten Stunde gekommen war und ihm den Besuch auf Mitternacht angekündigt hatte.

Es war halb zwölf Uhr Abends. Noch eine halbe Stunde, und er sollte sich von Angesicht zu Angesicht einem der Männer gegenüber befinden, die am Treusten dem Kaiser gedient hatten, einem Manne, der sich bereit hielt, ihm noch treuer nach seinem Tode zu dienen, als während seines Lebens.

Mochte es Ungeduld sein, wurde es ihm schwer, die kalte Februar-Atmosphäre zu ertragen, der junge Mann zog sich ungefähr um drei Viertel auf zwölf Uhr zurück, schloß das Fenster, zog die Vorhänge hermetisch zusammen, setzte sich auf das Canapé, ließ seine Stirne in seine Hände fallen und versank in ein tiefes Nachdenken.

Worüber dachte er nach?

Ging seine Kindheit, wie der monotone Lauf eines Flusses, an ihm vorüber; oder sah er an seinen Felsen gekettet, die Seite geöffnet, die Eingeweide blutig, den Prometheus von St. Helena?

Das Zimmer, das er bewohnte, genügte übrigens allein, um alle diese Erinnerungen zu erwecken.

Hatte nicht in diesem Zimmer zweimal und zu

verſchiedenen Epochen der Kaiſer Napoleon gewohnt: das erſte Mal, wie geſagt, im Jahre 1805, nach Auſterlitz; das zweite Mal 1809, nach Wagram.

Obſchon achtzehn Jahre abgelaufen waren, war doch die Eintheilung der Wohnung dieſelbe geblieben; ſie beſtand, — und ſie beſteht noch heute, — aus drei großen Gemächern, einem Vorzimmer und einem Ankleidecabinet, Alles koſtbar ausgeſchmückt mit Sculpturen, Vergoldungen, indiſchen Tapeten, Meubles mit chineſiſchem Lackfirniß, das Ganze an die Gallerien anſtoßend, in welchen man die Gemälde die Feſte und Feierlichkeiten des Hofes zur Zeit von Maria Thereſia und von Joſeph II. darſtellend ſieht.

Das Portrait von Kaiſer Franz von Lothringen, das von Leopold, von Joſeph und das vom regierenden Kaiſer, gemalt in ſeiner Kindheit bei ſeiner Mutter, ſchmückten den Empfangſaal, in welchem man eine ziemlich ſchöne Statue der Klugheit in Marmor ausgehauen bemerkt.

Das Zimmer des Prinzen war die dritte Pièce und hatte hinter ſich nur das Ankleidecabinet. — Die Eingangsthüre lag dieſem Cabinet gegenüber. — Dieſes Zimmer war mit ungeheuren Spiegeln gefaßt in geſchnitzte und vergoldete Füllungen ausgeſtattet. Sein ein wenig düſteres Ameublement, dem es indeſſen nicht an einer gewiſſen Großartigkeit gebrach, war von brochirter grüner Seide mit gelben Blumen in goldenen Reflexen ſpielend; dieſe Blumen, Fantaſieblumen, näherten ſich, durch einen ſeltſamen Zufall, der Form der Bienen.

Längs einer der Seitenwände ſtand das Canapé, von dem ſchon in der Inſcenirung des vorhergehenden Kapitels die Rede geweſen iſt; das Bett hatte ſeinen Platz gegenüber dem Kamine, über welchem ein Spiegel angebracht war.

Dieſes Canapé, Napoleon hatte darauf geſeſſen; dieſes Bett, er war darin gelegen; dieſer Spiegel, er

hatte die Züge des Siegers von Austerlitz und Wagram reflectirt.

Lag nicht in der einfachen Anordnung der Wohnung, die er inne hatte, wie wir so eben sagten, reicher Stoff zu Betrachtungen für den Herzog von Reichstadt, und die Erinnerungen, die sie vom Vater enthielt, sollten sie nicht die Träumerei erklären, in welche der Sohn versunken war?

Einige Minuten vor Mitternacht schien er indessen aus seiner Träumerei zu erwachen, so tief sie auch war; er erhob sich, ging in Aufregung in der größten Länge seines Zimmers auf und ab und fragte sich selbst:

„Wie wird er kommen?"

Sodann mit einem Lächeln:

„Wird er übrigens kommen?"

Als er diese Frage an sich machte, wurde jenes Knirschen, das in den Pendeluhren dem Geräusche des Glöckchens vorhergeht, hörbar, und der erste Schlag von Mitternacht ertönte.

Der junge Mann schauerte: erwartete er nicht um diese Stunde eine Erscheinung, welche unmöglicher, fantastischer, als die eines Gespenstes?

Er lehnte sich an den Kamin an; seine Beine zitterten.

So stehend hatte er zu seiner Linken die in den Salon führende Eingangsthüre; zu seiner Rechten die Thüre des Ankleidecabinets. Seine Augen waren natürlich gegen die Thüre des Salon gerichtet, da das Ankleidecabinet keinen Ausgang hatte, wenigstens keinen sichtbaren.

Plötzlich, und in dem Augenblicke, wo das Vibriren des zwölften Schlages erlosch, wandte er sich um.

Es schien ihm, es habe ein Geräusch ähnlich einem Krachen im Ankleidecabinet stattgefunden.

Auf das Geräusch dieses Krachens folgte das eines Trittes, der sich mit Zögern auf den Boden aufzusetzen schien.

Wie gesagt, der Herzog erwartete Niemand und konnte Niemand von dieser Seite erwarten: das Ankleidecabinet hatte keinen Ausgang.

Das Geräusch wurde indessen so merkbar, daß der junge Mann nicht mehr an der Gegenwart von Jemand im Ankleidecabinet zweifeln konnte. Er eilte nach der Thüre, indem er instinctartig die rechte Hand an den Griff seines Degens legte, während er die linke nach dem Vorhange ausstreckte, der an dieser Thüre herabfiel.

Doch ehe diese Hand Zeit gehabt hatte, ihn zu berühren, bewegte sich der Vorhang, und der Herzog von Reichstadt machte zwei Schritte rückwärts, als er zwischen den dunklen Draperien das bleiche Gesicht eines Mannes erscheinen sah, der aus einem Zimmer herauskam, welches keinen Eingang hatte.

„Wer sind Sie?“ fragte der Prinz, während er mit einer Bewegung rasch wie der Gedanke seinen Degen aus der Scheide zog.

Der geheimnißvolle Mann machte zwei Schritte vorwärts, ohne daß er sich um diese bloße Klinge, welche in der Hand des jungen Mannes flammte, zu bekümmern schien, setzte ehrerbietig ein Knie auf die Erde und antwortete:

„Ich bin derjenige, welchen Eure Majestät erwartet.“

„Leiser, mein Herr!“ sagte der Prinz, „leiser!“

Und Sarranti eine Hand reichend, die dieser mit Küssen bedeckte:

„Leiser, und sprechen Sie den Namen Majestät nicht aus.“

„Und mit welchem Titel ist es mir erlaubt, den Erben Napoleons, den Sohn meines Kaisers zu nennen?“ fragte Sarranti immer kniend.

„Nennen Sie mich einfach Prinz oder Hoheit... nennen Sie mich, wie man mich hier nennt. Doch vor Allem ... mein Gott! sagen Sie mir, wie haben Sie

hereinkommen, durch dieses Cabinet gehen, bis zu mir gelangen können?"

„Vor Allem, Hoheit, lassen Sie mich Ihnen beweisen, daß ich wirklich der Mann bin, der Ihnen angekündigt worden ist, und daß ich im Auftrage Ihres Vaters hieher komme."

„Oh! obschon ich weder weiß, wie Sie kommen, noch woher Sie kommen, glaube ich Ihnen doch."

Da zog Sarranti aus seiner Tasche ein Papier, das sorgfältig in ein anderes eingewickelt war, und sagte:

„Hoheit, erlauben Sie, daß ich die Ehre habe, Ihnen meinen Beglaubigungsbrief zu überreichen."

Der Herzog ergriff den Brief, nahm den ersten Umschlag davon ab, öffnete den zweiten und sah eine Locke von schwarzen seidenen Haaren.

Er begriff, daß dies Haare seines Vaters waren.

Zwei große Thränen stürzten zwischen seinen Augenlidern hervor; er drückte die Haare an seine Lippen, küßte sie mit Zärtlichkeit und kindlicher Pietät und sagte:

„O fromme Reliquien! einziges materielles Andenken, das ich von meinem Vater habe, ihr werdet mich nie verlassen!"

Und diese Worte wurden mit einem Ausdrucke von Liebe und Zärtlichkeit gesprochen, der Sarranti bis in die Tiefe seines Herzens schauern machte: das Kind war also, wie er es gehofft hatte, der Sohn war also seines Vaters würdig.

Sarranti erhob zu dem jungen Mann seine in Thränen gebadeten Augen und sagte:

„Oh! ich bin für meine Ergebenheit, für meine Anstrengung, für meine Sorgen belohnt . . . Weinen Sie, weinen Sie, Hoheit! es sind Löwenthränen, die Thränen, die Sie hier vergießen!"

Der Herzog nahm die Hand von Sarranti und rückte sie kräftig und stillschweigend; sodann, nach einem

Momente, schlug er die Augen ebenfalls zu Sarranti auf, und als er das rauhe, männliche Gesicht von diesem ganz in Thränen gebadet sah, rief er:

„Mein Herr, mein Vater hat Ihnen also nicht empfohlen, mich für ihn zu umarmen?“

Sarranti fiel in die Arme des jungen Mannes, und so einander umschlingend, — die starke Eiche und das schwache Rohr, — vermischten Beide ihre Thränen.

Als diese erste Gemüthsbewegung vorüber war, bezeichnete Sarranti dem Prinzen mit dem Finger, daß unter der Haarlocke ein paar mit der Feder geschriebene Zeilen durchschienen.

„Von meinem Vater?“ fragte der junge Mann.

Sarranti nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Von der Hand meines Vaters geschrieben?“

Sarranti wiederholte das Zeichen, das er schon gemacht hatte.

„Oh!“ rief der Prinz, „ich habe zehnmal meine Mutter um Etwas von dieser Handschrift gebeten: sie hat es mir immer verweigert.“

Und nachdem er frommer Weise das Papier geküßt hatte, las er die folgenden, mit einer für jeden Andern als für einen Sohn mit unlesbarer Schrift geschriebenen, Worte:

„Mein geliebter Sohn,

„Die Person, die Dir diesen Brief und das Andenken, das derselbe enthält, übergeben wird, ist Herr Sarranti. Es ist ein Kampfgenosse, ein Verbannungsgefährte, den ich mit der Ausführung meiner geheimsten Gedanken und meiner theuersten Hoffnungen betraue. Höre seine Worte, als ob Du sie von meinem Munde hörtest, und welche Rathschläge er Dir auch geben mag, befolge sie, als ob Du die meinigen befolgen würdest.

„Dein Vater, der nur noch für Dich lebt!

„Napoleon.“

„Oh!“ rief der junge Mann, „er lebte also! es ist seine Hand, die diese Zeilen geschrieben hat! Sei geliebt, sei gesegnet mein Vater, wie Du es zu sein verdienst! — Herr Sarranti, umarmen Sie mich noch einmal! . . Ja, ja,“ fuhr er fort, während er den Verbannungsgefährten seines Vaters an sein Herz drückte, „ja, ich werde Ihre Rathschläge befolgen, als ob sie aus dem Munde von demjenigen kämen, welcher nicht mehr ist, der aber gerade dadurch, daß er nicht mehr ist, uns sieht, uns hört, vielleicht da ist.“

Und mit einer Art von Schrecken streckte der Herzog die Hand gegen den dunkelsten Winkel des Zimmers aus.

„Doch zuvor sagen Sie, mein Herr, wie sind Sie hierher gekommen? wie sind Sie hier eingedrungen? wie werden Sie von hier weggehen?“

„Kommen Sie, Hoheit,“ erwiederte Sarranti, indem er den jungen Mann ans Licht führte und ihm ein zweites Papier, einen geometrischen Plan vorstellend, mit Andeutungen von der Handschrift des Kaisers, zeigte.

„Was ist das?“ fragte der Herzog.

„Es ist Ihnen nicht unbekannt, Hoheit, daß Sie im Schlosse Schönbrunn dieselben Gemächer inne haben, welche Ihr Vater bewohnte?“

„Ich weiß das, ja, und das ist zugleich eine Qual und ein Trost.“

„Nun wohl, werfen Sie den Blick auf diesen Plan; hier sehen Sie ein Vorzimmer, einen Salon, ein Schlafzimmer, ein Ankleidecabinet; hier findet sich Alles bis auf die Oeffnung der Thüren, bis auf den Platz der Meubles.“

„Das ist ja der Plan der Wohnung, wo wir sind.“

„Aus der Erinnerung gemacht von Ihrem erhabenen Vater, ja, Hoheit, nach zehn Jahren und zwar Ihnen zu Liebe.“

„Ich fange an den Nutzen dieses Planes für Sie

zu begreifen, ſobald Sie einmal in das Ankleidecabinet eingetreten ſind; doch wie haben Sie es gemacht, um in daſſelbe einzutreten?"

Sarranti nahm eine Kerze, ging auf die Thüre des Cabinets zu und ſagte:

„Haben Sie die Güte, mir zu folgen, Hoheit, und Sie werden mit Ihren Augen ſehen."

Der Prinz ging hinter dieſem Manne, der ihm eine Art von abergläubiſcher Angſt einflößte, wie es ein übernatürliches Weſen gethan hätte, und gelangte mit ihm in das Ankleidecabinet.

Dieſes war hermetiſch verſchloſſen.

„Nun?" fragte ungeduldig der Prinz.

„Warten Sie, Hoheit."

Sarranti näherte ſich dem Spiegel, beleuchtete den Rahmen mit der Kerze, drückte auf einen in der Randleiſte verborgenen Knopf, und die ganze Füllung drehte ſich, die mit Toilettegegenſtänden beladene Conſole mit ſich fortziehend, auf ihren Angeln und demaskirte die Oeffnung einer Treppe.

Der Prinz näherte ſich neugierig.

„Oh!" fragte er, „was ſoll das heißen?"

„Das ſoll heißen, Hoheit: in dem Augenblicke, wo er im Jahre 1809 in Schönbrunn wohnte, ließ der Kaiſer Napoleon, müde, daß er die Empfangszimmer zu durchſchreiten hatte, müde, daß er das Lächeln der in ſeinem Vorzimmer wartenden Höflinge erwiedern ſollte, damit es ihm frei ſtehe, am Morgen, am Abend, bei Nacht, bei Tage in die ſchönen Gärten hinabzugehen, die ſich unter ihren Fenſtern ausdehnen, der Kaiſer Napoleon, ſage ich, ließ dieſe Geheimtreppe anbringen, deren letzte Stufe in eine Art von öder Orangerie geht, wohin Niemand kommt; und da dieſe Treppe von den Officieren des Genie angebracht worden iſt, ſo kennt wahrſcheinlich Niemand hier ihre Exiſtenz, und Niemand ſeit dem Kaiſer iſt hier geweſen, wenn nicht

sein Schatten, der Sie vielleicht auf diesem Wege besucht."

„Aber dann," sagte der Herzog ganz erstaunt, „aber dann . . ."

Er wagte es nicht, seinen Satz zu vollenden.

„Dann wird diese vom Vater angebrachte Treppe nach einundzwanzig Jahren dem Sohne dienen können."

„Und ich war noch nicht geboren, als sie gemacht wurde!"

„Gott sieht bis in das Nichts, Hoheit, und seine Beschlüsse stehen zum Voraus im Buche des Schicksals geschrieben. Nur, wenn er sich so sichtbar zeigt, muß man ihn unterstützen, Hoheit."

Der junge Prinz reichte Herrn Sarranti die Hand und sprach:

„Was auch der Wille Gottes in Betreff meiner sein mag, mein Herr, ich werde mich seiner Erfüllung nicht widersetzen, das verspreche ich Ihnen."

Herr Sarranti schloß die Geheimthüre wieder und kehrte ins Schlafzimmer zurück, indem er diesmal den Prinzen vorausgehen ließ.

„Und nun, da ich ruhiger bin, höre ich, mein Herr, reden Sie," sprach der junge Mann.

Sodann die Hand dem Corsen auf die Schulter legend:

„Lassen Sie sich Zeit, beeilen Sie sich nicht: Sie begreifen, es ist wichtig, daß ich Alles erfahre."

CII.

Delenda Carthago.

„Hoheit," sprach der Corse, „es gab einst zwei Städte, die zwischen sich die ganze Breite des Meeres hatten, und dennoch fanden sie, es sei unter der Sonne nicht Raum genug für sie Beide. Zu drei verschiedenen Malen umschlossen sie sich, wie Antäus und Hercules, in einem erbitterten, furchtbaren, tödtlichen Kampfe, und der Streit hörte erst auf, als eine derselben unter dem Fuße der andern verschieden war. Diese Städte waren Rom und Carthago: Rom repräsentirte den Gedanken, Carthago die That.

„Es war die Materie, was zu Grunde ging: Carthago unterlag! — Dasselbe ist bei Frankreich und England der Fall; wie Cato, hatte Ihr erhabener Vater, nur einen Gedanken: Carthago zerstören! **Delenda Carthago!**

„Dieser Gedanke war es, der ihn den Feldzug in Aegypten machen ließ, dieser Gedanke war es, der ihn die Lager von Boulogne machen ließ, dieser Gedanke war es, der ihn den Frieden von Tilsit machen ließ, dieser Gedanke war es, der ihn den russischen Feldzug machen ließ.

Einmal glaubte er sein Ziel erreicht zu haben: das war in dem Augenblicke, wo er auf der Rhede des Niemen dem Kaiser Alexander die Hand drückte.

An demselben Abend standen die zwei Kaiser jeder an einem Tische, auf welchem eine Weltkarte ausgebreitet war: der Eine schaute sie mit einem unbestimmten, gleichgültigen, zerstreuten Blicke an, berührte sie mit einer kalten, mit einem Handschuh bedeckten Hand; der Andere verschlang sie mit einem gierigen, ehrgeizigen,

tiefen Blicke, berührte sie mit einer bewegten, fieberhaften Hand.

„Es handelte sich zwischen diesen zwei Männern um nichts Geringeres, als um die Theilung der Welt. — Etwas Aehnliches hatte zweitausend Jahre vorher zwischen Octavius, Antonius und Lepidus stattgefunden. Diese zwei Männer waren der Kaiser Napoleon und der Kaiser Alexander.

„„Sehen Sie,““ sagte Ihr Vater mit seiner sanften, aber zugleich gebieterischen Stimme, „„Ihnen den Norden, mir den Süden; Ihnen Schweden, Dänemark, Finnland, Rußland, die Türkei und das innere Indien bis Thibet; mir Frankreich, Spanien, Italien, den Rheinbund, Dalmatien, Aegypten, Jemen und Indien, von den Küsten bis China. Wir werden die lebendigen Pole der Erde sein: Alexander und Napoleon werden die Erde im Gleichgewichte halten.““

„„Und England?““ fragte unbestimmt Alexander.

„„England verschwindet wie Carthago; kein Indien mehr, kein England mehr, und wir Beide nehmen Indien.““

„Ein Lächeln des Zweifels schwebte über die Lippen von Alexander.

„Napoleon sah dieses Lächeln.

„„Sie halten die Sache für schwierig, für unmöglich sogar,““ sagte er, „„weil sich Ihre Augen nie auf dieses Problem gerichtet haben, weil Ihr Geist diese Idee nie durchgründet hat. Bei mir ist es mein ewiger Traum und seitdem unsere Hände sich berührt haben, Sire, ist England todt!““

„„Ich höre, Sire,““ sprach Alexander. „„Ich kenne die ganze Gewalt Ihrer Rede und will sehr gern von Ihnen besiegt werden.““

„„Ah!““ sagte Ihr Vater, „„das wird leicht sein; doch um wahrhaft besiegt zu sein, müssen Sie Indien sehen, nicht wie es zu sein scheint, sondern so wie es ist. Wollen Sie es so sehen, mein Bruder? Dann

müssen Sie mit mir eine Viertelstunde dieser großen Frage weihen, von der die Zukunft der Welt abhängt; und in einer Viertelstunde werde ich für Sie die Arbeit von fünfzehn Jahren zusammenfassen.""

„„Diese Viertelstunde wird eine große, glorreiche Erinnerung in meinem Leben sein, Sire," erwiederte Alexander mit der dreifachen russischen, griechischen und französischen Höflichkeit, die ihn charakterisirte.

„„Hören Sie also, ich werde kurz sein. — Eure Majestät gibt wohl zu, daß die Macht der Engländer in Indien eine despotische Macht ist, nicht wahr?""

„„Es ist mehr als Despotismus," antwortete Alexander: „„es ist Eroberung!""

„„Jede despotische Macht ist aber auf eine der zwei Basen: die Liebe oder die Furcht, gegründet.""

Alexander lächelte.

„„Zuweilen auf beide," sagte er.

„„Am öftesten aber auf die letzte. Fragen Sie nur den auf der Schwelle seiner elenden Hütte, wo sich seine Familie im Ungeziefer wälzt, hockenden Radscha; fragen Sie den Ackersmann, der das Lastthier um seine Existenz beneidet; fragen Sie den arbeitslosen Weber, der vor seinen Augen die englischen Percale und Mousselines verkaufen sieht; fragen Sie den durch die Abgaben zu Grunde gerichteten Zemindar; fragen Sie den Brahminen, der den Engländer sich mit dem unreinen Thiere nähren sieht; fragen Sie den Muselmann, der ihn seine Erinnerungen und seine Traditionen verachten und mit seinen Stiefeln, fast mit seinem Pferde in seine glänzende Moscheen kommen sieht; fragen Sie die ganze Hindu-Race, ob sie das Joch liebe, das dieselbe niederbeugt; und Hindú, Brahmine, Muselmann, Weber, Ackersmann, Radscha werden antworten: „„Sie sind den rothen Männern, welche über's Meer von unbekannten Ländern und von einer unbekannten Insel gekommen sind.""

„„Lieben sie ihre tartarischen Fürsten mehr?““ fragte der Czaar.

„„Ja, hundertmal ja, denn die tartarischen Fürsten wohnten im Lande, verzehrten hier ungeheure Einkünfte, und es kam immer etwas davon dem ärmsten Paria zu. Der Engländer aber, dieser vorübergehende Herr, der Engländer, wie die Raupe im Frühling, bleibt nur eine Jahreszeit in Indien, und sobald er ein Schmetterling mit goldenen Flügeln geworden ist, entfliegt er nach dem Mutterlande.““

„„Und warum, Sire,““ fragte der Kaiser Alexander, „„warum sind bei dem allgemeinen Hasse, den man gegen die Engländer hegt, die Revolutionen nicht häufiger?““

„„Weil es in Indien nur individuelle Aufstände geben kann, nie einen allgemeinen Sturm. Damit eine ernste, compacte, universelle Revolution stattfinde, müßten die Massen nicht getheilt sein, wie sie es durch die Interessen, den Haß, den Glauben sind; es wird nie eine allgemeine Bewegung stattfinden, weil man, sobald sich zwei Secten in einer Verschwörung vereinigen, sicher ist, daß am Vorabend des Tages, wo die Verschwörung ausbrechen soll, eine von den zwei Secten die andere verräth. Das wird unfehlbar geschehen, so lange diese Völker sich selbst überlassen sind. Wäre es aber ebenso, Sire, wenn England in Indien durch eine andere europäische Macht angegriffen würde? Würden die indischen Völkerschaften England treu bleiben? nein! neutral zwischen dem neuen Angreifer und England? nein! Sie wären feindlich gegen England; sie würden die Verbündeten seines Feindes, wer auch dieser Feind sein möchte, von welcher Seite er auch herannarschirte, in welcher Absicht er auch käme. Sire, für den Mann, der, wie ich, seit fünfzehn Jahren, den Kopf gegen Indien geneigt, träumt, ist diese ganze Seite Asiens nur ein weites Bassin, wo über einander gelegt die Trümmer von fünfzig Civilisationen, die Ruinen von fünfzig

Reichen ruhen; das geringste Erdbeben, der geringste Sturmeshauch genügt, um sie zu erschüttern, zu vereinigen, zu amalgamiren, wie Wetterwirbel emporzutreiben! Das ist ein socialer Staub voller zerstörender Atome, wenn man ihn sich aufs Gerathewohl ergehen läßt, voller befruchtender Principe, wenn man ihn mit Verstand aussät. Was fehlte bis jetzt diesen auf den Zufall, unter bizarren, unerwarteten, fantastischen Formen umherschweifenden Wirbeln? Irgend ein Cement, ein einiger Geist des Patriotismus, eine gemeinschaftliche Religion; es fehlt das, was einst Dupleix und Bussy, diese zwei von Frankreich verlassenen und verleugneten Genies, gethan hatten. Doch der geschickte, verwegene, energische Führer, der wie ein zweiter Alexander käme, der diese ganze Menge durch glückliche Erfolge blenden würde, dieser Führer würde die Menge verdichten, er würde ein Volk, eine Nation daraus machen; die bewegliche Oberfläche Indiens würde eine feste Oberfläche . . . Sie glauben das nicht, Sire? Sehen Sie die Newa; ein Kind in einem Nachen durchschneidet ihren Lauf, ihr Wasser mit ihren zwei Rudern peitschend; es erhebe sich der Nordwind von einem Pole, komme herbei und wehe, und die Welle der Newa wird ein fester Kristall, an dem sich Axt und Haue brechen, wo das Eisen unnütz ist und das Feuer machtlos. Glauben Sie mir, Sire, stark gegen einen Tippo Saib, einen Haider Ali, einen Sevaji oder einen Amir Khan, wird England immer schwach sein, so oft ein Riese von gleicher Stärke von Europa zu ihm kommt, um mit ihm an den Ufern des Indus zu kämpfen; der Zusammenstoß der zwei Colosse wird den Sturm gebären, die Erde erschüttern, die Atmosphäre aufregen; da werden sich alsbald die Wirbel erheben, von denen ich so eben sprach; da werden sie auf allen Punkten agiren, kraft des Formations- und Condensationsgesetzes; dann wehe England! In diesem Augenblicke erst wird es erfahren, wie sehr es gehaßt in wel-

chem Grade es verabscheut ist; je mehr sich der Kampf in die Länge zieht, desto mehr werden die Abfälle, die Angriffe, die Verrathe zunehmen; desto mehr wird das ungeheure Meer seiner Feinde sich tosend erheben, wird die von Cabul nach Bengalen herabströmende Woge es bis auf seine Schiffe zurücktreiben, welche in seinen Häfen von Madras, Calcutta und Bombay wiederzufinden es nur zu glücklich sein wird.""

„„Sie sind wunderbar, Sire!"" sagte Alexander; „„wenn Sie nicht Wunder thun, so träumen Sie solche.""

„„Ei! das ist kein Traum, das ist kein Wunder, sobald Sie mich unterstützen. Wissen Sie, Sire, was die Engländer an Soldaten in Indien haben?""

„„Etwa sechzigtausend Mann.""

„„Weil Sie die eingeborenen Truppen zählen; ich zähle sie nicht. Die Engländer haben in Indien zwölftausend Mann englische Truppen. Diese zähle ich; ich zähle sie sogar für vierundzwanzigtausend, wenn Sie wollen! Doch die vierzigtausend Mann Eingeborene, Cipayes*), zähle ich nicht.""

Alexander lächelte.

„„Zählen wir sie,"" sagte er, „„und wäre es nur der Erinnerung wegen.""

„„Gut, zählen wir sie. Vierzigtausend Mann eingeborene Truppen und zwölftausend Mann englische Truppen: zwei und fünfzigtausend Mann im Ganzen. . . . Hören Sie, mein Bruder: Indien wird immer der Macht gehören, welche auf das Schlachtfeld die größte Anzahl europäischer Truppen führt . . . Wir thun Folgendes . . . Dreißigtausend Mann Russen ziehen an der Wolga hinab bis Astrakan, schiffen sich in dieser Stadt ein und gehen bis ans andere Ende des Caspischen Meeres, um Asterabad zu besetzen, wo sie die französische Armee erwarten. Dreißigtausend

*) Seapoys.

Franzosen ziehen die Donau hinab bis ins Schwarze Meer; von hier werden sie auf russischen Schiffen bis Taganrog transportirt. Sie marschiren sodann zu Lande am Don hinauf bis Pratisbianskaia, von wo sie sich nach Tzaritsin an der Wolga begeben, auf der sie in Schiffen bis Astrakan hinabfahren, wo sie sich dann wieder einschiffen, um mit dem russischen Corps in Asterabad zusammenzutreffen. Die beiden Corps, das französische und das russische, werden also, fast ohne Anstrengung, diesen ungeheuren Raum zurückgelegt haben; von da begeben sie sich durch Khorassan und Cabul nach dem Indus.""

„„Durch die große Salzwüste ziehend?""

„„Ich kenne die Wüste, ich habe mit ihr zu thun gehabt; verlassen Sie sich auf mich, daß ich die Riesenkaravane sich durchwinden mache.""

„„Werden Sie denn diese Expedition in Person anführen?""

„„Allerdings,"" erwiederte Napoleon.

„„Und wer wird über Frankreich wachen, wenn Sie dreitausend Meilen davon entfernt sind?""

„„Sie, Sire,"" antwortete Napoleon einfach.

„Alexander erbleichte: der Grieche war erschrocken über diese ganz französische Antwort.

„„Aber . . .'" sagte er, „„außer der großen Salzwüste werden wir entsetzliche Schwierigkeiten haben.""

„„Afghanistan, nicht wahr? dessen Geographie völlig unbekannt ist, und dessen ungastfreundlichen Stämme mit zahllosen Plätzern, Plünderern und Mördern den Marsch unseres Heeres beunruhigen werden?""

„„Gewiß.""

„„Ich habe das Hinderniß vorhergesehen, und zum Voraus ist das Hinderniß vernichtet. Ich schicke einen meiner besten Generale an einen der kleinen Fürsten von Beludschistan, Lahore, Sindiah oder Mavab; er organisirt seine Truppen auf europäische Art, und macht uns einen Verbündeten, der uns entgegenkommt, und

dem wir zur Belohnung die Souverainetät des ganzen Landes lassen, das er durchzogen hat.““

„„Wohl, es sei, Sire, wir sind nun im Pendschab. Wie nähren und verproviantiren wir die Armee?““

„„Was das betrifft, — wir brauchen uns nicht darum zu bekümmern, so lange wir eine wohlgespickte Börse und in Teheran und Cabul Sohocars*) haben, die unsere Tratten honoriren. Dort finden wir ein bewunderungswürdiges, ungeheures, ganz organisirtes Commissariat, und zwar seit Jahrhunderten organisirt, man sollte glauben, in der Absicht, alle Eroberer zu unterstützen, die sich gefolgt sind und in der Eroberung Indiens folgen werden.““

„„Ich weiß durchaus nicht, was Sie hiemit sagen wollen,““ sprach der Kaiser Alexander, „„und ich gestehe offenherzig meine Unwissenheit.““

„„Nun wohl, Sire, Sie sollen erfahren, daß in der ganzen ungeheuren Ausdehnung der hindostanischen Halbinsel ein Riesenstamm von Zigeunern in Indien unter dem Namen Brinjaries bekannt existirt. Sie sind es, welche in Indien ausschließlich den Kornhandel treiben; auf Ochsen und Kameelen transportiren sie das Korn nach unerhörten Entfernungen und in so zahlreichen Karavanen, daß man glauben sollte, es seien Armeecorps. Diese Menschen sind es, welche 1791 Lord Cornwallis in seinem Kriege gegen Tippo Saib ernährt haben; es sind nomadische Indier, welche sehr wenig belästigen, da sie nie in Häusern, sondern immer unter Zelten wohnen; sehr nützlich, weil sie unter anderen seltsamen Gebräuchen den haben, daß sie nie Fluß- oder Teichwasser trinken. Eine Folge hievon ist, daß sie vortreffliche Marschgefährten in der Wüste werden, weil es nicht einen Tropfen Wasser in der Nachbarschaft gibt, den sie nicht zu finden wissen, in welcher Tiefe er auch sein mag . . . Nun wohl, Sire, diese Leute,

*) Banquiers.

deren Leben der Handel ist, welche die strengste Neutralität zwischen den kriegführenden Heeren beobachten, welche keinen andern Zweck haben, als ihr Korn zu verkaufen und ihre Gespanne an denjenigen zu vermiethen, der sie am theuersten bezahlt, diese Leute werden, gut bezahlt, uns gehören.""

„„Sie werden aber zu gleicher Zeit England gehören?""

„„Gewiß! Ich rechne in meinen Siegesvorhersehungen nicht auf den Hunger und auf den Durst: ich rechne auf unsere Kanonen und auf unsere Bajonnete.""

„Der Czaar knipp sich in seine dünnen Lippen.

„„Nun bleibt uns der Indus,"" sagte er.

„„Der Indus zu überschreiten?""

„„Ja.""

„Napoleon lächelte.

„„Es ist eines von den von den englischen Schriftstellern verbreiteten Vorurtheilen,"" sagte er, „„der Indus sei ein genügendes Hinderniß, um eine Invasion aufzuhalten, und das englische Heer, wenn es sich auf dem linken Ufer des Flusses concentrire, könne den Uebergang einer Armee verwehren, so mächtig sie auch sein möge: Sire, ich habe den Indus sondiren lassen von Dera Ismael Khan bis Attok: er hat eine Tiefe von zwölf bis fünfzehn Fuß mit sieben untersuchten Furten, die uns erwarten. Ich habe seinen Lauf berechnen lassen: sein Lauf beträgt kaum eine Lieue in der Stunde. Der Indus existirt also nicht für einen Mann, der über den Rhein, den Niemen und die Donau gegangen ist.""

„Der Kaiser von Rußland blieb einen Augenblick wie niedergeschmettert unter der Macht des Genies, das ihn beherrschte.

„„Lassen Sie mich athmen, Sire,"" sagte er; „„diese Welt, die Sie aufheben wie ein zweiter Atlas, fällt auf meine Brust zurück und erstickt mich!""

„Und ich," unterbrach der junge Prinz, „ich sage

Ihnen auch wie der Kaiser von Rußland: lassen Sie mich athmen, mein Herr!"

Sodann seine beiden Hände und seine Augen zum Himmel erhebend, sprach er:

„Oh! mein Vater, mein Vater, wie groß warst Du!"

Der ehemalige Soldat des Kaisers, der ehemalige Verbannungsgefährte von Napoleon hatte nur so lange bei den Einzelnheiten des weit umfassenden Planes verweilt, um zu der Wirkung zu gelangen, die er auch hervorgebracht; das heißt, um den Sohn die Größe des Vaters ermessen zu lassen, und ihn dem zu Folge zur Erkenntniß der Pflichten zu führen, die ihm der Welt gegenüber der Riesenname auferlegte, der auf ihm lastete.

In der That, als fühlte er sich durch diesen Namen gedrückt, stand der junge Mann auf, schüttelte den Kopf und fing an mit großen Schritten im Zimmer auf- und abzugeben.

Plötzlich blieb er vor Gaetano stehen und rief:

„Und dieser Mann ist gestorben! gestorben wie ein anderer Mensch . . . nur schmerzlicher vielleicht! Die Flamme, die ihn belebte, ist erloschen, und man hat nicht bemerkt, daß eine neue Sonne am Himmel strahlte! . . Oh! warum hat am Tage dieses Todes nicht eine allgemeine Finsterniß die Welt bedeckt!"

„Er ist gestorben die Augen auf Ihr Portrait geheftet, Sire, und sprechend: „„Was ich nicht habe thun können, wird mein Sohn vollenden!"""

Der junge Prinz schüttelte schwermüthig den Kopf und erwiderte:

„Oh! wer würde es wagen, dieses Riesenwerk anzurühren? welcher Mensch, der den Namen Napoleon trägt, wird zu Frankreich, zu Europa, zur Welt sagen: „„Nun ist es an mir!"" Oh! Herr Sarranti, die Form des erhabenen Kopfes ist vom göttlichen Bildhauer zerbrochen worden; und ich gestehe, daß ich, mei-

nes Theils, die Augen niederschlage, schon beim Gedanken an das allein, was man von Napoleon II. erwarten wird! . . Gleichviel, fahren Sie fort."

„Der Czaar hielt das gegebene Versprechen nicht," fuhr Herr Sarranti fort, „und dieses Indien, das Ihr Vater, wie ein zweiter Alexander, schon fest zu halten glaubte, entschlüpfte seinen Händen, kam aber nicht aus seinem Geiste. Zwanzigmal sah ich ihn, auf eine ungeheure Karte von Asien geneigt, mit dem Finger dem Wege der großen indischen Invasionen folgen; trat dann einer von seinen Vertrauten ein, so sagte er:

„Sehen Sie, auf diesem Wege von Ghisni nach Dera Ismael Khan überfiel vom Jahre 1000 bis 1021 Mahmud siebenmal Hindostan, mit einem Heere von hundert und hundertundfünfzigtausend Mann, dessen Ernährung ihm nie Schwierigkeiten bereitete. Bei der siebenten Expedition, im Jahre 1018, rückte er bis Kanudsch am Ganges vor, hundert Meilen südwestlich von Delhi, und kam in seine Hauptstadt durch Mutrah zurück; drei Monate waren für ihn zu dieser Riesenexpedition hinreichend gewesen. Im Jahre 1020 wandte er sich nach Guzzerat, um dort den Tempel von Samnaut umzustürzen, und machte gegen Bombay einen Abstecher so leicht, als der, welchen er gegen Calcutta gemacht hatte. — Auf derselben Straße von Dera Ismael Khan rückt Mahomet Guri, von Khorossan ausgehend, im Jahre 1184 zur Eroberung von Indien vor, überfällt das Gebiet von Delhi mit einem Heere von hundertundzwanzigtausend Mann, und setzt seine Dynastie an die Stelle von der von Mahmud von Ghisni. — Ungefähr auf derselben Straße folgt ihnen 1396 Timur der Hinkende; er geht von Samarkand aus, läßt Balk zu seiner Rechten, zieht dann durch den Engpaß von Andesab gegen Cabul, von wo er nach Attok marschirt, und überfällt Pendschab. — Unterhalb Attok, an derselben Stelle, wo ich ihn überschritten hätte, geht 1525 Babur über den Indus, setzt sich, nur

gefolgt von fünfzehntausend Soldaten in Lahore fest, bemächtigt sich Delhis und gründet die mongolische Dynastie. — Derselben Straße folgte sein Sohn Humajun, als er, aus dem väterlichen Erbe vertrieben, es 1554 mit Hülfe der Afghanen wiedereroberte. — Auf derselben Straße endlich that Nadir Schah, als er sich 1759 in Cabul befand, und die Ermordung eines seiner Gesandten in der Stadt Dschellalabad erfuhr, um den Tod eines Menschen zu rächen, was ich thun möchte, um die Unterdrückung der Welt zu rächen; er dringt ins Gebirge ein, läßt alle Einwohner der strafbaren Stadt über die Klinge springen, rückt auf derselben, schon von den Füßen so vieler Heere niedergetretenen Straße vor, zieht durch den Kheiber gegen Peschawer und Lahore hinab, und bemächtigt sich Delhis, das er einer dreitägigen Metzelei und Plünderung preisgibt *).""

„Sodann sich vor die Stirne schlagend:

„„Dort werde ich durchziehen wie die Andern; ich habe die Alpen nach Hannibal überstiegen, ich werde wohl den Himalaya nach Tamerlan übersteigen!""

„Sire," fuhr Sarranti fort, „Sie werden eines Tags erfahren, welche reelle Macht am Ende im Geiste ein lange Zeit verfolgter Traum annimmt. Von jenem Augenblicke an, da Sie geboren waren, erreichte Ihr Vater folglich den höchsten Grad des Glückes: er hatte nur noch ein Ziel: vom Czaar durch Gewalt erlangen, was er nicht von seinem guten Willen hatte erlangen können. Am 22. Juni 1812 erklärt der Kaiser Rußland den Krieg; doch schon seit einem Jahre ist dieser Krieg beschlossen. Im Monat Mai hat der Kaiser zu

*) Man sehe über das englische Indien das vortreffliche patriotische Werk des Grafen Eduard von Warren, eines der schönsten Bücher, die über diesen Gegenstand geschrieben worden sind. Alex. Dumas.

Dieses Werk von Warren ist in der Uebersetzung im Weltpanorama (Franckh'scher Verlag) erschienen. Z.

ſich in die Tuilerien den General Lebaſtard de Prémont berufen, von dem er wußte, er könne ſich auf ſeine Ergebenheit verlaſſen.

„Für Alle iſt der ruſſiſche Feldzug mit einem geheimnißvollen Schleier bedeckt; er wird der zweite polniſche Krieg heißen. Der General Lebaſtard de Prémont wird allein in die Geheimniſſe des Kaiſers eingeweiht ſein.

„„General,““ ſagte der Kaiſer zu ihm, „„Sie werden nach Indien abreiſen.““

„Der General glaubte, er ſei in Ungnade gefallen, und erbleichte. Der Kaiſer reichte ihm die Hand und ſprach:

„Hätte ich einen Bruder, der ſo brav und ſo verſtändig wäre, wie Sie, General, ſo würde ich ihn mit der Sendung beauftragen, mit der ich Sie betraue. Hören Sie mich alſo bis zum Ende an; dann ſoll es Ihnen frei ſtehen, zu verweigern, wenn Sie die Theilung ſchlecht für Sie glauben.““

„Der General verbeugte ſich.

„„Sicher der Gunſt Eurer Majeſtät, werde ich bis ans Ende der Welt gehen!““

„„Sie werden nach Indien abgehen und dort in den Dienſt von einem der Maharadſchas von Sind oder Pendſchab treten. Ich kenne Ihre Tapferkeit und Ihr Wiſſen als Inſtructor: in einem Jahre werden Sie Obergeneral ſeiner Heere ſein.““

„„Und wenn ich einmal Obergeneral ſeiner Heere bin, Sire, was werde ich dann thun?““

„„Sie werden mich erwarten.““

„Der General wich vor Erſtaunen zurück. Der Kaiſer hatte ſo lange über ſein Project nachgedacht, daß er es als vollführt betrachtete.

„„Ah! es iſt wahr!““ ſagte er lächelnd, „„Sie wiſſen nicht, und Sie müſſen doch wiſſen, mein lieber General.““

„Seine Lieblingskarte, eine Karte von Asien lag auf dem Tische ausgebreitet.

„„„Kommen Sie,““ sagte er, „„„Sie werden begreifen. Ich erkläre dem Kaiser von Rußland den Krieg, ich gehe mit fünfmalhunderttausend Mann und zweihundert Kanonen über den Niemen, ich ziehe in Wilna ohne einen Flintenschuß ein, ich nehme Smolensk und marschire bis Moskau; unter den Mauern der Stadt liefere ich eine von den Riesenschlachten wie Austerlitz, wie Eylau, wie Wagram; ich vernichte die russische Armee und ziehe in die Hauptstadt ein. Dort dictire ich meine Bedingungen für den Frieden. Der Friede, das ist der Krieg gegen England, doch der Krieg in Indien. Eines Tags hören Sie sagen, ein Mann, der hundert Millionen Menschen gebiete, der in seinem Glücke die Hälfte der Bevölkerung der Christenheit fortreiße, dessen Befehle in einem Raume, der 19 Grade Breite und 30 Grade Länge in sich begreife, vollzogen werden, rücke durch Khorossan heran, um Indien zu erobern. Da sagen Sie zu Ihrem Maharadscha: „„„Dieser Mann ist mein Herr und Euer Freund. Er kommt, um die unabhängigen Throne Indiens zu befestigen, und um vom Persischen Meerbusen bis zu den Mündungen des Indus die Macht Englands zu vernichten. Rufet alle Könige, Eure Brüder, zur Empörung auf, und in drei Monaten wird Indien frei sein.““

„Der General Lebastard schaute Ihren Vater, Sire, mit einer Bewunderung an, welche bis zum Schrecken ging. Der Kaiser fuhr fort:

„„„Wie ich Ihnen meinen Plan für den russischen Feldzug gesagt habe, so theile ich Ihnen nun meinen Plan für den indischen Feldzug mit. England wird mir entgegen kommen oder mich mit einer Armee von fünfzigtausend Mann erwarten, worunter achtzehn bis zwanzigtausend Engländer und dreißig bis vierzigtausend Eingeborne. Ueberall, wo ich die anglo-indische

Armee treffe, erkenne ich ihre Schlachtordnung, und ich greife sie an; überall, wo ich europäische Infanterie finde, stelle ich eine zweite Linie in Reserve der meinigen auf, um die Trümmer der ersten wiederzuvereinigen, wenn sie unter den brittischen Bajonneten zurückweicht; überall, wo nur Sipaahs sein werden, marschirt man auf die Canaille los, ohne sie zu zählen; Postpeitschen und Bambusstöcke werden genügen, um sie in die Flucht zu jagen. Sind sie einmal auf der Flucht, so wird man sie nie wiedersehen! Die englische Armee wird sich reformiren, ich kenne sie; ihr Wahlspruch ist der des 57. Regiments: **They will die hard,** — sie werden hart sterben! Ich werde ein zweites Treffen zu liefern haben, entweder in Ludhianae, oder am Sedledsche, oder in Passiput, wo schon so viele Gebeine bleichen; doch ich werde es nur noch mit acht bis zehntausend Europäern zu thun haben: die Anderen haben sich in der ersten Schlacht tödten lassen. Das wird die Sache von ein paar Stunden sein, und Alles ist abgethan. England wird zwei Jahre brauchen, um mir ein neues Heer zu schicken: ein Jahr, um es anzuwerben, ein Jahr, um es zu instruiren. Während dieser zwei Jahre werde ich mich in Delhi aufgehalten haben, um den Thron des Großmoguls wieder aufzurichten und seine Fahne wieder zu erheben. Diese Handlung wird achtzehn Millionen Muselmänner auf meine Seite bringen. Ueberdies erhebe ich wieder die heilige Fahne von Benares; ich mache seinen Raja unabhängig, und habe für mich dreißig Millionen Hindus, den ganzen Lauf vom Ganges, vom Dschumna bis zum Buramputer; ich überschwemme Indien mit aufrührerischen Proclamationen; Fakirs, Joghis, Calenders sind meine Apostel: Alle verkündigen in meinem Namen die Wiederherstellung und die Unabhängigkeit Indiens. Ich schreibe auf meine Flügel: „„Wir kommen, um zu befreien, und nicht um zu erobern; wir kommen, um Allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Hindus,

Muſelmänner, Rajputs, Jhauts, Mahratten, Poligars, Rajas, Nabobs, jagt den Uſurpator fort, bemächtigt Euch Eurer Rechte, Eurer Beſitzungen wieder, erhebet Euch wie zu den Zeiten der Timur und der Nadir, um in den Ebenen des Indus den Reichthum und die Rache zu ernten!"" Von Delhi, ſtatt mich gegen Calcutta zu wenden, was nur eine Handelsniederlage, ein Mittelpunkt von feiger, weichlicher Bevölkerung iſt, marſchire ich durch Agra, Gualior und Candeiſh gegen Bombay, indem ich die Einwohnerſchaften inſurgire und die Rajpute- und Mahratten-Bündniſſe reformire. Bombay, das iſt der Mund, durch den England athmet, es iſt ſein Berührungspunkt mit Europa; iſt Bombay genommen, ſo reiche ich dem Nizam die Hand, ich ſetze Maiſſur in Feuer und Gährung, ich laſſe Madras durch einen meiner Generale erobern, während ich gegen Calcutta marſchire, und Stadt, Wälle, Feſtung, Garniſon, Menſchen und Steine, Alles in den Bengaliſchen Meerbuſen treibe . . . Wollen Sie nach Indien gehen, mein Freund?""

„Der General Lebaſtard de Prémont fiel dem Kaiſer zu Füßen und ging ab. — Seine Geſchichte iſt nun ſehr einfach: er verließ Frankreich unter dem Gerüchte einer falſchen Ungnade, landete in Bombay und folgte der Straße aufwärts, welche Napoleon abwärts verfolgen wollte, — Candeiſh, Gualior, Agra; er erreichte Pendſchab, traf hier einen Mann von Genie, den man Rundſchit Sing nannte, der, von einem dunklen Stamme geboren, ſeit zwölf Jahren von ſeinen Landsleuten erwähltes Oberhaupt war, der die Nation der Sikhs wieder erhoben und ſie der engliſchen Herrſchaft zu entziehen vermocht hatte, der ſich allmälig zum Herrn ſeines Königreichs gemacht hatte, das, ſo groß wie Frankreich, Pendſchab, Multan, Kaſchemir, Peſhawer und einen Theil von Afghaniſten in ſich begriff. Er trat in ſeinen Dienſt, organiſirte das Heer und wartete das Ohr gegen Perſien geöffnet . . . Eines Tages

hörte er ein gewaltiges Geräusch: es war das, welches einstürzend das Glück Napoleons machte! Er glaubte, Alles sei beendigt, beweinte seinen Herrn und beschäftigte sich nur noch mit seinem eigenen Glücke. Im Jahre 1820 verließ ich aber ebenfalls Frankreich; ich kam zu ihm und sagte ihm:

„„Derjenige, welchen Sie beweinen, hatte noch einen Sohn!““

„Seltsam!“ murmelte der junge Prinz, „während ich kaum meinen Namen wußte, gab es dreitausend Meilen von mir Menschen, die mir eine Zukunft vorbereiteten.“

Sodann Sarranti die Hand reichend, sprach er mit einer erhabenen Majestät:

„Was auch der Erfolg dieser langen Ergebenheit, dieser beharrlichen Treue sein mag, ich danke Ihnen, mein Herr, im Namen meines Vaters und in meinem eigenen Namen. — Und nun,“ fügte der Prinz bei, „nun haben Sie mir noch zu sagen, wo, wie, und um welche Zeit Sie meinen Vater verließen, und was die letzten Worte sind, die er Ihnen gesagt hat.“

Sarranti verbeugte sich, um zu bezeichnen, er sei zu antworten bereit.

CIII.

Der Gefangene von St. Helena.

„Sie wissen, wo St. Helena ist? Sie wissen, was St. Helena ist, Hoheit?“

„Man hat mir so viele Dinge verborgen, mein Herr, daß ich Sie bitten muß, zu sprechen, als ob ich gar nichts wüßte,“ antwortete der Prinz.

„Eine erloschene Vulkansschlacke unter dem Aequator, das Klima vom Senegal und von Guinea in der Tiefe von Schluchten, der scharfe, kalte, trockene Wind Schottlands bei jeder Oeffnung der Felsen! Für die Fremden, welche in diesem entsetzlichen Klima zu wohnen genöthigt sind, ist das Ziel des Lebens vierzig bis fünf und vierzig Jahre; für die Eingeborenen fünfzig bis sechzig. Bei unserer Ankunft auf der Insel erinnerte man sich nicht, seit Menschengedenken einen Greis von fünf und sechzig Jahren gesehen zu haben. Es war eine wahrhaft britische Inspiration, den Gast des Bellerophon dahin zu schicken! Nero begnügte sich damit, daß er Seneca nach Sardinien und Octavius nach Lampedusa schickte: allerdings ließ er den Einen in einem Bade ersticken, und gab dem Andern den Befehl, sich die Adern zu öffnen; doch das war Humanität.

„Sie wissen, daß die Insel einen Kerkermeister hatte, und daß der Kerkermeister Hudson Lowe hieß. Sie werden nicht erstaunt sein, Hoheit, daß ich, als ich sah, was Ihr Vater litt, auf den Gedanken kam, seine Flucht zu conspiriren. Ich hatte mich dem zu Folge mit einem americanischen Kapitän in Verbindung gesetzt, der uns Briefe von Ihrem Oheim, dem Exkönig Joseph brachte. Dieser Kapitän und ich, wir hatten einen Entweichungsplan entworfen, dessen Gelingen uns gesichert schien.

„Als ich eines Tags wilde Ziegen jagte, in der Hoffnung, dem Kaiser ein wenig frisches Fleisch zu verschaffen, woran es ihm oft fehlte, begegnete ich dem Kapitän. Wir vertieften uns in eine Schlucht, verabredeten hier unsere letzten Anordnungen, und ich beschloß, noch an demselben Abend dem Kaiser unsere Pläne mitzutheilen. Doch mein Erstaunen war groß, als ich schon beim ersten Worte, das ich aussprach, den Kaiser sagen hörte:

„„Schweig, Dummkopf!““

„„Aber, Sire,““ erwiederte ich, „„laſſen Sie Sie mich wenigſtens Ihnen unſern Plan erzählen; es wird immer Zeit ſein, ihn zu verwerfen, wenn er ſchlecht iſt.““

„„Es iſt unnütz, daß Du Dir dieſe Mühe gibſt... Dein Plan . . .““

„„Nun, Sire?““

„Der Kaiſer zuckte die Achſeln.

„„Dein Plan, ich kenne ihn ſo gut als Du.““

„„Was will Eure Majeſtät damit ſagen?““

„„Höre, mein Braver, und ſuche zu begreifen. Das iſt nun das zwanzigſte Mal, daß man mir die Flucht anbietet.““

„„Und Sie haben es immer ausgeſchlagen?““

„„Immer.““

„Ich blieb ſtumm und wartete.

„„Und weißt Du nun,““ fuhr der Kaiſer fort, „„weißt Du, warum ich mich geweigert habe, zu fliehen?““

„„Nein.““

„„Weil mir die engliſche Polizei den Vorſchlag machen ließ.““

„„Oh! Sire,““ rief ich, „„ich kann Ihnen wohl ſchwören, daß diesmal . . .““

„„Schwöre nicht, Sarranti, und frage Las Caſes, wen er geſtern Abend in der Dunkelheit mit Herrn Hudſon Lowe ſprechend getroffen hat.““

„„Wen, Sire?““

„„Deinen americaniſchen Kapitän, der mir ſo ergeben iſt, Dummkopf!““

„„Iſt das wirklich wahr, Sire?““

„„Ah! Sie zweifeln an meinem Worte, Herr Corſe?““

„„Sire, vor heute Abend werde ich mir von dieſem Menſchen Genugthuung verſchaffen.““

„„Ah! ja wohl! es fehlt nur noch dieſes! Damit man Dich unter meinen Fenſtern henkt, — denn Du

wirſt nicht einmal erſchoſſen! . . Du willſt mir da ein ſchönes Schauſpiel geben!““

„In dieſem Augenblicke erſchien Herr von Montholm an der Thüre.

„„Sire,““ ſagte er, „„der Gouverneur verlangt Sie zu ſprechen.““

„Der Kaiſer zuckte die Achſeln mit einem unbeſchreiblichen Gefühle von Ekel.

„„Laſſen Sie ihn eintreten,““ ſagte er.

„Ich wollte mich entfernen: er hielt mich am Knopfe meines Rockes zurück.

„Sir Hudſon Lowe trat ein. Der Kaiſer wartete, in der Stellung bleibend, in der er ſich gerade befand, ohne ſich umzudrehen, auf die Seite und, ſo zu ſagen, über ſeine Achſel ſchauend.

„„General,““ ſagte der Gouverneur, „„ich komme, um mich bei Ihnen zu beklagen!““

„Hudſon Lowe kam nie aus einem andern Grunde.

„„Ueber wen?““ fragte der Kaiſer.

„„Ueber Herrn Sarranti, der hier gegenwärtig.““

„„Ueber mich?““ rief ich.

„„Herr Sarranti erlaubt ſich zu jagen, . . .““ fuhr Sir Hudſon Lowe fort.

„Der Kaiſer unterbrach ihn:

„„Mein Herr,““ ſagte er mit einem Ausdrucke tiefen Ekels, „„es kommt gut, daß Sie ſich bei mir über Herrn Sarranti zu beklagen haben: ich wollte mich eben über ihn bei Ihnen beklagen.““

„Ich ſchaute den Kaiſer ganz erſtaunt an.

„„Sie beklagen ſich, daß er jagt,““ fuhr er fort; „„ich beklage mich über etwas ganz Anderes: ich beklage mich, daß er conſpirirt.““

„Ich war nahe daran, einen Schrei auszuſtoßen.

„„Ah!““ machte Hudſon Lowe, indem er uns Einen nach dem Andern anſchaute.

„„Ja, der Mann, den Sie hier ſehen, und der ſich für meinen treuen Diener hält, begreift nicht, wel-

ches Interesse ich vor Europa und im Angesichte der Nachwelt habe, hier zu bleiben, hier zu leiden, hier zu sterben; weil er sich nicht gut hier findet, der Undankbare, glaubt er, ich sei auch schlecht hier; er fordert mich daher mit seiner ganzen Macht auf, zu fliehen.""

„„Ah! Herr Sarranti fordert Sie auf?""

„„Zu fliehen, ja. Das setzt Sie in Erstaunen? Mich auch; es ist dennoch so, und gerade in diesem Augenblicke hat er mir einen Entweichungsplan vorgeschlagen.""

„Ich schauerte, als ich diese Worte hörte.

„„Unmöglich!"" rief der General, Verwunderung heuchelnd.

„„Es ist dennoch so, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre habe. Dieser Herr, einverstanden mit dem Kapitän einer americanischen Brigg, — ah! es war der, mit welchem Sie gestern Abend plauderten, — bereitet duckmäuserisch einen Fluchtplan vor, den er mir in dem Momente, wo Sie sich melden ließen, mitgetheilt hat.""

„Der Gouverneur war sicherlich mehr erstaunt über dieses Geständniß, als er es zu sein sich den Anschein gab; da er aber den Plan kannte, weil er ihn selbst angezettelt hatte, und da das Geheimniß noch nicht hatte ruchbar werden können, so mußte er wohl glauben, — ohne daß er zu errathen vermochte, welcher Grund ihn zu dieser Handlung, die ihm wahnsinnig schien, antrieb, — er mußte glauben, der Kaiser spreche die Wahrheit.

„Der Kaiser sah die Gelegenheit des Gouverneur.

„„Ah!"" sagte er, „„ja, ich begreife, Sie wundern sich, daß ich Ihnen so das Geheimniß von einem meiner Getreuen preisgebe; Sie fragen sich, warum ich Ihrer Strenge einen meiner Ergebensten aussetze. Herr Sarranti ist ein Corse, ein wahrer Corse, und Sie kennen die Halsstarrigkeit der Menschen von dieser Race. Nun wohl, Sie haben schon eine glückliche Reinigung vorgenommen; Sie haben schon nach Europa vier von

meinen Dienern zurückgeschickt, fünf sogar: Piontowski, Achambault, Cadet, Rousseau und Santini. Mitten unter uns gereiften, ernsten, resignirten Männern, die wir nichts mehr von der Vorsehung erwarten, ist Sarranti, der diese Vorsehung unterstützen, ihr seine Pläne einblasen, die Ausführung derselben beschleunigen will, eine Brandfackel unablässiger Zwietracht; schon zwanzigmal wollte ich Sie bitten, ihn mit den Andern nach Europa zu schicken; die Gelegenheit bietet sich, ich ergreife sie.““

„Der Kaiser sprach diese Worte mit dergestalt vibrirender Stimme, daß ich mich in seiner Absicht täuschte: ich hielt für Zorn gegen mich, was in Wirklichkeit nur Verachtung gegen den Gouverneur war.

„Ich fiel Ihrem Vater zu Füßen und rief:

„„Oh! Sire, ist es möglich, können Sie den Gedanken gehabt haben, mich zu verbannen, mich, einen Ihrer treuesten Diener? Ist mein Vaterland nicht da, wo Sie sind? wird das Land der Verbannung für mich nicht das sein, wo ich Sie nicht mehr sehe?““

„Der Gouverneur schaute mich mitleidig an: er hatte nie das begreifen können, was er den Fetischismus der Umgebung des Kaisers für den Kaiser nannte.

„„Ei! wer sagt Ihnen, ich zweifle an Ihrer Ergebenheit, mein Herr? Ich bin von derselben im Gegentheile überzeugt,““ antwortete der erhabene Gefangene; „„diese Ergebenheit ist so, daß Sie noch viele Jahre brauchen würden, um, nicht für Sie, sondern für mich das Leben auf St. Helena anzunehmen. So daß Sie für uns nicht nur ein beständiger Gegenstand des Aergernisses, sondern auch ein ewiges Motiv der Furcht sind. Ich sehe Sie nicht ohne Besorgniß von hier weggehen, ich sehe Sie nicht ohne Bangigkeit zurückkommen; . . . um nur von diesem Augenblicke zu reden: geschieht es nicht Ihretwegen, daß ein Mann von der Wichtigkeit des Herrn Gouverneur mich stört und

mir einen Besuch macht, der ihm eben so wenig angenehm ist, als mir? sind Sie nicht, weil Sie behaupteten, ich, der Mann der Bivouacs, der Spartaner, für den eine Wurzel und ein Stück Brod genügen würden, der ich in Italien mit einem Napfe Polenta, in Aegypten mit einer Schüssel Pilau, in Rußland mit gar nichts lebte; sind Sie nicht, weil Sie behaupteten, ich brauche Braten zu meinem Mittagsmahle, auf die Ziegenjagd gegangen, eine strafbare Handlung, welche mit Recht den Zorn des Herrn Gouverneur erregt? Ich verlange also förmlich von Herrn Hudson Lowe, daß er Sie nach Europa zurückschickt; Sie haben einen Sohn zu erziehen, mein Herr, und in den Augen der Natur ist ein Vater viel mehr nöthig bei einem Kinde, das heranwächst, als bei einem Greise, der stirbt, und wäre dieser Greis Cäsar, Karl der Große oder Napoleon. Ich sage Greis beziehungsweise, wohlverstanden; man ist alt mit sieben und vierzig Jahren in einem Lande, wo man mit fünfzig stirbt. Kehren Sie also nach Frankreich zurück, und mag ich leben oder sterben, ich werde nicht vergessen, daß ich genöthigt war, Sie von hier wegzuschicken, weil Sie mich zu sehr liebten.""

„Diese letzten Worte wurden mit so bewegter Stimme gesprochen, daß ich anfing, nicht den wahren Sinn der Worte des Kaisers, wohl aber wenigstens seine wahre Gemüthsverfassung zu begreifen.

„Ich erhob das Haupt, und sein wunderbarer, auf mich geheftet Blick sagte mir das Uebrige.

„Was den Gouverneur betrifft, er sah nichts hierin, als daß er dem Kaiser einen seiner ergebensten Diener nehmen, daß er abermals einen der Zweige der Eiche, welche Europa mit ihrem Schatten bedeckt hatte, fallen machen sollte.

„„Ist es im Ernste die Intention des Generals Bonaparte, daß ich diesen Mann nach Europa zurückschicke?"" fragte er.

„„Sehe ich aus wie ein Mensch, der scherzt?""

sagte der Kaiser. „„Ich verlange positiv, daß man mich von Herrn Sarranti befreit, der mich hier belästigt, weil er mich zu sehr liebt! Ist das klar?““

„Diese Gefälligkeit gehörte zu denjenigen, welche der Kerkermeister von St. Helena seinem Gefangenen zu bewilligen immer bereit war. Der Herr Gouverneur hatte auch die Güte, auf der Stelle dem Verlangen des Kaisers zu entsprechen und anzukündigen, ich werde zwei Tage nachher an Bord einer Brigg der Compagnie, welche in Jamestown auf der Rhede liege und nach Portsmouth abgehe, eingeschifft werden.

„Der Kaiser machte mir ein Zeichen. Ich begriff, er wünsche, daß ich mich entferne. Ich zog mich in Verzweiflung zurück und ließ ihn allein mit dem Gouverneur. Ich weiß nicht, was während dieses Zusammenseins von ein paar Minuten vorging; doch eine Viertelstunde nach dem Abgange von Sir Hudson Lowe sagte mir der General Montholon, der Kaiser verlange nach mir.

„Ich trat ein; der Kaiser war allein . . . Meine erste Bewegung war, mich ihm zu Füßen zu werfen! Ich habe ein sehr hartes, sehr störrisches Aussehen, nicht wahr, Hoheit?“ unterbrach sich der Corse; „man sollte glauben, ich könne mich eben so wenig biegen, als die Eiche unserer Gebirge? Was wollen Sie? vor diesem Manne war alles Rohr, mochte der Wind seines Zornes oder der seiner Liebe wehen!

„„Oh! Sire,““ rief ich, „„wie konnte ich eine solche Behandlung von Ihrer Seite verdienen? Fortgejagt, von Ihnen fortgejagt!““

„Und ich hob meine gefalteten Hände flehend zu ihm auf.

„Er aber bückte sich mit einem Lächeln, — das unglückliche Kind, und wäre es ein Prinz, welches nur durch das, was ihm die Andern davon sagen, das Lächeln seines Vaters kennt! — er aber bückte sich mit einem Lächeln und sprach zu mir:

„„Komm hierher!.. Wirst Du denn Dein ganzes Leben ein Dummkopf sein? komm hierher und ascolta*)!““

„Es war einer von den Ausdrücken der Vertraulichkeit und der guten Laune, wenn er mit mir sprach, daß er sein Französisch mit Italienischem vermischte.

„Ich war also völlig beruhigt.

„„Eure Majestät,““ fragte ich, „„Eure Majestät hat also ihren Entschluß geändert, sie schickt mich nicht weg?““

„„Im Gegentheile, **caro balordo****); ich schicke Dich mehr als je weg.““

„„Hat Eure Majestät gegen mich eine Ursache der Unzufriedenheit, die sie mir nicht sagen will?““

„„Bilden Sie sich zufällig ein, schlimmer Corse, ich würde mir die Mühe nehmen, Ihnen gegenüber Diplomatie zu treiben? Nein, ich wiederhole Ihnen, ich habe mit Ihrer Treue und Ihrer Ergebenheit nur zufrieden zu sein, **signor minchione*****).““

„„Und dennoch schickt mich Eure Majestät weg?““ rief ich.

„„**Si da vero, ma di questo cattivo luogo** †).““

„„Aber warum schicken Sie mich denn weg, Sire?““

„„Weil Du mir hier unnütz bist, während ich Dich in Frankreich brauchen kann.““

„„Oh! Sire,““ rief ich ganz freudig, „„ich glaube, ich fange an zu begreifen.““

„„Das ist kein Unglück!““

„„Befehlen Sie also.““

„„Du hast Recht, es ist keine Zeit zu verlieren; denn wer sagt mir, da Du abreisen mußt, man könne Dich nicht jeden Augenblick entführen?““

---

*) Höre.
**) Lieber Tölpel.
***) Herr Gimpel.
†) Allerdings, doch von diesem erbärmlichen Orte.

„„Ich höre, Sire, und keines Ihrer Worte wird verloren sein, keiner Ihrer Befehle wird vergessen werden.““

„„Du wirst Dich auf dem nächsten Wege nach Paris begeben; Du wirst Clausel, Bachelu, Foy, Gérard, Lamarque, kurz alle diejenigen besuchen, welche weder bei den Bourbonen, noch bei den Ausländern compromittirt sind.““

„„Was soll ich ihnen sagen, Sire?““

„„Du wirst ihnen sagen, Du habest ein Jahr mit mir auf St. Helena gewohnt; St. Helena sei . . . (er schaute umher und fuhr dann mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Bitterkeit fort:) es sei **un luogo simile al paradiso sopra la terra, un luogo ripieno di delizie, che si beve, che si canta, che si balla sempre, che s'anda à spasso per delizioiosi giardini** *). — Ja, in köstlichen Gärten, wo die Blumen nie verwelken, wo die Bäume immer grünen und herrliche Früchte tragen, benetzt von frischen Quellen, an denen Vögel, deren Gesang die Ohren ergötzt, ihren Durst stillen, — **e che d'era finalmente tutto ciò, che può piacere ai santi** **).““

„Ich schaute ihn mit Erstaunen an.

„„Haben sie das nicht gesagt, diejenigen, welche über St. Helena zu schreiben wagten? Haben sie nicht versichert, diese Insel, wo man den Tod mit der Luft einathmet, sei ein Zauberort? ohne Zweifel, damit mein Sohn glaube, ich bleibe hier, weil ich mich hier wohl befinde, und der Reiz des Klimas lasse mich Alles vergessen!““

„„Aber warum bleiben Sie,““ rief ich, „„oder warum versuchen Sie es wenigstens nicht, zu fliehen?““

„„Ei! Dummkopf!““ rief der Kaiser, „„weil die-

*) Ein Ort dem Paradiese auf Erden ähnlich, ein Ort voller Wonne, man trinke, man singe, man tanze immer, man lustwandle in köstlichen Gärten.

**) Und es sei am Ende Alles hier, was den Heiligen gefallen könne.

ser Tod die Vervollständigung meines Lebens ist! Auf dem Throne hätte ich nur eine Dynastie gestiftet; hier stifte ich eine Religion. Indem sie mich ermorden, tödten sich die Könige. Alexander, Cäsar, Karl der Große sind Eroberer gewesen; nicht ein Einziger war Märtyrer. Was hat Prometheus unsterblich gemacht? Nicht daß er das Feuer vom Himmel gestohlen, nicht daß er den Menschen verständig und frei gemacht hat, sondern daß er an den Caucasus gefesselt worden ist, — durch die Gewalt, diesen Henker des Geschickes! Laß mir meinen Caucasus, laß mir mein Golgatha, laß mir meine Schädelstätte und kehre nach Frankreich zurück.""

„„Doch Sie, Sire, doch Sie?""

„„Ich, ich werde hier sterben, das ist zwischen Gott und mir beschlossen. Da ich England physisch nicht in Indien tödten konnte, so muß ich es moralisch in der Geschichte tödten. Es handelt sich also nicht mehr um mich, Sarranti, sondern um meinen Sohn: ich habe ihn mir als meinen Erben gewünscht, Gott hat ihn mir geschenkt; ich habe ihn als mein Kind geliebt, Gott nimmt ihn mir zu gleicher Zeit mit meinem Reiche, und ich vergesse mein Reich, um nur noch an ihn zu denken. Für ihn also, in Rücksicht auf ihn schicke ich Dich nach Frankreich. Suche, wie ich Dir sagte, meine getreuen Generale auf; sie conspiriren meine Rückkehr, sie hoffen mich wiederzusehen, sie haben Unrecht; sie schauen nach Sonnenuntergang, sie haben Unrecht; sie mögen ihre Augen nach der Seite wenden, wo das Morgenroth aufgeht! St. Helena ist nur noch ein Leuchtthurm, Schönbrunn ist der Stern. Nur mögen sie sich hüten, daß sie das unglückliche Kind nicht compromittiren, sie mögen nur handeln, wenn sie des Gelingens sicher sind. Napoleon II. vergrößere nicht die Liste der Astyanax und der Britannicus.""

„Dann sprach er mit einem väterlichen Ausdrucke, von dem ich Ihnen so gern einen Begriff geben möchte:

„„Du, der Du glücklicher bist, als ich, lieber Sarranti, Du wirst dieses theure Kind, dieses gesegnete Haupt sehen; das ist der Lohn, den ich Dir für Deine Treue gegen mich bewahre! Du wirst ihm diese Haare geben, Du wirst ihm diesen Brief geben, Du wirst meinem Sohne sagen, ich habe Dich beauftragt, ihn zu umarmen, und in dem Augenblicke, wo er Dich umarmt, in dem Augenblicke, wo Du fühlst, daß seine Lippen sich auf Deine Wangen legen, wirst Du ihm sagen, Sarranti: „„Das ist ein Kuß, für welchen ein Kaiser sein Reich gegeben hätte; ein Eroberer seinen Ruf; ein Gefangener den Rest der Tage, die er noch zu leben hat.““

Und das Kind und der Mann fanden sich abermals Brust an Brust, Gesicht an Gesicht, ihre Thränen und ihr Schluchzen vermengend! . .

Während der paar Minuten, welche auf diesen Erguß zweier in einer Liebe verschmolzenen Herzen folgte, blieb der Prinz tief nachdenkend, und Herr Sarranti konnte ihn mit Muße prüfend betrachten.

Der Erfolg dieser Prüfung war, daß in dem Momente, wo der Herzog das Haupt erhob und den Mund öffnete, um das Wort an Herrn Sarranti zu richten, die Augen von diesem vor Freude strahlten.

Während der Prinz so in tiefe Betrachtungen versunken war, erschien in der That die männliche Seite seiner Schönheit dem Verschwörer in ihrem ganzen Glanze. Das Gesicht des jungen Mannes drückte in diesem Momente alle Gefühle aus, die in seinem Herzen die Erzählung des treuen Gefährten seines Vaters erweckt hatte, das heißt, den Zorn und den Stolz, die Zärtlichkeit und die Kraft. Diese ausdrucksvolle Physiognomie, dieser Mund voll Verachtung, diese Augen voller Blitze, das war wohl die ideale Schönheit, die er für den Sohn seines Herrns geträumt hatte, und er beklagte es bitter, daß der General Lebastard de Prémont nicht da war, um ihn zu betrachten.

„Ich danke Ihnen noch einmal, mein Herr," sagte der Prinz zu Sarranti, indem er seine großen, noch von Thränen [illegible]ten Augen von der Erde aufschlug und ihm die Hand reichte; „ich danke Ihnen für die Freude und die Betrübniß, die Sie mir seit einer Stunde verursacht haben! . . Es bleibt Ihnen nur noch mir zu sagen, was Ihnen begegnet ist, und was Sie seit dem Tage, wo Sie meinen Vater verließen, bis heute gethan haben."

„Hoheit," antwortete Sarranti, „es handelt sich nicht um mich, und ich würde mich als strafbar betrachten, wenn ich Sie kostbare Augenblicke verlieren ließe."

„Herr Sarranti," sprach der Prinz mit einer zugleich festen und sanften Stimme, die den alten Soldaten beben machte, — denn im Tone dieser Stimme hatte er gewisse Anklänge der Stimme seines ehemaligen Herrn erkannt; „Herr Sarranti, da diese Augenblicke, welche Sie mich verlieren zu lassen befürchten, die glücklichsten sind, die ich erlebt habe, so erlauben Sie mir dieselben so sehr, als es mir möglich sein wird, zu verlängern. Ich bitte, antworten Sie mir auf alle meine Fragen."

Sarranti verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams, und der junge Mann fuhr fort:

„Ich habe in den Zeitungen gesehen, daß Sie bei einem Complotte compromittirt waren, das meine Rückkehr nach Frankreich zu bewerkstelligen bezweckte; das ist schon sieben Jahre her. In einem schlechten Geiste geschriebene Brochuren haben mir den Namen von einigen Märtyrern geoffenbart; erzählen Sie mir ihr Leben, ihren Kampf, ihren Tod; verbergen Sie mir nichts! Ich habe, wie ich hoffe, einen Geist, der gemacht ist, um Alles zu begreifen, ein Herz, das gemacht ist, um Alles zu fühlen; entkräften Sie die Wahrheit nicht; seit langer Zeit träume ich die Stunde, die nun geschlagen hat, und ich bin auf Alles vorbereitet."

Da erzählte der unermüdliche Verschwörer alle Einzelheiten des Complottes, welches ihn Frankreich 1820 zu verlassen bestimmt hatte, ein Complott, über das wir selbst ein paar Worte in einem der früheren Kapitel gesagt haben; alsdann führte er den jungen Prinzen mit sich nach dem Pendschab und zeigte ihm den Hof des Mannes von Genie, den man Rundschit Sing nannte; er sagte ihm, wie er hier den General Lebastard de Prémont gefunden, wie er, Sarranti, den durch den Tod des Vaters verursachten Schmerz dadurch gemildert habe, daß er dieses in der Tiefe Indiens verlorene Leben der Ergebenheit an den Sohn angeknüpft, und wie von diesem Augenblicke an der General und er nur noch eine Idee, einen Plan, ein Ziel gehabt haben: das große Unternehmen, zu dessen Vollbringung sie nach Wien gekommen — die Entführung von Napoleon II.

Der Prinz hörte mit besorgter Theilnahme und mit Bewunderung.

„Nun stehen wir einander von Angesicht zu Angesicht gegenüber," sagte er. „Ich kenne Ihren Zweck. Was sind Ihre Ausführungsmittel?"

„Sire, unsere Ausführungsmittel sind von zweierlei Art: die materiellen Mittel, die politischen Mittel. — Die materiellen Mittel sind Creditbriefe auf das Haus Arnstein und Eskeles in Wien, Grotius in Amsterdam, Baring in London, Rothschild in Paris; alle diese Credite vereinigend können wir auf mehr als vierzig Millionen rechnen ... Wir haben sechs Oberste, die für ihre Regimenter stehen; zwei von diesen Obersten werden vom 15. Februar an in Paris selbst in Garnison sein. Wir haben alle Generale des Kaiserreiches, welche dem Kaiserreiche treu geblieben sind. Was die politischen Mittel betrifft, so ist eine furchtbare Revolution im Begriffe, in Polen, in Deutschland, in Italien auszubrechen. Es bewerkstelligt sich eine liberale Bewegung in Frankreich, und diese Be-

wegung wird, wie die von Enkelados, die Welt umwälzen."

„Aber Frankreich . . . Frankreich?" fragte der junge Mann, der Sarranti nicht erlaubte, sich von dem Punkte zu entfernen, auf den seine Augen geheftet waren.

„Ist Eure Hoheit der Bewegung der Geister gefolgt?"

„Wie soll ich der Bewegung der Geister folgen? Man zieht beständig einen Schleier zwischen die Wahrheit und mich! Es kommen mir Gerüchte zu, und nicht mehr; Scheine blenden mich, und nichts Anderes."

„Ah! Hoheit, dann wissen Sie nicht, wie günstig die Stunde ist, so günstig, daß die Revolution, findet sie nicht zu Gunsten Ihres Namens statt, zu Gunsten eines Mannes oder einer Idee stattfinden wird: dieser Mann ist der Herzog von Orleans, diese Idee ist die Republik."

„Frankreich ist also unzufrieden, mein Herr?"

„Es ist mehr als unzufrieden, Hoheit, es ist gedemüthigt."

„Es schweigt indessen!"

„Wie das Echo, Hoheit."

„Es liegt sich!"

„Wie der Stahl! . . Frankreich wird den Bourbonen die Invasion von 1814, die Occupation von 1815 nicht vergessen; die letzte Lunte von Waterloo ist noch nicht verbrannt, und die Franzosen brauchen nur einen Vorwand, eine Gelegenheit, ein Signal, um die Waffen zu ergreifen; dieser Vorwand, die Regierung bietet ihnen denselben mit ihren Gesetzen über das Erstgeburtsrecht, mit ihren Gesetzen gegen die Preßfreiheit, mit ihren Gesetzen gegen die Jury; diese Gelegenheit, sie wird sich bieten, aus welchem Anlasse? ich weiß es nicht: aus Anlaß der ersten, der besten Sache; dieses Signal, wir werden es geben, Hoheit,

sobald wir hier, unter der Hand, um unsere Bewegung zu unterstützen, das Ansehen Ihres Namens haben."

„Aber," fragte der Prinz, „welche Beweise können Sie mir hinsichtlich der Stimmung Frankreichs für mich geben?"

„Welche Beweise? Ah! nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht undankbar gegen diese Mutter werden, welche Sie anbetet! Welche Beweise! Eine permanente Verschwörung seit 1815: der Kopf von Didier in Grenoble gefallen; die Köpfe von Tolleron, Pleignies und Carbonneau in Paris gefallen; die Köpfe der vier Sergenten von la Rochelle auf den Grève rollend; Berton in Saumur erschossen; Caron in Straßburg erschossen; Tane sich die Adern im Gefängnisse öffnend; Dermoncourt nach den Ufern des Rheins fliehend; Carrel über die Bidassoa entweichend; Manouryl, der eine Zuflucht in der Schweiz findet; Petit-Jean und Beaume, die sich nach America begeben . . . Wissen Sie nichts von der Existenz des in Deutschland unter dem Namen Illuminismus geborenen, nach Italien unter dem Namen Carbonarismus verpflanzten und zu dieser Stunde, in der Dunkelheit der Katakomben unter dem Namen Charbonnerie in Paris wachsenden furchtbaren Bundes?"

„Mein Herr," sprach der Prinz, während er aufstand, „ich will Ihnen einen Beweis geben, daß ich Alles dies weiß, — schlecht vielleicht, aber doch so gut, als ich es wissen kann. Ja, ich kenne die Namen von allen diesen Märtyrern; sind sie aber wirklich für mich gestorben, mein Herr? Conspirirten nicht Einige für den Herzog von Orleans? Didier, zum Beispiel! — Andere für die Republik: wie Dermoncourt und Carrel?"

Sarranti machte eine Bewegung.

Der Prinz ging an seine Bibliothek; er nahm von einem hinter den andern verborgenen geheimen Brette, auf welchem ein paar Bücher und einige Bro-

churen standen, einen Octavband und öffnete Ihn bei der ersten Seite.

Er reichte sodann den Band offen Herrn Sarranti und sagte:

„Sehen Sie!“

Herr Sarranti las laut:

„Plaidoyer von Herrn von Marchangy, Generalprocurator, gesprochen am 29. August 1822 vor dem Assisenhofe der Seine, in der Sache der Verschwörung von la Rochelle.“

„Nun wohl,“ sagte der Prinz, „acht Tage nach der Veröffentlichung dieses Requisitoriums ließ man es mir hier zukommen. Wer? ich weiß es nicht. Wie dem sein mag, unter dem Schwalle der Form habe ich den Grund errathen; wissen Sie nun, was für mich aus dieser Lecture hervorgegangen ist, mein Herr?“

„Nein, Hoheit.“

„Daß keines von diesen Complotten einen bestimmten, sicheren, unerschütterlichen Endzweck hatte. Ich bin ein positiver Geist, Herr Sarranti, und ich habe weder die glühenden Enthusiasmen der Corsen, noch die der Franzosen; ohne einen sehr entschiedenen Geschmack für die abstracten Wissenschaften zu besitzen, denke und handle ich doch mathematisch. Beklagen Sie mich, daß ich eher einem Menschen des Norden, als einem Menschen des Süden gleiche: das Wachs ist französisch, das Gepräge teutonisch . . . Nun wohl, ich sage Ihnen und ich wiederhole Ihnen, keine von diesen Verschwörungen hat mir ernst geschienen. Ich sehe wohl, daß die Revolution in allen Köpfen, daß die Freiheit in allen Herzen ist; ich sehe wohl, daß man die Regierung der Bourbonen umstürzen will, doch um ihr was zu substituiren? um welche Ordnung der Dinge an ihre Stelle zu setzen? Das suche ich vergebens, das sehe ich nicht.“

„Hoheit, es ist unbestreitbar das Kaiserreich, was

man an die Stelle der bestehenden Regierung setzen wird."

„Herr Sarranti!" sagte der junge Prinz den Kopf schüttelnd.

„Oh! was das betrifft, Niemand zweifelt daran, Hoheit!" erwiederte Sarranti mit Ueberzeugung.

„Außer mir, mein Herr," entgegnete der Herzog von Reichstadt; „und das ist wohl Etwas bei den Umständen, in denen wir uns befinden!"

„Ei! Hoheit, Ihr Großvater Franz II. und Herr von Metternich sagen Ihnen das."

„Nein, Herr von Marchangy."

„Oeffnen Sie dieses Buch aufs Gerathewohl, Hoheit, und Sie werden auf der ersten, der besten Seite sehen, mit welcher wüthenden Begeisterung die Einwohnerschaften von Rennes, von Nantes, von Saumur, von Thouars, von Verneuil und von Straßburg dem Namen Napoleons II. zugejauchzt haben."

„Gut, mein Herr," sprach der junge Prinz, „wir wollen öffnen und sehen."

Und den Band aufs Gerathewohl öffnend:

„Nehmen wir, wie Sie sagen, die erste, die beste Seite . . . Ah! das Buch ist offen; ich bin auf die Seite 212 gerathen. Lesen wir."

„„Es gab keinen fest verabredeten, bestimmten Entschluß, weil man über die Wahl der Regierung uneinig war . . .""

„Ich habe eine unglückliche Hand gehabt, wie Sie sehen, Herr Sarranti!" sagte der junge Prinz. „Wenden wir das Blatt um."

Und er las:

„„Die Einen wollten die Republick, die Andern das Kaiserreich . . .""

„Ah! Sie sehen Hoheit," bemerkte eiligst Sarranti: „die Anderen das Kaiserreich."

„Ei! wer sagt die Anderen, sagt nicht die Einen.

Die Anderen, das ist nicht ganz Frankreich! — Doch fahren wir fort."

„„Diese wollten einen fremden Prinzen . . .""

„Das waren schlechte Bürger!"

„„Jene einen in der Volksversammlung gewählten Monarchen . . .""

„Bei dieser Rechnung, Herr Sarranti, bilden wir nur ein Viertel beim einstimmigen Wunsche der französischen Bevölkerung . . . Folgen wir dem Geschichtschreiber."

„„Man hatte also kein festes, entschiedenes Ziel, denn um etwas umzustürzen, muß man wissen, was man an seine Stelle setzen soll . . .""

„Das sagte ich Ihnen so eben, mein Herr, und zwar fast in denselben Ausdrücken. Es thut mir leid, daß ich mit diesem General-Procurator zusammentreffe; doch was wollen Sie! seine Meinung verstärkt die meinige."

„„Um zu rufen: Nieder mit dieser oder jener Ordnung der Dinge! muß man zugleich eine andere Regierungsform proclamiren können . . .""

„Das ist nur eine Wiederholung; doch um so mehr, mein Herr, dient diese Wiederholung zum Beweise, daß das Kaiserreich nicht der einstimmige Wunsch der französischen Nation ist."

„Hoheit," erwiederte voll Wärme Sarranti, „ich gestehe, daß das Princip, welches vor Allem den Geist Frankreichs bearbeitet, die Revolution und besonders der Haß gegen die Dynastie der Bourbonen ist. Man sucht freilich zuerst niederzureißen, wie der Mensch, der einen bösen Traum hat, vor Allem aufzuwachen sucht. Doch es zeige sich ein Führer, und Jeder wird zum Werke des Wiederaufbaus schreiten. Was ist ein in der Versammlung des Volks gewählter Monarch, wenn nicht das Kaiserreich? was ist die Republik, wenn nicht das verkleidete Kaiserreich, mit einem Wahlkaiser zum Oberhaupte, unter dem Titel Consul oder Präsident?

Was einen fremden Prinzen betrifft, wenn will man hiemit bezeichnen, wenn nicht Sie, Hoheit, einen im Auslande erzogenen französischen Prinzen, der Sie aber leicht beweisen werden, daß Sie nie aufgehört haben, Franzose zu sein? Sie sehen logisch und mathematisch? Desto besser, Hoheit. Sie sagen, die Revolution habe kein Ziel? Ich sage Ihnen, daß sie kein Haupt hat. Am Vorabend des 18. Brumaire hatte sie auch kein Ziel: am andern Tage war sie in Ihrem Vater verkörpert. Ich wiederhole Ihnen, Hoheit, es wird genügen, Sie zu nennen, daß alle wahre Patrioten sich erheben; es wird für Sie genügen, zu erscheinen, daß alle Meinungen sich vermengen, daß alle Parteien sich vereinigen: nennen Sie sich also, Hoheit, und erscheinen Sie."

„Sarranti! Sarranti!" rief der Prinz, „geben Sie wohl Acht, welche Verantwortlichkeit Sie der Zukunft gegenüber auf sich nehmen, sollte ich scheitern, sollte ich die Rolle von Karl Eduard spielen, sollte ich das Andenken meines Vaters trüben, sollte ich den großen Namen Napoleon erniedrigen! Manchmal bin ich fast glücklich, daß man mir diesen Namen nicht gelassen hat; durch den Diebstahl, den man an mir begangen, ist er nicht Schimmer um Schimmer gestorben: das Schicksal hat darauf geblasen und ihn unter einem Sturme ausgelöscht!.. Sarranti! Sarranti! gäbe mir ein Anderer als Sie einen solchen Rath, ich würde ihn nicht eine Secunde länger anhören!"

„Hoheit!" rief Sarranti, „ich bin nur das Echo der Stimme Ihres Vaters. Der Kaiser hat mir gesagt: „„Entreiße meinen Sohn den Händen des Mannes, der mich verrathen hat,"" und ich komme, um Sie denselben zu entreißen. Der Kaiser hat mir gesagt: „„Setze auf die Stirne meines Sohnes die Krone von Frankreich!"" und ich komme, um Ihnen zu sagen: „„Sire, kehren wir in die vielgeliebte Stadt Paris zurück, die Sie nicht verlassen wollten!""

„Stille! Stille!" flüsterte der junge Mann wie

wie doppelt erschrocken, — sowohl über den Rath, als über den Titel, den man ihm gab.

„Ja, Sire," wiederholte Sarranti, „Stille, Stille in diesem Gefängnisse, wo Eure Majestät ein so schmerzliches Märtyrthum vollbringt! Doch die Zeiten sind nahe, wo wir Ihren großen Namen in der Sonne ausrufen können, mit solchen Stimmen, daß der Ocean ihn von Welle zu Welle bis an das Grab Ihres Vaters tragen wird! Brechen Sie also Ihre Ketten, brechen Sie Ihre Gitter, und lassen Sie uns gehen!"

„Sarranti," sprach der Prinz mit einer festen Stimme, welche bezeichnete, wenn sein Entschluß einmal gefaßt sei, so werde er nie mehr davon abgehen, „hören Sie mich an. Vorausgesetzt, ich willige ein, Ihnen zu folgen, so muß ich, ehe ich diesen großen Entschluß fasse, mich noch lange mit Ihnen besprechen. Ich habe Ihnen tausend Einwendungen zu machen, die Sie besiegen werden, ich bezweifle es nicht: doch Sie begreifen, mein Freund, ich will nicht fortgerissen werden, ich will überzeugt sein. Mein Ehrgeiz war bis jetzt, bei der Armee eine einfache militärische Auszeichnung zu erlangen . . . Nun träume ich einen Thron, und welchen Thron? den von Frankreich! Sehen Sie, welchen Weg Sie mich in ein paar Stunden haben machen lassen; sehen Sie, mit welchen Riesenschritten wir, seit dem Sie hier, marschirt sind! Gönnen Sie meiner Seele den morgigen Tag, um sich zu erholen, Sarranti; bis dahin werde ich mich in der Einsamkeit und in der Stille im Tragen der großen Rüstung meines Vaters versucht haben; und Sie werden hoffentlich einen Mann an dem Platze finden, wo Sie ein Kind gelassen haben. Aber heute, mein Freund, ist mein Herz voll von so verschiedenartigen Gefühlen, daß ich unfähig wäre, mit Ihnen mit der für die Ueberlegung eines so weit umfassenden Planes nothwendigen Kaltblütigkeit zu sprechen. Geben Sie mir vierundzwanzig Stunden,

Sarranti: im Namen meines Vaters, mit deſſen Schatten ich mich zu berathen habe, verlange ich ſie von Ihnen."

„Sie haben Recht, Hoheit," erwiederte Sarranti mit einer Stimme, welche eben ſo zitternd, als die des jungen Prinzen feierlich war. „Ich bin ſelbſt weiter gegangen, als ich gehen wollte: hier eintretend, wollte ich mit Ihnen nur von Ihrem Vater reden, und unwillkürlich bin ich dazu hingeriſſen worden, daß ich von Ihnen ſprach."

„Uebermorgen alſo, wenn Sie wollen, mein Freund."

„Uebermorgen, Sire, zur ſelben Stunde."

„Zur ſelben Stunde ... Sie werden die Liſte der Generale, der Oberſten und der Regimenter bringen, über die Sie verfügen zu können glauben; ſodann eine Poſtkarte von Europa. Ich will mir Rechenſchaft von der Entfernung geben, die wir zu durchlaufen haben. Kommen Sie mit einem Worte hierher mit einem wohlentworfenen Fluchtplane, und mit Ihren in ein paar Zeilen entwickelten Projecten."

„Hoheit," ſagte Sarranti, „es iſt eine Perſon, der ich nicht zu danken wage, aus Furcht, Verdacht zu erregen; dieſe Perſon werden Sie vor mir ſehen; ich bitte Sie inſtändig, danken Sie ihr in meinem Namen! Nach Ihnen, Hoheit, hat ſie das Recht, über mein Leben zu verfügen."

„Seien Sie unbeſorgt," erwiederte der Prinz erröthend.

Und er reichte ſeine Hand Sarranti, der ſie, ſtatt ſie zu drücken, ehrfurchtsvoll küßte, wie er St. Helena verlaſſend dem Kaiſer die Hand geküßt hatte.

CIV.

Montrouge und Saint-Acheul.

Ueberlassen wir Rosenha ihrer Liebe, den Herzog von Reichstadt seinem Traume, Sarranti und den General Lebastard de Prémont ihrer Hoffnung, und kehren wir nach Paris, das heißt zu dem wahren Mittelpunkte der Ereignisse, welche unsere Erzählung bilden, zurück. Eine große Arbeit erwartet uns dort, und wir rechnen auf die geduldige Neugierde unserer Leser, daß sie uns dieselbe vollbringen helfen.

Es handelt sich darum, einen Moment Halt zu machen und während dieses Moments einen forschenden Blick auf das Jahr 1827 zu werfen, dessen Thore wir öffnen, und das eines der merkwürdigsten des Jahrhunderts ist.

Im ersten Kapitel dieses Buches, — und bemerken Sie wohl, liebe Leser, daß wir schon davon durch Bände getrennt sind, welche dem Umfange eines gewöhnlichen Romans gleich kommen, — im ersten Kapitel dieses Buches, wo der Verfasser den Vorhang von der Scene seines Dramas aufgehen läßt, hat er es versucht, seinen Lesern einen Begriff von dem zu geben, was das physische und moralische Paris jener Epoche war.

Es ist nun Zeit, zu sagen, zu dieser Stunde, wo der Kampf von vier großen Parteien: der royalistischen, der republikanischen, der bonapartistischen und der orleanistischen, beginnt, was das politische, philosophische und artistische Frankreich derselben Epoche war.

Wir werden dies so rasch als möglich thun, und dennoch dränge man uns nicht zu sehr in unserem Gange: wir sind auf dem geraden Wege angelangt,

der zu 1830 führt. Wie auf der Straße von Daulis nach Theben, werden wir nun den Sphinx treffen und ihn, ein moderner Oedipus, zwingen, uns das Räthsel der Revolutionen zu sagen.

Leser, oder vielmehr Freunde, vollbringen Sie also geduldig mit uns die fromme Pilgerfahrt, die wir nach der Vergangenheit machen; in der Vergangenheit muß man das Geheimniß der Zukunft suchen. Die Gegenwart hat fast immer eine Maske, und die Vergangenheit, heraufbeschworen durch die Stimme der Geschichte, aus ihrem Grabe hervorgebend wie Lazarus, die Vergangenheit antwortet allein aufrichtig. Kehren wir also einen Augenblick zur Vergangenheit zurück, die unser Vater ist, die der Großvater unserer Kinder und der Urgroßvater unserer Enkel sein wird.

Ueberdies vergessen wir zu sehr, wie mir scheint, diese Genesis unseres Jahrhunders. Eine der großen Krankheiten unserer Zeit, wo man so rasch unter den Unruhen lebt, wo man so schnell von den Ereignissen zu den Katastrophen fortgerissen wird, ist das Vergessen. Das Vergessen ist aber beinahe immer der Undank.

Dieses Axiom, das wir hier aussprechen, wäre besonders auf uns anwendbar, würden wir das große Jahr 1827 vergessen. In der That, das Jahr 1827 ist der Monat April des neunzehnten Jahrhunderts: wie im Monat April der Frühling erwacht und zuckt, der im Monat Mai mit seinem Blüthenhaupte die Eislage brechen wird, mit welcher die Erde noch bedeckt ist, so erwacht und zuckt vom Jahre 1827 an die Freiheit, welche ganz gerüstet und glänzend aus dem vulcanischen Boden von 1830 hervorspringen soll.

Was ist hinter den fernen Dünsten verborgen, die sie die Augen öffnend erschaut? Sie weiß es nicht; doch die große Beschäftigung dieses Traumes, der ihrem Leben vorherging, ist der Kampf gegen Alles, was sie am Blühen und Früchtetragen verhindern kann.

In einem Buche, welches wir geschrieben haben,

das aber noch nicht erschienen ist *), haben wir eine andere, ebenfalls gigantische, ebenfalls für Frankreich herrliche Epoche die Revue passiren lassen! Diese Revue war die der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, wo Alles sich bewegt, wo Alles sich verwandelt, wo Alles sich erneuert.

Nun wohl, im Jahre 1827 ist es auch die Wiedergeburt, die politische, philosophische und artistische Wiedergeburt; es ist der Kampf auf Leben und Tod des Lichtes gegen die Finsterniß, der Freiheit gegen die Unterdrückung, der Zukunft gegen die Vergangenheit.

Die Gegenwart ist oft nur das Schlachtfeld.

Die Arena ist Paris.

Von Paris, dem lichtvollen Herde, gehen alle Strahlen aus, welche die Welten erleuchten sollen, die einen aufhellend, die andern in Brand steckend!

Warum dies?

Weil das ein Volk von Gläubigen ist, das sich rührt; alle diese Menschen werden gewiß siegen, denn sie kämpfen voll Aufrichtigkeit und glauben das, was sie wünschen.

Wir sind ein wenig heute in Betreff der Revolution von 1830, was das Directorium in Betreff der von 1789 war: wir verspotten sie, und wir leben davon. Doch die zukünftigen Generationen, — das ist wenigstens unsere Hoffnung, — werden, immer unparteiischer als die Zeitgenossen, den großen Männern jeder Art, welche der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts einen so blendenden Glanz verleihen, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ich weiß, — und Madame Roland, welche sich, ihre eigene Größe nicht kennend, in ihren Denkwürdigkeiten beklagt, daß es nicht einen einzigen großen Mann in dem großen Jahre 92, einem Jahre der Riesen, gebe! Madame Roland ist da, um mir als Bei-

*) Das Horoskop.

spiel zu dienen, — ich weiß, sage ich, daß sich die Schatten der großen Männer der Vergangenheit immer zwischen uns und die großen Männer der Gegenwart stellen und uns verhindern, unsere Zeitgenossen in ihrem wahren Lichte zu sehen; doch es trennt uns schon ein Vierteljahrhundert von 1827: wir können also rückwärts schauen, und deutlich, wie vom Gipfel eines Berges herab, diejenigen sehen, die wir nur unbestimmt unten erschaut haben, während wir mit ihnen im Thale oder im Walde reisten.

Der Keim der Revolution von 1830 ist im Schooße Frankreichs schon seit den ersten Monaten des Jahres 1827 niedergelegt. Diese Schauer, welche die große Nation empfindet, und die sie zugleich vor Schrecken und vor Hoffnung beben machen, das ist das Leben, das in der Frucht seiner Eingeweide zu schlagen anfängt.

Die Geburt wird langsam, mühsam, peinlich sein; die Schmerzen werden drei Jahre dauern, doch die Entbindung wird schön sein unter der Julisonne.

Das Jahr 1827 ist fruchtbar an Ungerechtigkeiten, ich weiß es wohl: die Nationen brauchen ungeschlachte Geburtshelfer, damit die Ideen Ereignisse werden.

Nehmen wir also offen diese Reihe von Knechtungen und von Corruptionen, von Lügen und Gewaltthaten, von Verfolgungen und von Betrügereien, welche das Jahr der Incarnation verherrlichen, in Angriff.

Unter dem Drucke der Jesuiten von Montrouge und Saint-Acheul versinkt die Regierung von Karl X. auf dem gekrümmten Wege, aus dem sie nicht mehr herauskommen kann; denn sie ist stumm bei den Klagen, taub für die Warnungen. An einem Tage brandmarkt sie die heiligsten Unabhängigkeiten, an einem andern Tage verbannt sie die öffentlichen Tugenden, mißkennt sie die geleisteten Dienste, befleckt sie die Illustrationen, entfernt sie das Gute, winkt sie dem Bösen herbeizukommen.

Ein ängstlicher und grämlicher, räuberischer und eifersüchtiger, despotischer und aufhetzender Geist, hält sich der Jesuitismus wie ein finsteres Gespenst unter dem Thronhimmel, hinter dem königlichen Stuhle auf. Niemand sieht ihn: Jedermann erräth ihn! Von hier bläst er dem König seine Anatheme gegen jeden Ruhm, seine Eifersucht gegen jedes Glück, seinen Haß gegen jede Intelligenz, seinen Widerstand gegen alle edle Gedanken ins Ohr. Er fürchtet jede freie Seele, jeden erhabenen Geist, jede unabhängige Existenz, er hat Recht: Alles, was nicht sein Diener oder sein Sklave ist, ist sein Feind!

Die Umstände waren aber ernst, und der Kampf versprach heftig zu werden.

Die öffentliche Meinung und die unabsetzbaren Behörden widersetzten sich kräftig dem Umsichgreifen dieser Theokratie; doch der König, doch das Ministerium, doch alle Functionäre der Regierung erhielten das Losungswort von Montrouge und Saint-Acheul und befolgten es blindlings.

Man witterte unbestimmt, in einer Zeit, wo man dies für unmöglich gehalten hätte, etwas wie einen Religionskrieg. Wo sollte dieser Krieg ausbrechen? Man wußte es nicht; doch aller Wahrscheinlichkeit nach würde das Schlachtfeld in Portugal sein, und um diesen Krieg zu unterstützen, floß das Geld von allen Klöstern, von allen Conventen, von allen jesuitischen Associationen Italiens, Frankreichs und Spaniens nach der Halbinsel.

Das Jubiläum von 1826 war in Valencia mit einem Auto da Fe geschlossen worden: der Ketzer Ripoll war verbrannt worden, als befände man sich noch im vierzehnten Jahrhundert. Das war der den liberalen Ideen hingeworfene Handschuh; das war die Trompete der Herausforderung vor dem Schlosse Windsor ertönend. Was wagte Spanien? Hatte es nicht Frankreich, Italien und Oesterreich zu Verbündeten? Hießen

die Häupter der heiligen Ligue nicht Ferdinand **VII.**, Karl **X.**, Gregor **XVI.** und Franz **II.**

Wir haben diese Epoche aus dem Blicke verloren, und wir sind erstaunt, wenn Einer von uns, die todten Felder der Vergangenheit durchschreitend, hier einen Lebensschein erweckt, die Erinnerungen heraufbeschwört und die Ereignisse zwingt, vor unseren Augen wiederzuerscheinen.

Es war wohl eine neue Ligue, wie wir gesagt haben.

Man machte, von Galicien nach Catalonien, die Zählung der Ehelosen, der verheiratheten Männer, der Witwer, Alles dessen, was, mit einem Worte, die Muskete zu tragen im Stande war; man reihte Mönche von allen Orden ein, die man das Exerciren, das Marschiren im militärischen Schritte, das Auferwecken der Processionen von 1580 lehrte; man brachte die Schwerter, die Lanzen, die Feuergewehre, die Kriegsmunition, die Mundmunition zusammen; man sammelte Beiträge in den Klöstern.

Es war in Montrouge eine Druckerei, welche allen Klöstern, allen Congregationen, allen Seminarien, den großen wie den kleinen, Pamphlete lieferte, und was vor Allem in diesen Pamphleten vorherrschte, war der Gedanke von Rom gegen England: es wäre keine Religion möglich, als wenn man England vernichtet hätte! — Seltsam! Napoleon hatte einen Gedanken mit dem Zwecke der Emancipation gehabt; die Bourbonen hatten ihn mit dem Zwecke der Knechtung der Welt. — Man wollte die britische Macht in Indien durch Rußland schlagen; in Hannover durch Preußen; in den Niederlanden und im deutschen Bunde durch Frankreich; in Irland durch die katholische Bevölkerung; in Schottland durch die Nationalität, und in England selbst durch die Anarchie und den Verrath.

Der Krieg gegen Großbritannien war also das Feldgeschrei dieser Verschwörung, welche seit zehn Jahren

in der Dunkelheit fortschritt, welche die Schwäche der Minister, die sich gefolgt waren, nicht niederzuschlagen gewagt hatte, und die die Mitschuld des bestehenden Ministeriums mit aller Macht der Organisation bekleidete. Dieser Krieg sollte aus Anlaß des linken Rheinufers, das man Frankreich zurückgeben wollte, ausbrechen; was aus einem im Grunde religiösen Kriege einen an der Oberfläche politischen Krieg machen würde.

Diese verborgene, finstere, mysteriöse Gewalt hatte sich außer der Charte gebildet und fing an sich in ihrer ganzen Macht hervorzustellen; sicher des Geistes des Königs, trotzte sie der Meinung des Landes: die Jesuiten haben kein Vaterland! sie verachtete die Gesetze: die Jesuiten haben keine andere Gesetze, als die Statuten ihres Ordens; und von Rechtswegen und dem Anscheine nach geächtet, waren sie durch das Factum und in Wirklichkeit die unumschränkten Gebieter von ganz Frankreich. Man hatte ihnen den Vorschlag gemacht, sie mögen das Edict, das sie verbannte, widerrufen: sie hatten sich geweigert und gesagt, annehmen heiße sich der Charte und folglich Institutionen unterwerfen, die sie als gottlos, revolutionär, und besonders als nichtig proclamiren.

Freunde des Königs, Orakel der Minister, Lehrer der Kinder, Beichtväter der Frauen, verfügten sie nach ihrem Belieben über das allgemeine Glück und über den Privatruf; sich als die einzigen Pairs und die einzigen Magistrate des Königreichs betrachtend, verachteten sie die Magistratur und die Pairie, und strengten sich an, sie verächtlich zu machen. Sie fühlten, daß der Widerstand hier war: die Magistratur war unabsetzbar, die Pairie glaubte es zu sein. Die Deputirten-Kammer schien ihnen eine eingedrungene Gewalt, eine Art von schismatischem Concil zu sein; sie betrachteten sich als die legitimen Vertreter des Landes; sie hatten zu Herrn von Villèle gesagt: „Unterstützen Sie uns, und wir werden Sie unterstützen." Herr von Villèle

unterstützte sie, und die Jesuiten hielten treu ihr Versprechen.

Das Ministerium war für die Congregration nur ein Werkzeug bestimmt, Alles das zu zerstören, was ihr Schatten machte, eine Art von botmäßigem Scharfrichter zu Vollstreckung aller ihrer Urtheile; ein Delegat, den sie momentan mit ihren Gewalten betraute, ein Bevollmächtigter beauftragt, den Geist der Nation zu biegen, zu beugen und im Nothfalle zu brechen; ein verantwortlicher Herausgeber bereit, alle Strengen zu üben, die sie befahl; ein Sündenbock bestimmt, von ihr in einem gegebenen Augenblicke allen Haß zu entfernen, den sie erregt hatte.

Sie hatte übrigens in Herrn von Villèle den Mann, den sie brauchte. Herr von Villèle war ihre wahre Creatur; er wußte, daß er ihr, da er nur durch ihren Einfluß in der Gewalt vegetirte, blindlings gehorchen mußte; daß er einer von jenen halb adeligen Plebejern, einer von jenen halb plebejischen Adeligen war, der, da er keine Stütze in den hohen gesellschaftlichen Notabilitäten hatte, sich genöthigt sah, eine anderswo zu suchen und sie zu nehmen, wo er sie fand. Er hatte sie in einer Faction gefunden, für die er wenig Geschmack besaß, man muß es gestehen, die aber vielleicht noch weniger Neigung für ihn hatte. — Die dauerhaftesten Bündnisse bilden sich nicht durch die Gemeinschaft der Grundsätze, sondern durch die der Interessen.

Man kann den Einfluß der mysteriösen Macht von Saint-Acheul nach der Publicität gewisser religiöser Uebungen beurtheilen, welche in Paris selbst bei Gelegenheit des Jubiläums von 1826 stattfanden. Herr von Quelen hatte dieses Jubiläum in einem zugleich politischen und religiösen Ausschreiben angekündigt, das mit aller Heftigkeit die pestartigen Verführungen und das Gift der verderblichen Schriften bezeichnete, welches in den Adern der Gesellschaft kreise,

um bis in die dritte und vierte Generation anzustecken; „beklagenswerthe Wirkungen," sagte der Prälat, „einer äußerst beunruhigenden Zügellosigkeit, welche selbst die eifrigsten Parteigänger jener vernünftigen Freiheit verdammen, für die richtige Grenzen festzusetzen und ein genaues Maß zu ordnen den Weisesten so schwer geworden ist."

Außer den besonderen Stationen, welche eine gewisse Anzahl Devoter truppweise und barfuß machte, fanden vier große Processionen statt, wobei man Karl X., die königliche Familie, Deputationen von allen bürgerlichen und militärischen Corps figuriren sah; man bemerkte Großwürdenträger der Krone vermischt mit langen Reihen von Büßern. Ein Marschall von Frankreich vertauschte seinen Stab gegen eine Kerze; ein ausgezeichneter Advocat hing sich an die Schnur eines Traghimmels, weil er wußte, daß dies die einzige Klingel war, welche das Ministerium der königlichen Gnaden öffnete.

Die Priesterpartei hatte sich also der Gegenwart und der Vergangenheit bemächtigt und fing an die Hand auszustrecken, um ihre Absteckpfähle in der Zukunft einzuschlagen.

„Es gibt nichts," sagte Herr von Montlosier in dem bekannten **Mémoire à consulter**, „es gibt nichts bis auf die Unterbringung der Dienstboten, was man nicht an sich zu reißen suchte. Die Dorfbewohner, die Officiere des Hofes, die königliche Garde konnten der Ansteckung nicht entgehen; es ist zu meiner Kenntniß gekommen," fügte er bei, „daß ein Marschall von Frankreich, nachdem er vergebens für seinen Sohn um die Stelle eines Unterpräfecten nachgesucht hatte, sie nur auf die Empfehlung des Pfarrers von seinem Dorfe bekommen konnte!"

Nach dem Jubiläum, das heißt, nachdem man die Manifestationen erlangt hatte, nahm Alles am Hofe von Karl X. einen nicht nur religiöseren, sondern auch

traurigeren und, wir möchten sogar sagen, bedrohlicheren Anblick an; man hätte sich, durch einen Sprung rückwärts, an den Hof von Ludwig XIV., am Vorabend der Widerrufung des Edicts von Nantes, versetzt geglaubt. In den Tuilerien gänzlich unterdrückt, waren die Schauspiele und die Bälle durch Conferenzen, Predigten, Frömmigkeitsübungen ersetzt worden. Der alte König brachte sein Leben mit Jagen und Beten hin. Man öffne aufs Gerathewohl ein Journal aus jener Zeit, am Anfange, am Ende, oder in der Mitte des Jahres, und man wird darin die unveränderliche, tägliche, stereotype Phrase finden, welche die Drucker hatten clichiren lassen, um die Kosten des Satzes zu ersparen:

„Diesen Morgen um sieben Uhr hat der König die Messe in der Kapelle gehört. — Um acht Uhr ist Seine Majestät auf die Jagd gefahren."

Zuweilen änderte man indessen die Formel, und von Zeit zu Zeit setzte man, ohne Zweifel aus Furcht vor Monotonie:

„Diesen Morgen um acht Uhr ist Seine Majestät auf die Jagd gefahren. — Um sieben Uhr hatte sie die Messe in ihren Gemächern gehört."

Man hätte glauben sollen, die Bevölkerungen müssen vor Freude entzückt, vor Bewunderung außer sich sein, wenn sie alle Morgen diese interessante Neuigkeit lesen, und man hat Mühe, zu begreifen, wie sie sich gegen einen König empören konnten, der so devot vor den Jesuiten und ein so großer Jäger vor dem Herrn war!

Der Herr Herzog von Angoulême, der seit dem Tode von Ludwig XVIII. keinen andern Willen mehr hatte, als den seines Vaters, modelte sich in Allem nach ihm, richtete sein Leben nach dem von Karl X. ein, und überließ sich denselben Religions- und Jagdübungen.

Die Frau Herzogin von Angoulême wurde von

Tag zu Tag finsterer und härter; eine unglückliche Jugend machte ihr ein strenges Alter. Nie sahen sie selbst ihre Vertrautesten lächeln; sie trug auf ihrer Stirne etwas wie einen Reflex der Ereignisse der Vergangenheit, wie ein Vorgefühl der Katastrophen der Zukunft; es schien, sie wittere die Gefahr und sehe, wie ein grauenvolles Gespenst, die Verbannung am Horizont emporwachsen,

Jung, geistreich, wohlwollend, suchte die Frau Herzogin von Berry, wie wir am Anfange dieses Buches gesagt haben, die Monotonie dieses klösterlichen Lebens zu brechen, indem sie ein paar Fêten bald im Elysée, bald in ihrem Schlosse Rosny gab; sie behauptete ihre Popularität dadurch, daß sie einige Almosen immer am rechten Platze austheilte, gewisse Fabriken besuchte, Einkäufe in gewissen Magazinen machte, und sich von Zeit zu Zeit im Theater zeigte; doch das war vergeblich: diese Thätigkeit, welche fieberhaft unter der traurigen Erstarrung um sie her erschien, war unmächtig, den in die religiöse Lethargie, die tiefste von allen Lethargien, versunkenen Hof zu beleben!

Und je mehr die Zeit fortschritt, desto mehr überließ sich der alte König blindlings diesem Strome, der ihn nach dem Abgrunde fortriß.

Quos vult perdere Jupiter,
Dementat*).

---

*) **Wen Jupiter vernichten will, den macht er kopflos.**

CV.

Das Liebesgesetz.

Am 4. November 1826, das heißt an seinem Namensfeste, hatte Karl X. abermals zwei Priester zu den Functionen von Staatsministern berufen: den Herzog von Clermont-Tonnerre, Erzbischof von Toulouse, und Herrn von Latil, Erzbischof von Reims.

Die ultramontanen Bischöfe konnten also wieder das Haupt erheben und den ersten Rang für sich in Anspruch nehmen. Herr von Latil, ihr Dolmetscher bei Karl X., fing, als er kaum im Ministerium festsaß, damit an, daß er den König gegen die Presse aufhetzte. Das, schon so ungerechte und so strenge, Gesetz von 1822 wurde für ungenügend erklärt, und das Versprechen vergessend, das er zum Throne gelangend gegeben hatte, ein durch so gewaltiges Zujauchzen begrüßtes Versprechen, ermächtigte Karl X. die Werkstätten von Montrouge und Saint-Acheul, ein Gesetz zu schmieden, das alle Resultate der Censur hätte, ohne ihren Namen zu tragen, und das beengender für die Buchdrucker und die Schriftsteller wäre.

Man wollte diesmal Alles mit einem Schlage brechen, den Gedanken und das Werkzeug. So gebot, zum Beispiel, eine der Verfügung des Gesetzes, daß alle Schriften von zwanzig Blättern und darunter, die einen fünf Tage, die andern zehn vor der Veröffentlichung deponirt werden. Erfüllte man diese Förmlichkeit nicht, so wurde die Ausgabe confiscirt, und der Drucker zu einer Buße von dreitausend Franken verurtheilt. Die Buchdrucker wurden folglich Censoren der Werke, die sie druckten. Die Verantwortlichkeit lastete gleichmäßig auf den Eigenthümern der Journale: die

Strafen waren exorbitant; die Geldbußen steigerten sich auf fünftausend, zehntausend, zwanzigtausend Franken.

Herr von Peyronnet, Siegelbewahrer, Justizminister, wurde, nach der Adresseberathung mit der gefährlichen Ehre beauftragt, der Deputirtenkammer dieses Gesetz vorzulegen, das zugleich ein Angriff auf die menschliche Intelligenz und auf die Existenz von einer Million Bürger war. Als am andern Tage die Bestimmungen des Gesetzesentwurfes in Paris bekannt wurden, erhob sich auch an allen Punkten der Hauptstadt ein Hurrah der Entrüstung, das sich drei Tage nachher an allen Punkten Frankreichs wiederholte.

Man fühlte, daß auf der Stelle eine furchtbare, unversöhnliche Gährung sich der Geister bemächtigt hatte.

Aus dieser Gährung entstand ein Vorfall, der natürlich seinen Platz in diesem Buche finden muß, das bestimmt ist wie ein Spiegel, — doch wie ein Spiegel, der den Eindruck der Gegenstände bewahrt, — die verschwundenen Ereignisse zu reflectiren.

Der berührte Vorfall wurde veranlaßt durch Herrn Lacretelle, Mitglied der französischen Academie. Diese schätzenswerthe Institution macht, als eine wohlerzogene Tochter, so wenig von sich reden, daß wir mit allem Eifer die Gelegenheit ergreifen, ihr Bestehen im Jahre 1827 zu offenbaren; sie ist vielleicht seitdem gestorben, doch es wird ein Factum für die Geschichte erworben sein, nämlich, daß sie im Jahre 1827 noch lebte.

Von den lebhaftesten Befürchtungen ergriffen, nicht nur für die Freiheit, sondern für die Restauration selbst, stellte Herr Lacretelle in der französischen Academie den Antrag, entweder an den König, ihren Protector, oder an die zwei Kammern eine energische Reclamation gegen einen für die Wissenschaften entehrenden, in der politischen Ordnung unheilvollen Gesetzesentwurf zu richten. Er hatte diesen Schritt mit Herrn Villemain verabredet. Die Mehrzahl der Aca-

demie war entfernt nicht feindlich gegen die Regierung gesinnt; ganz im Gegentheile: die wahren Freunde des Königs waren vielleicht mehr hier als anderswo; und es geschah ohne irgend einen Geist der Abgunst, daß die Versammlung ins Feuer gerieth über diese Motion, welche die Harmonie und die Unabhängigkeit der Wissenschaften so nahe berührte.

Es wurde sogleich der Tag zu einer Zusammenkunft festgesetzt, zu der alle Mitglieder berufen werden sollten. Bei der Eröffnung der Sitzung las man oder versuchte man es vielmehr, zu lesen, einen Brief von Herrn von Quelen, Erzbischof von Paris und Mitglied der Academie; der Eifer dieses Prälaten für die nationalen Freiheiten war sehr erlahmt, wie man dies nach der Stelle seines Ausschreibens beurtheilen konnte, die wir weiter oben angeführt haben, und in seinem Briefe ging er so weit, daß er die Befürchtung äußerte, eine einfache Supplik an den König könnte mit der Auflösung der illustren Körperschaft, welcher anzugehören er die Ehre habe, bestraft werden.

Dieses Uebermaß von Angst war der Gesellschaft äußerst mißfällig, und sie beschloß auf das Verlangen des Herrn von Villemain, die Lesung des Briefes von Herrn von Quelen solle ausgesetzt werden.

Die zahlreichen Beschwerden gegen den Gesetzesentwurf wurden mit Kraft vorgetragen, mit Weisheit erörtert, mit Scharfsinn ins Auge gefaßt von den Herren von Châteaubriand, von Ségur, Villemain, Andrieux, Lemercier, Lacretelle, Parsenal-Grandmaison, Duval und Jouy, welche indessen sehr verschiedenen Meinungsnuancen angehörten. Herr Michaud, der Verfasser der Geschichte der Kreuzzüge, sprach in demselben Sinne, obschon sein monarchischer Eifer durch die Redaction der Quotidienne und besser noch durch die vielen Verfolgungen, die er unter der Regierung des Kaisers ausgestanden hatte, bezeugt wurde. Kurz, dieser Gesetzesentwurf fand nur schüch-

terne, verlegene Apologeten, welche bald die Vertheidigung aufgaben und sich darauf beschränkten, daß sie das Ungebührliche und sogar Unconstitutionelle der Supplik darzuthun suchten . . . Die Motion von Herrn Lacretelle wurde nichtsdestoweniger mit einer Stimmenmehrheit von siebenzehn gegen neun angenommen. Die Herren von Châteaubriand, Villemain und Lacretelle wurden für Abfassung der Petition ernannt.

Unterrichtet von dem, was vorging, suchten die ehrwürdigen Väter von Montrouge, durch welche Schläge sie die Academiker treffen könnten. Châteaubriand war unverwundbar, da man ihn nach und nach aller seiner Aemter beraubt hatte; aber Villemain und Lacretelle waren Professoren bei der philosophischen Facultät. Am 18. Januar erschien im Moniteur eine Ordonnanz, die von ihren Functionen abberief: Villemain, Requetenmeister im Staatsrathe, Michaud, Vorleser des Königs, und Lacretelle, dramatischen Censor. Dieser Staatsstreich in Miniatur setzte Niemand in Erstaunen; man erwartete nun, Villemain und Lacretelle von den Functionen, mit denen sie bei der Universität betraut waren, abberufen und den Cortége der berühmten in Ungnade Gefallenen, die man Royer-Collard, Guizot, Cousin, Poinsot nannte, anwachsen zu sehen.

Der König, — dieser arme in der Jagd und in der Devotion lebende König, — war dergestalt der Sehkraft beraubt durch seine seltsamen Verblender, daß er vergaß, es erheben alle diese in Ungnade gefallenen Royalisten die Stimme nur gegen die Abkömmlinge von Ravaillac aus Liebe für Heinrich IV.!

Doch für die ausgesprochene Ungnade und in Vorhersehung derjenigen, welche ihrer harrte, erhielten die drei Academiker in der Sitzung vom 18. die Glückwünsche und die Umarmungen der ganzen illustren Gesellschaft. Herr Villemain war besonders der Gegenstand einer wohlverdienten Ovation; ohne ein anderes Erbe als sein Talent, mit so geschwächten Augen, daß

man ihn schon für blind hielt, und daß er zu dictiren genöthigt war, verlor Herr Villemain mehr als die Anderen, indem er seine Stelle verlor: er verlor sein Brod, das seiner Frau und seiner Kinder. Allerdings fing er an seinen großen Ruf als Mann von redlichem Herzen und erhabenem Geiste zu begründen, den er sich bis auf diesen Tag zu bewahren gewußt hat, und der ihm bis zu seinem Tode treu sein wird.

Bei seinem Eintritte in den Saal des Instituts erinnerte sich Jedermann des blinden Houdar de la Motte, der auf eine brutale Art von einem Menschen geschlagen wurde, an den er im Vorübergehen gestoßen hatte.

„Ah! mein Herr!" hatte der Dichter gesagt: „Sie werden Ihre Lebhaftigkeit wohl bereuen: ich bin blind."

Die Regierung hatte eben so brutal geschlagen, als der Vorübergehende; nur bereute sie nicht.

Diese Entsetzungen hielten den Entwurf der Supplik nicht auf . . . Zur Wiedervergeltung hielt der Supplikentwurf den Gesetzesentwurf nicht auf.

Herr von Peyronnet ließ vertheidigen oder vertheidigte selbst im Moniteur seinen Gesetzesentwurf; er nannte dieses Werk, das ein Inquisitionstribunal zur Entscheidung vor seinem Richterstuhle hätte in Anspruch nehmen können, ein Liebesgesetz, ein Name, der diesem Gesetze blieb und bleiben wird. Es war zuweilen ein äußerst muthwilliger Geist, dieser College von Herrn von Villèle!

Die Supplik der Academie war nicht der einzige Protestationsact gegen das Liebesgesetz. Alle Buchdrucker Frankreichs vereinigten sich, um zu petitioniren. Royer-Collard, ehmaliger Generaldirector des Buchhandels, übergab der Kammer ihre Petition: sie war bedeckt von zweihundert dreiundzwanzig Unterschriften.

Dieses Gesetz, ein Gesetz der Zornes und der Rache, fing übrigens an seine Früchte zu tragen. Schon in den ersten Tagen der Discussion war ein Stillstand

in den Arbeiten der Druckereien, der Papiermühlen, der Schriftgießereien eingetreten; jede Bestellung hatte aufgehört, der Buchhandel konnte nicht mehr Stand halten.

Die Zahl der Buchdruckereien war für Paris auf achtzig limitirt; doch, abgesehen von denen, welchen es an beständiger Arbeit fehlte, waren mehrere Patente durch das Ministerium entzogen worden. Vergebens kündigten die Buchdrucker von allen Seiten den Verkauf ihrer Patente an: kein Käufer zeigte sich; Niemand wollte sich in eine Industrie wagen, welche fortan nicht nur die Verluste und die Fallimente, sondern auch die Geldstrafen, die Beraubungen, die Gewaltthätigkeiten, die Einkerkerungen zu befürchten hatte.

Nie war ein so grimmiger Haß, ein so barbarischer Zorn ausgebrochen seit dem großen Mordbrenner, den man Omar nannte. Und dieser hatte noch zur Entschuldigung, er verbrenne nur vergangene Bücher, während die Omars von 1827 es auf die Vernichtung der zukünftigen Bücher abgesehen hatten.

Die der Restauration am meisten ergebenen Männer, diejenigen, welche der königlichen Sache am meisten Unterpfänder geliefert und am meisten Zuneigung der Familie der Bourbonen gezeigt hatten, drückten laut und mit Traurigkeit ihren Verdruß über das Benehmen des Ministeriums aus und beklagten die unseligen Folgen dieses Unterdrückungssystemes.

Beängstigt, da sie die Erziehung völlig dem mönchischen Einflusse unterworfen sahen, schauernd vor Furcht bei diesem Winde, der von Saint-Acheul und Montrouge wehte, nahmen viele Familien ihre Kinder aus den Pensionen und Colléges zurück und ließen sie, so weit dies immer möglich war, bei sich bilden, indem sie einem vielleicht minder ausgedehnten, aber mehr moralischen Unterrichte den Vorzug gaben.

Es fragte sich, dieses unglückliche Volk von Frankreich, das jährlich über eine Milliarde Steuern zahlte, das sich zur Ader ließ, um die Mittel zu allen öffent-

lichen Dienſten zu liefern, das nichts Anderes wünſchte, als ſich im Frieden der Entwickelung ſeiner Induſtrie und ſeiner Intelligenz widmen zu können, — es fragte ſich, was es gethan habe, um ſo behandelt, in ſeinen Rechten bedroht, in ſeinen Intereſſen verletzt, in ſeinem Stolze gedemüthigt zu werden, und zwar durch einige kaum und mit Mühe aus ihrer angeborenen Dunkelheit hervorgegangene Menſchen, die ihre Prätenſionen durch keine Talente, durch keine Tugenden, durch keine Fähigkeiten rechtfertigen, und die durchaus keine Stärke haben, als die, welche ſie von einer in Frankreich verhaßten, in Spanien tyranniſchen und überall anderwärts lächerlichen Faction entlehnen!

Und das Seltſame und beſonders Ungerechte bei Allem dem war, daß das Miniſterium, der einzige Urheber der Aufregungen und Unzufriedenheiten, die ſich kundgaben, hievon den Vorwand nahm, um Geſetze zu verlangen, welche viel mehr geeignet waren, die Geiſter aufzureizen, als ſie zu beſchwichtigen; es war die Preſſe, welche das Miniſterium eines Zuſtandes der Dinge bezüchtigte, an dem es ſelbſt allein Schuld war, und die Miniſter hatten keine andere Beweisgründe an ihre Gegner zu richten, als die, welche ſie den drei entſetzten Academikern entgegengehalten hatten: „Ihr ſeid die Feinde der Regierung.“

Uebrigens wurde die Armee, — die alte wenigſtens, diejenige, welche gekämpft, geſiegt, die Welt erobert hatte, — die Armee wurde nicht beſſer behandelt, als die Literatur; und die Willkür der Liguiſten von Montrouge und Saint-Acheul beſchränkte ſich nicht auf die Entſetzung der Academiker, ſie beraubte die Marſchälle von Frankreich der Titel, die der Kaiſer ihnen gegeben hatte, und im Salon des öſterreichiſchen Botſchafters, des Herrn von Appony, hörten trotz des Artikels der Charte, welcher ſagte: „Der alte Adel nimmt ſeine Titel wieder an, der neue Adel behält die ſeinen,“ trotz dieſes Artikels hochberühmte Feldherren ihre

Herzogs- und Fürstentitel von den mit ihrer Meldung beauftragten Lackeien verweigern.

Diese Beleidigung brachte zwei ähnliche Wirkungen hervor, die eine auf einen Rechtsgelehrten, die andere auf einen Dichter. Der Rechtsgelehrte, Herr Dupin der Aeltere, erhob sich in einem an den Constitutionnel gerichteten Briefe lebhaft gegen die den kaiserlichen Illustrationen wiederfahrene Versagung. Das Journal von Herrn Corbière gab Oesterreich vollkommen Recht, erklärte, die französischen Generale seien legitim ihrer Titel verlustig, und der Botschafter von Herrn von Metternich habe das volle Recht, sie ihnen zu verweigern. Der Dichter, Herr Victor Hugo, — Sohn, wie er selbst gesagt hat, eines lothringischen Vaters und einer vendeeischen Mutter, — hatte bis dahin in den royalistischen Gliedern gezählt; doch bei der Beleidigung, welche dieser edlen Armee widerfuhr, deren Kinder er eines war, trat er vor, wie die Helden des Alterthums, welche die Front der Schlachtordnung verließen, um eine Herausforderung anzunehmen oder vorzuschlagen, und warf seinen Handschuh den Aufreizern hin. Drei Tage nach der Soirée des österreichischen Gesandten erschien die Ode an die Säule.

Es war also ein Krieg auf Leben und Tod, erklärt unter allen Formen der Intelligenz, dem menschlichen Geiste, den Gesetzen, den Wissenschaften, der Literatur, der Industrie. Eine seltsame Epoche, die Epoche, wo Rousseau nicht hätte Wähler sein können, und wo Cuvier nicht Geschworener sein konnte!

Alles, was auf die Besserung der Menschen, auf die Läuterung des Geschmacks, auf die Unterstützung des Fortschrittes, auf Aneiferung der Künste, auf Entwicklung der Wissenschaft abzielte; Alles, was zum Zwecke hatte, die Civilisation einen Schritt mehr machen zu lassen, war verboten, verachtet, beschimpft! Die Kunst, die Völker zu verblenden, war für diese schwarzen Gesetzgeber das Geheimniß, zu regieren!

Verbot aber die Regierung das Lesen, so ermunterte sie dagegen die Kneipen, die Lotterien, die Spielhäuser; und rief ihr ein Journal zu: „Ihr begünstigt das Böse; Ihr gebt dem Arbeiter nicht nur die Fähigkeit, sondern auch die Versuchung, die Frucht seiner Arbeit zu verschleudern!“ so antwortete die Regierung: „Ihr verleumdet mich; ich bin die Moralität selbst, und zum Beweise dient, daß die Reglements meiner Polizei den Zutritt zu den Spielhäusern den jungen Leuten unter einundzwanzig Jahren verbieten; daß es verboten ist, um weniger als zwei Franken zugleich zu spielen; daß man weder in einer Blouse, noch in einem Wammse eintreten darf; die Arbeiter und die Handwerksleute sind folglich bewahrt. Leset also meine Reglements, wenn Ihr sie nicht gelesen habt, oder wenn Ihr sie gelesen habt, leset sie noch einmal!“

Das war vollkommen wahr, und diese Polizei-Reglements bestanden effectiv, doch die Regierung sagte nicht, daß sie selbst das Mittel gefunden hatte, diese schützenden Reglements zu vereiteln. Es war verboten, vor dem einundzwanzigsten Jahre in die Spielhäuser einzutreten; an welchem Merkmahle erkannte man aber das Alter? Am Barte: der benachbarte Perruquier klebte einen Schnurrbart und einen Backenbart an, daß dadurch auf der Stelle aus einem sechszehnjährigen Knaben ein volljähriger Mann wurde! Es war verboten, weniger als zwei Franken im Spiele zu setzen; doch vier Unglückliche legten zusammen, um das Recht zu haben, jeder die armseligen zehn Sous zu verlieren, die einen ganzen Tag lang einer Familie Brod gegeben hätten! Es war nicht erlaubt, in einer Blouse oder in einem Wammse in ein Spielhaus einzutreten; doch die Administratoren der Spiele hatten eine Kleiderkammer eingerichtet, wo der Handwerksmann sein Wamms gegen einen Frack und der Arbeiter seine Blouse gegen einen Ueberrock vertauschte!

Was sagt Ihr von dieser moralischen Regierung,

Ihr, die Ihr mit Erstaunen alle diese vergessenen Dinge wiederleset? Ihr sagt, wie wir, nie sei die Anwerbung zur Demoralisation weiter getrieben worden!

CVI.

Journale, Theater, große Männer, Publicisten, Künstler, Maler, Bildhauer, Schauspieler, Marktschreier.

Sodann begannen die Wunder auf allen Seiten.

In Alençon theilte man gegen einen Sou den Bericht über das große Wunder aus, das im Sommer 1826, im Arrondissement Domfront, in Saint-Jean-des-Bois geschehen war. Dasselbe Wunder producirte sich fast zur selben Zeit in anderen Städten, in Cherbourg, zum Beispiel. Glaubwürdige Zeugen, an deren Wahrhaftigkeit zu zweifeln nicht erlaubt war, hatten fünf Blutstropfen aus dem Leibe unseres Herrn Jesu Christi herauskommen sehen.

Ein eben so merkwürdiges, wenn auch weniger wunderbares Ereigniß: der Vicar des Kirchspieles Chateau-Gombert, das auf dem Gebiete von Marseille lag, war eines seiner Pfarrkinder nothzüchtigend ertappt worden!

Ein Vorfall, der sich in Anecy in Savoyen ereignete, bildete das Aergerniß der Tage, in denen unsere Erzählung beginnt. Herr Sace, ein im Lande allgemein geachteter Greis, war im Monat Januar gestorben, ohne den Beistand der Religion empfangen zu haben; der Bischof verweigerte ihm das Begräbniß und schloß schon am Morgen aus Vorsicht die Thüren der Kirche und des Kirchhofes. Um gegen die ihrem Mit-

bürger widerfahrene Beschimpfung zu protestiren, folgten alle Einwohner dem Leichenbegängnisse; man beerdigte den Leichnam an einem abgelegenen Orte. Einige Tage nachher ertheilte der Senat von Chambery dem Bischof den Befehl, unverzüglich den Leichnam des Greises ausgraben zu lassen und ihn mit allen gebräuchlichen Ceremonien in geheiligter Erde zu bestatten.

Kurz vorher hatte aber dieser Bischof, der den Kirchhof nicht öffnen wollte, das Theater schließen lassen; doch der Intendant der Provinz, der nicht dieselben Gründe hatte, wie Seine Herrlichkeit, die Komödie zu fürchten, ließ es zum großen Verdrusse des Prälaten wieder öffnen, und die Truppe von Genf gab hier Vorstellungen unter gewaltiger Acclamation der Stadt.

Man war bei Weitem nicht so frei in Frankreich, als in Savoyen: der Director des Theaters von Amiens bekam den Beweis davon. Mademoiselle Georges, die sich damals des ganzen Glanzes ihrer Schönheit und ihres Talentes erfreute, sollte, nach glorreichen Vorstellungen im französischen Flandern, noch einmal in Amiens spielen und dann nach dem Süden abgehen; doch es fand zwischen Saint-Acheul und dem Director des Theaters ein Proceß statt, der Mademoiselle Georges die Stadt zu verlassen verhinderte; sie sollte vor ihrer Abreise im Leonidas von Pichat spielen, der damals in ganz Frankreich gegeben wurde; die Jesuiten gestatteten aber nicht, daß man den Sieg der Griechen feierte, welche für das Kreuz kämpften, weil sie zugleich das Unrecht begingen, für die Freiheit zu kämpfen.

Wir wissen heute, wer die Streiter waren, welche an dem Kampfe, den jeder Tag bedrohlicher machte, Theil nehmen sollten; man kennt sie alle, Militäre, Advocaten, Banquiers, Gelehrte, Industriemänner, Künstler, Studenten. Von dieser Zeit an sah man unbestimmt im Schatten die Silhouette der Erben der großen Männer von 1789 erscheinen, und, trotz der

Verschiedenheit der Meinungen, verbanden sich Alle gegen den gemeinschaftlichen Feind: die Regierung! Diese großen Männer, wir werden sogleich auf sie zurückkommen; sagen wir aber, vor Allem ein Wort von den Journalen, die dieselben lobten oder angriffen, je nachdem diese Journale royalistisch oder liberal waren; dann werden wir wieder in unser Buch, das heißt in die moralische Geschichte dieser Gesellschaft eingehen, deren politische Geschichte wir in diesem Augenblicke machen, um die Fortsetzung der Ereignisse, welche zu erzählen wir unternommen haben, dem Leser zu überliefern.

Die Journale waren: der Moniteur, ein alter abgenutzter Barometer, für den die Regierungen, welche es auch sein mögen, immer auf: Beständig schön, sind; die Etoile, ein Abendjournal redigirt von Herrn von Villèle, Herrn von Peyronnet und den ehrwürdigen Vätern Godineau, Ronsin und Compagnie; man nannte dieses Blatt **la mauvaise étoile du roi** *); — der Drapeau blanc ein ebenfalls ministerielles Journal, das kämpfend gestorben ist: Ehre dem unglücklichen Muthe! — die Quotidienne auf der Bresche gefallen wie der Drapeau blanc; — die Gazette de France, das einzige von den Blättern jener Zeit, das dieselbe überlebt hat. Das Ministerium hatte die guten Einwohner von Paris drei Millionen schwitzen lassen, um die Journale zu kaufen, welche käuflich waren, und neue zu schaffen, welche Niemand las! Man wußte übrigens längst, daß die Regierung die Absicht hatte, so viel als möglich die Tagespresse zu beschränken und die Zahl ihrer eigenen Organe auf zwei zu reduciren.

Die anderen Journale, — wir bitten diejenigen, welche wir vergessen, um Verzeihung, — die anderen Journale waren: die Débats redigirt von den Brü-

*) Den bösen Stern des Königs.

dern Bertin: der Constitutionnel redigirt von Etienne und Jay; der Globe von Pierre Leroux; die Gazette des Tribunaux, das Echo du Soir, das Journal de Paris, die Pandore, die Revue Protestante, die Revue Encyclopédique, die Revue Britannique, die Revue Americaine, der Mercure.

Die großen Männer hießen Châteaubriand, Béranger, Lamartine, Victor Hugo, Cousin, Guizot, Villemain, Thiers, Auguſtin Thierry, Michelet, Nodier, Lemercier, Benjamin Conſtant, Royer-Collard, von Ségur, Azaïs, Caſimir Delavigne, Arnault, Barthélemy Picard, Andrieux, Jouy, Scribe, Viennet, der ſeine Epiſtel an die Lumpenſammler über die Verbrechen der Preſſe hatte erſcheinen laſſen; Dulaure, der ſeine Geſchichte von Paris veröffentlichte; Couchois Lemaire, der an Herrn von Peyronnet hiſtoriſche Briefe richtete, in denen er die Kammer fragte, ob nicht Grund vorhanden ſei, die Miniſter in Anklageſtand zu verſetzen.

Die Gelehrten waren: Arago, Cuvier, Broussais, Geoffroy Saint-Hilaire, Chomel, Devergie, Poinſot, Thénard, Orfila, Duval, Laplace, Brogniart, Magendie, Fourier, Champollionr.

Die Maler waren: Delacroix, Ingres, Decamps, Horace Vernet, Delaroche, Leopold Robert, Louis Boulanger, die zwei Johannot, welche gerade beſchäftigt waren, die bewunderungswürdigen Vignetten der Werke von Walter Scott, die Goſſelin herausgab, zu zeichnen und ſogar zu malen,

Die Bildhauer waren: David, Pradier, Foyatier, Etex, der mit ſeinem Kain debutirt hatte.

Die Compoſiteurs waren: Roſſini, Herold, Spontini, Meyerbeer, Boieldieu, Auber, Halévy.

Die Sänger waren: Nourrit, Dabadie, Levaſſeur, Chollet, Ponchard, Alexis Dupont; die Damen Dabadie, ti, Rigaud, Paſta, Malibran.

Die vortragenden Muſiker waren: Paganini, Baillot, Brod, Liſzt, Tulou, Vogt, Stockhauſen, Gallay, Renaud, Kalkbrenner, Henri Herz, Lafond; die Damen Stockhauſen, Martainville, Labat.

Wollen Sie bis zum Ende gehen und die Theaterzettel leſen? Gut; für uns iſt das Jahr 1827 geſtern, oder es iſt vielmehr heute.

In der Oper: die Belagerung von Korinth, die Veſtalin, die Nachtigall, das Ballet Aſtolphe und Joconde, der Carneval von Venedig. Man kündigte das Oratorium Moſes für die nächſte Zeit an.

Im Théâtre Français: die Waiſe aus China, der Junge Ehemann, der Eiferſüchtige wider Willen, Taſſo, die Zwei Schwiegerſöhne, die Folge eines Maskenballes; zuweilen der zweite Act von Figaros Hochzeit: die vier anderen waren verboten und wurden erſt unter dem Miniſterium Martignan, auf das Anſuchen von Baron Taylor, wieder geſtattet. Man hatte Ludwig XI. in Peyronne geſpielt, ein Drama in fünf Acten von Mély-Janin, das ſiegreich der romantiſchen Schule die Pforten des Theaters der Rue Richelieu öffnete. Man kündigte die Wiederholung von Artaxerxes an: man brauchte ein Gegengewicht gegen Walter Scott!

Bei den Italienern: Il Turco in Italia, il Barbiere, la Donna del Lago, Tancredi, la Gazza ladra, Semiramide; — nichts als Roſſini. Uebrigens iſt der Theaterzettel von 1854 ungefähr noch derſelbe wie der von 1827.

In der Opera Comique: der Handwerksmann, die Alte, Richard Löwenherz, die weiße Dame, Guliſtan.

Im Odéon iſt die Zahl der Stücke ſo groß, daß man ſie nicht einzuzeichnen vermöchte; alle Wochen regnet es neue. Führen wir aufs Gerathewohl an: die Sicilianiſche Veſper, die Schauſpieler,

Robin des Bois, Margarethe von Anjou, Louise, der Barbier von Sevilla, in welchem Duprez, — ja, unser großer Duprez, — hinter den Gardinen das Lied sang, das Bocage auf der Scene durch Geberden bezeichnete. Man gab überdies: die Erbschaft, die Hochzeit der Schauspielerin, die Fee Valence, Manlius, Othello, Ivanhoe, der Haustyrann, die Zwei Engländer, das Findelkind, die Reise nach Dieppe, Thomas Morus, Emmeline, Euphrosine und Conradin u. s. w. Es wurde endlich gegeben, und das war der Succeß des Tages, der Gewandte Mann oder Alles um emporzukommen, ein Stück, das sein Glück einmal dem vortrefflichen Spiele von Bocage, der die Rolle eines weltlichen Jesuiten gab, und dann den Anspielungen verdankte, an denen es Ueberfluß hatte.

Das Théâtre de Madame spielte Scribe, immer Scribe, nichts als Scribe, und es hatte zweimal Recht, denn so handelnd machte es das Glück eines Mannes von Geist und eines Mannes von Talent: des Herrn Poirson und des Herrn Scribe; lesen Sie die Journale jener Zeit, und Sie werden, wie bei der Messe in der Kapelle und der Jagd des Königs, die unveränderliche Ankündigung finden: die Heirath aus Vernunft von Herrn Eugène Scribe; Einfache Geschichte von Herrn Eugène Scribe; die Ersten Liebschaften von Herrn Eugène Scribe; Michel und Christine von Herrn Eugène Scribe; der Neue Pourceaugnac von Herrn Eugène Scribe; die Mansarde der Künstler von Herrn Eugène Scribe; u. s. w. u. s. w. von Herrn Eugène Scribe.

Im Vaudeville waren Minette und Lepeintre die Wonne der Habitués; — Minette, welche als Millionärin gestorben ist; Lepeintre der Aeltere, der im Saint-Martin-Canal aufgefunden wurde.

Bei den Variétés, Potier, Vernet, Odry, Brunet, Cazot, Lefèvre. Ein gutes, reizendes Theater! wohlverstanden das Théâtre des Variétés im Jahre 1827.

Seit einigen Tagen war das Théâtre des Nouveautés mit Déjazet, Madame Albert, Bouffé, Valnys eröffnet worden.

Die Porte-Saint-Martin spielte: Norma, die Heimath des Schuhflickers, Polichinelle, der Besuch in Bedlam, Jocko oder der brasilianische Affe; Mazurier für das Ballet; Dorval für das Drama.

Im Ambigu-Comique Cartouche von Frédérik dargestellt.

Bei der Gaieté Poulaillier. — Die Censur ließ sehr gern die Abenteuer der Räuber in Scene setzen.

Man schrie übrigens gewaltig gegen die Censur. Die Sache ist nicht neu! werden Sie mir sagen. Man schrie gegen sie nicht weil sie aufzuführen verhindert hatte, sondern weil sie hatte aufführen lassen: die Censur hatte bei der Gaieté ein Stück spielen lassen, in welchem die Nationalgarde beschimpft, geschmäht, angespieen wurde. Das von sehr redlichen Leuten und unter Anderen von Herrn Pillet gemachte Journal de Paris erstaunte, ganz naiv, daß die Censur zur Aufführung eines solchen Stückes Erlaubniß gegeben hatte, und schrie über Scandal. Das Journal de Paris vergaß einfach, daß die von 1789 datirende Nationalgarde, welche Lafayette zum Vater hatte, auf ihren Fahnen einen Namen und ein Datum trug, wodurch die Nerven der hochwürdigen Väter von Montrouge und Saint-Acheul ungemein gereizt wurden. Die Nationalgarde ward auch bei der ersten Gelegenheit aufgelöst.

Wir werden diese, vielleicht ein wenig lange, aber zur Entwicklung unseres Dramas nothwendige Revue beendigt haben, wenn gesagt ist, daß das ehe-

malige Théâtre de la Foire auf Gerüsten, die man zwischen der Gaieté und Madame Saqui errichtet, repräsentirt war, Gerüste, welche dem Herrn Galilée Copernic, so genannt, weil er die Zuschauer am hellen Mittag Sterne sehen ließ, gehörten.

Fügen wir bei, damit der Leser sogleich einen hohen Begriff von der Wichtigkeit dieses Mannes bekommt, eine Wichtigkeit, die er „durch Vorstellungen gegeben mit dem größten Succesſe, — sein Zettel sagt dies, — vor den bedeutendsten Souverains Europas," erlangt hat, daß er der Schwager des berühmten Zozo vom Norden ist, von dem wir in der Biographie unseres Freundes Mélingue *) gesprochen haben, und daß er, um das Publicum durch Possen vor der Thüre zu belustigen, den berühmten Fasiou, den König der Hanswurste seiner Zeit, hat.

Wir hoffen einige Worte über diese erhabenen Possenreißer in den nächsten Kapiteln zu sagen; sie gehören zu der schätzenswerthen Klasse, die man damals Mobicaner von Paris nannte, zu Ehren des schönen Romans von Cooper, der so eben erschienen war.

Nun, da das Theater und die Decorationen bekannt sind, suche der Zuschauer es sich so bequem als möglich im Saale zu machen.

Man wird sogleich anfangen.

---

*) Im Belletristischen Auslande unter dem Titel: „Abenteuer und Drangsale eines Schauspielers," erschienen.

CVII.

Der Commissionär der Rue aux Fers.

Die Rue aux Fers, früher Rue aux Fèvres genannt, lag und liegt theilweise noch, — da man sie nicht ganz niedergerissen hat, — zwischen der Rue Saint-Denis, wo sie ihren Anfang hatte, und dem Marché aux Poirées und der Rue de la Lingerie, wo sie ihr Ende hatte. Längs der Nordseite des Marché des Innocents, parallel mit der Rue de la Ferronnerie, hinlaufend wie ein Fluß, der Früchte, Blumen und Gemüse führt, zwischen den hundert auf ihrer Rechten aufgestellten Schenken und den tausend zu ihrer Linken an einander gereihten Marktbuden durchgehend, gebrach es der Rue aux Fers in der Zeit, zu der uns dieses Kapitel zurückführt, nicht an einer gewissen Farbe, an einem gewissen Pittoresken, welches man nicht wiederfinden wird in unserem nach der Schnur gezogenen, geweißten, kosmetischen und correcten Paris, das wie Turin ein großes Damenbrett zum Gebrauche der Philidor und der Labaurdonnais zu werden droht.

Die Menge mit den buntscheckigen Trachten, die schon in der ersten Morgendämmerung in diese Straße stürzte, wie ein Bienenschwarm, der sich, auf dem durchsichtigen Wege der Luft, nach dem mütterlichen Stocke wendet, bot, so beschattet einerseits durch die schwarzen Mauern der Schenken und beleuchtet andererseits durch die durchbrochenen Buden, ein ganz besonderes, ganz originelles Siegel, das ihr eine große Aehnlichkeit mit den auf den Bildern der alten flämischen Meister gemalten Mengen gab.

Es war ungefähr zehn Uhr Morgens und einer der schönen Morgen des Monats März, wo der Frühling

durchzuscheinen anfängt und sein rosiges Antlitz noch verschleiert von den letzten Nebeln des Winters zeigt.

Die Sonne, welche damals, um die arme Welt wiederzuerwärmen, nicht alle die Umstände machte, die sie in unseren Tagen macht; die Sonne beleuchtete, durch Atmosphäreschichten benetzt von ihren jungen Strahlen schlüpfend, in ihrer ganzen reinen Schönheit die Najaden von Jean Goujou.

Von oben nach unten troff der Markt von Licht, und die Menge feierte instinctartig, ohne es zu wissen, zugleich mit dem dritten Sonntag des Monats März das Frühlingsfest durch Geschrei und schallendes Gelächter so freudig als Lieder.

Und es war wohl Ursache vorhanden, zugleich zu schreien, zu lachen und zu singen: dieser grau und schwarze, gewöhnlich sechs Monate lang und seit sechs Monaten so traurige, so düstere Markt hatte in der Nacht seinen Rosenkranz aufgesetzt, sein Schlüsselblumenkleid angezogen und seinen Veilchenstrauß vorgesteckt: man hätte glauben sollen, es sei der Blumenmarkt.

Käufer, Handelsleute, Vorübergehende, Jeder wollte, die Frauen an ihrem Gürtel, die Männer an ihrem Knopfloche, dieser eine Nelke, jener einen Lack, Einige von den wohlriechenden Pfännchen haben, welche die Natur bei ihrem Erwachen unter die Bewohner des Landes mit ihrer unermüdlichen Freigebigkeit, mit ihrer unerschöpflichen Verschwendung austheilt.

Einer von denjenigen, welche am Wollüstigsten, wenn nicht am Geräuschvollsten dieses Erwachen der Natur zu genießen schienen, war ein in seiner ganzen Länge auf einem Commissionärshaken zwischen der Thüre und dem Fenster vor einer der Schenken, mit denen die Rue aux Fers gesprenkelt ist, ausgestreckter junger Mann, der beide Arme über seinem Kopfe gekreuzt und die Augen der Fontaine aux Innocents zugewendet hatte.

Sah man dieſen jungen Mann, der, vom Kopfe bis zu den Füßen in Sammet gekleidet, ſo nachläſſig ausgeſtreckt war und durch alle Poren die erſten Sonnenſtrahlen einzuathmen ſchien, dieſen Mann mit ſeinen großen ſchwarzen Augen und ſeinem ſchwarzen Barte, ſo hätte man ihn für einen der wollüſtigen, in der Sonne, welche die Chiaje Neapels vergoldet, liegenden Lazzaroni gehalten.

Und dennoch würde, ihn näher oder aufmerkſamer anſchauend, derjenige, welcher beim erſten Blicke dieſe Meinung von ihm gefaßt hätte, ſehr raſch ſeinen Irrthum erkannt und bereut haben, daß er ihn, wenn auch nur eine Secunde, mit jenen ſorgloſen Neapolitanern verwechſelt, deren Geſicht nur Trägheit und Beſtialität ausdrückt.

Es genügte in der That, einen Blick auf das Geſicht dieſes ſchönen jungen Mannes zu werfen, um zu begreifen, daß dies nicht ein Commiſſionär ähnlich denen, welche ihn umgaben, ein gemeiner Laſtträger, kurz ein Saumthier war; — nein, die männliche Schönheit dieſes Geſichtes, das Verſtändige dieſer Phyſiognomie, die Diſtinction des Aeußern, die Originalität der Tracht, Alles offenbarte beim erſten Blicke den Mann, den unſere Leſer ohne Zweifel ſchon als den geheimnißvollen Salvator, als den Hauptheiden unſeres Buches erkannt haben.

Salvator hatte ſchon ſeit ſieben Uhr Morgens ſeine zwei bis drei Commiſſionen gemacht; denn es fehlte ihm nicht an Commiſſionen, und, wir müſſen es bemerken, er empfing die auf ſein Gewerbe bezüglichen Befehle und Aufträge mit derſelben Höflichkeit, wir möchten beinahe ſagen mit derſelben Demuth, mit der es jeder andere Commiſſionär, der nicht dieſelben Eigenſchaften wie er würde beſeſſen haben, hätte thun können. Allerdings vollführte er die Sendungen, mit denen man ihn betraute, mit ganz anderer Intelligenz als einer von ſeinen Kameraden.

War es aus diesem rein moralischen Grunde oder aus einem andern ein wenig mehr physischen, daß die Kundschaft von Salvator fast ausschließlich aus Frauen bestand? Wir vermöchten es nicht zu sagen, und wir lassen unsern Lesern die Freiheit, sich selbst eine Meinung hierüber zu machen.

Für die Vorübergehenden und für die Leute, welchen wenig daran lag, zu wissen, was sich im Geiste oder im Herzen von Salvator bewegte, schaute Salvator die Einzelheiten des reizenden Brunnens an, welche anzuschauen uns nicht mehr einfällt, so sehr sind wir mit denselben seit unserer Kindheit vertraut, oder Salvator überließ sich auch einigen von jenen Träumereien, welche den Träumer dergestalt isoliren, daß er am Ende mitten unter dieser Menge, so beträchtlich sie sein mag, mit seinen Gedanken ganz allein ist.

Doch für uns, die wir ihn von lange her kennen, schaute Salvator nicht den Brunnen an, träumte Salvator nicht: nein, Salvator beobachtete und horchte, — in Erwartung einer Botschaft, die ihn seiner Unbeweglichkeit entziehen würde, — Salvator bildete sich mit Allem dem, was im Bereiche seiner Augen und Ohren vorging, eine Beute, aus der er im gegebenen Momente nur zu schöpfen hatte, um den glänzenden Karfunkel hervorzuholen, der Aller Augen blendete und machte, daß man ihn als einen Zauberer ansah.

Und dennoch war, unter Allem dem, Salvator eher der Mann der That, als der Idee. Gewöhnlich, — und wir haben ihn so verfahren sehen, — handelte er, statt zu träumen, und wenn er zu träumen schien, statt zu handeln, so war dies so, weil er, wie ein geschickter Maschinist, eine Decorationsveränderung, ein unbekanntes Kunststück in der Art der Feerei vorbereitete, die sich in seinem Geiste gestaltete.

Andererseits, obgleich er in diesem Augenblicke unthätig war, war es ihm doch sehr schwer, sich der

Träumerei hinzugeben, selbst angenommen, er hätte das Verlangen hienach gehabt.

Es vergingen in der That nicht fünf Minuten, ohne daß ihn Jemand anredete:

„Sie sind in Verlegenheit?"

„Ja."

„Wenden Sie sich an Herrn Salvator."

„Wo ist er? Ich suche ihn."

„Dort."

„Ah! Herr Salvator! . ."

Und die verlegene Person erzählte Salvator die Ursache ihrer Verlegenheit; und, war es im Rechte, war es in der Medicin, war es in der Moral, war es in der Politik, Salvator hatte immer einen Rath für den Prozeß, ein Recept für die Krankheit, eine Ansicht für die Rechtschaffenheit, ein Licht für die Meinung; so daß die Person, welche gekommen war, um sich bei Salvator Raths zu erholen, erleuchtet oder erleichtert, hoffend oder glaubend wegging.

Er war zugleich für die Bewohner des Quartiers, für die Händler und die Händlerinnen der Halle, und sogar für die einfachen Vorübergehenden, ein Friedensrichter, ein Experte, ein Rechtsberather, ein Arzt des Leibes und des Geistes, ein Rächer des Unrechts. Herr Salvator, das war der Salomo der Halle; und es wurde nicht eine auch nur ein wenig wichtige Angelegenheit abgemacht, über die man ihn nicht zu Rathe zog, wie es keine auch nur ein wenig ernste Streitigkeit gab, bei der man ihn nicht zum Schiedsrichter nahm.

Man hörte also zu jeder Minute immer nur die zwei Worte ertönen: „Herr Salvator! Herr Salvator!" Und fragte ein neugieriger Vorübergehender, wie Jean Robert den Kellner der Freischenke:

„Wer ist das, Herr Salvator?"

So antwortete man ihm, wie der Kellner Jean Robert geantwortet hatte:

„Herr Salvator? bei Gott! das ist . . . Herr Salvator!"

Nichts mehr; der Neugierige mußte sich mit dieser Antwort begnügen.

Nur wenn er Herrn Salvator durchaus sehen wollte, und Herr Salvator war nicht in einem Gange begriffen, zeigte man ihm Herrn Salvator; und fast immer traf der Blick des Fragenden den jungen Mann einen Streit schlichtend, einen Prozeß vergleichend, oder einem verkrüppelten Bettler, einer armen Witwe, die ein Kind auf ihren Armen trug und drei oder vier an ihrem Rocke hängende nachschleppte, Almosen spendend.

Hiedurch erfolgte, daß Käufer oder Verkäufer, Kranker oder Prozeßführer, Bürger oder Mann aus dem Volke, Jeder ihm etwas schuldig war; Dieser einen Rath, Jener eine Lection, ein Anderer ein Almosen. Und der Rath von Salvator war immer so gut, sein Urtheil so richtig, seine Meinung so gerecht, daß mehrere Male der Commissär des Quartiers, verstrickt in den unentwirrbaren Zwistigkeiten seiner Amtsuntergebenen, insgeheim zu dem jungen Manne ging, um sich bei ihm Raths zu erholen, oder ihn zu sich kommen ließ, oder einfach die Parteien zu ihm schickte.

In dem Augenblicke, wo wir diese Erzählung wieder aufnehmen, — das heißt am Sonntag dem 23. März 1827, Morgens um zehn Uhr, war Salvator, wie gesagt, allein, doch nicht für lange, wie wir sogleich sehen werden.

In der That, aus der Thüre der Schenke, an deren Mauer er angelehnt war, kam ein Paar mit frischen, rosigen Wangen, mit glänzenden Augen, mit leicht geöffneten Lippen und Schmelzzähnen hervor: zwei junge Leute, oder vielmehr ein junger Mann und ein Mädchen, leuchtend, funkelnd Beide wie der Sonnenstrahl, der sie in dem Momente, wo sie im Rahmen der Thüre erschienen, übergoß.

Die Augen des jungen Mannes fielen auf Salva-

tor, der ihn nicht sehen konnte, da er den Kopf der andern Seite zugewendet hatte.

„Halt! da ist Herr Salvator!“ sagte der junge Mann mit einem mit Freude gemischten Erstaunen.

„Herr Salvator?“ fragte das Mädchen. „Mir scheint, ich habe diesen Namen schon gehört.“

„Und Du kannst sogar sagen, Du habest sein Gesicht gesehen, Prinzessin . . . gesehen oder erschaut. Du warst allerdings an diesem Tage sehr beschäftigt, armes Kind, und man sieht schlecht mit thränengebadeten Augen.“

„Ah! ja, in Meudon, nicht wahr?“ sagte das Mädchen.

„Ganz richtig, in Meudon.“

„Nun wohl,“ sprach das Mädchen erstaunt und mit leiser Stimme, „aber wer ist denn Herr Salvator?“

„Es ist ein Commissionär, wie Du siehst.“

„Weißt Du, daß er sehr gut aussieht, Dein Commissionär?“

„Und er ist noch viel besser, als er aussieht,“ erwiederte der junge Mann.

Dann machte er eine halbe Wendung rechts, um sich vor den Commissionär zu stellen, und sagte, indem er ihm die Hand reichte:

„Guten Morgen, Herr Salvator!“

Salvator erhob sich halb wie ein Pascha, der Audienz gibt, schaute denjenigen, welcher ihn grüßte, an, nahm dann ohne Zögern und wie ein Mann, der glaubt, seine Intelligenz mache ihn zu jedes Menschen auf der Welt Gleichen, die Hand, die man ihm reichte, und antwortete:

„Guten Morgen, Herr Ludovic!“

Es war wirklich Ludovic, der auf das Verlangen der Person, welche ihm den Arm gab, ein paar Dutzend Austern in der Schenke zur Goldenen Muschel gegessen hatte, die im Rufe stand, sie öffne die frischesten Austern und sie entpfropfe den besten Chablis der ganzen Halle.

„Bei Gott! Herr Salvator," sprach Ludovic, „es ist mir durchaus nicht unangenehm, Sie in der Ausübung Ihrer Functionen zu sehen! Ich brauche nicht weniger als dies, das betheure ich Ihnen, um nicht beharrlich zu glauben, Sie seien ein verkleideter Prinz."

„Und mir auch," erwiederte Salvator dem Complimente ausweichend, „mir ist es auch sehr lieb, daß ich Sie sehe, einmal weil ich Sie sehe und es mir Vergnügen macht, einem Manne von Herz und Talent die Hände zu drücken, sodann weil Sie mir einige Nachrichten über die arme Carmelite geben werden. Wie geht es ihr?"

Ludovic machte eine unbemerkbare Bewegung mit den Schultern.

„Besser," antwortete er.

„Besser heißt nicht gut," entgegnete Salvator.

Ludovic streckte seine Hand in den Sonnenstrahl aus, der den reizenden Kopf seiner Gefährtin beleuchtete.

„Das wird sie hoffentlich vollends wiederherstellen!"

„Physisch, ja," erwiederte Salvator; „doch moralisch? . . Wie viel Jahre wird das arme Kind brauchen . .?"

„Um zu vergessen?"

„Oh! das sage ich nicht! ich habe nicht nöthig gehabt, sie zu sehen, um überzeugt zu sein, daß sie nie vergessen wird."

„Um sich zu trösten also?"

„Sie wissen," sprach Salvator, „die Mißgeschicke, über die man sich am schnellsten tröstet, sind die unwiederbringlichen Mißgeschicke."

„Ja, ich weiß es wohl; ein Dichter sagt:

„**Et rien n'est éternel, pas même la douleur***)!"

„Das ist die Ansicht des Dichters . . . Was ist nun die Ansicht des Arztes?"

„Die Ansicht des Arztes ist, mein lieber Herr Sal-

*) Und nichts währt ewig, nicht einmal der Schmerz.

vator, daß die erhabenen Geister den Schmerz nicht verachten und herunterſetzen dürfen, wie es die gemeinen Organiſationen thun. Der Schmerz iſt eines der Elemente der Natur, eines der Vervollkommnungsmittel zum Gebrauche Gottes! Wie viele Menſchen, Dichter, Künſtler wären unbekannt geblieben ohne einen großen Schmerz oder ein großes Gebrechen? Byron hat das Glück gehabt, hinkend geboren zu werden und eine zänkiſche Frau zu heirathen. Byron verdankt, nicht ſein Genie, — das Genie kommt unmittelbar vom Himmel, — das Ausbreiten, das Erſchließen, das Aufblühen dieſes Genies ſeinen Mißgeſchicken. Carmelite wird ſein wie Byron, nicht ein großer Dichter, aber eine große Künſtlerin, eine Malibran, eine Paſta; etwas mächtiger vielleicht, denn ſie wird unter den Frauen gelitten haben! Wäre ſie mit Colombau glücklich geweſen? Das kann Niemand ſagen. Sie wird ohne ihn berühmt ſein, das verſichere ich."

„Doch mittlerweile . .?"

„Mittlerweile hat ſie bei ſich einen Arzt, der geſchickter iſt, als ich."

„Geſchickter als Sie? Erlauben Sie mir, das zu bezweifeln . . . Und wer iſt dieſer Arzt?"

„Ein Mädchen, das glücklicher Weiſe nicht ein Wort von der Medicin weiß! das aber alle die engeliſchen Worte der Selbſtverleugnung und der Hingebung kennt, mit denen man die Herzen heilt: eine ihrer Freundinnen, ein Zögling von St. Denis, wie ſie, Fragola genannt."

Salvator lächelte und erröthete zugleich, als er ſo von ſeiner Geliebten ſprechen hörte.

Das Mädchen aber, das Ludovic am Arme hatte, verzog den Mund, als ſie ihn einer andern Frau ein ſo pomphaftes Lob ſpenden hörte, und begleitete dieſe Mundverziehung mit einem ſo ſoliden Kneipen, daß ſich der Arzt eines Schreis nicht erwehren konnte.

„Ei! mein Gott," ſagte er, was gibt es denn, Chante-Lilas?"

Salvator, der bis dahin, halb aus Gleichgültigkeit, halb aus Discretion, der Gefährtin des jungen Doctors nur eine geringe Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, wandte, als er dieſen Namen hörte, den Kopf nach ihrer Seite und ſchaute ſie mit einem neugierigen, obſchon wohlwollenden Auge an.

„Ah!" ſagte er, „Sie ſind Mademoiſelle Chante-Lilas?"

„Ja, mein Herr," antwortete das Mädchen ganz ſtolz, daß ſein Name dem ſchönen Commiſſionär bekannt war. „Sie kennen mich?"

„Ich kenne wenigſtens Ihren Namen und Ihre Titel."

„Ah! ah! Du hörſt, Prinzeſſin! — Sie kennen ihren Namen und ihre Titel? woher kennen Sie dieſelben?"

„Weil ich ſie habe von den Vaſallen der Prinzeſſin von Vanvres feiern hören."

„Ja," ſagte Ludovic, „Camille hatte ſie ſo getauft."

„Camille Rozan . . . Sie haben keine Nachrichten von ihm?" fragte Salvator.

„Bei meiner Treue, nein," erwiederte das Mädchen; „ich habe keine Nachrichten von ihm erhalten, und ich hoffe auch keine zu erhalten."

„Und warum dies?" ſagte Ludovic. „Glaubſt Du zufällig, ich ſei eiferſüchtig auf ihn?"

„Oh! mein Herr, ich weiß wohl, daß Sie mir keine ſolche Ehre erweiſen! . . Ah! die Comteſſe du Battoir hatte wohl Recht!"

„Was ſagte die Comteſſe du Battoir?" fragte Salvator.

„Sie ſagte: „„Traue nie den Engländern; ſie ſind alle ſchlimm. Treue nie den Americanern! ſie ſind alle . . ."

„Nun, nun, Prinzessin, Sie werden Frankreich mit den Vereinigten Staaten entzweien.“

„Ah! es ist wahr! . . Und ich vergaß die Comtesse du Battoir!“

„Wo ist sie?“

„Sie erwartet mich oder soll mich an der Barrière Saint-Jacques erwarten, wohin sie gegangen ist, um Ihrem Oheim seine Wunden zu verbinden . . . Rasch, laß uns einen Fiacre nehmen und führe mich dahin, wohin Du mich im Fiacre zu führen versprochen hast.“

„Ah! ja . . . Aber, Prinzessin, Sie glauben also, ich habe, wie Sie, eine Apanage?“

„Gut! wenn man die Millionäre heilt, muß man sich auf dem Golde wälzen.“

„In der That, Herr Ludovic, es scheint, die Einwohner von Vanvres und vom Bas-Meudon sind im Begriffe, dem rettenden Aeskulap einen Tempel zu bauen“

„Nun wohl, Sie mögen mir glauben, wenn Sie wollen: ich befürchte, ich habe der Menschheit einen schlimmen Dienst dadurch geleistet, daß ich diesen würdigen Herrn Gérard herausgerissen; er hat ein Gesicht, das mir ganz und gar nicht gefällt, und wäre hier ein abscheulicher Schurke unter der Haut eines redlichen Mannes verborgen, so würde mich das nicht wundern.“

„Doch, mag er nun ein ehrlicher Mann sein oder nicht sein, — er ist gerettet?“

„Ah! ja . . . Es ist manchmal ein garstiges Gewerbe, das Gewerbe eines Arztes!“

„Sprich offenherzig: wie viel hat er Dir für Deine drei Besuche bezahlt?“

„Prinzessin, da ich absichtlich meine Adresse zu hinterlassen vergaß, und nicht zu Herrn Gérard zurückkehrte, seitdem ich die Ueberzeugung bekommen habe, daß er gerettet ist, so ist das eine Rechnung, welche noch abzumachen.“

„Nun, so gib mir Deine Vollmacht, und ich übernehme die Sache.“

„Es sei, später.“

„Wenn dies?“

„Wann wir uns trennen: das wird mein Abschiedsgeschenk sein.“

„Einverstanden . . . doch mittlerweile fährt hier ein Fiacre vorüber. Holla! Kutscher!“

Der Kutscher hielt an, ließ seine Pferde sich gegen links wenden und führte seinen Wagen auf vier Schritte von der Gruppe.

„Ah! man muß wohl thun, was Du willst, Prinzessin!“ sagte Ludovic.

Sodann zu Salvator:

„Auf Wiedersehen, Herr Commissionär! wie man in Tausend und eine Nacht sagt; denn ich komme auf meine erste Idee zurück: Sie sind entschieden ein verkleideter Prinz.“

Salvator lächelte: die zwei jungen Leute drückten sich die Hand.

Chante-Lilas schleuderte über seine Schulter einen mörderischen Blick Salvator zu; Ludovic fing ihn unter Weges auf.

„Nun, Prinzessin!“ sagte er mit verstelltem Zorne.

„Ah! bei meiner Treue!“ erwiederte Chante-Lilas, „ich weiß nicht, was lügen ist: ich finde ihn sehr hübsch, diesen Commissionär da, und hätte ich Dir nicht für drei Wochen Treue geschworen, so weiß ich, welchen Auftrag ich ihm geben würde.“

„Wohin soll ich Sie führen, Herr?“ fragte der Kutscher.

„Geben Sie Ihre Befehle, Prinzessin,“ sagte Ludovic.

„Porte Saint-Jacques!“ rief Chante-Lilas.

Und der Kutscher ging in der bezeichneten Richtung ab.

CVIII.

Welche hakenförmige Atome es waren, die la Gibelotte an Croc-en-Jambe genietet und Croc-en-Jambe an la Gibelotte gelöthet hatten.

In dem Augenblicke, wo der Fiacre, der Ludovic und Thante-Lilas entführte, an der Ecke der Rue Saint-Denis verschwand, sah Salvator aus den Tiefen von einem der Gewölbe, unter welche einzudringen die Sonne sich zu schämen schien, auf sich, — ähnlich zwei Schatten, nicht aus der poetischen Hölle von Virgil oder der finsteren Hölle von Dante, sondern aus einer einfachen Gasse hervortretend, — die gepaarten Silhouetten von zwei Männern zukommen, die er an dem Alkohol-, Tabak-, Knoblauch- und Baldriangeruche, den sie um sich her ausdünsteten, statt der Wohlgerüche der Jugend, des Frühlings und der Veilchen, welche die zwei Verliebten mit sich fortgenommen, mit geschlossenen Augen als den Vater la Gibelotte, den Kaninchen-Katzenlieferanten der Umgegend, und als seinen getreuen Diener und Freund Croc-en-Jambe, den Lumpensammler-Aufwühler, erkannt hätte, — um so viel mehr erkannte er sie mit offenen Augen.

Bei den Personen, welche, wie Rétif de la Bretonne und Mercier, ein besonderes Studium aus den Neigungen, den Sitten, den Gewohnheiten der niedrigen Klassen, der unteren Schichten der Gesellschaft machen, wird es ein tiefes Erstaunen erregen, wenn sie sehen, daß ein Lumpensammler einen Freund hat. Wir begreifen das Erstaunen dieser Personen, und wir wären erstaunt wie sie, gäbe unsere Stellung als Romanenschreiber, — manchmal ein garstiges Gewerbe, wie vorhin unser Freund Ludovic sagte, und wie man so-

gleich sehen wird, da es uns nöthigt, uns in solchem Schmutze zu schleppen; — gäbe unsere Stellung als Romanenschreiber uns nicht das Vorrecht, Alles zu wissen.

In der That, der Lumpensammler, der, geboren mit einem landstreicherischen-Temperamente, — wir sind der Ansicht der Moralisten, welche behaupten, der Mensch sei der Sklave seines Temperaments; — in der That, sagen wir, der Lumpensammler, der, geboren mit einem landstreicherischen Temperamente, im zartesten Alter aus dem väterlichen Hause durchgegangen ist, um, ein Nomadenleben, ein wildes, fast immer nächtliches Leben führend, Lumpen zu sammeln, der nach Verlauf einiger Jahre seiner Familie dergestalt fremd geworden ist, daß er den Namen seines Vaters vergißt, den seinigen sogar, um des Spitznamens willen, den man ihm gibt, oder den er sich gegeben hat, — der endlich Alles bis auf die Erinnerung seines Alters verliert, — wir glauben, daß der Lumpensammler zur Freundschaft beinahe unfähig ist.

Vor Allem ist die Freundschaft ein edles Gefühl, und die edlen Gefühle, die man häufiger, als man wohl denkt, bei den unteren Klassen der Gesellschaft trifft, existiren nicht beim Lumpensammler, diesem Paria der westlichen Gesellschaften. Mit den ekelhaftesten Lumpen bedeckt, affectirt er eine Art von Unfläthigkeit, isolirt er sich von den Massen, weil er instinctartig begreift, daß sich die Massen von ihm isoliren, wird er allmälig misanthrop, mürrisch, zuweilen boshaft, immer herb und hart.

Bemerken wir beiläufig, daß es unter den Lumpensammlern häufig ehemalige Strafgefangene und unter den Lumpensammlerinnen Prostituirte der niedrigsten Art gibt.

Was hauptsächlich dazu beiträgt, den Lumpensammler zu verdüstern und diesen Hang zur Ungeselligkeit zu vermehren, ist der übermäßige Genuß des Branntweins, der

bei ihm allen Ausdruck übersteigt. Der Branntwein hat für den Lumpensammler und besonders für die Lumpensammlerin, — denn dieses seltsame Thier besitzt sein Weibchen, — einen unglaublichen Reiz, einen Reiz, den nichts aufzuwiegen vermöchte; der Eine und die Andere verzehren so wenig als möglich an Speisen, um sich so oft und so reichlich als möglich ihrer Lieblingsleidenschaft überlassen zu können. Sie bilden sich ein, dieser Flammentrank unterstütze sie so gut als solide Substanzen, weil sie die künstliche Kraft, die ihnen der Alkohol gibt, für wirkliche Kraft halten, während diese Ueberreizung nur die Wirkung eines Mittels ist, das den Magen brennt, statt ihn zu stärken. Es herrscht auch in der Klasse der Lumpensammler eine Sterblichkeit doppelt so groß, als die, welche die anderen Klassen, selbst die unglücklichsten, trifft.

Durch den übermäßigen Genuß des Alkohols erscheint ihnen der Wein gewöhnlich fad, geschmacklos, so daß bei den großen Veranlassungen der Lumpensammler, der einen Augenblick den Branntwein verläßt, sich dagegen dem Genusse des Glühweins gewürzt mit Pfeffer und aromatisirt durch Citrone und Zimmet hingibt, zur großen Verzweiflung der Schenkwirthe, welche, während sie das Geld ihrer Kunden einnehmen, sich darüber entrüsten, daß sie zugleich so viel Elend und so viel Sinnlichkeit sehen.

Man begreift daher, daß es für irgend ein Gefühl, — außer den brutalen Instincten der Natur, — schwierig ist, in das Herz von einem dieser unglücklichen Verworfenen Eingang zu finden, und man darf sich also mit Recht darüber wundern, sieht man einen Lumpensammler mit einem andern Menschen fraternisiren, und wäre dieser Mensch Katzentödter, wie es unser alter Bekannter la Gibelotte war.

Der Vater la Gibelotte war im Grunde auch nicht mit seinem Gefährten Croc-en-Jambe so eng verbunden, wie es der Oberfläche nach den Anschein hatte. Der

Vater la Gibelotte war der Freund des Lumpensammler-Aufwühlers ungefähr wie der Bär der Freund seines Wärters ist, wie die Katze die Freundin der Maus ist, wie der Wolf der Freund des Lammes ist, wie der Gendarme der Freund des Gefangenen ist, wie der Handelsaufseher der Freund des Schuldners ist.

Croc-en-Jambe war in der That der Schuldner von la Gibelotte, und zwar Schuldner für eine ungeheure Summe, bedenkt man, daß der mittlere Verdienst von Croc-en-Jambe nicht zwanzig Sous im Tage überstieg, oder, um genauer zu sprechen, zwanzig Sous in der Nacht. Die Schuld von Croc-en-Jambe gegen la Gibelotte belief sich um diese Zeit auf die fabelhafte Summe von hundert fünfundsiebzig Franken vierzehn Centimes, Kapital und Zinsen inbegriffen.

Croc-en-Jambe behauptete allerdings, er habe in Wirklichkeit nur fünfundsiebzig Livres zehn Sous erhalten; — Croc-en-Jambe protestirte gegen das Decimalsystem und weigerte sich durchaus, es anzunehmen; — er sagte auch, unter dieser Summe habe er zwei Dreißig-Sous-Stücke von Blei und zwei Fünfzehn-Sous-Stücke von Blech getroffen.

Selbst die von Croc-en-Jambe zugestandene Zahl angenommen, wird man sich nun fragen, wie la Gibelotte Gläubiger einer fabelhaften Summe gegenüber von seinem Gefährten, in Betracht der precären Lage dieser zwei Industriellen, habe sein können.

Vor Allem haben wir zu bemerken, daß bei den zwei Industriellen Einer war, dessen Industrie bei Weitem der Vorzug vor der des Andern gebührte: das war die Industrie des Katzentödters. Jede Katze trug la Gibelotte zwanzig bis fünfundzwanzig Sous ein; dreißig bis vierzig Sous, war es eine Angorakatze. Bei der Katze ist nichts verloren: das Fleisch wird Kaninchen, der Balg wird Hermelin.

Nehmen wir zu vier die mittlere Zahl der von la Gibelotte getödteten Katzen an, so haben wir ein Ein-

kommen von fünf Franken täglich, von hundert und fünfzig Franken monatlich, von achtzehnhundert Franken jährlich. Von dieser jährlichen Summe von achtzehnhundert Franken konnte aber la Gibelotte leicht tausend Franken auf die Seite legen, da er sich kaum um seine Nahrung zu bekümmern hatte, weil die Garköche, deren Lieferant er war, für ihn immer einige Ueberbleibsel von Kalbfleisch oder Ochsenfleisch aufbewahrten; — la Gibelotte, wie alle große Jäger, aß nie von seinem Wildpret; — und da er auch nicht für seine Kleidung besorgt sein durfte, weil die Abfallpelze mehr als genügend waren, um ihn Sommer wie Winter zu kleiden.

La Gibelotte war also reich; so reich, daß das Gerücht ging, er habe einen Wechselagenten, und er spiele in der Rente.

Doch in seiner Armuth hatte Croc-en-Jambe etwas, um was ihn la Gibelotte in seinem Reichthum beneidete: Croc-en-Jambe hatte eine Zwergin!

Wie hatte sich Mademoiselle Bébé die Rothe, welche von einem der Schaugerüste des Boulevard entwichen war, mit Croc-en-Jambe verbunden? Dies zu wissen ist von keiner Bedeutung für die Leser, und wir beschränken uns darauf, daß wir die Thatsache bestätigen. Croc-en-Jambe war also der Liebhaber von Mademoiselle Bébé der Rothen, deren Portrait lange auf dem Boulevard du Temple zwischen dem numidischen Löwen und dem bengalischen Tiger figurirt hatte, die hier noch figurirten, zur großen Befriedigung der Neugierigen und zum großen Nutzen der Königin Tamatave, welche, den Martin und den Van Amburgh in der Kunst, die wilden Thiere zu bezaubern, zuvorkommend, in ihren Käfich dreimal des Tages auf die Gefahr, einmal unter drei gefressen zu werden, eintrat. — Nur war, seitdem Mademoiselle Bébé die Rothe aus der Menagerie verschwunden, ihr Portrait vom Anschlagzettel verschwunden.

Warum war nun Mademoiselle Bébé die Rothe aus der Menagerie verschwunden?

Es waren in dieser Hinsicht mehrere Versionen im Umlaufe. Diejenige, welche am meisten auf dem Boulevard Glauben gefunden, war, Mademoiselle Bébé die Rothe habe sich eines Abends im Sacke geirrt, und, statt die Hand in ihren Arbeitssack zu stecken, habe sie dieselbe in den Einnahmesack gesteckt; wonach sie durch irgend eine Oeffnung der Baracke hinausgeschlüpft sei und sich aus dem Staube gemacht habe. Die Königin Tomatore erhob ein gewaltiges Geschrei über den Raub; sie wollte Mademoiselle Bébé die Rothe beim Polizeipräfecten anzeigen, — und es wäre nicht schwierig gewesen, selbst wenn die Flüchtige die Schuhe von Madame du Barry angenommen hätte, sie wieder aufzufinden und zu verhaften; — doch es fand sich in der Baracke des Boulevard du Temple eine Vorsehung, welche über der unklugen Zwergin wachte; das war ein gewisser Herr Flageolet, den man in Paris mit gekreuzten Armen, gekleidet wie ein Kärrner im Sonntagsstaate, spazieren gehen sah, von dem man keine Rente, keine Erbschaft, keine Einschreibung in das große Buch, kein Haus in der Sonne kannte, der aber ganz artig vom Morgen bis zum Abend drei bis vier Fünf-Franken-Stücke in seiner Tasche klingen ließ.

Wer war denn Herr Flageolet?

Herr Flageolet war der Intendant, der Vertraute der Königin Tamatave; ihr Graf Essex, vergleichen wir sie mit Elisabeth; ihr Rizzio, wenn wir sie mit Maria Stuart vergleichen.

Es war sogar eine vermuthliche Erbin genannter Majestät da, deren Abkunft man sicherlich aufgefunden hätte, wäre das Aufsuchen der Vaterschaft nicht durch den Codex verboten gewesen, und die man ohne Zweifel zum Andenken an die Melodie, auf die sie geboren war, Mademoiselle Musette*) nannte.

Nun wohl, Herr Flageolet widersetzte sich förmlich,

*) Dudelsack.

daß irgend eine Anzeige gegen Mademoiselle Bébé die Rothe gemacht werde, und die Königin Tamatave, als sie die Großmuth ihres Geheimenraths sah, die sie in einem gewissen Verdachte der Eifersucht bestärkte, rief:

„Gut, sie mag sich anderswo henken lassen. Ich bin zu glücklich, um ein paar Fünf-Franken-Stücke von einer solchen liederlichen Dirne befreit zu sein!"

Da aber Mademoiselle Bébé nichts von der Großmuth wußte, die man gegen sie auf dem Boulevard du Temple übte, so hielt sie es für klug, sich wenigstens eine Zeit lang zu verbergen; und bald verbreitete sich im Quartier Saint-Jacques das Gerücht, Croc-en-Jambe habe eine Geliebte bei sich, und eifersüchtig wie ein africanischer Bey oder wie ein türkischer Sultan verberge er sie vor Aller Augen. Es war nicht möglich, das Factum zu bewahrheiten, weil die Dachkammer von Croc-en-Jambe auf einen Hof ging.

Mademoiselle Bébé die Rothe, welche nicht einmal, um sich zu zerstreuen, die Aussicht auf eine Straße hatte, wie man in Paris sagt, langweilte sich ungemein; und da sie es nicht wagte, bei Tage auszugehen, aus Furcht von einer anderen Rothen getroffen zu werden, welche sie hätte festnehmen können, so stand sie einen Theil der Nacht am Fenster, horchte auf den Gesang der Nachtigall und zählte die Sterne, während Croc-en-Jambe Lumpen sammelte.

La Gibelotte nun, der einen Katzenwechsel unter dem Hofthore des Hauses, in welchem Croc-en-Jambe wohnte, bemerkt hatte, stellte sich eines Abends an diesem Thore auf den Anstand.

Er sah die Zwergin an ihrem Fenster.

Setzen Sie Romeo an die Stelle von la Gibelotte, setzen Sie Julie an die Stelle von Mademoiselle Bébé, und Sie werden eine bezaubernde Liebesscene, eine poetische Scene haben, die ich Ihnen, wenn Sie es verlangen, liebe Leser, selbst nach Shakespeare erzähle, während ich Sie bitte, nicht von mir die Scene zu be-

gehren, welche zwischen Mademoiselle Bébé und la Gibelotte vorfiel.

Das Resultat der Scene war ganz einfach, daß am andern Tage, mit Croc-en-Jambe frühstückend, la Gibelotte dem Lumpensammler den Vorschlag machte, ihm gegen fünf Franken monatlich, und zwar eingerichtet, eines von den zwei Zimmern abzutreten, die er, la Gibelotte, bewohnte. Da dies eingerichtet gerade so viel war, als Croc-en-Jambe ohne alle Einrichtuug bezahlte, so nahm der Lumpensammler mit Dank das Anerbieten des Katzentödters an, und transportirte zu dem edelmüthigen Manne seine Penaten und die von Mademoiselle Bébé.

Am Ende des Monats offenbarte Croc-en-Jambe, der sich in seinem neuen Domicil äußerst wohl befand, einige Unruhe; als mitleidige Gefährtin erkundigte sich Mademoiselle Bébé nach den Ursachen seines Kummers: Croc-en-Jambe setzte ihr auseinander, daß er befürchte, er werde nicht im Stande sein, seinen Miethzins zu bezahlen.

Mademoiselle Bébé überlegte einen Augenblick, und die Frucht dieser Reflexionen war die Antwort, welche Croc-en-Jambe viel zu denken gab:

„Ich werde die Sache mit la Gibelotte abmachen."

Da aber die Sache wirklich abgemacht wurde, da la Gibelotte nicht mehr vom Miethzinse mit Croc-en-Jambe sprach, so dachte Croc-en-Jambe auch nicht mehr hieran, und da er die glückliche Idee angenommen hatte, nicht mehr an den Miethzins seines ersten Monats zu denken, so hielt er es nicht für ersprießlich, diese Gewohnheit in Betreff der anderen zu verlieren; da ferner ein Monat, zwei Monate, drei Monate ohne alle Reclamation von Seiten von la Gibelotte vergingen, so stellte sich sachte in ihm die Idee fest, er habe das gefunden, was: außer in Sainte-Pélagie, so selten zu finden war, eine unentgeldliche Wohnung.

Mehr noch: war die Nacht schlecht, das heißt reg-

nerisch, kalt oder unfruchtbar gewesen, und Croc-en-Jambe kam durchnäßt, erfroren oder mit leerer Hotte nach Hause, — lauter Umstände, unter welchen Mademoiselle Bébé mit ihrem Lebensgefährten zufrieden zu sein keine Ursache hatte, — so geschah es oft, daß bei den ersten lauten Worten, die er in der Stube seiner Miethsleute hörte, la Gibelotte an die Thüre klopfte, eintrat und, da er die Verdüsterung der Gesichter sah, die Hand in seine Tasche steckte und ihnen zurief:

„Warum? warum? . . Thränen und Zähneknirschen, weil die Lumpenernte schlecht gewesen ist? Die Ernte der Kaninchenbälge ist gut gewesen, und die Freunde sind keine Türken!"

„Und was beweist, daß sie keine Türken sind?" fragte Croc-en-Jambe, skeptisch wie ein Lumpensammler.

„Sprich, wird es Dein Glück machen, wenn ich Dir dreißig Sous leihe?"

„Es wird wenigstens unendlich viel dazu beitragen," antwortete Croc-en-Jambe.

„Nun wohl, so sei glücklich: hier sind fünfzehn!"

„Mit fünfzehn Sous werde ich aber nur halb glücklich sein!"

„Nimm immerhin! verzehre diese . . . Bist Du nur halb glücklich, so werden wir nachher sehen."

Croc-en-Jambe ging, kaufte für fünfzehn Sous flüssiges Glück, statt für fünfzehn Sous solides Glück zu kaufen, trank die Glückseligkeit, statt sie zu essen, und kam in der Regel so glücklich nach Hause, daß er, da er das Gewicht seines Glückes nicht tragen konnte, bald an den Fuß eines Weichsteines, bald an die Hausthüre, bald auf die erste Stufe der Treppe fiel.

Der Lumpensammler fand die Existenz, die ihm sein Freund la Gibelotte bereitete, ziemlich sanft, als eine unerwartete Katastrophe, wie ein Kartenhaus, das Glück, das er auf den Felsen gekittet glaubte, umstürzte. — Der Mensch denkt, der Teufel lenkt!

Die Dinge gingen so, wie wir gesagt haben, drei

bis vier Monate, als, nach dem gemeinschaftlichen Domicil zurückkehrend, ganz lendenlahm von dem Streite, den sie in der Nacht des Fasching-Dienstags mit unseren jungen Leuten gehabt hatten, der Katzentödter und der Lumpensammler in der Mitte von Gendarmen, die ihr die Ehre erwiesen, sie zu begleiten, Mademoiselle Bébé die Rothe sahen, deren Strohsack man bereichert durch zwei silberne Bestecke gefunden, welche von einem benachbarten Bijoutier verschwunden waren, wo die Zwergin am Tage eine Chrysocal-Uhr, die sie der Freigebigkeit von la Gibelotte verdankte, hatte ausbessern lassen.

Die Zwergin, als sie die zwei Freunde gewahrte, blinzelte ihnen auf eine ausdrucksvolle Weise zu. Beide folgten ihr von fern, mit gesenktem Ohr und hängenden Armen, und sahen sie in die Ourfine-Kaserne eintreten, wo sie die Gendarmen, ohne Zweifel aus ehrerbietiger Rücksicht für ihre Reize, zuerst passiren ließen.

Bei diesem Anblicke gerieth Croc-en-Jambe ganz in Verzweiflung, und er bat seinen Freund, ihm ein Fünfzehn-Sous-Stück zu leihen, allerdings bezweifelnd, so groß war sein Schmerz, es werde diese Summe von fünfundsiebzig Centimes, wie die Neuerer sagten, genügen, um ihn zu trösten, doch, bei seiner Ergebung in die Gebote der Vorsehung, wollte er wenigstens den Versuch machen, sich zu trösten.

Unglücklicher Weise war Mademoiselle Bébé die Rothe nicht mehr da, um als Vermittlerin zwischen Croc-en-Jambe und la Gibelotte zu dienen: hiedurch erfolgte, daß la Gibelotte Croc-en-Jambe nicht nur die fünfundsiebzig Centimes verweigerte, sondern daß er ihm überdies erklärte, da er die Summe, die er ihm vorgeschossen, nothwendig brauche, so fordere er ihn auf, sie ihm in möglichst kurzer Frist zu bezahlen. Diese Summe, Miethzins für die Stube (Interesse des Geldes zu zwölf Procent inbegriffen), belief sich aber

auf die ungeheure Zahl hundert fünfundſiebzig Franken vierzehn Centimes.

Die Reclamation führte Kälte zwiſchen den zwei Freunden herbei; von der Kälte gingen ſie zum Zwiſte über; vom Zwiſte waren ſie im Begriffe, zu einem Proceſſe überzugehen, bei welchem die Freiheit von Croc-en-Jambe ſich gefährdet fand; da begegneten ſie am Tage vorher, jeder einzeln, Barthélemy Lelong, der ſeit acht Tagen völlig geheilt von ſeinem Blutſchlage aus dem Cochin-Hoſpital ausgetreten war, und dieſer gab ihnen zugleich einen Rath und machte ihnen eine Einladung: der Rath war, Salvator zum Schiedsrichter bei dem Streite zu nehmen, der ſie trennte; die Einladung war, mit ihm, Barthélemy Lelong genannt Jean Taureau, zur Verherrlichung ſeiner glücklichen Wiederherſtellung ein paar Flaſchen Burgunder in der Schenke zur Goldenen Muſchel, in der Rue aux Fers, zu leeren.

Und darum ſchritten Croc-en-Jambe und la Gibelotte, am Tage vorher noch Feinde aus derſelben Urſache, welche Troja ins Verderben geſtürzt und die zwei Hähne von Lafontaine uneins gemacht hatte; — darum ſchritten Croc-en-Jambe und la Gibelotte, ſagen wir, am vorhergehenden Tage noch Feinde, auf Salvator und die Schenke, Arm in Arm, ſo feſt zu, als ob ſie kein menſchliches Intereſſe oder keine menſchliche Leidenſchaft trennen könnte.

CIX.

Die zwölf Procent des Vaters la Gibelotte.

Die zwei Freunde gingen an Salvator vorbei, und, als hätten sie vergessen, daß dieser ihr Schiedsrichter in einer Angelegenheit vom höchsten Interesse sein sollte, beschränkten sie sich darauf, daß sie ihn ehrerbietig grüßten.

Salvator, der nicht wußte, was für ein Streit sie entzweite, und welche Ehre sie ihm zugedacht hatten, erwiederte ihren Gruß durch ein leichtes Nicken mit dem Kopfe.

Beide traten in die Schenke ein und suchten mit den Augen Barthélemy Lelong; Barthélemy Lelong war aber noch nicht angekommen.

„Nun!“ sagte Croc-en-Jambe, „wenn wir das benützen würden, um unsere Angelegenheit Herrn Salvator aus einanderzusetzen?“

„Das ist mir ganz lieb,“ antwortete la Gibelotte, der im Gegentheile aussah, als ob ihm das gar nicht lieb wäre; „doch mir scheint, man könnte mittlerweile ein Gläschen Drei-Sechs trinken?“

„Du bezahlst also? denn was mich betrifft, meine Nacht ist schlecht gewesen.“

„Gewiß,“ erwiederte la Gibelotte; — „zwei Gläschen Branntwein und den Constitutionnel.“

Der Kellner brachte die zwei Gläschen, schenkte sie mit Fusel voll, gab la Gibelotte den Constitutionnel und entfernte sich wieder mit der Flasche.

„Nun,“ rief la Gibelotte, „was machst Du denn da?“

„Ich?“ fragte der Kellner.

„Ja, Du.“

„Ei! ich gebe Ihnen, was Sie verlangt haben; Sie haben zwei Gläschen und den Conſtitutionnel verlangt, und ich gebe Ihnen den Conſtitutionnel und zwei Gläschen.“

„Und Du nimmſt die Flaſche mit?“

„Allerdings.“

„Nun ſo laß Dir ſagen, Gelbſchnabel, daß man ſo nicht gegen Kunden handelt.“

„Gelbſchnabel?“

„Ich habe geſagt Gelbſchnabel.“

„Er hat geſagt Gelbſchnabel!“ beſtärkte Croc-en-Jambe.

„Und wie handelt man gegen Kunden?“ fragte der Kellner, der nicht hiebei beharrt wäre, hätte la Gibelotte das Wort geleugnet.

„Man läßt die Flaſche und macht nur ein Zeichen an der Höhe des Getränkes; und geht man, ſo iſt das getrunken, was getrunken iſt!“

„Beim Teufel!“ wiederholte Croc-en-Jambe, „was getrunken iſt, iſt getrunken . . . das iſt klar!“

„Und wer von Ihnen Beiden iſt derjenige, welcher bezahlt?“

„Ich,“ erwiederte la Gibelotte.

„Dann iſt es etwas Anderes,“ ſagte der Kellner. Und er ſtellte die Flaſche zwiſchen die zwei Freunde.

„Sprich, Affengeſicht!“ rief Croc-en-Jambe.

„Meinen Sie mich?“ fragte der Kellner.

„Wen denn, wenn's beliebt?“

„Nun, was wollten Sie ſagen?“

„Ich wollte ſagen, Deine Bemerkung ſei nicht artig.“

„Welche Bemerkung?“

„Du haſt geſagt: „„Dann iſt es etwas Anderes.““

„Nun wohl, ja . . . Was weiter?“

„Was weiter? Ich wiederhole Dir, daß das nicht artig iſt. Man iſt ſo gut als Herr la Gibelotte, um für eine Flaſche Branntwein zu ſtehen.“

„Das ist möglich," erwiederte der Kellner; „doch ich habe Befehle."

„Befehle von wem?"

„Befehle vom Herrn."

„Von Herrn Robinet?"

„Von Herrn Robinet."

„Er hat Dir verboten, mir Credit zu geben?"

„Nein; doch er hat mir befohlen nur gegen baar Geld an Sie zu verkaufen."

„So lasse ich es mir gefallen!"

„Das steht Ihnen an?"

„Ja: die Ehre ist befriedigt."

„Dann sind Sie nicht sehr schwierig!"

„Auf Deine Gesundheit, Croc-en-Jambe!" sagte la Gibelotte.

„Auf Deine Gesundheit, la Gibelotte!" erwiederte Croc-en-Jambe.

Und Beide nahmen ihr Glas Branntwein in Angriff, — jeder mit seinem Charakter; Croc-en-Jambe, indem er es in seine Kehle warf, wie er einen Brief in die Postlade geworfen hätte, la Gibelotte schlürfend.

„Hast Du das Bulletin der gestrigen Börse gesehen?" fragte la Gibelotte; „ich habe es nicht gesehen."

„Du vergissest, daß ich nicht lesen kann," erwiederte Croc-en-Jambe.

„Ah! es ist wahr," sagte la Gibelotte mit einem Ausdrucke der Verachtung.

„Die Fünfprocentige hat 100 Franken 75 Centimes gemacht," bemerkte ein Nachbar mit schwarzem Rocke, mit einer fettigen Halsbinde, mit einer Kette von Chrysocal und mit zweifelhafter Miene.

„Ich danke, Herr Guy d'Amour," erwiederte la Gibelotte.

Und er schenkte Croc-en-Jambe ein zweites Glas Branntwein ein.

„Dann ist es für heute Baisse," fügte er bei.

„Darauf wollte ich meine Hand ins Feuer legen,"

ſprach Croc-en-Jambe, während er die Hand an ſein Glas legte.

„In dieſem Falle habe ich Luſt, zu kaufen," ſagte la Gibelotte mit dem Aplomb eines alten Wechſelagenten.

„Ich, ich würde kaufen!" erwiederte hoffärtig Croc-en-Jambe.

Und er ſandte ein zweites Glas Branntwein dem erſten nach.

La Gibelotte ſchenkte ihm ein drittes ein.

„Haſt Du geſehen, auf welche Art dieſer Geck Salvator uns gegrüßt hat?" fragte er ſeinen Gefährten.

„Nein, ich habe es nicht geſehen," antwortete Croc-en-Jambe.

„Das iſt um ſchwitzen zu machen!.. Ah! er hält ſich alſo für den König der Commiſſionäre?"

„Mich dünkt, er hält ſich für etwas Beſſeres als dies," ſagte Croc-en-Jambe.

„Wäreſt Du meiner Meinung," fuhr la Gibelotte fort, indem er dem Lumpenſammler ein viertes Glas einſchenkte, „ſo würden wir unſere Rechnung als zwei wahre Freunde, was wir ſind, ordnen, ohne einen Dritten in unſere Geldangelegenheiten ſich einmiſchen zu laſſen."

„Mir iſt das ganz kleb; doch ich ſage Dir zum Voraus, daß es mich entſetzlich durſtig macht, von den Angelegenheiten zu reden."

„So laß uns trinken!" rief la Gibelotte.

Und er ſchenkte ein fünftes Glas Branntwein Croc-en-Jambe ein, dem es vor den Augen zu flimmern anfing.

„Ich ſagte alſo," ſprach la Gibelotte, „Du ſeiſt mir die Summe von hundert fünfundſiebzig Franken vierzehn Centimes ſchuldig."

„Und ich," entgegnete Croc-en-Jambe, der das Zahlengedächtniß noch nicht verloren hatte, „ich ſagte, ich ſei Dir nur die Summe von fünfundſiebzig Livres zehn Sous ſchuldig."

„Weil Du hartnäckig nur das Kapital rechnest.“

„Das ist wahr,“ erwiederte Croc=en=Jambe, sein Glas hinreichend; „ich rechne hartnäckig nur das Kapital.“

La Gibelotte füllte das Glas von Croc=en=Jambe.

„Doch mit den Interessen, die sich angehäuft haben, macht das gerade hundert fünfundsiebzig Franken vierzehn Centimes.“

„Wie kann eine Summe von fünfundsiebzig Livres zehn Sous produciren in sieben Monaten . .?“

„Acht Monate!“

„In acht Monaten, gut, ein Interesse von hundert Franken vierzehn Centimes?“

„Du wirst das sehen . . . Vor acht Monaten hast Du Deine Wohnung bei mir genommen . . .“

„Ich war damals glücklich!“ unterbrach schwermüthig Croc=en=Jambe, bedenkend, mit welcher Leichtigkeit la Gibelotte zu jener Zeit die Fünfzehn=Sous=Stücke losließ.

„Und ich auch!“ sagte la Gibelotte, bedenkend, daß zu gleicher Zeit mit Croc=en=Jambe Mademoiselle Bébé die Rothe ihre Wohnung bei ihm genommen hatte. „Was willst Du, mein armer Freund? man altert, und man nimmt alle Tage ab!“

„Das ist wahr,“ sprach Croc=en=Jambe; „es ist dies das Gegentheil von den Schulden, welche alternd nur zunehmen.“

„Wegen der Interessen, die sich anhäufen,“ wiederholte la Gibelotte. „Ich sagte also, vor acht Monaten seist Du bei mir eingezogen; ich habe Dich um fünf Franken monatlich in die Miethe genommen.“

„Ich gebe das zu.“

„Das ist ein Glück! Vom ersten Monat fingst Du an mich nicht zu bezahlen.“

„Dies geschah, um nicht eine schlechte Gewohnheit zu verlieren.“

„Fünfmal acht macht vierzig.“

„Ja; nun wohne ich seit einem Monat nicht mehr bei Dir: das ist also nur fünfmal sieben oder fünfunddreißig."

„Du hast eine alte Hotte in der Stube gelassen, was mich verhindert hat, sie zu vermiethen," sagte la Gibelotte.

„Du brauchtest sie nur zum Fenster hinauszuwerfen."

„Ja, damit Du sagen würdest, es seien hunderttausend Franken darin gewesen."

„Gut, es sei," sprach Croc-en-Jambe; „nehmen wir acht Monate an; doch morgen schon werde ich meine Hotte holen."

„Nein; das ist mein Pfand."

„Wie! mein Miethzins wird also fortlaufen?"

„Bezahle mir meine hundertfünfundsiebzig Franken vierzehn Centimes, und er wird nicht fortlaufen."

„Ei! Du weißt ja wohl, daß ich nicht den ersten Sou von Deinen hundertfünfundsiebzig Franken vierzehn Sous habe!"

„Dann widersetze Dich nicht einem Rechnungsabschlusse."

„Schließe ab . . . doch schenk' ein."

La Gibelotte schenkte ein siebentes oder achtes Glas Branntwein ein; Croc-en-Jambe zählte nicht mehr, und der Leser wird uns erlauben, es zu machen wie er.

„Wir sagen also acht Monate zu fünf Franken: vierzig Franken; sodann fünfunddreißig Franken fünfzig Centimes auf verschiedene Male geliehen."

„Auf mehr als sechzig Male."

„Aber geliehen, — Du leugnest es nicht?"

„Nein, ich bekenne mich als Deinen Schuldner für fünfundsiebzig Livres zehn Sous; ich sage das Jedem, der es hören will; ich schreie es auf allen Dächern."

„Nun wohl, die Interessen von fünfundsiebzig Franken fünfzig Centimes zu zwölf Procent . . ."

„Zu zwölf Procent? Der gesetzmäßige Zinsfuß ist fünf Procent... sechs aus Toleranz."

„Mein lieber Croc-en-Jambe, Du vergissest das Rifico."

„Das ist wahr," sprach der Lumpensammler mit einer Geberde der Beistimmung, „ich vergaß das Rifico."

„Du gibst also die zwölf Procent zu?" sagte la Gibelotte, indem er aufs Neue das Glas seines Gefährten vollschenkte.

„Ich gebe sie zu," erwiederte Croc-en-Jambe, dessen Zunge schwer zu werden anfing.

„Nun wohl," sagte la Gibelotte, „ein erster Monat zu zwölf Procent, das macht neun Franken zehn und einen halben Centime den fünfundsiebzig Franken fünfzig Centimes beizufügen, das heißt vierundachtzig Franken zweiundfünfzig und einen halben Centime."

„Ah! das ist also auf den Monat?"

„Was?"

„Deine zwölf Procent."

„Allerdings."

„Ei! bei dieser Rechnung sind es ja hundertundvierzig Procent jährlich!"

„Ah! es ist das Rifico dabei."

„Das ist wahr," sagte immer mehr berauscht Croc-en-Jambe, „es ist das Rifico dabei."

„Du begreifst nun also sehr wohl, daß Du mir hundertfünfundsiebzig Franken vierzehn Centimes schuldig bist?"

„Oh! bei hundertundvierzig Procent jährlich wundert es mich, daß ich Dir nicht mehr schuldig bin."

„Nein," sagte la Gibelotte, „Du bist mir nicht mehr schuldig."

„Das ist erstaunlich!"

„Du bist also bereit, anzuerkennen, daß Du mir hundertfünfundsiebzig Franken vierzehn Centimes schuldig bist?"

Ei! ist es nicht genug mit hundertfünfundsiebzig Franken?"

„Wohl, es sei, ich lasse die vierzehn Centimes nach," sprach la Gibelotte großmüthig.

„Nein," entgegnete Croc-en-Jambe mit einer hoffärtigen Miene, „nein, mein Herr, ich will keine Gnade: rechnen Sie dieselben."

„Du duzest mich nicht mehr, Croc-en-Jambe?"

„Nein, ich sehe, daß ich sehr leichtsinnig gehandelt habe, als ich Ihnen den Freundestitel gab."

„Wenn ich Dir sage, daß ich die vierzehn Centimes nachlasse."

„Nein, nein, ich will nicht, daß man sie nachläßt."

„Wir werden sie verspeisen."

„Ich habe keinen Hunger: ich habe Durst."

„Dann werden wir sie vertrinken."

„Das will ich."

„Du bist also nicht gegen mich aufgebracht?" sagte la Gibelotte das Glas seines Gläubigers voll schenkend.

„Nein, das war Spaß; und zum Beweise . . ."

„Laß das!"

„Zum Beweise . . ."

„Schweig' doch," sagte la Gibelotte, „ich will keinen Beweis."

„Wenn ich Dir aber einen geben will!"

„Nun wohl, anerkenne zuerst die hundertfünfundsiebzig Franken," sprach der Katzentödter, indem er ein Papier aus seiner Tasche zog.

„Was verlangst Du von mir? Ich kann nicht schreiben."

„Mache Dein Kreuz."

„Und zum Beweise," sagte Croc-en-Jambe seine Idee verfolgend; „wenn Du mir nur zehn Franken geben willst, so werde ich Deine hundertfünfundsiebzig Franken anerkennen."

„Gut! ich bin schon zu sehr im Vorschusse."

„Hundert Sous!"

„Unmöglich!"

„Drei Franken!“

„Bringen wir zuerſt die alten Rechnungen in Ordnung.“

„Vierzig Sous?“

„Hier iſt die Feder: mache Dein Kreuz.“

„Zwanzig Sous? . . Man iſt nicht würdig, einen Freund zu haben, wenn man ſich der Gefahr ausſetzt, ſeinen Freund wegen zwanzig Sous zu verlieren!“

„Gut, hier ſind Deine zwanzig Sous,“ erwiederte la Gibelotte.

Und er zog ein Fünfzehn-Sou-Stück aus der Taſche.

„Ah! ich wußte wohl, Du werdeſt kommen,“ ſagte Croc-en-Jambe, während er ſeine Feder in die Tinte tauchte.

„Und Du kommſt auch!“ erwiederte la Gibelotte, indem er ihm das Papier zuſchob.

Croc-en-Jambe ſchickte ſich an, ſein Kreuz zu machen: doch ein Schatten trat zwiſchen das Tageslicht und ihn: dieſer Schatten war der von Salvator.

Der junge Mann ſtreckte die Hand durch das Fenſter, nahm die Schuldverſchreibung, welche Croc-en-Jambe mit dieſem Symbole, das bei den Leuten aus dem Volke mehr Werth hat, als eine Unterſchrift, zu beglaubigen ſich anſchickte, zerriß ſie in tauſend Stücke und warf auf den Tiſch fünfundſiebzig Franken fünfzig Centimes.

„Das iſt die Summe, die er Ihnen ſchuldig iſt, la Gibelotte,“ ſagte er. „Ich bin fortan der Gläubiger von Croc-en-Jambe.“

„Ah! Herr Salvator,“ rief der Lumpenſammler, „Sie haben da einen Schuldner, den ich bei meiner Treue nicht für einen Sou haben möchte!“

In dieſem Augenblicke machte ſich ein hübſches Stimmchen hörbar, als wollte es mit der weinſchweren Stimme von Croc-en-Jambe contraſtiren.

„Herr Salvator,“ ſagte die Stimme, welche offen-

bar einem jungen Mädchen gehörte, „wollen Sie diesen Brief in die Rue de Varennes Nr. 42 tragen."

„Immer zum dritten Schreiber von Herrn Baratteau?"

„Ja, Herr Salvator; Sie bekommen Antwort. Hier sind fünfzig Centimes."

„Ich danke, mein schönes Kind; Ihr Auftrag wird besorgt werden, und zwar rasch, seien Sie ruhig," sagte Salvator.

Und er ging wirklich eiligst ab und ließ la Gibelotte im tiefsten Erstaunen zurück, ein Erstaunen, das nur der Freude gleich kam, welche der Katzentödter darüber empfand, daß er wieder in den Besitz seiner fünfundsiebzig Franken fünfzig Centimes gelangt war.

CX.

Wo der Autor das Vergnügen hat, seinen Lesern Herrn Fasiou vorzustellen.

In dem Augenblicke, wo la Gibelotte die fünfundsiebzig Franken fünfzig Centimes in seine Tasche steckte; wo Croc-en-Jambe, völlig betrunken, sein erstes Schnarchen ertönen ließ; wo Salvator, der eine für einen Mann von seinem Stande bedeutende Summe im eigentlichen und im bildlichen Sinne durch das Fenster geworfen hatte, von dem sanften Stimmchen aufgefordert einwilligte, für zehn Sou einen Gang von einer Stunde zu machen, — in diesem Augenblicke erschien Barthélemy Lelong an der Thüre der Schenke zur Goldenen Muschel, an seinem Arme Fifine, das heißt die Frau haltend, die, wenn man Salvator glauben dürfte,

einen so mächtigen Einfluß auf das Leben des Zimmermann übte.

Mademoiselle Fisine bot beim ersten Anblicke nichts, was diesen unerhörten Einfluß rechtfertigte, wenn nicht, daß nach einem der Gesetze des Gleichgewichts der Natur die Stärke zuweilen der Schwäche unterworfen ist. Es war eine große Person von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, — nichts ist so schwierig, als genau das Alter einer Frau aus dem Volke von Paris zu sagen, — gealtert vor der Zeit durch das Elend oder die Ausschweifung; ihr bleicher Kopf mit den kohlschwarzen Augen war bloß, mit blonden Haaren, welche herrlich an den Schläfen einer Frau der Welt gewesen wären, indeß sie die Hälfte ihres Werthes durch schlechte Pflege verloren; der Hals war mager, aber wohl angefügt und ziemlich anmuthig gerade in seiner Magerkeit; die Hände waren schön, mehr bleich als weiß; eine Elegante hätte die Mängel davon verschwinden gemacht, die guten Eigenschaften verdoppelt, und es wäre ihr mit diesen Händen gelungen, wegen ihrer Hände angeführt zu werden; der ganze, unter einem großen wollenen Shawl und einem etwas passirten seidenen Kleide wogende, Körper hatte das biegsame Schwanken der Schlange oder der Sirene: man hätte glauben sollen, wenn man sie ohne Unterstützung ließe, werde sie sich beugen wie eine junge Pappel unter dem Winde; was endlich in diesem Ganzen vorherrschte, war eine Art von träger Sinnlichkeit, der es nicht an Reiz gebrach, und die, — man sieht es wenigstens an dem Einflusse, den sie über Jean Taureau erlangt, — nicht ohne Resultat gewesen war.

Dem Zimmermanne waren der Stolz und die Freude auf die Stirne gemalt. War es Laune, war es Gleichgültigkeit, Mademoiselle Fisine willigte nur selten ein, mit ihm auszugehen, außer wenn er ihr anbot, sie ins Theater zu führen. Mademoiselle Fisine betete das Theater an, doch sie wollte nur ins Orchester oder auf

die ersten Gallerien gehen, was sogleich einen ganzen Tagelohn von Jean Taureau wegnahm und ihn abhielt, so oft, als man es gewünscht hätte, Mademoiselle Fifine diese aristokratische Ergötzlichkeit genießen zu lassen.

Mademoiselle Fifine hatte immer einen Ehrgeiz gehabt: den, auf das Thejatr zu gehen, — so sprach sie das Wort aus, das den Gegenstand ihres Ehrgeizes repräsentirte. — Leider hatte sie nicht die nothwendigen Protectionen; sodann hatte ihr vielleicht der von uns bezeichnete Aussprachefehler ohne Zweifel im Geiste der Directoren geschadet. In Ermangelung von ersten Rollen, in Ermangelung von secundären Rollen würde sich Mademoiselle Fifine mit dem Figuriren begnügt haben; und dieser Ehrgeiz, der weniger hoch strebend als der andere, wäre vielleicht befriedigt worden, hätte ihr Jean Taureau nicht bedeutet, er wolle keine Possenreißerin zur Geliebten, und er werde ihr die Lenden zerschlagen, wenn sie die Bretter betrete. Mademoiselle Fifine bekümmerte sich wenig um die Drohung von Jean Taureau; sie wußte, Jean Taureau werde ihr gar nichts zerschlagen, und sie im Gegentheile, wenn sie es wollte, würde Jean Taureau wie ein Rohr biegen. Zehnmal in Augenblicken der Wuth hatte sich die Hand des Zimmermanns gegen seine Geliebte erhoben, bereit, sie niederfallend zu vernichten; Mademoiselle Fifine hatte aber nur gesagt: „Gut; schlagen Sie ein Weib, das ist schön!" und die Hand war träg wie die eines Kindes herabgesunken. Jean Taureau besaß den Stolz seiner Stärke: war er nicht entsetzlich durch die Eifersucht, oder durch die Trunkenheit erhitzt, so stieß er sich nur an wahren Hindernissen und verachtete es, niederzuwerfen, was keinen Widerstand bot.

Außer seinen Augenblicken des Rausches oder der Eifersucht hatte Jean Taureau noch andere Augenblicke, während welcher es nicht rathsam war, sich an ihm zu

reiben: das waren seine Augenblicke der Gewissensbisse; — der Gewissenbisse und nicht der Reue, verstehen wir uns wohl.

Unter seinem Namen Barthélemy Lelong hatte Jean Taureau zehn Jahre vorher zu legitimer Ehe eine sanfte, redliche, arbeitsame Frau geheirathet, die ihm drei Kinder gebar. Nach Verlauf von sechs Jahren des Glückes war er Mademoiselle Fifine begegnet, und von diesem Tage datirte sich das stürmische Leben, das er führte, das, ohne ihn selbst glücklich zu machen, das Unglück seiner Frau und seiner Kinder bildete, welche vom Gatten und vom Vater nur die verdrießlichen oder müden Stunden hatten.

Der Zimmermann fühlte wohl, daß ihn seine Frau wahrhaft liebte, während Mademoiselle Fifine nicht einmal bemüht war, sich den Anschein zu geben, als liebte sie ihn: — nein, was Mademoiselle Fifine geliebt, angebetet hätte, das Wesen, für das sie Tollheiten begangen hätte, wäre ein Schauspieler gewesen!

Warum lag Barthélemy Lelong so viel an einer Frau, der so wenig an ihm lag, und warum blieb Mademoiselle Fifine, der so wenig an ihm lag, bei Barthélemy Lelong? Das ist das, was uns Descartes, der Erfinder der hakenförmigen Atome, erklären könnte; das, was Jeder von uns einmal in seinem Leben empfunden hat; das, was sich durch das Wort eines meiner Freunde zusammenfaßt, den ich in Betreff seiner und seiner Geliebten fragte: „Aber da Ihr Euch nicht mehr liebt, warum bleibt Ihr beisammen?“

„Was willst Du? wir hassen uns zu sehr, um uns zu trennen.“

Mademoiselle Fifine hatte ein Kind von Barthélemy Lelong; Barthélemy Lelong betete dieses Kind an, und mit diesem Kinde besonders bog sie den Coloß, machte ihn kommen und gehen, wie mit dem Köder der Fischer den Fisch kommen und gehen macht. In ihren Tagen der Bosheit, wenn sie, — man weiß nicht

warum, — der Verzweiflung dieſes Unglücklichen bedurfte, ſagte ſie zu ihm mit ihrer ſchleppenden Stimme:

„Deine Tochter? was ſprichſt Du von Deiner Tochter? Du haſt nicht das Recht, ſie Deine Tochter zu nennen, da Du verheirathet biſt und ſie nicht anerkennen kannſt! Wer ſagt Dir übrigens, es ſei von Dir, dieſes Kind? Es gleicht Dir nicht!“

Und dieſer Menſch, dieſer Löwe, dieſes Rhinoceros, wälzte ſich, krümmte ſich, biß mit einem Gebrüll der Wuth in den Boden und ſchrie:

„Oh! die Unglückliche! oh! die Schamloſe! ſie ſagt, mein Kind ſei nicht von mir!“

Mademoiſelle Fifine ſchaute die heulende Dogge mit dem glaſigen Auge der herzloſen Frauen an; ein boshaftes Lächeln ſtülpte ihre Lippen auf und zeigte ihre Zähne, welche ſo ſpitzig wie die der Hyäne.

„Nein,“ ſagte ſie, „das Kind iſt nicht von Dir, da Du es wiſſen willſt.“

Bei dieſen Worten wurde Barthélemy wieder Jean Taureau; er ſtand brüllend auf: er ſprang auf dieſe Frau mit den ſpinnenartig dünnen Gliedern ein; er hob gegen ſie ſeine Fauſt ſo ſchwer wie der Hammer eines Cyklopen auf; und ſie ſagte nur:

„Ah! ſchlagen Sie ein Weib! das iſt ſchön!“

Da preßte Jean Taureau ſeine Hände in ſeine Haare, öffnete wahnſinnig, heulend, brüllend die Thüre mit einem Fußtritte, ſtürzte die Treppe hinab, und wehe dem Hercules vom Norden, dem Alciden vom Süden, der ſich auf ſeinem Wege gefunden hätte! Nur der Schwache konnte Gnade vor ihm finden.

An einem ſolchen Abend hatte er die drei Freunde in der Freiſchenke von Bordier getroffen.

Wir wiſſen, wie ſich dort die Dinge zutrugen, und wie das Drama für Barthélemy Lelong mit einem Schlage geendigt hätte, wäre Salvator nicht zur rechten Zeit gekommen, um ihm zur Ader zu laſſen, und

ihn, nachdem der Aderlaß vorgenommen war, in das Cochin-Hospital zu schicken.

Seit acht Tagen war er, wie gesagt, von dort abgegangen, und er hatte, da er Croc-en-Jambe und la Gibelotte unter ihrem Geldstreite begegnet war, diesen den Rath gegeben, Salvator zum Schiedsrichter zu nehmen, und sie eingeladen, mit ihm in der Goldenen Muschel zu frühstücken.

Beim Eintritte von Barthélemy Lelong war einer der zwei Gäste schon kampfunfähig: Croc-en-Jambe.

Es blieb la Gibelotte.

Barthélemy Lelong ließ drei Gedecke legen, streckte die Hand über Croc-en-Jambe aus, der wie ein Fagott schnarchte, und sprach feierlich die wohlbekannten Worte:

„Ehre dem unglücklichen Muthe!"

Wonach man sich, sobald die Austern geöffnet waren, unter tausend Bemerkungen von Mademoiselle Fifine, welche nichts gut fand, zu Tische setzte.

„Oh! wie häkelig sind Sie, mein schönes Kind!" sagte la Gibelotte.

„Sprich mir nicht hievon," erwiederte Barthélemy Lelong, indem er mit seiner flachen Hand hinten an seinem Kopfe drückte und die Zähne zusammenpreßte; „das ist so, weil sie mit mir ist; eine Katze würde ihr an der Barrière besser dünken mit ihrem Komödianten, mit ihrem Possenreißer, mit ihrem Hanswurst Fasiou, als ein mit Trüffeln gefüllter Fasan mit mir im Rocher de Cancale oder bei den Frères Provençaux."

„Ah! gut!" sagte Mademoiselle Fifine mit ihrer schleppenden Stimme, „wieder ein neuer Zielpunkt! Es sind mehr als acht Tage, daß ich gar nicht mehr über das Boulevard du Temple gegangen bin."

„Das ist wahr . . . seitdem ich das Hospital verlassen habe, hast Du keinen Fuß dahin gesetzt; doch man hat mir gesagt, vorher seist Du alle Tage dahin gegangen, und die Baracke des Herrn Copernic habe keine beständigere Zuschauerin als Dich gehabt."

„Das ist wohl möglich!“ erwiederte Mademoiselle Fifine mit der gleichgültigen Miene, welche Jean Taureau in Verzweiflung brachte.

„Oh! wenn ich das glaubte!“ rief der Zimmermann, indem er seine eiserne Gabel zwischen seinen Händen krümmte, wie er es mit einem Zahnstocher gethan hätte.

Sodann sich an la Gibelotte wendend:

„Siehst Du, was mich ärgert, das ist, daß sie sich immer in Creaturen vernarrt, welche keine Männer sind, in Weißschnäbel, die ich auf dem Daumen verspeisen würde, schämte ich mich nicht, mit solchen Fratzengesichtern anzubinden, mit Leuten, die ich nicht anzurühren wage, weil ich diese Bürschchen, sie berührend, zerbrechen würde! Bei meinem Ehrenworte! wenn Du ihn sähest, diesen Fasiou, Du würdest wie ich sagen: „„Was ist denn das? Ist das ein Mann?““

„Ei! es gibt Neigungen aller Art,“ bemerkte Mademoiselle Fifine.

„Du gestehst also, daß Du liebst?“ rief Jean ihn Taureau.

„Ich sage nicht, daß ich ihn liebe, ich sage, es gebe Neigungen aller Art.“

Jean Taureau stieß eine Art von Gebrülle aus, zerschmetterte sein Glas auf den Platten der Schenke und sprach:

„Was für Gläser sind das, Kellner? Glaubst Du, Jean Taureau pflege aus Fingerhüten zu trinken? Bringe mir ein Schoppenglas!“

Der Kellner war an die Manieren von Jean Taureau, der zu den Kunden des Hauses gehörte, gewöhnt; er stellte auf den Tisch den verlangten Gegenstand, der eine halbe Flasche fassen mochte, und hob die Bruchstücke des Glases auf.

Jean Taureau schenkte sein neues Glas bis an den Rand voll und leerte es auf einen Zug.

„Schön!“ sagte Fifine, „das fängt gut an! Ich

kenne das: in zwanzig Minuten wird man Sie toll und voll nach Hause tragen müssen ... Sie werden zehn bis zwölf Stunden zu schlafen haben: ich werde mittlerweile einen Gang nach dem Boulevard du Temple machen."

„Ist sie nicht herzlos?" fragte Barthélemy Lelong la Gibelotte mit einer Stimme voller Thränen. „Sie würde es wirklich thun, wie sie es sagt!"

„Warum denn nicht?" versetzte Mademoiselle Fifine.

„Wenn Du eine solche Frau hättest, la Gibelotte," sagte Barthélemy Lelong, „sprich offenherzig, was würdest Du mir ihr machen?"

„Ich?" erwiederte la Gibelotte, „ich würde sie an den Hinterpfoten nehmen, und paf! ich gäbe ihr den Kaninchenschlag."

„Ja, es ist die Katze!" murmelte Mademoiselle Fifine; „ich würde Ihnen rathen, sich an ihr zu reiben, Ihnen und ihm!"

„Kellner, Wein!" rief Jean Taureau.

In dem Augenblicke, wo diese ersten Symptome von Aufregung sich in der Goldenen Muschel zwischen Barthélemy Lelong und Mademoiselle Fifine zu offenbaren anfingen, kam ein großer, magerer, knochiger Bursche mit einem Halse so lang wie der einer Guitarre, mit einer wie ein Waldhorn aufgestülpten Nase, mit einfältigen, trüben, wie die eines Kalbes hervorstehenden Augen, mit senffarbigen Haaren, mit grotesker Maske, kurz ein Mensch, den alle Vorübergehende mit ihrem Gelächter begrüßten, trotz seines unstörbaren Ernstes, auf die Place des Halles durch die große Arterie hervor, welche sie zu nähren beauftragt ist, und die man die Rue Saint-Denis nennt.

Was dazu beitrug, dieses Gesicht noch possierlicher zu machen, das war der seltsame Hut, der ihm als Rahmen diente, während er zugleich seinen Schatten auf dasselbe warf. Dieser Hut war einer von den Dreispitzen, welche die Generation, die auf unsere ge-

folgt ist, nur noch als Erinnerung oder durch Tradition auf dem Kopfe von Jeannot gesehen hat.

Als der neue Schauspieler, den wir in Scene bringen, sich unter die spöttische Bevölkerung der Halle wagte, war es auch, während der ganzen Zeit, die er brauchte, um die Entfernung zurückzulegen, die ihn von der Goldenen Muschel trennte, ein schallendes Gelächter, das den ganzen Markt durchlief, wie es die Erschütterung durch den elektrischen Funken gethan hätte.

Er aber, wie ein Todtengräber, der nicht traurig sein zu müssen glaubt, weil es die Anderen sind, er glaubte sich nicht verbunden, heiter zu sein, weil es die Anderen waren; er ging also, er, der letzte Dreispitz, mitten durch diese Reihe von Lachern, mit dem Phlegma eines civilisirten Menschen, der durch einen wilden Stamm schreitet, und kam mit einem Dutzend Schritte an sein Ziel.

Dieses Ziel war unstreitig Salvator, denn an der Thüre der Goldenen Muschel angelangt, blieb er vor dem Haken stehen, der den abwesenden Commissionär repräsentirte, entblößte mit einer Hand mit einer höchst komischen Geberde seinen Kopf, während er mit der andern in seine gelben Haare griff, und sagte:

„Ah! nun ist er gerade nicht da!“

Er stieg auf einen Weichstein und schaute umher: kein Salvator da! Er erkundigte sich bei den Gruppen, die ihn umgaben und, als sie ihn auf einen Weichstein steigen sahen, sogleich einen Kreis gebildet hatten, als hätten sie einem Possenspiele beizuwohnen gehofft: keiner von den Zuschauern konnte ihm genau sagen, wo derjenige war, welchen er suchte.

Da kam ihm ein Gedanke: Salvator sei vielleicht im Innern der Schenke.

„Ei! wie dumm bin ich!“ sagte er laut.

Und er stieg von seinem Weichsteine herab, — ein für die Statue, die es einen Augenblick getragen, be-

wunderungswürdig passendes Piedestal, — und schritt auf die Thüre der Goldenen Muschel zu.

Bei dem Schatten, den er am Fenster vorübergehend warf, wandte sich Barthélemy Lelong lebhaft um, als hätte ihn ein Scorpion gestochen, und rief:

„Oh! ich täusche mich nicht!"

Und seine Augen wandten sich sogleich vom Fenster nach der Hausthüre, an welche sie genietet zu sein schienen, während er leise murmelte:

„Er soll nur kommen, er komme! Ich hole ihn nicht; doch wenn er kommt!"

In diesem Augenblicke erschien der Mensch, der eine so große Heiterkeit in der Halle erregt hatte und einen so heftigen Zorn bei Barthélemy Lelong zu erregen schien, im Rahmen der Thüre, und streckte, als hätte er die Fähigkeit einer Schildkröte besessen, während er seinen Leib in der ersten Stube der Schenke ließ, seinen Kopf in die zweite aus, mit seinen trüben Augen einen Mann suchend, von dem wir wissen, daß es Salvator war, während Jean Taureau, im Glauben, er suche eine Frau, und diese Frau sei Mademoiselle Fifine, mit einer furchtbaren Stimme und bleich werdend wie ein Todter: „Herr Fasiou!" schrie.

Sodann sich gegen seine Gefährtin umwendend:

„Ah! also, weil Sie ihm Rendez-vous hier gegeben hatten, willigten Sie ein, mit mir auszugehen, Mademoiselle Fifine?"

„Ei! vielleicht!" antwortete Mademoiselle Fifine mit ihrer schleppenden Stimme.

Jean Taureau stieß nur einen Schrei aus, machte nur einen Sprung: in einer Secunde war er auf dem unglücklichen Fasiou; er packte ihn beim Kragen und schüttelte ihn gerade wie im Monat Mai ein Schüler eine junge Buche schüttelt, um die Maikäfer herabfallen zu machen. Fasiou hatte nicht Zeit gehabt, sich auszukennen, und er fand sich in den Händen seines furcht-

baren Gegners, ehe er nur die Gefahr vermuthete, die er lief.

Die Gefahr war groß; er erhob auch ein klägliches Geschrei.

„Herr Barthélemy! Herr Barthélemy!“ sagte der arme Fasiou mit erstickter Stimme, „ich schwöre Ihnen, daß ich nicht ihretwegen kam . . . ich schwöre Ihnen, daß ich nicht wußte, sie sei hier!“

„Und um wessen willen kamst Du dann, elender Hanswurst?“

„Sie lassen mir ja nicht Zeit, es Ihnen zu sagen.“

„Um wessen willen kamst Du?“

„Ich suchte Herrn Salvator auf.“

„Das ist nicht wahr!“

„Ah! Sie erwürgen mich! . . Wache!“

„Um wessen willen kamst Du?“

„Ich suchte Herrn Salvator auf . . . Zu Hülfe!“

„Ich frage Dich, um wessen willen Du kamst?“

„Er kam um meinetwillen,“ antwortete hinter Fasiou eine ernste sanfte obschon zugleich sehr feste Stimme. „Lassen Sie diesen Menschen los, Jean Taureau.“

„Wahrhaftig?“ fragte dieser; „wahrhaftig, Herr Salvator?“

„Sie wissen, daß ich nie lüge . . . Lassen Sie diesen Menschen los, sage ich Ihnen.“

„Bei meiner Treue, es war Zeit, daß Sie kamen, Herr Salvator!“ sprach Barthélemy Lelong, während er sein Opfer losließ und mit dem Geräusche athmete, das, denselben Act vollbringend, das Thier macht, von welchem er den Namen entlehnt hatte; „Herr Fasiou war nahe daran, den Geschmack für das Brod zu verlieren, und Herr Galilée Copernic, Schwager von Herrn Zozo vom Norden, wäre genöthigt gewesen, heute Abend seine Posse ohne Hanswurst zu spielen.“

Und verächtlich den Rücken demjenigen zuwendend, welchen er für seinen im Herzen von Mademoiselle Fifine

bevorzugten Nebenbuhler hielt, ließ er Herrn Faſiou ruhig hinter Salvator aus der Schenke weggehen.

CXI.

Wo über Faſiou und Meiſter Copernic abgehandelt wird, und wo der Autor die Beziehungen, welche zwiſchen ihnen beſtehen, erklärt.

Salvator nahm wieder ſeinen gewöhnlichen Platz an der Mauer ein; Faſiou folgte ihm, wie geſagt, ſeine Halsbinde ausdehnend, um ſeiner Kehle Luft zu geben.

„Oh! Herr Salvator," ſagte er, „ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet! das iſt, bei meinem Ehrenworte! das zweite Mal, daß Sie mir das Leben retten! Kann ich Ihnen einen Gefallen thun, ſo wahr ich Faſiou heiße, ich werde nicht müde, es zu wiederholen, verfügen Sie ganz und gar über mich!"

„Ich werde Dich vielleicht beim Worte nehmen," erwiederte Salvator.

„Oh! wahrhaftig und beim guten Gott! Sie werden in dieſem Falle einen glücklichen Menſchen machen, das ſage ich Ihnen."

„Ich erwartete Dich, Faſiou."

„In der That?"

„Und da ich Dich zu ſehen verzweifelte, ſo war ich im Begriffe, Dir zu ſchreiben."

„Ja, Herr Salvator, das iſt wahr, ich bin im Verzuge; aber ſehen Sie, ich habe Muſette allein gefunden, und finde ich Muſette allein, ei! ſo ſage ich ihr, daß ich Sie liebe."

„Du liebst also alle Frauen, lockerer Geselle?“

„Oh! nein, Herr Salvator, ich liebe nur Musette, so wahr ich Fasiou heiße.“

„Und Mademoiselle Fisine?“

„Ich liebe sie nicht! sie liebt mich, sie läuft mir nach; doch ich, wenn ich sie auf der einen Seite sehe, entfliehe nach der andern.

„Ich rathe Dir dasselbe zu thun, wenn Du Jean Taureau sehen wirst; denn ich werde nicht immer zur rechten Zeit da sein, um Dich seinen Händen zu entziehen.“

„Oh! das ist ein ungeschlachter Bursche!... Doch ich verzeihe ihm: wenn man eifersüchtig ist . . .“

„Ah! Du bist auch eifersüchtig?“

„Wie der Tiger der Königin Tamatave!“

„Es ist also Musette, die Du liebst?“

„Um darüber an der Auszehrung zu sterben! Sehen Sie, in welchem Zustande ich mich befinde: die Liebe verzehrt all' mein Fett, bei meinem Ehrenworte!“

„Wenn Du Musette so sehr liebst, warum heirathest Du sie nicht?“

„Ihre Mutter widersetzt sich.“

„Dann mußt Du muthig Deinen Entschluß fassen, Junge, und auf diese Frau verzichten.“

„Ganz und gar nicht! Auf sie verzichten? Ah! ja wohl! ich habe Geduld, ich werde warten.“

„Worauf wirst Du warten?“

„Ich werde warten, bis die Mutter abgefahren ist. . . Das kann ihr früher oder später nicht fehlen.“

Salvator lächelte unmerklich über die grausame Resignation, mit der Fasiou das Hinscheiden seiner Schwiegermutter abwartete, um die Vielgeliebte seines Herzens zu heirathen.

Die argwöhnischen Leser mögen aber nach diesem keine zu schlimme Meinung von Fasiou fassen. Es war ein guter, braver Bursche, dieser unglückliche Hans-

wurst, der zur gewöhnlichen Truppe der Komödianten von Herrn Galilée Copernic gehörte.

Engagirt für die mäßige Summe von fünfzehn Franken monatlich, die man ihm einen Monat unter vier bezahlte, spielte er das Fach der Pitres, der Jeannots, der Gilles, der Jocrisses, kurz alle Rollen von Rothschwänzen, die seiner Physiognomie so sehr entsprachen.

Doch hierauf beschränkte sich seine Beschäftigung nicht: er war zugleich Barbier, Perrückenmacher, Friseur der Truppe, welche im Ganzen aus acht Personen bestand, den Director Herrn Galilée Copernic, der die Cassandres spielte, Mademoiselle Musette, welche die Isabellen spielte, und ihn Fasiou, der die Hanswurste und die Gilles in Rivalität mit dem schönen Leander spielte, inbegriffen. Letzteres war ein wahres Märtyrthum für Fasiou, da er, maßlos in Musette (Isabelle) verliebt, seine Geliebte unablässig den Anderen Zärtlichkeiten und ihm Beleidigungen sagen hörte.

Waren die zwei jungen Leute allein, so entschädigten sie sich allerdings: dann bekam Fasiou alle Zärtlichkeiten, und der schöne Leander von fern alle Schmähungen, welche Fasiou von nahe empfangen hatte.

Und sie war ein großes Bedürfniß für ihn, diese Liebe, welche zugleich die Freude und die Qual des armen Fasiou bildete! Er war allein auf der Welt, hatte weder Vater, noch Mutter, weder Oheim, noch Tante, weder Milchbruder, noch Nährvater; es hatte ihm an jeder Familie, mittelbaren oder unmittelbaren, seit seiner ersten Jugend gefehlt. Als der Vater Galilée Copernic an der Montagne Sainte-Geneviève vorüberging, fand er ihn auf der Straße Purzelbäume machend; er hob ihn auf und versprach, diese natürlichen Anlagen zu cultiviren. Er nahm ihn mit und gab ihm, um ihn an sich zu ziehen, ein Abendbrod, von dem das Kind in seinen gastronomischen Träumen nie eine Ahnung gehabt hatte. Als er dieses Zauberbild seiner

zukünftigen Existenz sah, machte sich Fasiou eine vielleicht übertriebene Idee von dem Gauklerleben und ließ sich die Wirbelbeine brechen und die Knochen ausrenken, um sich dem Karpfensprunge und allen gymnastischen Uebungen der Clowns hingeben zu können.

Man machte Anfangs Kraftstücke auf den verschiedenen Plätzen von Paris; als sodann Paris abgebrannt war, ging man in die Provinz und von der Provinz ins Ausland über. Man besuchte die ersten Hauptstädte Europas und riß vorüberziehenden Militären die Zähne aus; man schluckte Säbel, man verschlang Schlangen und aß brennendes Werg. Doch der Appetit kommt beim Essen selbst von Werg; man war daher darauf bedacht, statt in der Welt herum zu laufen, nach Paris zurückzukehren, hier eine Bühne zu errichten, und im Jahre 1824 oder 1825 erhielt man von der Polizei die Erlaubniß, das Theater auf dem Boulevard du Temple aufzuschlagen.

Von dieser Zeit spielte man Paraden*) das ganze Jahr hindurch, Paraden der Mehrzahl nach bestehend aus Brocken vom Théâtre Italien und vom Théâtre de la Foire; nur fanden bei diesen grotesken Vorstellungen zwei jährliche Unterbrechungen statt: man spielte in der Fastenzeit Mysterien für die Devoten und während der Vacanzen Zauberstücke für die Kinder.

Doch wir sprechen nur von dem, was sich auf der Vorbühne zutrug, das heißt von dem, was man in Ausdrücken der Bank, der hohen oder kleinen**), die Bagatelle der Thüre nennt. In der That, das unentgeldlich in freier Luft auf den Gerüsten gespielte Stück war nur ein Vorwand, um das Publikum in das Innere zu locken; und es wäre wahrhaftig Undank von dem Publikum, das man gratis belustigte, gewesen,

*) Possen für das gemeine Volk berechnet.
**) S. Abenteuer und Drangsale eines Schauspielers von Alex. Dumas.

hätte es dieſe Aufmerkſamkeit nicht anerkannt und ſich geweigert, die Wunder zu ſehen, die der Vater Galilée Copernic ſeinen Zuſchauern vorbehielt. Und wir wagen es, zu behaupten, wir, die wir demſelben mehr als einmal beigewohnt haben: dieſes Schauſpiel war die zwei Sous werth, die man bezahlte, wenn man wegging.

Das Innere dieſer Baracke war eine wahre Welt in der Verkürzung: Rieſen und Zwerge, Albinos und Weiber mit Bart, Eskimos und Bayaderen, Menſchenfreſſer und Invaliden mit hölzernem Kopfe, Affen und Fledermäuſe, Eſel und Pferde, Boas Conſtrictors und Seekälber, Elephanten ohne Rüſſel und Dromedare ohne Höcker, Orang-Utangs und Sirenen, das Rückenſchild einer Rieſenſchildkröte, das Skelett eines chineſiſchen Mandarins, das Schwert, mit welchem Ferdinand Cortez Peru erobert hatte, das Fernglas, mit dem Chriſtoph Colombus Amerika entdeckt hatte, ein Knopf von der famöſen Hoſe von König Dagobert, die Tabaksdoſe des großen Friedrich, der Rock von Herrn von Voltaire, endlich eine lebendige foſſile Kröte, in den antediluvianiſchen Schichten des Montmartre vom berühmten Cuvier gefunden! — Das war, wie geſagt, ein kurzer Inbegriff aller Reiche der Natur und aller Wunder der Welt.

Eine Commiſſion von Gelehrten hätte einen ſtarken Monat nöthig gehabt, um den Katalog der tauſend Dinge abzufaſſen, von denen das Innere der Baracke des Vaters Galilée Copernic von oben bis unten emaillirt war.

Die Königin Tamatave, welche in einer benachbarten Baracke den bengaliſchen Tiger und den numidiſchen Löwen zeigte, wies auch nicht, trotz ihrer Krone von Goldpapier und ihres Gürtels von Muſchelwerk, die Artigkeiten des Vaters Galilée Copernic zurück, als dieſer ihr anbot, er wolle bei ſeiner Truppe Mademoiſelle Muſette, die Präſumtiverbin von einer der Inſeln unter dem Winde, engagiren.

Mademoiselle Musette wurde also gegen die Summe von dreißig Franken monatlich von ihrer Mutter dem Vater Galilée Copernic abgetreten, um die Isabellen in der Parade zu spielen und im Innern die keusche Susanne zwischen den zwei Greisen vorzustellen.

Um dem Engagement einen größeren Werth zu geben, unterzeichnete Herr Flageolet unmittelbar unter der Königin Tamatave, und er nahm auf der Urkunde den bescheidenen Titel Vormund an.

Mit den acht Schauspielern, — ihn mitbegriffen, — welche seine Truppe bildeten, gelang es dem Vater Galilée Copernic, nach und nach dem Publikum hundert bis hundertundfünfzig lebende Personen zu zeigen: Blinde, welche hier seit zehn Minuten sahen; Stumme, denen man wunderbarer Weise die Sprache wiedergegeben hatte; Taube, welche man operirt hatte, und die nun hörten wie Jedermann; einen Sergenten von der kaiserlichen Garde, den man mitten in einem ungeheuren Eisklumpen erfroren sah, und der von der Berefina durch seinen eigenen Bruder zurückgebracht worden war; einen kahlen Menschen, aus dessen Schädel man, Dank sei es einer vom Herrn der Anstalt verfertigten Pommade, mit bloßem Auge die rothen Haare hervorkommen sah; einen in der Schlacht von Trafalgar von einer Kanonenkugel durchschossenen Matrosen, welchen zu besichtigen man sich beeilen mußte, da ihm die Aerzte nur noch drei Jahre, zwei Monate und acht Tage zu leben gaben; einen Schiffbrüchigen der Medusa, wunderbar gerettet durch einen Haifisch, für den er um ein Kostgeld bei der Regierung nachsuchte; kurz, Alles, berühmte Männer, berühmte Frauen, berühmte Kinder, berühmte Pferde, berühmte Esel, Alles fand man in vierundsechzig Quadratfuß, und mitten unter diesen Celebritäten, Meister Galilée Copernic Taschenspieler, Wahrsager, Seiltänzer, Marktschreier, Zahnbrecher, Gaukler, Komödiant, bei Allem präsidirend, selbst den Zuschauern die Wunder seines Etablissement zeigend,

mit Beschreibungen, wie sie für die Besuche paßten, die er empfing: Edelleute, Soldaten, Handarbeiter, Kapitäne, Stutzer oder Bettler.

Geschickt in allen Gewerben, mit allen Ländern durch seine Reisen bekannt, mit allen Wissenschaften vertraut, alle Sprachen sprechend, alle Idiome wälschend, nach und nach von den Handwerksleuten, den Beamten, den Kriegern, den Geistlichen, den Literaten und den Landleuten als College angesehen; von den Deutschen, den Engländern, den Italienern, den Spaniern, den Russen und den Türken für einen ihrer Landsleute gehalten, war der Vater Galilée nicht die am wenigsten interessante Celebrität unter allen diesen Celebritäten. Es war, um uns kurz zu fassen, ein frecher, ein sorgloser, ein abenteuerlicher, ein fantastischer Zigeuner, in dem sich tausend verschiedene Fähigkeiten vereinigt fanden, welche, wohl geleitet, aus ihm einen Mann von Genie gemacht hätten, sich selbst überlassen aber, umherschwelfend und launenhaft nur einen Empiriker und einen Marktschreier aus ihm zu machen vermocht hatten.

Fasiou, man begreift dies wohl, mußte Nutzen aus den Lectionen des trefflichen Meisters ziehen; nur gelangte er, minder glücklich begabt als Copernic, zu einer Gränze der Kunst und der Intelligenz, die er nie überschreiten konnte. Copernic war lange hartnäckig für seine Erziehung bemüht gewesen, doch er hatte darauf verzichtet, aus ihm, wenn nicht seinen Gehülfen, doch wenigstens seinen Stellvertreter zu machen. Da er indessen nicht der Mann war, der irgend ein Subject ernährte, ohne es zu benützen, so war er darauf bedacht, Nutzen aus seinem albernen Wesen, seiner Naivetät und, mehr noch als Alles dies, aus seinem dummen Kopfe zu ziehen, und er hatte aus ihm einen Jocrisse, einen Pierrot, einen Hanswurst, einen Pitre, einen Rothschwanz, eine Art von sprechendem Debureau in höchster Vollendung gemacht.

Künstler in großer Anzahl kamen von den entfern-

testen Quartieren, von der Barrière du Trône, vom Faubourg du Raute, um ihn seine Dummheiten improvisiren zu hören, welche zu Dutzenden in das Ohr der Zuschauer einbrachen, wie an den Tagen öffentlicher Lustbarkeiten die Schlagschwärmer in Paquets in die Beine der Vorübergehenden fahren.

Fanden sich Copernic und Fasiou (Cassandre und Gille) in Scene, so war es ein Lauffeuer von Calembours, von Tölpeleien, von Quidproquo, von Wortspielen, von Witzen, von grotesken Fragen, von albernen Antworten, kurz von Lazzi, die man in der Sprache der Coulissen Balançoiers nennt, um einen mit dem Spleen behafteten Engländer vor Lachen sterben zu machen; man sah auch in den ausschweifendsten Convulsionen die Zuschauer dieser Paraden sich krümmen, wo die zwei Komödianten, der Meister und der Schüler, wie in einer gegenseitigen Rivalität ein wunderbares Talent entwickeln.

Das Interessanteste hiebei ist, daß unser Pitre entfernt kein Bewußtsein von seinem Verdienste hatte: nein, Fasiou wußte nichts von Fasiou. Er hatte Talent, wie die geistreichen Leute Geist haben, ohne es zu wissen. Einmal auf den Brettern, war er nicht mehr Fasiou: er war Gille; er sprach zu Cassandre, wie ein wahrer Diener zu seinem Herrn gesprochen hätte, ohne seine Betonungen zu suchen, ohne die Art, sich auszudrücken, zu verändern, demüthig, natürlich, frech, je nach der Situation; und darum war er ein großer Schauspieler.

Sagen wir nun, wie Fasiou Salvator hatte kennen lernen, und wie er ihm verpflichtet worden war.

CXII.

Was für einen Dienst Salvator Fasiou geleistet hatte, und welche Art von Dienst Salvator Fasiou ihm zu leisten bittet.

War der Geist von Fasiou naiv, dergestalt naiv, daß er zuweilen bis an die äußersten Grenzen der Dummheit gelangte, so war dagegen sein Herz vortrefflich, und er wurde aufrichtig geliebt von seinen Kameraden, obgleich er ihnen als Stichblatt und oft sogar als Marterholz diente. Er war besonders zur Liebe, wie man gesehen hat, und zur Dankbarkeit, wie man sogleich sehen wird, fähig.

In dem strengen Winter, den man durchlebt, hatten die unglücklichen Komödianten, fast einen Monat, wie die Lappländer, unter dem Schnee begraben, während dieses ganzen Monats nicht zehn Sous Einnahme täglich gemacht; da war ihnen Salvator durch Mittel, die selbst denjenigen, welche er unterstützte, unbekannt, zu Hülfe gekommen, und seit dieser Zeit begab sich der Dankbarste von Allen, der Beste, der Naivste der Truppe, unser Pitre Fasiou, nach seinem Besuche bei Musette, welche an der Ecke der Place Saint-André-des-Arcs wohnte, zu Salvator, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen und ihn zu fragen, welchen Dienst er ihm in seiner kleinen Specialität leisten könnte.

So währte die Sache drei Monate fort; alle Morgen, von zwölf bis ein Uhr, empfing Salvator, wenn er an seinem gewöhnlichen Platze war, den Besuch von Fasiou; — was erklärt, wie die Gegenwart von Fasiou in der Halle die von uns erwähnte Wirkung hervorbrachte, und wie Fasiou, an die hervorgebrachte Wir-

kung gewöhnt, derselben keine Aufmerksamkeit schenkte; — und jeden Tag erneuerte Fasiou gegen seinen Wohlthäter seine Dienstanerbietungen, die derjenige, an welchen sie gerichtet waren, anzunehmen beständig sich geweigert hatte. Fasiou beharrte nichtsdestoweniger dabei, daß er regelmäßig Salvator seinen Besuch und seine Dienstanerbietungen machte; dieser tägliche Act der Ergebenheit war bei ihm eine Gewohnheit geworden.

Die Rue aux Fers, wird man sagen, war auf seinem Wege, um von der Place Saint-André-des-Arcs nach dem Boulevard du Temple zu gehen; doch wir, die wir Fasiou kennen, antworten hierauf, daß es nur von Salvator abhing, sein Domicil nach der Barrière du Trône zu verlegen, und der redliche, dankbare Fasiou wäre in diesem Falle durch die Barrière du Trone gegangen, um von der Rue Saint-André-des-Arts zum Boulevard du Temple zurückzukommen. — Wie aber hatte dann dieses ehrliche, naive Herz die Hoffnung, die Königin Tamatave vom bengalischen Tiger oder vom numidischen Löwen verschlingen zu sehen, nähren können, und zwar einzig und allein in der Absicht, Mademoiselle Musette zu heirathen? Wir erwiedern nur Eines: die Liebe ist eine Leidenschaft, welche toll, blind, grausam macht, und da Fasiou leidenschaftlich liebte, so war er toll, blind, grausam der Frau gegenüber geworden, welche, sein Schicksal in der Hand haltend, ihm mit dieser unbarmherzigen Hand die Thüre des Glückes verschloß, indem sie zur Bedingung dieses Glückes machte, daß Fasiou Musette erst heirathen dürfe, wenn er auf eine gesicherte Art die Summe von dreißig Franken monatlich verdiene! Fasiou, der seit fünf Jahren nur fünfzehn Franken monatlich verdiente, — welche ihm mit einer so regelmäßigen Unregelmäßigkeit bezahlt wurden, daß die mittlere Summe seines Gehaltes nicht fünf Franken monatlich betrug, — Fasiou sah aber nicht am fernsten Horizonte die Möglichkeit einer solchen Gehaltsvermehrung entstehen. Die

Heirath von Fasiou war also, wie sich Herr Galilée Copernic scientivisch ausdrückte, auf die griechischen Calenden verschoben; was Fasiou toll, blind und grausam machte, und was ihn in den Stunden seiner Tollheit, Blindheit und Grausamkeit den Tod der Königin Tamatave wünschen ließen.

Unsere Leser begreifen also, nun da wir ihnen die Beziehungen, welche zwischen Fasiou und Salvator bestanden, erklärt haben, den Satz, welchen der Pitre am Anfange des vorhergehenden Kapitels zum Commissionär gesagt hatte: „Herr Salvator, so wahr ich Fasiou heiße, wenn ich Ihnen gleichfalls einen Dienst leisten kann, ich werde nicht müde, es Ihnen zu wiederholen, Sie können ganz und gar über mich verfügen."

Fasiou, der seine Anerbieten beständig zurückgewiesen gesehen hatte, war auch im höchsten Maße erfreut, als er Salvator ihm erwiedern hörte: „Ich werde Dich vielleicht beim Worte nehmen, Fasiou;" bei welcher Erwiederung Fasiou ausrief: „Ah! wahrhaftig und Gott! Sie werden in diesem Falle einen glücklichen Menschen machen, das sage ich Ihnen!"

„Ich zähle wohl auf Deinen guten Willen, Fasiou," sagte lächelnd Salvator nach der von uns mitgetheilten Abschweifung Mademoiselle Musette betreffend. „Ich habe auch über Dich verfügt, ohne Dich zu Rathe zu ziehen."

„Ah! reden Sie, Herr Salvator, reden Sie!" rief aufs Neue Fasiou, tief gerührt von dem Merkmale des Vertrauens, das ihm Salvator gab. „Sie wissen ja, daß ich Ihnen mit Leib und Seele ergeben bin!"

„Ich weiß es. Höre mich also an, Fasiou."

Eine der Fähigkeiten von Fasiou war, seine Nase auf zweiundvierzigerlei Arten zu drehen, und seine Ohren auf dreiundzwanzigerlei; er öffnete also seine Ohren übermäßig und sagte:

„Ich höre, Herr Salvator."

„Um wie viel Uhr findet Deine Parade statt?"

„Es sind zwei, Herr Salvator.“

„Um wie viel Uhr finden Deine Paraden statt?“

„Die erste um vier Uhr, und die zweite Abends um acht Uhr.“

„Vier Uhr, das ist zu früh; acht Uhr, das ist zu spät.“

„Ah! Teufel, man kann das doch nicht ändern: das ist die Regel.“

„Fasiou, die erste Parade darf heute erst um sechs Uhr anfangen; mehrere von meinen Freunden, welche Deinem Triumphe beizuwohnen wünschen und nur von sieben frei sind, haben mich beauftragt, Dir diese Bitte mitzutheilen.“

„Teufel, Herr Salvator, Teufel!“

„Willst Du mir etwa sagen, das sei unmöglich?“

„Ich werde Ihnen das nie sagen, Sie wissen es wohl.“

„Nun?“

„Nun, da Sie wünschen, daß die Parade erst um sechs Uhr stattfinde, so muß sie wohl um diese Stunde anfangen.“

„Du hast Deine Mittel?“

„Nein, ich werde sie finden.“

„Ich kann also ruhig sein?“

„Sie können ruhig sein: wenn man mich in Stücke zerhacken wollte, Herr Salvator, man könnte nicht machen, daß ich vor sechs Uhr erscheinen würde.“

„Gut, Fasiou . . . Doch das ist nur die Hälfte des Dienstes, den ich von Dir zu verlangen habe.“

„Desto besser! denn sonst wäre es nicht der Mühe werth.“

„Du bist also geneigt, Alles für mich zu thun?“

„Alles, Herr Salvator! . . Hören Sie, wenn ich für Sie . . . meine Schwiegermutter verschlingen müßte, wie ich brennendes Werg verschlungen habe, ich würde sie verschlingen.“

„Nein, Du bekämest eine zu schlimme Geschichte

mit dem bengalischen Tiger und dem numidischen Löwen, denen Du sie geweiht hast; ein Wort ist heilig: um so viel mehr ein Gelübde!"

„Nun wohl, sprechen Sie, um was handelt es sich, Herr Salvator?"

„Es handelt sich ganz einfach darum, Deinem Patron heute Abend wiederzugeben, was er Dir alle Tage gibt."

„Herrn Copernic?"

„Ja."

„Was er mir alle Tage gibt?"

„Ja."

„Er gibt mir nie etwas, Herr Salvator."

„Ich bitte um Verzeihung; er gibt Dir am Ende jeder Parade denselben Fußtritt an denselben Ort, wenn ich mich nicht irre."

„Auf den Hintern, ja, das ist wahr, Herr Salvator."

„Nun wohl, es handelt sich darum, wenn er Dir heute Abend den täglichen Fußtritt gibt, hinterhältisch zu warten, bis er sich umdreht, und ihm sodann denselben zurückzugeben."

„Wie?" rief Fasiou, der schlecht verstanden zu haben glaubte.

„Ihm denselben zurückzugeben," wiederholte Salvator.

„Den Fußtritt dem . . .?"

„Ja."

„Herrn Copernic?"

„Ihm selbst."

„Oh! das ist unmöglich, Herr Salvator!" antwortete der unglückliche Fasiou erbleichend.

„Und warum unmöglich?"

„Ei! weil er in der Stadt mein Director ist, und weil er auf der Bühne mein Herr ist, da er immer die Rollen von Cassandre spielt, und ich die von Gille spiele . . . Uebrigens ist für den Fall vorhergesehen."

„Wie?“ fragte Salvator ganz erstaunt, „es ist für den Fall vorhergesehen?“

„Ja: in meinem Engagement steht, daß ich mich anheischig mache, der Barbier-Perrückenmacher-Friseur der Truppe zu sein, die Gilles, die Jeannots, die Hanswurste, die Einfaltspinsel, die Rothschwänze zu spielen; die Fußtritte auf den Hintern zu empfangen. ohne sie je zurückzugeben.“

„Ohne sie je zurückzugeben?“ sagte Salvator.

„Ohne sie je zurückzugeben! — Ich will es Ihnen übrigens zeigen: ich habe mein Engagement bei mir,“ erwiederte Fasiou.

Und er zog aus seiner Tasche ein schmutziges Engagement, das er Salvator darreichte: dieser nahm es, öffnete es mit den Fingerspitzen und sagte:

„Es ist wahr, da steht: „„Ohne sie je zurückzugeben.““

„„Ohne sie je zurückzugeben;““ oh! das steht hier. Verlangen Sie also mein Leben von mir, Herr Salvator; doch verlangen Sie nicht, daß ich mein Engagement verletze.“

„Warte,“ sagte Salvator. „Ich sehe auch in Deinem Engagement, daß Du gehalten bist, alle diese Dinge gegen fünfzehn Franken monatlich zu thun, die Dir Galilée Copernic bezahlen soll.“

„Die mir Herr Galilée Copernic bezahlen soll, ja, Herr Salvator.“

„Nun wohl, ich glaubte, Du habest mir gesagt, er bezahle sie nicht?“

„Das ist wahr, leider wahr.“

„Während Du jeden Abend regelmäßig Deinen Fußtritt empfängst.“

„Zwei, Herr Salvator: einen bei der Parade um vier Uhr, einen bei der Parade um acht Uhr.“

„Nun wohl, mir scheint, mein lieber Fasiou, sobald Herr Galilée Copernic seine Verbindlichkeiten

nicht hält, kannſt Du Dich auch gegen die Deinigen verfehlen."

Faſiou riß die Augen weit auf.

„Hieran hatte ich nicht gedacht," ſagte er.

Sodann den Kopf ſchüttelnd, fügte er bei:

„Gleichviel, fordern Sie von mir mein Leben; verlangen Sie aber nicht, daß ich Herrn Copernic einen Fußtritt zurückgebe . . . Nein, das iſt unmöglich!"

„Und warum dies, da er Dich nicht bezahlt, um ſie zu empfangen?"

„Glauben Sie, das gebe mir das Recht, zu . . ."

„Ich glaube es."

„Oh! nein, oh! nein; er verletzt ſeine Verbindlichkeiten in **minus**, ich würde die meinigen in **plus** verletzen. Unmöglich, Herr Salvator, unmöglich! Verlangen Sie mein Leben von mir!"

„Laß uns vernünftig reden, Faſiou."

„Gut, reden wir vernünftig, Herr Salvator."

„Ihr improviſirt alle dieſe Paraden, bei welchen Du meiner Anſicht nach ein wunderbares Talent entwickelſt . . ."

Die Wangen des Bajazzo bedeckten ſich mit Roſen der Beſcheidenheit.

„Sie ſind ſehr gut, Herr Salvator . . . Ja, wie Sie ſagen, wir improviſiren ſie."

„Nun wohl, was verhindert Dich, einen Fußtritt zu improviſiren, wie Du ein Quidproquo improviſirſt?"

„Aber, Herr Salvator, man wird das nie geſehen haben, daß Gille Caſſandre einen Fußtritt zurückgibt!"

„Das wird um ſo unerwarteter ſein, und folglich um ſo mehr Succeß haben."

„Oh! bei Gott!" ſagte Faſiou, der ſchon das Gelächter und das Beifallklatſchen ſchallen hörte und ſich bei der Künſtlerſeite faſſen ließ; „bei Gott! ich bezweifle es nicht."

„Nun, alſo? . . Wie, Faſiou, ein großer Succeß erwartet Dich, und Du zögerſt?“

„Wenn ſich aber der Vater Copernic ärgert?“

„Kümmere Dich nicht hierum.“

„Wenn er mich vor die Thüre wirft, weil ich eine der Grundclauſeln meines Engagement verletzt habe?“

„Ich engagire Dich.“

„Sie?“

„Ja, ich.“

„Sie werden alſo Schauſpieldirector ſein?“

„Vielleicht.“

„Sie engagiren mich?“

„Ja . . . Und ich garantire Dir dreißig Franken monatlich, und, wenn es ſein muß, deponire ich zum Voraus ein Jahr von Deinem Gehalte.“

„Aber dann, wenn ich dreißig Franken monatlich habe,“ rief Faſiou im Glücksſchwindel; „aber dann...“

„Was?“

„Ah! mein Gott!“

„Nun?“

„Eh! dann werde ich . . . dann werde ich Muſette heirathen können?“

„Allerdings . . . doch ſei ruhig: er wird Dich nicht fortſchicken, denn Du, mein Junge, biſt der beſte Schauſpieler ſeiner Truppe, und er wird Dich nicht nur nicht fortſchicken, ſondern verlange ſogar am andern Tage von ihm, daß er Deinen Gehalt verdopple, und er wird ihn verdoppeln.“

„Wenn er ihn nicht verdoppelt?“

„So werde ich mit meinen dreißig Franken monatlich, meinen dreihundert fünfundſechzig Franken jährlich da ſein.“

„Es iſt ja ein ganzes Vermögen, was Sie mir da anbieten, Herr Salvator! es iſt mehr als ein Vermögen, es iſt das Glück!“

„Schlägſt Du Dein Glück aus, Faſiou?“

„Bei meiner Treue! nein, Herr Salvator! Das ist abgemacht," sprach freudig der Pitre, „und wenn ich Ihnen die volle Wahrheit sagen soll, — es ist mir nicht unangenehm, den Vater Copernic mit gleicher Münze zu bezahlen. Er bekommt auch heute Abend, dafür stehe ich Ihnen, die zwei schönsten Fußtritte auf . . ."

„Nein, nicht zwei," unterbrach Salvator lebhaft; „laß Dich nicht durch die Situation fortreißen, Fasiou: einen einzigen Fußtritt!"

„Einen einzigen, wohl, der aber so viel werth sein wird, als zwei, das verspreche ich Ihnen," sagte Fasiou.

Und er machte die Geberde eines Menschen, der einen furchtbaren Fußtritt versetzt.

„Das ist Deine Sache," erwiederte Salvator; „doch einen einzigen."

„Ja, einen einzigen, das ist verabredet . . . Sie brauchen nur einen einzigen?"

„Ich habe nur einen einzigen nöthig."

„Was Teufels wollen Sie damit machen?"

„Das ist mein Geheimniß, Fasiou."

„Wohl denn, er soll nur einen einzigen bekommen."

Und der Pitre wiederholte seine angreifende Geberde.

„So ist es gut."

„Oh! ich sehe von hier aus das Gesicht des Patrons . . . Sagen Sie, ich kann unmittelbar darauf vom Gerüste hinabspringen."

„Ich sehe nichts dagegen einzuwenden."

„Ich kenne den Vater Copernic: der erste Augenblick wird erschrecklich sein."

„Ja, doch dreißig Franken monatlich, und die Hand von Musette . . ."

„Oh! das ist wohl werth, daß man etwas wagt."

„Wohl, so durchgehe noch einmal Deine Rolle, mein Junge, und richte es so ein, daß Dein Schluß-

fußtritt von halb sieben Uhr bis drei Viertel auf sieben Uhr kommt."

„Herr Salvator, um sechs Uhr fünfunddreißig Minuten werde ich beim Gegenschlage sein."

„Gut, Fasiou, und meinen Dank!"

„Adieu, Herr Salvator!"

„Adieu, Fasiou!"

Und der Pitre, nachdem er sich ehrerbietig vor Salvator verbeugt hatte, entfernte sich vom geheimnißvollen Commissionär, einen alten Refrain des Théâtre-de la Foire singend, mit heiterem Geiste und freudigem Herzen, als hätte er erfahren, die Königin Tamatave sei wirklich vom bengalischen Königstiger oder vom großen numidischen Löwen gefressen worden.

Salvator schaute ihm, als er wegging, mit einem Blicke nach, der sehr verschieden von dem war, welchen er zwei Stunden vorher auf la Gibelotte und seinen phlegmatischen Schuldner geworfen hatte.

Verlassen wir jedoch Salvator, um Fasiou zu folgen, und wohnen wir, wenn Sie wollen, liebe Leser, auf dem Boulevard du Temple der Parade bei, welche die enthusiastische Menge ungeduldig erwartet, obschon hundert Meilen davon entfernt, wir glauben es wenigstens, die ungewohnte Entwickelung, deren Urheber Salvator ist, vorherzusehen.

CXIII.

Profil von Galilée Copernic.

Die Bühne des Sieur Galilée Copernic lag, wie gesagt, auf dem Platze, der sich damals erstreckte und

noch erſtreckt, vom Theater von Madame Saqui, welches das Théâtre des Funambules geworden iſt, bis zum Théâtre du Cirque Imperial, früher genannt Cirque Olympique oder, noch populärer, Cirque Franconi.

Die fünf bis ſechs Fuß hohe Bühne hatte zum Horizont eine ungeheure gemalte Leinwand in mehrere Felder abgetheilt, wo coloſſale Frauen, weiße Neger, Rieſen, Zwerge, Robben, Sirenen, Hahnenkämpfe, Scorpione Büffel verſchlingend, ein Skelett Theorbe ſpielend, Latude aus der Baſtille entweichend, Ravaillac Heinrich IV. in der Rue de la Ferronnerie ermordend, endlich der Marſchall von Sachſen den Sieg bei Fontenoy erfechtend dargeſtellt waren. — Die Schlachten aus der Zeit der Republik und des Kaiſerreichs waren ausdrücklich verboten. — Ueberdies war eine Sammlung von allen vergangenen und zukünftigen Bildern der bekannten Meſſen an den Stangen des Gerüſtes aufgehängt und ſchaukelte ſich im Winde wie lateiniſche Segel; ſo daß das Etabliſſement des Herrn Galilée Copernic einer, im Ocean der Menge ſchiffenden, ungeheuren Jonke glich.

Dieſe Bühne, — es iſt nothwendig, daß wir darauf zurückkommen, — dieſe Bühne, welche eine benützbare Oberfläche von ſieben bis acht Fuß Breite und etwa zwanzig Fuß Länge bot, war glänzend beleuchtet durch einen Kaſten von vierzehn Lämpchen, denen ein dichter Rauch entſtrömte, welcher ſich, wie ein Periſtyl, an dieſem dem Gotte der Kunſt geweihten Tempel erhob.

Man hatte ſie um fünf Uhr angezündet, und der Anblick dieſer Beleuchtung hatte ein wenig die Menge beruhigt, welche ſchon ſeit einer Stunde wartete; da aber über zwanzig Minuten die Lämpchen angezündet waren, da ſie bedeutend rauchten und trotz des Theaterzettels, der poſitiv auf den Schlag vier Uhr große Parade geſpielt von Herrn Phénix Faſiou und Herrn Copernic Galilée ankündigte, Niemand erſchien, ſo gab die Menge, obſchon ſie durchaus nichts

bezahlte, Schreie der Entrüstung und Hurrahs der Wuth von sich.

Eines, was ich seitdem ich Theater mache und es demüthig der Würdigung der Philosophen und der Analyse der Gelehrten unterwerfe, bemerkt habe, ist übrigens, daß ein Zuschauer, je weniger er bezahlt hat, desto anspruchsvoller ist, und daß bei den ersten Vorstellungen die bittersten Kritiken und die heftigsten Pfeifen beinahe immer von denjenigen kommen, die, um einzutreten, nicht die Mühe gehabt haben, die Hand in die Westentasche zu stecken.

Die Menge, welche seit einer Stunde und zwanzig Minuten wartete und an diesem Abend, man weiß nicht warum, dreimal zahlreicher war als gewöhnlich, die Menge glaubte sich also berechtigt, gegen dieses Verbrechen beleidigter Menge durch drohendes Geschrei und Flüche entlehnt den verschiedenen Poissards-Katechismen, welche damals im Umlaufe waren und zum Gebrauche der jungen Leute von guter Familie veröffentlicht wurden, zu protestiren.

Endlich, gegen halb sechs Uhr, erschien Herr Galilée Copernic selbst, als er das von den Zuschauern, welche nichts sahen, von den Zuhörern, welche nichts hörten, ausgestoßene Geschrei der Entrüstung vernahm, welche Herr Galilée Copernic, der nach der seiner Baracke verliehenen schaukelnden Bewegung urtheilte, der Sturm sei ernst und die Menge fange an hohl zu gehen, erschien, sagen wir, endlich selbst auf der Bühne mit seinem Cassandre-Costume bekleidet.

Doch dieser Anblick, von dem man hätte glauben sollen, er sei geeignet, die Aufregung zu beschwichtigen, schien dieselbe im Gegentheile zu vermehren. Trotz der Majestät, mit der sich Herr Galilée Copernic der Menge repräsentirte, brach diese in ein Zischen und Pfeifen aus, in ein Zischen so heftig, in ein Pfeifen so schrill, daß der unglückliche Komödiant fünf Minuten lang nicht ein einziges Wort articuliren konnte.

Als er dies sah, wandte er sich um, hielt seine beiden Hände in Form eines Trichters vor den Mund und verlangte im Innern irgend einen Gegenstand, den ihm die weiße Hand von Mademoiselle Musette reichte. — Dieser Gegenstand war ein Hofthorschlüssel, dessen Ton bald auf eine so triumphirende Art die Pfeifen der Menge beherrschte, daß die Menge ganz erstaunt schwieg und Meister Galilée Copernic allein pfeifen ließ. Man hätte glauben sollen, es sei ein Boa-Solo mitten unter einem Concerte von Klapperschlangen.

Endlich, wie man aller Dinge müde wird, selbst des Pfeifens, entfernte Galilée Copernic den Schlüssel von seinem Munde, und da er allein die Ruhe störte, so trat aufs Neue Stille ein.

Er benützte sie, um bis an den Lampenkasten vorzutreten, und nachdem er mit einer erhabenen Würde gegrüßt hatte, sprach er:

„Mylords und meine Herren, ich denke, nicht an mich sind diese Pfeifen gerichtet."

„Doch! doch! an Dich und an Fasiou!" riefen hundert Stimmen.

„Ja, ja, ja, an alle Beide!" wiederholte die Menge. „Nieder mit Copernic! nieder mit Fasiou!"

„Mylords und meine Herren," fuhr Copernic fort, sobald die Stille wiederhergestellt war, „es wäre Ungerechtigkeit, würde man mich für einen Verzug verantwortlich machen, der Sie verletzt, denn auf den Schlag vier Uhr mit meinem Cassandre-Costume bekleidet, war ich bereit, die Ehre zu haben, vor Ihnen zu erscheinen."

„Nun wohl, warum sind Sie denn nicht erschienen?" fragten dieselben Stimmen. „Wo waren Sie? was thaten Sie?"

„Wo ich war und was ich that, Mylords und meine Herren?"

„Ja, ja, ja, wo waren Sie? woher kommt der Verzug? Sie verletzen das Publicum! Entschuldigungen! Entschuldigungen!"

„Woher dieser geheimnißvolle Verzug komme? woher er komme, Mylords und meine Herren? . . Muß ich es Ihnen sagen? . . Ja, ich glaube, es geziemt sich, Ihnen dieses Zeichen von Ehrerbietung zu geben."

„Sprechen Sie! sprechen Sie!"

„Nun wohl, da ich es Ihnen sagen muß: dieser Verzug kommt von einem ungeheuren, erschrecklichen, unerhörten Unglück, das vor einem Augenblicke Ihrem Lieblingskünstler, unserem Kameraden, unserem Freunde Phénix Fasiou zugestoßen ist, welcher, wie Jeder weiß, die Bedientenrolle spielen sollte; eine unerläßliche Rolle in einem Stücke von nur vier Personen, wobei der Diener die erste Rolle spielt."

Es entstand eine gewaltige Bewegung in der Menge, wodurch sie bewies, sie sei nicht unempfindlich für das Fasiou widerfahrene Unglück.

Copernic bedeutete durch einen Wink, er wolle fortfahren, und die Zuschauer, ungeduldig, von ihrer Angst befreit zu werden, beeilten sich, wieder zu schweigen.

Cassandre fuhr fort:

„Doch was für ein Unglück ist denn Phénix Fasiou widerfahren? werden Sie mich einstimmig fragen. Mylords und meine Herren, es ist ihm ein Unglück widerfahren, wie es Ihnen, mir, dem Herrn, der Dame, unsern Freunden, unsern Feinden widerfahren kann, denn wir sind Alle sterblich, wie mir eines Tages im Vertrauen der Fürst Metternich sagte."

Neuer Tumult unter der Menge.

„Ja, Mylords und meine Herren," rief Copernic die durch seine Worte hervorgebrachte Sensation benützend, um sich der Menge völlig zu bemächtigen; „ja, Fasiou, Ihr geliebter Künstler wäre vorhin beinahe gestorben."

Bei dieser Kunde brachen mehrere Zuschauer und sehr viele Zuschauerinnen in ein banges, trauriges Stöhnen aus.

nicht; er war im Gegentheile nur in Verlegenheit über die Wahl; doch es gibt Mittel und Mittel, wie mir eines Tages im Vertrauen der Herr Graf von Neſſelrode ſagte.

„Er hatte vor Allem, ich wiederhole es, das Mittel des Fluſſes; der Fluß läuft für Jedermann, und Faſiou konnte ſich vom Pont Notre-Dame herab ins Waſſer ſtürzen; doch mit Schrecken bedenkend, daß er ſchwimmen konnte, und daß eine Kälte von zwölf Grad herrſchte, ſah er ein, er würde nicht ertrinken und ſich nur einen Schnupfen zuziehen! Er mußte alſo auf die jedem Andern geöffnete, für ihn allein verſchloſſene Todesart verzichten. Er hatte das Mittel des Feuergewehrs; er konnte ſich erſchießen; Faſiou überlegte aber, er habe dergeſtalt Angſt vor dem Knalle, daß er in dem Augenblicke, wo ſich der Schuß hörbar machte, über Hals und Kopf davon laufen würde, ſo daß die Kugel in die Luft ginge und wieder herabfiele, ohne ihn getroffen zu haben! — Er hatte das Mittel der Flamme; er konnte ſich wie Sardanapal auf einen Scheiterhaufen legen, ſich ſein Frühſtück, ſein Mittageſſen, ſein Abendbrod dahin bringen laſſen, den Scheiterhaufen in Brand ſtecken und verzehrend ſich verzehren machen; doch da er ſich einerſeits erinnerte, daß er Phénix Faſiou hieß, da er andererſeits in Plinius und Herodot geleſen hatte, der Phönix erſtehe wieder aus ſeiner Aſche, ſo dünkte es ihm völlig unnütz, am Sonntag zu ſterben, um am Montag oder Dienſtag wiedergeboren zu werden. — Er hatte das Mittel des Strickes; mit anderen Worten geſagt, er konnte ſich henken; doch als er plötzlich an die Menge von Leuten dachte, deren Glück er machen ſollte, indem er ihnen den unfehlbaren Talisman, welchen man den Strick eines Gehenkten nennt, hinterlaſſen würde, da umſchwebte ein menſchenfeindliches Lächeln ſeine Lippen, und er verzichtete auf dieſes philanthropiſche Mittel! — Es blieb das Gift, das unheilvolle Gift, das finſtere Gift;

denn, meine Herren, mag es das Gift von Mithridates, das Gift von Hannibal, das Gift von Locusta, das Gift der Borgia, das Gift der Medici oder das Gift der Marquise von Brinvilliers sein, das Gift ist immer Gift, wie mir eines Tags im Vertrauen der Fürst von Talleyrand sagte. Er beharrte also bei diesem letzten Mittel, beim unheilvollen Gifte, beim finsteren Gifte, und als ich ihn so bleich, entstellt, keuchend, häßlich auf mich zukommen sah, da zitterte ich an allen Gliedern, und ich errieth beim ersten Anblicke, er habe sich selbst entleibt. Ich fragte ihn folglich liebevoll:

„„Was hast Du denn, Bursche! daß Du uns, das Publikum und mich, seit einer Stunde so warten lässest?““

„„Herr Governör,““ antwortete Fasiou, „„ich habe meinen Tagen ein Ende gemacht.““

„Diese Offenherzigkeit rührte mich. Zu gleicher Zeit setzte mich Eines in Erstaunen, ich muß es gestehen: daß ich aus seinem eigenen Munde die beklagenswerthe Neuigkeit von seinem Tode erfuhr. Da ich aber hundertmal erstaunlichere Dinge als dieses gesehen habe, so schritt ich in meiner Untersuchung fort.

„„Und auf welche Art,““ fragte ich ihn mit einer für mein Alter und für meine Stellung sehr bewegten Stimme, „„auf welche Art hast Du Deinen Tagen ein Ende gemacht?““

„„Ich habe mich vergiftet,““ erwiederte mir Fasiou.

„„Womit?““

„„Mit Gift.““

„Ich gestehe, daß mir diese Antwort als Erhabenheit das „daß er stürbe“ des alten Horaz und das „Ich“ der Medea weit hinter sich zu lassen schien.

„„Und wo hast Du Gift gefunden?““ fragte ich mit der Ruhe eines Mannes, der hundert zweiunddreißig Arten Gegengifte kennt.

„„Im Schranke Ihres Schlafzimmers,““ antwortete mir Fasiou mit einer hohlen Stimme.

„Bei diesen Worten sträubte sich meine Perrücke auf meinem Haupte, und mein Bart, den ich so eben rasirt hatte, wuchs rasch wieder. Ich erbleichte von der Scheitel bis zu den Zehen und ich wankte auf meiner Base.

„„Unglücklicher!““ rief ich meine Worte stammelnd, „„ich hatte Dir verboten, diesen Schrank zu öffnen!““

„„Das ist wahr, Herr Copernic,““ erwiederte mir Fasiou mit einer verzweifelten Miene, „„doch ich hatte Sie dort zwei Töpfe einschließen sehen.““

„„Habe ich Dich nicht darauf aufmerksam gemacht, Elender! diese zwei Töpfe enthalten Arsenikmus, das der große Schach von Persien, dessen erster Arzt ich bin, von mir hatte verlangen lassen, um ihn von den Ratten zu befreien, die seinen Palast beunruhigen?““

„„Ich wußte es,““ erwiederte Fasiou mit einer wilden Energie.

„„Und Du hast einen davon gegessen?““

„„Ich habe beide gegessen.““

„„Sogar die Töpfe?““

„„Nein, Herr, doch ihren Inhalt.““

„„Ganz?““

„„Ganz.““

„„Unglücklicher!““ rief ich.

„Und ich wiederhole dreimal dieses Adjectiv, welches mir die Lage von Fasiou vortrefflich zu charakterisiren schien. Dergestalt, Mylords und meine Herren, daß diese Vergiftung, die Ursache, die sie herbeigeführt hat, die Vorfälle verschiedener Art, welche die Folge davon gewesen sind, die Thränen, die der Selbstmord von Fasiou aus den Augen aller seiner Kameraden, von denen er vergöttert wird, hervorspringen gemacht hat, — diese Dinge und noch viele andere, meine Herren, welche zu Ihrer Kenntniß zu bringen unnütz ist, zu meinem großen Bedauern momentan die Vorstellung verzögert haben. Sind Sie nicht unbarmherzig, wie ich mir so gern einbilde; macht eine gewisse

Gemüthsbewegung verursacht durch diese bejammernswerthe Erzählung Ihre Herzen in der Tiefe Ihrer Brust beben, so werden Sie leicht diesen Verzug aus Gründen eines Hintritts vergeben, und Sie werden uns erlauben, ruhig den Lauf unserer Vorstellungen wieder aufzunehmen und Ihnen heute Abend, wie es der Zettel ankündigt, zu spielen:

Zwei sehr pressante Briefe.

Lustspielskizze in einem Acte,

in welchem Phénix Fasiou die Rolle von Gille und Ihr Diener die von Cassandre geben wird.

„Aber, werden Sie mir sagen, — die Mengen sind voller unerwarteter Fragen! — aber, werden Sie mir sagen, wie kommt es einerseits, daß Fasiou hingerafft wird, und daß er andererseits, und dessenungeachtet, die Rolle von Gille gibt? Die Antwort ist leicht, Mylords und meine Herren, und ich habe an mehreren Höfen Europas Fragen aufgelöst, die noch viel unauflösbarer, als die, welche Sie an mich zu richten mir die Ehre erweisen. In der That, Mylords und meine Herren, wenige Worte werden genügen, um Ihnen dieses Problem zu erklären. — Einige von Ihnen haben wahrscheinlich von der sprüchwörtlichen Gefräßigkeit von Fasiou reden hören. Es ist Niemand von der Gesellschaft, der ihn nicht auf den Kreuzwegen, je nach der Jahreszeit, gedörrte Pflaumen, Mispeln, Nüsse oder Kastanien knuspernd getroffen hat. Der unglückliche Einfluß, den natürlich dieses beständige Verschlucken von Leckereien auf den Darmkanal unseres armen Freundes haben mußte, ich will ihn nicht untersuchen, ich erkundige mich bei Niemand darüber, ich will ihn nicht kennen; allein den Einfluß dieser maßlosen Gefräßigkeit auf meine Speisekammer, ihn vermöchte ich nicht mit Stillschweigen zu übergehen; das brauche ich Niemand zu fragen; das kenne ich nur zu gut durch mich selbst.

„Da ich nun dachte, es sei die Stunde gekommen, der verderblichen Gefräßigkeit von Fasiou eine Falle zu stellen, so überlegte ich mir, auf welche Art diese Falle gestellt werden sollte. Sie begreifen wohl, man hat nicht den weißen Wein mit den ausgezeichnetsten Diplomaten des Continents getrunken, ohne einen Reflex von ihrem schlauen Scharfsinn und von ihrer wunderbaren Einbildungskraft bewahrt zu haben ... Eine fremde Prinzessin, der ich das Leben bei einer Krankheit, wo sie von allen Aerzten aufgegeben worden war, zu retten das Glück hatte, schickte mir am Ende des vorigen Herbstes zwei Töpfe mit eingemachten Birnen, Confituren, für welche ich ihr in einem vertraulichen Augenblicke meine Schwäche gestanden hatte; doch sogleich mich erinnernd, daß genannter Fasiou, der für alle Dinge schwärmt, noch mehr als ich für die eingemachten Birnen schwärmte, beschloß ich, die erwähnte Falle der Leichtgläubigkeit dieses Pitre zu stellen, und ich theilte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, diese zwei Töpfe seien mit einem Arsenikmus gefüllt, das ich speciell für den großen Schach von Persien, in der Absicht, die ich Ihnen gesagt, bereitet habe. Fasiou hatte damals noch keine finstere Pläne gegen seine Person, und er schauderte, als er die Töpfe nur sah! Da er aber seitdem in die Ihnen bekannte Verzweiflung gerathen war, so dachte er an diese zwei Töpfe zuerst mit einem minder großen Schrecken; sodann, als er sich völlig an die Selbstmordgedanken gewöhnt hatte, mit kaltem Blute und sogar mit Freude ...

„Sie begreifen nun Alles, Mylords und meine Herren. Da er den höchsten Grad von Verzweiflung erreicht hatte und zu sterben entschlossen war, so aß Fasiou die zwei Töpfe, von denen jeder ein Pfund Mus enthielt. Die ersten Symptome waren die der Vergiftung; doch, Dank sei es den rasch wirkenden Mitteln, die ich in seiner Lage anwandte, glaube ich Ihnen dafür stehen zu können, daß das Leben unseres Kameraden Phénix

Fasiou nicht gefährdet ist. Wir werden also in einigen Secunden die Ehre haben, die Vorstellung zu beginnen. — Vorwärts, Musik!"

Bei diesem Aufrufe hörte man aus dem Innern der Baracke die Töne einer Posaune, einer Clarinette, einer türkischen Trommel und einer kleinen Trommel, ähnlich dem Geräusche, das aus einer Keßlerwerkstätte kommt!, hervordringen.

Bei dieser nachahmenden Harmonie verbeugte sich Herr Galilée Copernic tief vor dem Publikum, und verschwand unter dem Beifallklatschen und dem freudigen Geschrei der Menge, welche diese Erzählung ihres vielgeliebten Cassandre wieder in gute Laune versetzt hatte; denn es gibt drei veränderliche Dinge, wie der Prediger Salomo sagt: die Menge, die Weiber und die Wellen.

In dem Augenblicke, wo die Musik wüthete, verkündigend, die so sehr ersehnte Parade werde sogleich beginnen, kamen von zwei Seiten des Boulevard, nämlich in der Richtung der Bastille und der Porte Saint-Martin, mehrere Personen gekleidet in lange braune Mäntel, wie man sie damals trug, herbei, welche Personen unter die Menge traten und sich bald mit ihr vermischten.

Für einen unaufmerksamen Vorübergehenden konnten diese verschiedenen Personen einander fremd scheinen; für einen verständigen Beobachter war es aber augenscheinlich, daß sich diese Männer unter irgend einem Titel kannten, denn jeder von ihnen wechselte bei seiner Ankunft mit denjenigen, welche schon da waren, ein unmerkliches Erkennungszeichen. Bald aber drangen sie, wie gesagt, in die compacte Masse ein, sonderten sich von einander ab, und schienen nur hieher gekommen zu sein, um der Vorstellung der Parade beizuwohnen, und Niemand achtete auf die mit dem gewöhnlichen Publikum des Herrn Galilée Copernic vermischte, heterogene Partei von Zuschauern.

Die Mohicaner von Paris.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Neunzehntes bis fünfundzwanzigstes Bändchen.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1856.

Druck der G. Hasselbrink'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

CXIV.

Wo der Leſer, der die Paraden nicht liebt, welche Folgen ſie auch in der Politik haben mögen, gebeten wird, einen Gang im Foyer zu machen.

Als die mißſtimmige Symphonie hinter dem Vorhange im Hintergrunde beendigt war, erſchienen Gille und Caſſandre, das heißt Faſiou und Copernic, auf der Bühne.

Es war zehn Minuten lang ein ungeheures Gelächter und ein Donner von Beifallklatſchen.

Jeder von den zwei Künſtlern trat bis an den Lampenkaſten vor und verbeugte ſich dreimal ehrerbietig; dann lehnte ſich Faſiou an den Vorhang im Hintergrunde an, während Caſſandre, der, da er das Stück eröffnete, am Lampenkaſten geblieben war, mit folgendem Monologe begann, — einem Muſter der im Jahre der Gnade 1827 blühenden Literatur in freier Luft, welches von einem unſerer Freunde ſtenographirt worden iſt, und das in ſeiner ganzen Treuherzigkeit unſern Leſern vor Augen legen zu kennen wir uns glücklich ſchätzen.

Erste Scene.

Cassandre, träumerisch auf der Vorbühne; Gille, im Hintergrunde des Theaters.

Cassandre.

Der Teufel soll mich holen, wenn ich einen zugleich mit Geist, mit Ehrlichkeit und mit einem schlechten Magen begabten Bedienten zu finden weiß, das heißt einen Menschen, der die drei theologischen Tugenden der guten Diener besitzt! Je weiter wir gehen, desto weiter geht die Welt, und sie geht vom Schlimmen zum Schlimmern; die guten Bedienten machen sich selten! . . Wohin des Teufels mögen sie gegangen sein? In ein Land, wo es keine Herren gibt. Ich habe desbalb schon oft an Eines gedacht: meinen Dienst selbst zu versehen; doch ich überlegte es mir: ich bin ein Mann von so zähem Geize, daß ich nie einwilligen würde, mir den Lohn zu geben, den ich verdiene; und da es, wenn ein Diener bei mir eintritt, meine erste Bedingung ist, daß ich ihn nicht zu beköstigen habe, so würde ich unstreitig Hungers sterben. Wir wollen also auf dieses wahnsinnige Project verzichten und einen Diener suchen, der weniger anspruchsvoll ist als ich. (Umherschauend.) Was sehe ich denn dort? . . Ei! das ist gerade ein Bedienter! er läuft wie Einer, der keine Milz hat, beständig in die Luft schauend . . . He! Freund! . . Er hört mich nicht und schaut immer in die Luft . . . He! Freund! . . Hoffen wir, daß er einen Pflasterstein trifft und fällt . . . Plumps! da liegt er auf der Erde! (Auf Gille zugehend und ihn aufhebend.) Mein Freund, was läufst Du noch?

Gille.

Mein Herr, ich laufe nicht mehr: Sie sehen es wohl!

Cassandre, beiseit.

Das ist richtig; dieser Bursche ist voll Verstand, und ich, ich bin im Unrecht. (Laut.) Entschuldige mich,

ich habe eine Zeit ſtatt einer andern genommen. Was liefſt Du noch?

Gille.

Ich lief einem Vogel nach.

Caſſandre, beiſeit.

Das erklärt mir, warum dieſer Burſche in die Luft ſchaute... (Laut.) Und wie iſt dieſer Vogel entwiſcht?

Gille.

Ich habe das Thürchen ſeines Käfichs aufgemacht.

Caſſandre.

Und warum haſt Du das Thürchen ſeines Käfichs aufgemacht?

Gille.

Weil der Käfich dieſes armen Vögelchens ſchlecht roch.

Caſſandre.

Nach dem, was ich ſehe, biſt Du im Dienſte?

Gille.

Ah! Herr, nach dem Unglücke, das mir widerfahren iſt, kann ich mich ſicherlich als frei betrachten! und wenn Sie einen Diener brauchen...

Caſſandre.

Wetter! ich muß vor Allem wiſſen, woher Du kommſt.

Gille.

Ich komme von einem Hauſe.

Caſſandre.

Das vermuthe ich wohl... Doch wem gehörte dieſes Haus?

Gille.

Einem Erzbiſchof.

Caſſandre.

Und welche Geſchäfte verrichteteſt Du bei Deinem Erzbiſchof?

Gille.

Ich war Haushofmeiſter.

Caſſandre.

Wetter! Du mußt alſo tüchtig kochen! Und wa wirſt Du von mir nehmen?

Gille.

Wofür?

Caſſandre.

Um in meinem Dienſte zu ſein.

Gille.

Oh! ſeien Sie ruhig, Herr, ich werde Ihner nehmen, was ich kann.

Caſſandre.

Ich frage Dich, auf welchem Fuße Du in meine Dienſte einzutreten gedenkeſt?

Gille.

Auf meinen beiden Füßen, Herr.

Caſſandre.

Das iſt gut, und ich glaube, daß wir vortrefflich übereinkommen werden.

Gille.

Und ich, ich bin deſſen ſicher, Herr.

Caſſandre, ihn anſchauend.

Eh! eh!

Gille, Caſſandre anſchauend.

Eh! eh!

Caſſandre.

Deine Phyſiognomie gefällt mir; die Farbe Deiner Haare iſt nach meinem Geſchmacke; Deine Naſe verführt mich. Nun wollen wir aber ein wenig ſehen, ob Dein Geſang Deinem Gefieder gleicht.

Gille, ſingend.

Un Suiss' rev'nant d'campagne,
De son pays, d'l'Allemagne . . .

Caſſandre.

Was machſt Du?

Gille.

Ei! Sie haben meinen Geſang zu ſehen verlangt ich ſinge.

Caſſandre.

Dieſer Burſche ſpricht mich immer mehr an. (Laut.) Das iſt es nicht, was ich ſagen wollte; ich wollte einige Fragen an Dich richten, um zu ſehen, ob es Dir nicht ganz und gar am geſunden Verſtande gebreche.

Gille.

Oh! wenn es nur das iſt, reden Sie, Herr; fragen Sie. Es gibt Niemand, der Ihnen beſſer antworten kann, als Ihr Diener.

Caſſandre.

Das iſt wahr, denn Du ſprichſt viel. Erkläre mir ein wenig, zum Beiſpiel . . . Ich habe vergeſſen, Dich zu fragen, wie Du heißeſt.

Gille.

Ich heiße Gille, Ihnen zu dienen.

Caſſandre, beiſeit.

Dieſer Burſche iſt äußerſt einſchmeichelnd. (Laut.) Wohl alſo, mein lieber Gille, erkläre mir ein wenig, wie es kommt, daß die Fiſche in die Tiefe des Fluſſes hinabgehen, ohne zu ertrinken.

Gille.

Und wer ſagt Ihnen, Herr, daß ſie nicht ertrinken?

Caſſandre.

Sie kommen ja, nachdem ſie auf dem Grunde geweſen ſind, an die Oberfläche des Waſſers zurück!

Gille.

Es ſind nicht die ertrunkenen, die zurückkommen, es ſind andere.

Caſſandre, nach einem Augenblicke tiefen Nachdenkens: Wetter! Du könnteſt Recht haben.

Gille.

Hat der Herr noch andere Fragen an mich zu richten?

Caſſandre.

Gewiß! . . Wie kommt es, daß der Mond gerade untergeht, wenn die Sonne aufgeht?

Gille.

Herr, nicht der Mond geht unter, wenn die Sonne

aufgeht, sondern die Sonne geht auf, wenn der Mond untergeht.

Cassandre, erstaunt.

Bei meiner Treue, daran habe ich nie gedacht! Du bist also Astronom, Gille?

Gille.

Ja, Herr.

Cassandre.

Und unter wem hast Du studirt?

Gille.

Unter Herrn Galilée Copernic.

Cassandre.

Ein großer Mann!.. Nun wohl, wenn Du unter diesem berühmten Gelehrten studirt hast, so kannst Du mir wahrscheinlich auf die Frage antworten, die ich an Dich machen werde. Glaubst Du, daß die Vorsehung gerecht gegen mich gewesen ist, indem sie mir nur zwei Hände gegeben hat, während ich fünf Fuß vier Daumen*) habe?

Gille.

Sie ist noch viel ungerechter gegen den Esel gewesen, der vier Fuß und gar keine Hände hat!

Cassandre, erstaunt.

Dieser Bursche hat auf Alles eine Antwort! (Zu sich selbst und sich dem Publicum nähernd.) Ich glaube entschieden, daß ich hier einen Burschen voll Verstand getroffen habe, der ein ergebener Diener sein wird, und aus dem ich vielleicht auch eines Tages einen guten Schwiegersohn machen kann, wenn er ein paar Thaler zurückgelegt hat. (Laut.) Antworte mir, Gille.

Gille.

Ich thue nichts Anderes, Herr.

Cassandre.

Das ist wahr . . . Bist Du Junggeselle, Gille?

---

*) Dieses Wortspiel ist nicht zu übersetzen: quatre pouces heißt eigentlich vier Zoll.

Gille.

Wenn man sich nicht getäuscht hat, als man mich auf der Mairie angab.

Cassandre, beiseit.

Der Bursche begreift nicht. (Laut.) Ich frage Dich, ob Du ehelos seist.

Gille.

Ehelos wie Jeanne d'Arc.

Cassandre.

Was willst Du damit sagen?

Gille geheimnisvoll.

Ich will damit sagen, ich könnte die Engländer verjagen.

Cassandre.

Das kann Dir bei Gelegenheit nützlich sein. Doch sprechen wir nicht von Politik.

Gille.

Gut, Herr; sprechen wir von Philosophie, Botanik, Anatomie, Literatur, Wissenschaften, Pyrotechnik... (Sich unterbrechend.) Ah! was die Pyrotechnik betrifft, was erblicke ich denn dort?

Cassandre, der Richtung des Fingers von Gille folgend.

Das ist eine Flasche Wein, die ich, um mich zu erfrischen, habe heraufbringen lassen.

Gille.

Sind Sie wie ich, Herr?

Cassandre.

Vielleicht ... Wie bist Du?

Gille.

Ich bin durstig.

Cassandre.

Oh! ich, ich bin es immer!

Gille.

Ich würde gern einen Schoppen erwürgen.

Cassandre, beiseit.

Der Bursche ist voll Gewandtheit! (Laut.) Wohl, es sei, Gille, und wir werden bechernd plaudern, oder

plaudernd bechern, wie Du willst. Du hast das Aussehen eines geordneten Jungen.

Gille.

Nun, darin täuschen Sie sich, Herr: seit der letzten Weinlese bin ich ganz . . .

Cassandre, ihn durch eine Geberde unterbrechend, und beiseit.

Der Bursche versteht mich nicht. (Laut) Ich wollte sagen, Du scheinest mir keine Laster zu haben.

Gille.

Nein, Herr, ich habe nur Nägel, und diese verursachen mir viel Schmerzen!

Cassandre.

Ich meine, Du wissest Dich zu benehmen.

Gille.

Ich war Fiacrekutscher.

Cassandre, beiseit.

Aendern wir das Gespräch: es gibt gewisse Punkte, die mir dieser Bursche ganz und gar nicht begreifen zu können scheint. (Laut.) Hast Du viel gedient?

Gille.

Ja, Herr, was mich nicht abhält, völlig neu zu sein.

Cassandre.

Und wem hast Du gedient?

Gille.

Vor Allem meinem Vaterlande.

Cassandre.

Wie, Du bist Soldat gewesen, mein Braver?

Gille.

Als Rekrut, ja, Herr, drei Monate lang.

Cassandre.

Solltest Du das Unglück gehabt haben, verwundet worden zu sein?

Gille.

So ist es.

Cassandre.

Wo dies, mein Junge?

Gille.

Im Herzen! Ich bin durch das Benehmen meines Generals verwundet worden.

Caſſandre.

Was iſt denn geſchehen?

Gille.

Es iſt geſchehen, daß uns der General die Ebene in allen Richtungen durchziehen ließ.

Caſſandre.

Ei! er hatte vielleicht den Schnupfen.

Gille.

Da wir nicht einem einzigen Feinde begegnet waren, ſo erlaubte ich mir, zu ſagen, der General habe einen großen Sieg davon getragen.

Caſſandre.

Welchen?

Gille.

Er habe das Feld geſchlagen *). So daß mich der General in den Arreſt ſchickte.

Caſſandre.

Er wird Dich nicht verſtanden haben. Und wie lange biſt Du im Gefängniß geweſen?

Gille.

Drei Jahre, Herr.

Caſſandre.

Und in welcher Lage erhob ſich Dein Kerker?

Gille.

Er erhob ſich nicht, Herr: er vertiefte ſich.

Caſſandre.

Ich begreife ... Somit fandſt Du Dich ...

Gille.

Vertieft, ja, Herr.

---

*) Ein Wortſpiel, das ſich nicht überſetzen läßt: Battre la campagne, wörtlich das Feld ſchlagen, heißt bildlich umherſchweifen.

Caſſandre.

Ich wollte Dich fragen, an welchem Orte er gelegen ſei.

Gille.

Nahe beim Meere.

Caſſandre.

Bei welchem Meere?

Gille.

Beim Mittelländiſchen.

Caſſandre.

Ich kenne beim Mittelländiſchen Meere eine Stadt, wo ich geweſen bin.

Gille.

Ich auch, Herr.

Caſſandre, ſuchend.

Sie heißt Tou . . . Tou . . . Tou . . .

Gille, vollendend.

Lon, lon, lon.

Caſſandre.

So iſt es, Toulon . . . Ah! mein armer Junge, und Du biſt auch auf den Galeeren geweſen?

Gille.

Es gibt kein ſo dummes Handwerk, Herr.

Caſſandre.

Das iſt vollkommen wahr . . . Und wem haſt Du noch außer Deinem Vaterlande gedient?

Gille.

Ich habe als Spielzeug einer meiner Landsmänninnen gedient.

Caſſandre.

Die Dich hat Land ſehen laſſen?

Gille.

Ganz richtig, Herr: und ich habe begriffen, daß die Reiſen, die einen die Mädchen machen laſſen, viel ermüdender ſind, als die, welche man zur See macht.

Caſſandre.

Du mußteſt Dir etwas erſparen während Deiner [illegible]gen Dienſte, Gille?

Gille.

Ja, Herr, ich habe viel Mühe erſpart.

Caſſandre.

Einverſtanden; doch Sorten?

Gille.

Jede Sorte von Mühe.

Caſſandre, beiſeit.

Der Burſche verſteht mich nicht. (Laut.) Ich frage Dich, ob Du einige Stücke habeſt?

Gille.

Ich habe meinen Rock voll davon.

Caſſandre.

Fonds?

Gille.

Meine Hoſe voll.

Caſſandre.

Nein, das iſt es nicht. Du mußt etwas baar Geld haben?

Gille.

Es wäre mir noch lieber, wenn ich etwas Geld hätte.

Caſſandre, beiſeit.

Der Burſche verſteht mich nicht. (Laut.) Haſt Du etwas zurückgelegt?

Gille.

Ich habe die Thorheiten der Jugend zurückgelegt. Was wollen Sie? man wird alt.

Caſſandre.

Wem ſagſt Du das Gille? Indeſſen haſt Du auf meine Frage noch nicht geantwortet.

Gille.

Ah! bah!

Caſſandre.

Ich fragte Dich, ob Du etwas Geld angelegt habeſt.

Gille.

Warum haben Sie ſich nicht ſogleich erklärt, Herr!

Ich habe fünfzig Thaler Leibrente nach dem Tode meiner Muhme.

Caſſandre, erſtaunt.

Wetter! hundertundfünfzig Livres Rente! weißt Du, daß das eine Summe iſt?

Gille.

Sicherlich weiß ich es.

Caſſandre.

Ich meine eine gute, ſchöne Summe.

Gille.

Allerdings, ich verſtehe wohl: Sie wollen damit ſagen, es ſei kein dummes Sümmchen.

Caſſandre.

Gille!

Gille.

Herr?

Caſſandre.

Ich mache Dir einen Vorſchlag.

Gille.

Welchen?

Caſſandre.

Wirſt Du annehmen?

Gille.

Ich werde annehmen, wenn ich nicht ausſchlage.

Caſſandre.

Ich habe eine Tochter.

Gille.

Wahrhaftig?

Caſſandre.

Bei meinem Ehrenworte!

Gille.

Sie gehört Ihnen ganz allein, Herr?

Caſſandre.

Ich habe ſie von meiner ſeligen Frau gehabt.

Gille.

Dann iſt ſie von Ihrer Frau, und nicht von Ihnen.

Caſſandre.

Ich bitte um Verzeihung, Gille: ſie iſt von uns Beiden. (Beiſeit.) Der Junge iſt ſo unſchuldig, daß er nicht begreift! (Laut.) Ich ſagte alſo, ich habe eine ſchöne, tugendhafte, keuſche Tochter, von ſehr freudigem Charakter.

Gille.

Dann iſt es ein Freudenmädchen, Herr.

Caſſandre.

Ich ſuche ſeit einiger Zeit eine paſſende Partie für ſie. Ich finde zufällig Dich hier, und ich mache Dir den Vorſchlag: Gille, willſt Du mein Schwiegerſohn werden?

Gille.

Nun, ich ſage nicht nein, Herr.

Caſſandre.

Was macht das mir, wenn Du nicht ja ſagſt?

Gille.

Man müßte den Gegenſtand ſehen, Herr.

Caſſandre.

Ich will ihn Dir zeigen.

Gille.

Ja, doch umſonſt.

Caſſandre.

Umſonſt, allerdings. (Beiſeit.) Das iſt offenbar ein ſparſamer Junge.

Gille.

Und mit welcher Mitgift gedenken Sie dieſelbe zu ſchmücken?

Caſſandre.

Mit einer Mitgift der gleich, welche Du ſelbſt bringſt: fünfzig gute Thaler, Gille.

Gille.

Eingeſchlagen! Das iſt abgemacht.

Caſſandre.

Alſo kann ich meine Tochter rufen?

Gille.

Rufen Sie sie.

Cassandre, rufend.

Zirzabelle! (Zu Gille.) Ich glaube, Du wirst zufrieden sein.

Gille.

Sie sagen, sie sei schön?

Cassandre.

Mein natürliches Ebenbild.

Gille.

Teufel! das ist der Mühe werth!

Cassandre.

Verschönert, wohlverstanden.

Gille.

Ah! gut!

Cassandre, stärker rufend.

Zirzabelle! . . Holla! Zirzabelle! . . Man muß sich immer den Hals abschreien, wenn man diese Plaudertasche braucht . . . Zirzabelle!

Zweite Scene.

Dieselben, Isabelle.

Isabelle kommt ganz sachte herbei und hält ihren Mund an das Ohr ihres Vaters.

Hier bin ich!

Cassandre.

Die Bestie, die mich vor Angst fast umgebracht hat, soll die Pest holen!

Isabelle.

Ei! mein Vater, Sie schreien auch wie ein Stock, der seinen Blinden verloren hat!

Cassandre.

Warum kommst Du nicht, so oft ich Dir rufe?

Isabelle.

Weil ich, wenn ich ginge, so oft man mich ruft, zu oft gehen würde, und besonders zu weit. Was steht zu Ihren Diensten, mein Vater?

Cassandre.

Schau!

Isabelle.

Was?

Cassandre, auf Gille deutend.

Dieser hübsche Bursche.

Isabelle.

Dieser Bäckerknecht da?

Cassandre.

Wie findest Du ihn?

Isabelle.

Oh! die abscheuliche Fratze!

Cassandre.

Das ist Dein zukünftiger Gatte.

Isabelle.

Wie! mein zukünftiger Gatte?

Cassandre.

Ja, ich habe ihm so eben mein Wort gegeben.

Isabelle.

Wohl, Sie können es wieder zurücknehmen.

Cassandre.

Wie beliebt?

Isabelle.

Ich, diesen Fastnachtsnarren da heirathen? Nie!

Gille.

Ich bin mager, mein Fräulein; doch mit gutem Willen kommt man zu Allem.

Isabelle.

Mit diesem Gesichte kommt man nur ins Spital, verstehen Sie, mein schöner Freund?

Cassandre, zu Gille.

Wie findest Du sie?

Gille.

Anbetungswürdig.

Caſſandre.

Nun wohl, alle Bockshörner! ſie wird Deine Frau ſein. Ich laſſe ſie mit Dir allein: unterhalte ſie.

Gille.

Ei! dann wird ſie, wenn ſie mich verlaſſen hat, ein unterhaltenes Frauenzimmer ſein!

Caſſandre, abgehend.

Der Burſche verſteht mich nicht.

Dritte Scene.

Gille, Iſabelle.

Iſabelle.

Oh! wie unglücklich bin ich in meinem Unglücke! und wie konnte meine Mutter, welche für ihre Tochter die Wahl eines Vaters hatte, mir dieſen Vater wählen?

Gille.

Sie haben Unrecht, Fräulein Zirzabelle, ſolche Beleidigungen gegen den Bürger, der der Urheber Ihrer Tage iſt, zu ſchwatzen. Heißt es denn Sie ins Unglück ſtürzen und Sie ſchinden, Ihnen einen galanten Mann zum Gatten anbieten?

Iſabelle.

Ich, Ihr Gatte?.. Das heißt Sie, meine Frau?..

Gille.

Verzeihen Sie, ich glaube, Sie täuſchen ſich, Fräulein Zirzabelle.

Iſabelle.

Ja, doch Sie begreifen mich dennoch! — Nie!

Gille.

Wenn ich Ihnen indeſſen, zwiſchen beide Augen, die rechte Hand auf meinem Herzen, die linke Hand an

der Naht meiner Hose, gestehen würde, ich habe mich plötzlich verliebt.

Isabelle.

In wen?

Gille.

In Sie! . . . Sehen Sie, nun bin ich gerade in der Position, die rechte Hand auf dem Herzen, die linke Hand an der Naht meiner Hose, schaue ich Ihnen zwischen beide Augen . . . Ich liebe Sie rasend, meine Theure! Was haben Sie hierauf zu antworten?

Isabelle.

Ich werde auf dieses schmeichelhafte Geständniß durch ein ganz ähnliches antworten, nur wird es vollkommen das Gegentheil sein. Ich denke, Sie stammen von einem edlen Geschlechte ab, und ich glaube mit einem französischen Cavalier zu sprechen; ich will also mein Geständniß von mir geben.

Gille.

Ich höre Sie mit Interesse: reden Sie.

Isabelle.

Soll ich offenherzig sein?

Gille.

Seien Sie es.

Isabelle.

Nun wohl, seitdem ich Sie gesehen, habe ich einen Abscheu gegen Sie gefaßt!

Gille.

Oh! Himmel! oh! doppelter Himmel!

Isabelle.

Hören sie einen Augenblick auf zu schwören, und lassen Sie mich den Rest meines Rosenkranzes vor Ihnen abkörnen, edler Herr. Einerseits liebe ich Sie nicht, weil ich Sie hasse, und andererseits bin ich rasend in einen Edelmann von gutem Hause verliebt.

Gille.

Und wie heißt mein gräulicher Nebenbuhler?

Isabelle.

Herr Leandre.

Gille.

Ich kenne ihn, und dieses kann ich damit beweisen, daß ich ihm Ohrfeigen gegeben habe, die er mir nie zurückgegeben hat.

Isabelle, Gille beohrfeigend.

Nun wohl, ich gebe sie Ihnen für ihn zurück; Sie können ihm eine Quittung dafür ausstellen.

Gille, sich aufrichtend.

Alle Hagel! Fräulein Zirza, wissen Sie, daß ich mir nicht auf den Fuß treten lasse?

Isabelle.

Sie haben also ein Hühnerauge?

Gille.

Nein, das ist eine Redensart.

Isabelle.

Oh! machen Sie keine Umstände mit mir! Ich sagte Ihnen vor der Ohrfeige und ich wiederhole Ihnen nach dem Schlage, daß ich Herrn Leandre leidenschaftlich liebe. Wir haben um die Mitte des Augusts angefangen uns den Hof zu machen.

Gille, beiseit.

Das ist ja eine Katze, dieses Mädchen da! (Laut.) Um die Mitte des Augusts von welchem Jahre?

Isabelle.

1820! Sie sehen, das datirt nicht von gestern. Lösen Sie daher unsere Heirath wieder auf, und wäre es nur aus Großmuth.

Gille.

Ah! wischi! dazu bin ich zu sehr in Sie verliebt!

Isabelle.

Nun wohl, dann nach Ihrem Gefallen; und ich habe Ihnen nur ein Wort zu erwiedern: heirathen Sie mich, so mache ich Sie, so wahr ich ein ehrliches Mädchen bin, zum Hahnrei! Mir gleichviel! Sie haben mich gezwungen, dieses unanständige Wort auszu-

sprechen; doch ich bekümmere mich nichts darum: Worte stinken nicht.

Sie geht ab.

Vierte Scene.

Gille, allein.

Wer könnte je glauben, dieses Mädchen sei die eigene Tochter . . . wenn ich, sage eigen! des ehrenwerthen Greises, der so eben herbeikommt! . . Machen wir ihm unsere ehrfurchtsvollsten Complimente.

Fünfte Scene.

Gille, Cassandre.

Cassandre.

Nun, Gille?

Gille.

Nun, Herr?

Cassandre.

Was sagst Du zu meiner Frucht?

Gille.

Offenherzig gesprochen, ich glaube, sie ist ein wenig reif.

Cassandre.

Reif?

Gille.

Um nicht zu sagen verdorben.

Cassandre.

Was bedeutet das, Herr Gille?

Gille.

Ich bin verantwortlich für das, was ich gesagt habe.

Cassandre.

Solltest Du es wagen, die Tugend selbst zu verleumden?

Gille.

Kennen Sie einen gewissen Leandre?

Cassandre.

Bei Gott! ob ich ihn kenne!

Gille.

Nun wohl, er hat Ihre Frucht vor mir cultivirt.

Cassandre.

Ich weiß das; da er aber ein Taugenichts ist, so habe ich ihn weit, weit weggeschickt, und er ist gegangen.

Gille.

Das heißt, er hat Sie glauben gemacht, er gehe.

Cassandre.

Gleichviel, Du bist der Mann, den ich geträumt habe, und Du mußt meine Tochter heirathen.

Gille.

Das wäre mir ganz lieb.

Cassandre.

Schwöre mir also, daß Du sie heiratheſt! und ich schwöre Dir bei den fünfhundert Teufeln und bei ihren tausend Hörnern, sie nur Dir in der Welt, mittelbar oder unmittelbar, zu geben.

Gille.

Ich will schwören wie ein Fuhrmann . . . Oh! Teufel! oh! Hölle! oh! Mord und Elemente! oh! Hagel und Wetter! oh! Pulver und Blei! ich verspreche Ihnen nie eine andere Person zu heirathen, von welchem Geschlechte sie auch sein mag, als Fräulein Zirzabelle, Ihre vermeintliche Tochter!

Cassandre.

Gut geschworen! alle Donner! alle Blitze! alle Gewitter! Es hat mich bei Deinem Schwure ein Schauer überlaufen! Ich schwöre Dir also meinerseits, daß meine Tochter Zirzabelle nie, mittelbar oder un-

mittelbar, die Frau eines Andern als von Dir sein wird. Ich will sie noch einmal rufen und Ihr meinen letzten Willen dictiren.

Gille.

Sie sind also im Begriffe, zu sterben, Schwiegervater?

Cassandre.

Ich will sagen meinen äußersten Willen. (Den Briefträger erblickend.) He! he! was kommt da zu uns?

Gille, sich die Nase zuhaltend.

In jedem Falle ist es nicht der Parfumeur.

Cassandre.

Nein, es ist der Briefträger.

Sechste Scene.

Dieselben, der Briefträger.

Der Briefträger, die Nase in der Luft.

He! Herr Cassandre!

Gille.

Dieser Mensch sieht aus, als ob er Sie suchen würde.

Cassandre.

Glaubst Du?

Der Briefträger, immer in die Luft schauend.

He! Herr Cassandre!

Gille.

Sie sehen wohl, da er Sie ruft.

Der Briefträger, dasselbe Spiel.

He! Herr Cassandre!

Cassandre.

Sie rufen Herrn Cassandre, mein Freund?

Der Briefträger.

Die Pest hole Sie! zweifeln Sie daran, so sind Sie taub!

Caſſandre.

Die Peſt hole Sie ſelbſt! . . Ich bin es.

Der Briefträger.

Die Peſt?

Caſſandre, beiſeit.

Der Burſche verſteht mich nicht. (Laut.) Nein, ich bin Herr Caſſandre.

Der Briefträger.

Unmöglich!

Caſſandre.

Warum?

Der Briefträger.

Weil auf dem Briefe ſteht: „Herrn Caſſandre, Mondſtraße.“

Caſſandre.

Nun wohl, wir ſind in der Mondſtraße.

Der Briefträger.

Aber es ſteht hier: „Mondſtraße, im fünften Stocke,“ und Sie ſind auf der Straße.

Caſſandre.

Das macht nichts: ich bin Herr Caſſandre, Mondſtraße, im fünften Stocke, gegenwärtig hier auf der Straße.

Der Briefträger.

Sie werden nur Herr Caſſandre ſein, wenn Sie im fünften Stocke ſind.

Caſſandre.

Dann werde ich hinaufgehen. Bleiben Sie hier, um zu ſehen, ob ich oben bin.

Der Briefträger.

Es iſt gut.

Caſſandre, abgehend.

Der Burſche verſteht mich nicht.

Siebente Scene.

Der Briefträger. Gille.

Der Briefträger.

Mein Freund, kennen Sie im Quartier vielleicht Einen Namens Gille?

Gille.

Ja, ein hübſcher Junge, edles Ausſehen, diſtinguirtes Geſicht?

Der Briefträger.

Das iſt möglich.

Gille.

Hier iſt er.

Der Briefträger.

Wo?

Gille.

Vor Ihren Augen.

Der Briefträger.

Potz Henker!

Gille.

Wie beliebt?

Der Briefträger.

Sie heißen Gille?

Gille.

Bezweifeln Sie es?

Der Briefträger.

Ei! nach dem Portrait, das Sie von ihm machen...

Gille.

Zum Glücke habe ich meine Dienſtetats bei mir.

Der Briefträger.

Wozu ſollen die Dienſtetats nützen?

Gille.

Mein Signalement iſt darin.

Der Briefträger.

Laſſen Sie das Signalement ſehen.

Gille, zieht ein Papier aus der Taſche und lieſt.

„Hafen von Toulon . . . hm! hm! . . . Ich Unterzeichneter, Ober-Gallottenaufſeher . . . hm! . . . bezeuge . . . hm! hm! . . . daß der Namens Gille — das iſt es! — zweiundzwanzig Jahre alt . . .“

Der Briefträger.

Gut.

Gille, fährt fort zu leſen.

„Größe 5 Fuß 1 Zoll . . .“

Der Briefträger.

Gut.

Gille, dasſelbe Spiel.

„Trompetennaſe . . .“

Der Briefträger.

Gut.

Gille, dasſelbe Spiel.

„Geſichtsfarbe bleich . . .“

Der Briefträger.

Sehr gut.

Gille, dasſelbe Spiel.

„Haare ſenffarbig . . .“

Der Briefträger.

So iſt es! Ah! Sie ſind wirklich Gille.

Achte Scene.

Dieſelben. Caſſandre.

Caſſandre, am Fenſter des fünften Stockes.

He! Briefträger!

Der Briefträger.

Man kommt! (Zu Gille.) Geben Sie mir zehn Sous.

Gille.

Warum?

Der Briefträger.

Das iſt der Preis Ihres Briefes.

Gille.

Der Preis meines Briefes? Wie! ich muß bezahlen, weil man mir geſchrieben hat?

Der Briefträger.

Allerdings.

Gille.

Ei! mir ſcheint, derjenige, welcher die Ehre hat, an mich zu ſchreiben, müßte bezahlen.

Caſſandre.

He! Briefträger!

Der Briefträger.

Man kommt. (Zu Gille.) Raſch, geben Sie Ihre fünfzig Centimes heraus.

Gille.

Ich mißtraue Ihrem Briefe.

Der Briefträger.

Wie, Sie mißtrauen?

Gille.

Man hat in Briefen verborgene Höllenmaſchinen geſehen.

Der Briefträger.

Sie nehmen einen chargirten Brief nicht an?

Gille.

Ich glaube wohl! ein Grund mehr, daß er losgeht, wenn er chargirt iſt*).

Der Briefträger.

Deſto ſchlimmer für Sie! das ſind Geldnachrichten.

Gille.

Wie? ein chargirter Brief, das bedeutet Geldnachrichten?

*) Ein unüberſetzbares Wortſpiel. Une lettre chargée iſt das, was wir einen recommandirten Brief nennen, chargé heißt zugleich aber auch geladen.

Der Briefträger.

Ja.

Gille.

Ich glaubte, der Kreuz-Achter bedeute Geld.

Caſſandre.

He! Briefträger!

Der Briefträger.

Man kommt.

Gille.

Hier ſind Ihre fünfzig Centimes.

Der Briefträger.

Ich danke.

Gille.

Ei! ſagen Sie doch, Ihr Brief hat ein Datum von acht Tagen!

Der Briefträger.

Acht Tage, um von Pantin zu kommen, das iſt nicht zu viel.

Gille.

Es ſteht aber darauf: „Preſſant.“

Der Briefträger.

Derjenige, welcher ihn ſchreibt, hat Eile, nie der, welcher ihn trägt.

Gille.

Es iſt gut . . . Entferne Dich, denn aus Deiner Lade kommen ſtinkende Miasmen hervor.

Der Briefträger.

Sie enthält eine Cervelatwurſt mit Knoblauch, die ich für mein Frühſtück hineingeſteckt habe.

Caſſandre, mit einer langen Schnur in der Hand.

He! Briefträger!

Der Briefträger, geht unter das Fenſter.

Hier bin ich! hier bin ich!

Caſſandre.

Bin ich nun Herr Caſſandre, Mondſtraße, im fünften Stocke?

Der Briefträger.

Ich ſage nicht nein.

Caſſandre.

So ſchicken Sie mir meinen Brief.

Der Briefträger.

Schicken Sie mir zuerſt meine drei Sous.

Caſſandre.

Hier ſind ſie. Er wirft ſie ihm zu.

Der Briefträger.

Ich danke. (Er bindet den Brief an das Ende des Fadens.) Ziehen Sie.

Caſſandre.

Gut! (Er zieht den Faden; doch in dieſem Augenblicke öffnet ſich das Fenſter des erſten Stockes, eine Hand ſtreckt ſich aus und ergreift den Brief unter Weges.) He! Briefträger.

Der Briefträger.

Nun?

Caſſandre.

Sie ſehen nicht?

Der Briefträger.

Doch.

Caſſandre.

Man ſtiehlt mir den Brief.

Der Briefträger.

Ihr Brief ſtahl wohl! Ein Dieb, der einen andern beſtiehlt, macht den Teufel lachen.

Er geht ab.

Caſſandre.

Der Burſche verſteht mich nicht! Ich gehe in den erſten Stock hinab und fordere meinen Brief.

Er ſchließt ſein Fenſter wieder.

Neunte Scene.

Gille, allein.

Ah! nun, da ich allein bin, wollen wir im Frieden ſtudiren, was man mir in dieſem Briefe meldet. (Er öffnet den Brief und lieſt.) „Ich habe die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß die Geſundheit von Benjamin, Ihrem dritten Enkel, völlig wiederhergeſtellt iſt. Er befindet ſich zur Stunde wie der Baum genannt Hagebuche; ich vermöchte meinen Gedanken nicht beſſer auszudrücken . . ." (Sich unterbrechend.) Das iſt ſeltſam! ich glaubte nie in meinem Leben Vater geweſen zu ſein; wie kommt es, daß ich Großpapa bin? . . . Gleichviel! es wird ſich vielleicht aufklären. Fahren wir fort. (Leſend.) „Wäre es nicht endlich Zeit, daß Sie Ihre Einwilligung zu einer Heirath geben würden, welche ſeit ſieben Jahren ohne Ihr Wiſſen vollzogen iſt, ich muß es Ihnen geſtehen, und ſollte dieſes Geſtändniß Ihre weißen Haare ausfallen machen . . ." (Hört auf zu leſen.) Gut! nun habe ich weiße Haare! Blaue, grüne, ſchwarze, gelbe oder rothe, von allen Farben, die man will; doch weiße, — dagegen proteſtire ich! Laſſen wir uns indeſſen nicht entmuthigen! (Lieſt weiter.) „Iſt es nicht beklagenswerth, daß Sie Ihre Fräulein Tochter, während Sie wiſſen, daß ſie Mutter von drei Kindern iſt, an dieſen Einfaltspinſel Gille zu verheirathen gedenken? . . ." (Sich unterbrechend.) Von wem ſpricht er denn? (Leſend.) „Ich erwarte Ihre Antwort, indem ich Ihnen melde, daß ich eine kleine Erbſchaft von zweihundert Livres Rente gemacht habe, die uns, Zirzabelle und mir, in einem beſcheidenen Wohlſtande mit einander zu leben geſtatten wird. Antworten Sie mir umgehend! — Ihr ergebenſter Leandre." (Nachdenkend.) Nein, nein, es iſt nicht

möglich! wäre ich wirklich der Vater meiner Tochter, und folglich der Großvater ihrer drei Kinder, so könnte ich unmöglich daran denken, sie an einen Andern als den Vater dieser drei Unglücklichen zu verheirathen. Mit welchem Rechte erlaubt sich also dieser Leandre zu sagen, ich sei der Vater, und sobald er es sagt, mit welchem Rechte zieht er meine väterliche Zärtlichkeit in Zweifel? . . (Nach einer Pause, und sich vor die Stirne schlagend.) Doch es kommt mir ein Gedanke: wenn mir der Briefträger einen Brief gegeben hätte, der nicht an mich adressirt wäre? . . (Er sieht den Umschlag an.) Alle Teufel! die Depeche war nicht für mich! „An Herrn Cassandre, Mondstraße, im fünften Stocke." An Herrn Cassandre! ha! ha! ha! Der alte Pandur wollte also seine keusche Tochter an mich verheirathen, die Mutter von drei Kindern, von denen das letzte Benjamin heißt! Ei! dieser Greis ist ganz einfach ein Gauner! Lassen wir nichts von unserer Entrüstung merken und sehen wir, wie weit er seine Schurkerei treiben wird.

Zehnte Scene.

Gille. Cassandre.

Cassandre, tritt lesend ein.

„Ich habe die Ehre, Ihnen den schmerzlichen Verlust mitzutheilen, den Sie in der Person von Demoiselle Amenaide Lamyonisse, Ihrer vielgeliebten Tante, welche gestern im Alter von sechsundsiebzig Jahren gestorben ist, erlitten haben . . ." (Sich unterbrechend.) Das ist seltsam! ich habe nie eine Tante gehabt, wie kommt es, daß sie gestorben ist, und zwar in der Blüthe ihrer Jahre? . . Nun, es ereignen sich so außerordentliche Dinge! Fahren wir fort. (Lesend.) „Ich melde Ihnen zugleich, daß Sie nicht auf die hundertfünfzig

Livres Rente der Verstorbenen rechnen dürfen; sie hat es für gut gefunden, Sie zu Gunsten des Oberschreibers eines Garkochs in Sainte-Menehould zu enterben ..." (Hört auf zu lesen.) Erstaunlich! erstaunlich! Es scheint, diese Tante, die ich nie gehabt habe, und die ich dennoch hatte, hat mich enterbt zu Gunsten von . . . Welche Schmach! Lassen wir uns indessen nicht entmuthigen! (Liest weiter.) „Es versteht sich nichtsdestoweniger, daß, wenn es Ihnen angenehm wäre, die Schulden von Ihrer Mademoiselle Tante zu bezahlen, welche sich auf die unbedeutende Summe von hundert fünfzig tausend Livres fünfzehn Sous zehn Denirs belaufen, der Oberschreiber des Garkochs von Sainte-Menehould Ihnen ohne Widerrede den Genuß der hundert und fünfzig Livres Rente, die er an Ihrer Stelle erbt, überlassen würde. Wollen Sie mir also bei Empfang des Gegenwärtigen Ihre Einwilligung oder Ihre Verzichtleistung schicken. — Ihr ergebenster Diener Baudin de la Marne, in Sainte-Menehould, San-Giacomo-Street, alte Nr. 9, jetzt 11." Ich verstehe nicht recht, alte Nr. 9 . . . Ja, mit anderen Worten gesagt, die alte Nummer ist 9, und die neue ist 11. (Nachdenkend.) Ah! was sagt mir denn da dieser Notar? Ich erbe und ich erbe nicht, die alte Nummer ist eine neue Nummer, und die neue Nummer ist eine alte Nummer . . . Woher kann er denn Alles das, was er sagt, nehmen, und mit welchem Rechte erlaubt er sich, einen Bürger von Paris auf die Manier von Sainte-Menehould zu behandeln? Ich werde es allerdings nicht versäumen, zu antworten, obschon seine Vertraulichkeit nur meine Verachtung verdient. (Nach einer Pause, und sich vor die Stirne schlagend.) Doch da kommt mir ein Gedanke: wenn mir der Briefträger einen Brief gegeben hätte, der nicht an mich adressirt wäre! . . (Er sieht den Umschlag an.) „An Herrn Gille, Boulevard du Temple, unter dem großen Zeiger des Blauen Zifferblattes." Der Bursche hatte sich also mit einer Leih-

rente geſchmeichelt, die er nie beſitzen ſollte! . . Dieſer Gille iſt alſo ein coloſſaler Intrigant! . . Bewältigen wir uns indeſſen, und richten wir einige geſchickte Fragen an ihn, um zu erfahren, wie weit er die Verſtellung treiben wird. (Zu Gille, welcher wartet, bis er geendigt hat.) Nun, lieber Gille?

Gille.

Nun, lieber Schwiegervater?

Caſſandre.

Biſt Du zufrieden mit den Nachrichten, die man Dir in dem Briefe gibt, welchen Du ſo eben empfangen haſt?

Gille.

Meldet man Ihnen ein glückliches Ereigniß in der Depeche, die man Ihnen ſo eben zugeſtellt hat?

Caſſandre.

Ja, ich bin ziemlich zufrieden.

Gille.

Ah! deſto beſſer! Und was meldet man Ihnen?

Caſſandre.

Man meldet mir von Vaugirard, der Weinertrag werde ſchön ſein, denn es regnet ſeit acht Tagen: es ſcheint, die Erde hatte Waſſer nöthig.

Gille.

Das iſt erſtaunlich! Man meldet mir daſſelbe von Montmartre. Die Kartoffelnernte verſpricht vortrefflich zu werden, weil das Wetter ſeit acht Tagen trocken iſt: es ſcheint, die Erde hatte Sonne nöthig.

Caſſandre.

Gille!

Gille.

Herr!

Caſſandre.

Kannſt Du mir dieſe atmoſphäriſche Erſcheinung erklären? Wie kommt es, daß die Sonne, den Abhängen von Montmartre günſtig, den Ebenen von Vaugirard feindlich iſt?

Gille.

Nichts kann einfacher sein: Vaugirard liegt gegen Süden und Montmartre gegen Norden. Die durch die tropische Sonne ausgetrockneten Ebenen von Vaugirard brauchen Feuchtigkeit, um fruchtbar zu sein, während die Schneeplateaux in der Nähe des Pic von Montmartre Sonne brauchen, um fruchtbar zu sein. Alles ist logisch in der Natur.

Cassandre.

Bewunderungswürdige Ordnung!

Gille.

Unermeßliches Weltall!

Cassandre.

Göttliche Güte!

Gille.

Tiefes Geheimniß!

Cassandre.

Alles ordnet sich zusammen!

Gille.

Alles verkettet sich.

Cassandre,

Wunderbare Harmonie!

Gille.

Erhabene Schöpfung!

Cassandre.

Lies Thales . . .

Gille.

Tales pater, tales filius.

Cassandre.

Lies Eudoxius . . .

Gille.

Ja; doch sprechen wir von etwas Anderem.

Cassandre.

Wovon willst Du sprechen?

Gille.

Sprechen wir von Ihnen, Schwiegervater.

Caſſandre.

Sprechen wir von Dir, mein Schwiegerſohn. Biſt Du ſicher, daß Du Deine Tante Amenaide Lamponiſſe beerbſt?

Gille.

Ah! Sie kennen den großen Namen meiner kleinen Tante . . . Nein, ich will ſagen, den kleinen Namen meiner großen Tante?

Caſſandre.

Ja, ich kenne ihn.

Gille.

Und woher kennen Sie ihn?

Caſſandre, feierlich.

Ich werde es Dir in ein paar Minuten ſagen; antworte mir aber vorläufig auf meine Frage. Du rechneſt auf hundert fünfzig Franken Rente?

Gille.

Und Sie, Schwiegervater, Sie rechnen darauf, daß Sie mich mit Ihrer keuſchen Tochter verheirathen werden.

Caſſandre.

Sollteſt Du an der Keuſchheit meines einzigen Kindes zweifeln?

Gille.

Peſt! ich zweifle ganz und gar nicht daran.

Caſſandre.

Was bedeutet?

Gille.

Daß ich Alles weiß, alter Kerl.

Caſſandre.

Nun wohl, ich weiß auch Alles, junger Undankbarer!

Gille.

Woher wiſſen Sie es?

Caſſandre.

Es handelt ſich nicht darum, hier blinde Kuh zu ſpielen: Ihre Tante Lamponiſſe hat Sie völlig enterbt.

Gille.

Ihre Tochter Zirzabelle iſt Mutter von drei Knaben, von denen der jüngſte, Herr Benjamin, ſich viel beſſer befindet.

Caſſandre.

Es geht beſſer bei ihm?

Gille.

Viel beſſer, Herr! und ich fühle mich glücklich, Ihnen dieſe Kunde mittheilen zu können.

Caſſandre.

Wer hat Dich von der Wiederherſtellung meines Enkels unterrichtet?

Gille.

Dieſer Brief . . . Wer hat Sie vom Tode meiner Tante unterrichtet?

Caſſandre.

Dieſer Brief.

Gille.

Geben Sie mir den meinigen, und ich gebe Ihnen den Ihrigen.

Caſſandre.

Das iſt nicht mehr als billig: hier iſt er.

Gille.

Hier iſt er.

Jeder tauſcht ſeinen Brief und lieſt.

* * *

Bei dieſer Stelle der Parade, als wäre man am Ende eines vierten Actes voll Intereſſe geweſen, herrſchte eine ſolche Stille in der Menge, daß man kaum das Athmen der Zuſchauer hörte.

Man war der Entwicklung nahe, und die Perſonen in Mänteln, die wir zuletzt haben ankommen ſehen, ſchienen, die Augen auf den Pitre geheftet, dieſe Entwicklung mit der lebhafteſten Ungeduld zu erwarten.

Mittlerweile laſen die zwei Poſſenreißer ihre Briefe, wobei ſie einander wüthende Blicke zuwarfen.

Alsdann fuhr Caſſandre fort:

Caſſandre.

Haſt Du zu Ende geleſen?

Gille.

Ja, Herr; und Sie?

Caſſandre.

Ich auch.

Gille.

Dann müſſen Sie ſich erklären, warum ich nie Ihr Schwiegerſohn werde.

Caſſandre.

Dann mußt Du Dir erklären, warum ich Dir nicht ferner die Hand meiner Tochter anbiete.

Gille.

Ja; doch da Sie ein ernſter Vater werden, ſo habe ich keinen Grund mehr, in Ihrem Dienſte zu bleiben.

Caſſandre.

Ja; doch da ich mich unter das Dach meines Schwiegerſohns zurückzuziehen gedenke, und er ſchon einen Bedienten hat, ſo begreifſt Du, daß ich ihm nicht einen zweiten zuführen kann. Ich jage Dich alſo nicht fort, Gille; ich ſchicke Dich nur fort.

Gille.

Ohne mir etwas zu geben?

Caſſandre.

Soll ich Dir eine Thräne des Bedauerns ſchenken?

Gille.

Schickt man die Leute fort, Herr, ſo ſchickt man ſie mit Etwas fort.

Caſſandre.

Ich ſchicke Dich auch mit allen Deinem Range ſchuldigen Rückſichten fort.

Gille.

Und Sie ſchämen ſich nicht, daß Sie mich einen Theil meines Tages mit dem Anhören Ihrer Dummheiten verlieren ließen, alter Fuchs?

Caſſandre.

Du haſt Recht, Gille, und dieſes Wort Fuchs erinnert mich an ein Sprüchwort.

Gille.

An welches?

Caſſandre.

Daß jede Mühe Lohn verdient.

Gille.

Ganz gewiß!

Caſſandre.

Haſt Du Münze, Gille?

Gille.

Nein, Herr.

Caſſandre, gibt ihm einen Fußtritt auf den Hintern.

So behalte das Ganze.

* * *

Die Parade ſollte hier endigen, und ſchon verbeugte ſich Caſſandre ehrerbietig vor dem Publikum, als Gille, der auf ein großes Unternehmen zu ſinnen ſchien, da er Caſſandre geneigt ſah, plötzlich ſeinen Entſchluß faßte und dieſem zur Erwiederung einen Fußtritt verſetzte, der ihn mitten unter die Zuſchauer hinabſchleuderte!

Gille.

Bei meiner Treue, nein, Herr! die guten Rechnungen machen gute Freunde!

Im höchſten Maße erſtaunt, erhob ſich Caſſandre wieder und ſuchte Gille mit den Augen, doch Gille war verſchwunden.

In dieſem Augenblicke entſtand eine große Bewegung in der Menge; die Männer mit den Mänteln flüſterten einander ins Ohr:

„Er hat es ihm zurückgegeben! er hat es ihm zurückgegeben!“

Dann traten sie aus der Menge, gingen an verschiedenen Gruppen vorbei und sagten:

„Heute Abend."

Und dieses Wort heute Abend kreiste wie ein fast unverständliches Gemurmel das ganze Boulevard entlang. Dann sah man die Männer mit den Mänteln, die Einen in die Rue du Temple, die Anderen in die Rue Saint-Martin, Diese in die Rue Saint-Martin, Jene in die Rue Poissonnière eintreten, Alle aber wandten sich nach der Seite der Seine auf verschiedenen Wegen, doch wie Menschen, die sich bald an einem und demselben Orte wiederfinden sollen.

CXV.

Das geheimnißvolle Haus.

Ein Mann, der nichts Besseres zu thun gehabt hätte, als zu beobachten, was sich in der Rue des Postes, von acht bis neun Uhr Abends, das heißt zwei Stunden nach der Vorstellung zutrug, welche wir vielleicht unseren Lesern mit Unrecht so ausgedehnt erzählt haben, hätte sicherlich seine Zeit nicht verloren, und wäre er auch nur ein wenig Liebhaber von nächtlichen und fantastischen Abenteuern gewesen.

Da wir annehmen, daß der Leser, sobald er sich uns anschließt, kein Feind von solchen Abenteuern ist, so bitten wir ihn, uns an den Ort zu folgen, wohin wir unsern Guckkasten versetzen, um vor ihm eine Menge Personen defiliren zu lassen, welche nicht minder geheimnißvoll, als die chinesischen Schattenspiele von Herrn Séraphin.

Die Schaubühne liegt, wie gesagt, in der Rue des Postes, ganz nahe bei der Impasse des Vignes, ein paar Schritte vom Puits-qui-parle; die Decoration stellt ein kleines einstockiges Haus mit einer einzigen Thüre und einem einzigen auf die Straße gehenden Fenster vor. — Dieses Haus hatte vielleicht noch andere Thüren und andere Fenster; doch diese Thüren und diese Fenster gingen ohne Zweifel auf einen Hof oder einen Garten.

Es war halb neun Uhr Abends, und die Sterne, diese Veilchen der Nacht, feierten, vor den Blicken der Menschen glänzender als je wiedererscheinend, wie die Veilchen, die Sterne des Tages, die ersten Stunden des Frühlings. Es war in der That eine schöne Nacht, klar und leuchtend, heiter und mild wie eine Sommernacht, wie die Nacht eines Dichters oder eines Verliebten.

Es gewährte einen unendlichen Reiz, sich in dieser ersten lauen Nacht zu ergehen und es geschah ohne Zweifel, um sich diesem Gefühle zugleich voll idealer und sinnlicher Wollust zu überlassen, daß ein Mann in einen großen braunen Ueberrock gehüllt, seit ungefähr einer Stunde, die Rue des Postes, im Winkel der Häuser oder in den Vertiefungen der Thüren, wenn Jemand vorüberkam, verschwindend, auf und ab ging.

Bei einiger Ueberlegung konnte man sich indessen schwer erklären, daß dieser Liebhaber der Natur, um die ersten Frühlingslüfte einzuathmen, eine so öde und besonders so kothige Straße gewählt hatte, wie es die Rue des Postes war, obschon es seit einer Woche nicht mehr geregnet; denn die Rue des Postes scheint, wie jene Straßen, von denen in dem Buche betitelt Neapel ohne Sonne die Rede ist, — ohne Zweifel durch die Fürsprache der Jesuiten, die sie bewohnten und noch bewohnen, — das Privilegium eines ewigen Schattens und einer schützenden Dunkelheit erlangt zu haben.

Wenn er vor das von uns beschriebene Haus kam, blieb der Spaziergänger einen unberechenbaren Zeitraum stehen, der aber vermuthlich für die Forschung, die er machen wollte, genügte, denn auf dem nämlichen Wege, das heißt gegen das Collége Rollin, zurückkehrend, ging er gerade aus, begegnete einem zweiten Individuum, das wahrscheinlich auch ein Liebhaber der nächtlichen Schönheiten der Natur war, und sagte nur das einzige Wort:

„Nichts."

Das Individuum, an das diese Einsylbe gerichtet worden war, schritt wieder die Rue des Postes hinauf, während der Andere dieselbe hinabging.

Dieses zweite Individuum, nachdem es dasselbe Manoeuvre, wie der zuerst Erwähnte, ausgeführt, das heißt, nachdem es einen raschen Blick auf das Haus geworfen hatte, machte sodann noch ein paar Schritte vorwärts, trat in die Rue du Puits-qui-parle ein, begegnete hier einem dritten Liebhaber der Natur und richtete an ihn halblaut dieselbe Einsylbe:

„Nichts."

Und er ging auf seinem Wege weiter, während der Dritte, ihn kreuzend und an ihm vorüberschreitend, auf das Haus zuwandelte, es anschaute, wie dies die zwei Anderen gethan hatten, und die Rue des Postes bis zur Spitze der Rue d'Ulm hinaufging; hier fand er sich mit einer andern Person zusammen, und er wiederholte ihr das Wort, das wir schon zweimal gehört haben:

„Nichts."

Und diese vierte Person schritt an der dritten vorbei, ging die Rue des Postes hinab, wandelte an dem Hause vorbei, schaute es an, wie dies ihre Vorgänger gethan hatten, und setzte ihren Weg bis zum Collége Rollin fort, wo sie den ersten Liebhaber der Natur traf, den wir unsern Lesern in einem braunen Ueberrocke lustwandelnd gezeigt haben. Nachdem sie ihm dasselbe

Wort gesagt, welches zu wiederholen wir für unnöthig erachten, ging sie an ihm vorbei, und der Erste, der Mann mit dem braunen Ueberrocke, derjenige, welcher der Urheber der geheimnißvollen Einsylbe zu sein schien, — dieser setzte eine halbe Stunde lang dasselbe Manoeuvre fort, bis zu dem Augenblicke, wo er, zwei Männer beisammen erblickend, die Rue des Postes hinabging und dabei die Cavatine aus Joconde pfiff:

J'ai longtemps parcouru le monde*) . . .

Diese Melodie war damals sehr in der Mode; sie wurde auch nach und nach, jedoch immer halblaut, von den vier Männern wiederholt, die sich einander das Wort Nichts gesagt hatten.

Die zwei Männer aber, welche dieses fünfstimmige Notturno veranlaßt hatten, blieben, — wie alle diejenigen, welche wir bis jetzt beobachtet haben, — vor dem kleinen Hause stehen; sie waren von den Andern nur dadurch verschieden, daß sie eine lange Station vor der Thüre machten und dabei so leise plauderten, daß der Mann mit dem braunen Ueberrocke, der an ihnen, ohne daß es absichtlich zu geschehen schien, seine Cavatine pfeifend vorüberging, nicht ein Wort von dem, was sie sagten, erlauschen konnte.

Nach Verlauf von zehn Minuten traten drei andere Männer gefolgt von einem vierten, alle Vier in braune Mäntel gehüllt, auf die zwei Individuen zu, welche vor dem Hause standen.

Der Größere von den zwei Männern, welche zuerst da gewesen waren, nahm nach und nach die Hand von jedem der drei Ankömmlinge; dann sagte er jedem von ihnen ins Ohr die erste Hälfte des samaritanischen Wortes Lamma, von dem sie ihm die zweite sagten, zog aus seiner Tasche einen kleinen Schlüssel, steckte

---

*) Ich habe lang die Welt durchwandert.

ihn ins Schloß, öffnete sachte die Thüre, ließ seine fünf Gefährten eintreten, schaute nach rechts und nach links in der Straße, und trat sodann selbst ein.

Er schloß die Thüre von innen in demselben Augenblicke, wo der erste und der zweite Spaziergänger jeder an einer Ecke der Straße wiedererschienen, und, in demselben Schritte gehend, vor dem Hause zusammentrafen, wo sie die neue Einsylbe:

Sechs,

wechselten.

Wonach sie jeder auf seiner Seite weiter gingen, und das Wort Sechs den anderen Naturliebhabern wiederholten, welche schon das Wort Nichts gehört und wiederholt hatten.

Sie hatten nicht zwanzig Schritte in der Straße gemacht, der Eine hinaufgehend, der Andere hinabgehend, als sie, derjenige, welcher hinabging, einem Individuum, und derjenige, welcher hinaufging, drei Personen begegneten, die, Individuum und Personen, obgleich sie von zwei entgegengesetzten Seiten kamen, vor dem geheimnißvollen Hause zusammentreffend stehen blieben.

Als die vier Neuangekommenen wie die sechs Anderen ins Haus eingetreten waren, setzten sich die zwei Spaziergänger abermals in Bewegung, begegneten sich und wechselten die neue Einsylbe:

Zehn.

Im Verlaufe von zwei Stunden, das heißt von halb neun Uhr bis halb elf Uhr, sahen die fünf laconischen Spaziergänger in das Haus sechszig Individuen in Gruppen von zwei, drei, vier, fünf, doch nie von mehr als sechs eintreten.

Es war drei Viertel auf elf Uhr, als der Dilettant, der die Cavatine von Joconde geträllert hat, zum zweiten Male trällerte; diesmal gerieth er aber auf die große Arie aus dem Deserteur.

Ah! je respire enfin! je puis reprendre haleine *)!

Der Cleviou war kaum bei seinem vierten Verse, als er von den zwei Seiten der Rue des Postes, von der Impasse des Vignes und von der Rue du Puits-qui-parle, sieben andere Individuen auf sich zukommen sah, welche auf die Frage, die er an sie richtete: „Wie viel waren es?“ ohne zu zögern antworteten: „Sechzig.“

„So ist es,“ sprach der Dilettant.

Dann fügte er wie der Obergeneral eines Heeres, der seine Befehle gibt, bei:

„Achtung, Ihr Alle!“

Diejenigen, an welche diese Ermahnung gerichtet war, näherten sich ohne zu antworten.

Der Mann mit dem braunen Ueberrocke fuhr fort.

„Papillon stelle sich hinter das Haus; Carmagnole bewache den rechten Flügel; Vol-au-Vent bewache den linken Flügel. Longue-Avoine und die Anderen werden bei mir bleiben. Ihr habt die umliegenden Terrains gut ausgekundschaftet, nicht wahr?“

„Ja,“ antwortete man einstimmig.

„Ihr seid wohl bewaffnet?“

„Wohl bewaffnet.“

„Nicht faul?“

„Nicht faul.“

„Du weißt, was Du zu thun hast, Carmagnole?“

„Ja,“ antwortete eine provençale Stimme.

„Du hast Deine Instructionen, Vol-au-Vent?“

„Ja,“ antwortete eine normännische Stimme.

„Du hast Deine Haue, Carmagnole?“

„Ich habe sie.“

„Du hast Deine Klammern, Vol-au-Vent?“

„Ich habe sie.“

„Dann wollen wir das Pflaster des Königs frei machen: an die Arbeit, und zwar rasch!“

Die drei unter dem Namen Papillon, Carmagnole

---

*) Ha! endlich kann ich wieder Athem schöpfen.

und Vol-au-Vent bezeichneten Männer verschwanden mit einer Schnelligkeit, welche bewies, daß Vol-au-Vent und Papillon ihres Namens würdig waren, und daß, wenn Carmagnole nicht einen dem ihrigen ähnlichen annahm, dies so war, weil er den Stolz seines Familiennamens hatte.

„Wir, was uns betrifft, Longue-Avoine," sagte der Commandant der kleinen Schaar, „wir gehen wie gute Freunde spazieren und plaudern wie gute Bürger."

Sodann, nachdem er eine Prise Tabak aus einer Rococo-Dose genommen, nachdem er die Gläser seiner Brille mit seinem Foulard abgewischt und die Brille wieder zart auf seine Nase gesetzt hatte, streckte der Naturliebhaber, der Dilettant, der Mann, der wie ein guter Bürger plaudern wollte, seine beiden Hände in die Taschen seiner Castorine und setzte sich mit seiner Patrouille in Bewegung.

Der Marsch war von kurzer Dauer. Der Anführer der kleinen Schaar trat in die Rue du Puits-qui-parle ein, stellte sich so, daß er das geheimnißvolle Haus nicht aus dem Gesichte verlor, bedeutete seinen Begleitern durch einen Wink, sie sollen sich in den Tiefen der Straße verbergen, jedoch in seinem Bereiche bleiben, und behielt nur einen Einzigen von seinen Untergebenen bei sich, einen großen, langen, magern, abgemergelten, bleichen, schieläugigen Unterofficier, — ein wahres Iltisgerippe mit einem Basiliskopfe.

„Nun ist es an uns Beiden, Longue-Avoine," sagte er.

„Zu Ihren Befehlen, Herr Jackal," antwortete der Agent.

Caſſandre.

Du haſt Recht, Gille, und dieſes Wort Fuchs erinnert mich an ein Sprüchwort.

Gille.

An welches?

Caſſandre.

Daß jede Mühe Lohn verdient.

Gille.

Ganz gewiß!

Caſſandre.

Haſt Du Münze, Gille?

Gille.

Nein, Herr.

Caſſandre, gibt ihm einen Fußtritt auf den Hintern.

So behalte das Ganze.

* * *

Die Parade ſollte hier endigen, und ſchon verbeugte ſich Caſſandre ehrerbietig vor dem Publikum, als Gille, der auf ein großes Unternehmen zu ſinnen ſchien, da er Caſſandre geneigt ſah, plötzlich ſeinen Entſchluß faßte und dieſem zur Erwiederung einen Fußtritt verſetzte, der ihn mitten unter die Zuſchauer hinabſchleuderte!

Gille.

Bei meiner Treue, nein, Herr! die guten Rechnungen machen gute Freunde!

Im höchſten Maße erſtaunt, erhob ſich Caſſandre wieder und ſuchte Gille mit den Augen, doch Gille war verſchwunden.

In dieſem Augenblicke entſtand eine große Bewegung in der Menge; die Männer mit den Mänteln flüſterten einander ins Ohr:

„Er hat es ihm zurückgegeben! er hat es ihm zurückgegeben!“

Dann traten sie aus der Menge, gingen an verschiedenen Gruppen vorbei und sagten:

„Heute Abend.“

Und dieses Wort heute Abend kreiste wie ein fast unverständliches Gemurmel das ganze Boulevard entlang. Dann sah man die Männer mit den Mänteln, die Einen in die Rue du Temple, die Anderen in die Rue Saint-Martin, Diese in die Rue Saint-Martin, Jene in die Rue Poissonnière eintreten, Alle aber wandten sich nach der Seite der Seine auf verschiedenen Wegen, doch wie Menschen, die sich bald an einem und demselben Orte wiederfinden sollen.

CXV.

Das geheimnißvolle Haus.

Ein Mann, der nichts Besseres zu thun gehabt hätte, als zu beobachten, was sich in der Rue des Postes, von acht bis neun Uhr Abends, das heißt zwei Stunden nach der Vorstellung zutrug, welche wir vielleicht unseren Lesern mit Unrecht so ausgedehnt erzählt haben, hätte sicherlich seine Zeit nicht verloren, und wäre er auch nur ein wenig Liebhaber von nächtlichen und fantastischen Abenteuern gewesen.

Da wir annehmen, daß der Leser, sobald er sich uns anschließt, kein Feind von solchen Abenteuern ist, so bitten wir ihn, uns an den Ort zu folgen, wohin wir unsern Guckkasten versetzen, um vor ihm eine Menge Personen defiliren zu lassen, welche nicht minder geheimnißvoll, als die chinesischen Schattenspiele von Herrn Séraphin.

mereien zu, denen sie an gewissen Tagen des Jahres preisgegeben ist . . ."

„Weiter, weiter," sagte verächtlich Herr Jackal.

„Doch eines Abends mußte ich mich in das Augenscheinliche ergeben," fuhr Longue-Avoine fort.

„Laß das hören."

„Ich kam früher als gewöhnlich, da ich an diesem Tage keinen Dienst hatte, und ich sprach meine Gebete mit Opportune, als ich das seltsame Geräusch hörte, welches sie ziemlich richtig charakterisirte, indem sie es mit dem Manoeuvre eines Regimentes verglich. Dann ging ich, ohne ihr etwas zu sagen, nachdem unsere Gebete beendigt waren, hinab, um das Haus zu inspiciren, dessen Wand gemeinschaftlich mit der des Zimmers von Barbette war. Ich schaute nach dem Fenster: keine Spur von Licht; ich hielt mein Ohr an die Thüre: keine Ahnung von Geräusch. Am andern Tage kam ich wieder und stellte mich gerade da, wo wir sind, in Hinterhalt: ich sah nichts. Ich kam am zweiten Tage abermals: noch nichts. Endlich, vierzehn Tage nachher, und es sind heute vierzehn Tage, sah ich, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre gehabt habe, sechzig Männer, in Gruppen von zwei, vier, sechs, eintreten und dies im Zeitraume von ungefähr zwei Stunden, genau, wie wir es heute Abend gesehen haben."

„Und was ist Deine Meinung über dieses Abenteuer, Longue-Avoine?"

„Meine Meinung?"

„Ja, Du mußt nothwendig eine Meinung, so falsch und so albern sie auch sein mag, über das, was in diesem Hause vorgeht, haben."

„Ich schwöre Ihnen, Herr Jackal . . ."

Herr Jackal hob zum zweiten Male seine Brille empor und schaute Longue-Avoine mit seinen eigenen Augen an.

„Longue-Avoine," sagte der Polizeichef, „erkläre mir, warum Du mir in der vorigen Woche Deine

Entdeckung mit so viel Enthusiasmus mitgetheilt hast, und warum Du ihr seit drei Tagen so viel Widerstand entgegenstellst, daß ich Carmagnole und nicht Dich das Haus der Barbette zu besetzen beauftragt habe."

„Ich muß Ihnen also Alles sagen, Herr Jackal?"

„Wofür glaubst Du denn, daß Dich der Polizeipräfect bezahlt, Schlingel?"

„Nun wohl, Herr Jackal, vor acht Tagen hielt ich unsere Leute für Verschwörer . . ."

„Während heute . . .?"

„Heute, das ist etwas Anderes!"

„Was glaubst Du denn?"

„Ich glaube, ohne der Achtung, die ich Ihnen schuldig bin, zu nahe zu treten, daß es eine Versammlung von ehrwürdigen Jesuiten ist."

„Und was bringt Dich zu diesem Glauben?"

„Einmal habe ich Mehrere beim heiligen Namen Gottes schwören hören."

„Solltest Du nach Witzen haschen, Longue-Avoine?"

„Gott behüte mich hievor, Herr Jackal."

„Laß Deinen zweiten Grund hören."

„Der zweite Grund ist, daß sie lateinische Wörter aussprechen."

„Du bist nur ein Dummkopf, Longue-Avoine."

„Das ist möglich, Herr Jackal; doch warum bin ich nur ein Dummkopf?"

„Weil die Jesuiten kein geheimes Haus brauchen, um ihre Versammlungen zu halten."

„Und warum nicht, Herr Jackal?"

„Weil sie die Tuilerien haben, Gimpel."

„Aber wer können diese Menschen sein?"

„Ich denke, wir werden es erfahren, denn ich sehe Carmagnole kommen."

Und die unter dem Namen Carmagnole bezeichnete Person kam in der That auf Herrn Jackal zu, ohne daß ihre Tritte mehr Geräusch auf dem Pflaster machten, als wenn ihre Sohlen von Sammet gewesen wären.

Es war ein kleiner magerer Mann mit olivengrünem Teint, mit glühenden Augen, mit schnarrender Sprache und provençalischem Dialekte, eines von den bizarren Wesen, wie man sie an den Ufern des Mittelländischen Meeres trifft, und die alle Sprachen sprechen, ohne ihre Muttersprache zu kennen.

„Nun, Carmagnole," fragte Herr Jackal, „welche Neuigkeit bringen Sie?"

„Ich bringe die Neuigkeit, daß das Loch gemacht ist: noch einen letzten Schlag mit der Haue, und man kann hinein."

Longue-Avoine horchte mit der größten Aufmerksamkeit; denn nach seiner Ansicht war er es, den man mit der Expedition, deren Schauplatz das Haus von Barbette war, hätte beauftragen müssen.

„Und das Loch ist groß genug, daß ein Mann durchschlüpfen kann?" fragte Herr Jackal.

„Ei! ich glaube wohl!" erwiederte Carmagnole; „ein Loch so groß wie eine Thüre; die Stühle-Vermietherin und ich haben es auch schon die Barbette-Thüre genannt."

„Ah!" murmelte Longue-Avoine, „das ist in ihrer Stube! Welche Demüthigung für mich: ich besitze das Vertrauen meines Chefs nicht mehr!"

„Und Sie haben diesen Durchbruch ohne Geräusch gemacht?" fuhr Herr Jackal fort.

„Ich hörte die Fliegen athmen."

„Es ist gut; kehre zur Barbette zurück, rühre Dich nicht, und erwarte mich."

Carmagnole verschwand, wie er gekommen war, das heißt rasch und still wie eine Sternschnuppe.

Er war kaum in die Impasse des Vignes zurückgekehrt, als ein scharfes Pfeifen aus dem Dache des verdächtigen Hauses hervorzukommen schien.

Herr Jackal trat aus seinem Verstecke, machte ein paar Schritte auf der Straße, und erblickte einen Mann rittlings auf der Kante des Daches.

Er hielt seine Hände zusammen, um sich ein Sprachrohr daraus zu machen, und fragte:

„Bist Du es, Vol-au-Vent?“

„Ich selbst in Person.“

„Glaubst Du hinein zu können?“

„Ich bin dessen sicher.“

„Wodurch?“

„Es ist eine Lücke im Dache: ich springe in den Speicher und warte.“

„Du wirst nicht lange warten.“

„Wie lange ungefähr?“

„Zehn Minuten.“

„Gut, also zehn Minuten! Wenn es in der Saint-Jacques-Kirche elf Uhr schlägt, mache ich den Sprung.“

Und er verschwand.

„Trefflich!“ sprach Herr Jackal: „Carmagnole überwacht sie links, Pavillon von hinten; Vol-au-Vent wird in das Haus selbst eindringen. Ich glaube, das ist der Augenblick, einzutreten.“

Und von dem Orte, wo er war, ließ Herr Jackal, in seinen Mund den Mittelfinger von jeder seiner Hände steckend, einen Pfiff vernehmen, auf den acht bis zehn ähnliche Pfiffe antworteten.

Dann liefen von allen nach der Rue des Postes ausmündenden Straßen Männer herbei, welche mit dem ersten Kerne vereinigt die Zahl fünfzehn erreichten.

Vier von diesen Männern waren mit Knütteln bewaffnet, die sie in der Hand hielten; vier Andere hatten Pistolen im Gürtel; wieder vier Andere hatten bloße Degen unter ihren Mänteln; zwei trugen Fackeln.

Diese fünfzehn Männer stellten sich in folgender Ordnung auf: die zwei Fackelträger nahmen, bereit, ihre Fackeln anzustecken, der eine rechts, der andere links von Herrn Jackal ihren Platz; die acht bewaffneten Männer kamen zu zwei und zwei hinter ihm; Longue-Avoine commandirte die vier, welche die Nachhut

bildeten. Diese Belagerungszurüstungen geschahen nicht ohne ein wenig Geräusch; Herr Jackal aber, als er sich umwendend Jeden an seinem Posten sah, sagte:

„Stille nun! und diejenigen, welche religiöse Gefühle haben, wie Longue-Avoine, mögen ihr Gebet verrichten, wenn sie sich fürchten."

Bei diesen Worten zog er eine Casse-tête aus seiner Tasche, näherte sich der Thüre des geheimnißvollen Hauses, that drei Schläge mit einem der bleiernen Knöpfe, welche an den beiden Enden seiner Waffe angebracht waren, und rief:

„Oeffnet, im Namen des Gesetzes."

Wonach er sein Ohr an das Schloß hielt.

Kein menschlicher Hauch verhinderte Herrn Jackal, das Geräusch im Innern zu hören; die fünfzehn Alguazils schienen in eben so viele Bildsäulen verwandelt; doch nichts unterbrach die Stille, welche auf den Schall der drei Schläge folgte.

Nach Verlauf von fünf Minuten vergeblichen Horchens hob Herr Jackal den Kopf wieder empor, that drei neue Schläge in gleicher Entfernung und wiederholte die sacramentliche Formel:

„Oeffnet, im Namen des Gesetzes!"

Und er hielt sein Ohr abermals an die Thüre. Da er dieses zweite Mal eben so wenig etwas hörte, als das erste Mal, so klopfte er zum dritten Male; doch er erhielt keine Antwort.

„Vorwärts, meine Herren," sagte er, „da man uns beharrlich nicht öffnet, so wollen wir selbst öffnen!"

Und er zog einen Schlüssel aus der Tasche und steckte ihn in das Schloß, das sogleich nachgab.

Die Thüre öffnete sich.

CXVII.

Vergebliche Mühe.

Zwei Männer blieben auf der Straße mit der Piſtole in der Fauſt, während Herr Jackal, die Hand in die um ſeinen Caſſe-tête gerollte doppelte Schnur ſteckend, die Thüre heftig aufſtieß und zuerſt eintrat.

Die zwei Fackelträger folgten ihm, und der Reſt der Schaar trat in der von uns genannten Ordnung ein.

Der Raum, in den wir mit dem erſten Schlage eingedrungen ſind, war eine Art von Vorzimmer, ungefähr drei bis vier Mètres lang und ſechs Fuß breit. Dieſes Vorzimmer oder vielmehr dieſer, von oben bis unten mit Kalk geweißte, Gang mündete gegen eine eichene Thüre, welche ſo dick und ſo ſolid, daß die drei Schläge, die Herr Jackal daran that, nicht ſtärker ſchollen, als wenn man an eine Granitmauer geſchlagen hätte.

Der Polizeimann ſchien auch die dreifache Förmlichkeit zu Befreiung ſeines Gewiſſens zu erfüllen; als dieſe Förmlichkeit erfüllt war, verſuchte er es, die Thüre zu erſchüttern, doch vergebens: die Thüre war taub, ſtumm, unempfindlich; man hätte glauben ſollen, es ſei das Thor der Hölle.

„Vergeblich!“ ſagte Herr Jackal; „man müßte den Widder von Duilius oder die Catapulte von Gottfried von Bouillon haben! — Wo ſind die Dietriche, Brind'Acier.“

Ein Mann trat vor und übergab Herrn Jackal einen Bund Schlüſſel und Haken; doch die Thüre ließ ſich eben ſo wenig mit einem Diebshaken aufmachen, als ſie ſich hatte ſprengen laſſen. Es war klar, daß man ſie von innen verbarricadirt hatte.

Einen Augenblick glaubte Herr Jackal, diese Thüre sei keine Thüre, und ein Künstler vom größten Talente habe ganz einfach, in einem Momente der Laune, eine eichene Thüre an die Wand gemalt.

„Zündet alle Fackeln an!" sagte er.

Man steckte alle Fackeln an: es war wirklich eine Thüre.

Ein Anderer würde Ausrufungen von sich gegeben, oder eine Grimasse des Aergers gemacht, oder wenigstens sich an der Nase gekratzt haben: doch die dünnen Lippen von Herrn Jackal rührten sich nicht; sein fahles Auge änderte den Ausdruck nicht; sein Gesicht affectirte im Gegentheile eine fromme Ruhe. Er gab Schlüssel und Dietriche Brin-d'Acier zurück, zog aus der rechten Tasche seiner Weste seine Tabaksdose, nahm eine Prise Tabak, die er zwischen seinem Daumen und seinem Zeigefinger zu sieben und zu verfeinern schien, führte sie an seine Nase und schlürfte sie mit Wollust.

Er wurde mitten in dieser Beschäftigung durch einen Schrei unterbrochen, den man im Dache des Hauses auszustoßen schien, und durch ein seltsames Geräusch, das jenseits der Thüre ertönte: man hätte glauben sollen, es sei das Geräusch des Sturzes eines vom fünften Stocke fallenden Körpers und das eines auf einer Platte zerspringenden Schädels ... Dann nichts mehr! kein bemerkbarer Ton; eine erschreckliche Stille, die Stille des Todes!

„Teufel!" murmelte Herr Jackal, der diesmal eine Grimasse machte, welche zu analysiren unmöglich gewesen wäre, so complicirt, das heißt gemischt von Aerger, Mitleid, Ekel und Verwunderung war sie; „Teufel! Teufel!" wiederholte er in zwei bis drei verschiedenen Tonarten.

„Was gibt es denn?" fragte erbleichend der empfindsame Longue-Avoine, der das Gesicht des Patrons studirte, jedoch ohne es begreifen zu können.

„Es gibt," antwortete Herr Jackal, „daß der arme Junge wahrscheinlich todt ist."

„Wer, todt?" fragte Longue-Avoine, nach innen schielend, statt nach außen zu schielen.

„Wer dies? . . Vol-au-Vent, bei Gott!"

„Vol-au-Vent todt?" murmelten im Chor die Polizeiagenten.

„Ich befürchte es sehr," erwiederte Herr Jackal.

„Und warum sollte Vol-au-Vent todt sein?"

„Einmal habe ich seine Stimme in dem Schrei, den wir gehört, zu erkennen geglaubt; und wenn er sechzig Fuß herabgefallen ist, wie ich annehme, — denn man kann die Höhe eines Sturzes durch das Geräusch, das er hervorbringt, ermessen, — wenn er sechzig Fuß herabgefallen ist, so sind wenigstens sechzig Chancen bei hundert, daß er auf der Stelle getödtet worden ist, oder daß wir ihn sehr krank wiederfinden!"

Das unheimliche Stillschweigen, welches auf das Geräusch des Sturzes gefolgt war, folgte auch auf die Worte von Herrn Jackal; dann hörte man das Geräusch eines zweiten Falles, doch eines leichteren; man hätte glauben sollen, es sei Jemand mit geschlossenen Füßen von der Höhe eines ersten Stockes auf den Boden des Saales herabgesprungen; wenigstens war dies die Meinung von Herrn Jackal, und trotz der Argumente von Longue-Avoine, beharrte er bei dieser Meinung, welche, wie man sehen wird, bewunderungswürdig war.

Fünf Minuten nachher hörte man hinter der Thüre das Gemurmel einer Stimme, welche fragte:

„Sind Sie es, Herr Jackal?"

„Ja . . . Bist Du es, Carmagnole?"

„Ich bin es."

„Kannst Du uns aufmachen?"

„Ich glaube . . . Doch es ist hier so finster wie in einem Ofen: ich will anzünden."

„Zünde an! . . Hast Du die Dietriche?"

„Ich gehe nie ohne meine Vögel, Herr Jackal*).“

Und man hörte das Geräusch eines Schlosses, das man aufhakte; doch die Thüre schien ihren Widerstand zu verdoppeln.

„Nun?“ fragte Herr Jackal.

„Warten Sie, ich habe es,“ erwiederte Carmagnole. „Es sind zuerst zwei Riegel da . . .“

Er zog die zwei Riegel.

„Sodann eine Stange . . Ah! Teufel, die Stange wird durch ein Vorlegschloß gehalten . . !“

„Hast Du eine Feile?“

„Nein.“

„Ich will Dir eine unter der Thüre durch zuschieben.“

Herr Jackal schob in der That unter der Thüre eine Feile so fein und dünn wie ein Blatt Papier durch.

Man hörte eine Minute lang das Geräusch des Stahles, der in das Eisen einbiß.

Dann rief Carmagnole:

„Es ist geschehen!“

Und die Stange fiel schwer auf die Platte.

Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre.

„Ah!“ sagte Carmagnole, auf die Seite tretend, um seinem Patron Durchgang zu gewähren, „alle Teufel! wir sind nicht ganz ohne Mühe zum Ziele gelangt.“

Beim Scheine des Wachsstockes von Carmagnole und der zwei Fackeln warf Herr Jackal einen raschen Blick in das Innere der Stube: sie war leer; nur lag in der Mitte eine formlose Masse ohne Bewegung.

Der Polizeimann machte mit dem Kopfe eine Geberde, welche bedeutete: „Ich sagte es wohl!“

„Ah! ja,“ rief Carmagnole, „Sie sehen . . .“

„Ja . . . Er ist es, nicht wahr?“

„Ich habe ihn an seinem Schrei erkannt, und das

*) Le rossignol heißt zugleich die Nachtigall und der Dietrich.

trieb mich zur Eile an. „„Ah!““ sagte ich zur Barbette, „„Vol-au-Vent wünscht uns gute Nacht!““

„Er ist todt?“

„Was es nur äußerst Todtes geben kann.“

„Man wird seiner Witwe zweihundert Franken Pension geben,“ sprach feierlich Herr Jackal. „Doch kommen wir nun auf das Wesentliche zurück: untersuchen wir das Terrain.“

Und die Agenten, denen Herr Jackal voranschritt, traten mit ihm in eine Stube, oder vielmehr in einen Saal ein, der eine ganz besondere Beschreibung verdient.

Man stelle sich eine ungeheure Rotunde vor, erbaut in der ganzen Breite und der ganzen Höhe des Hauses, das heißt sechzig Fuß im Durchmesser, bei sechzig Fuß Höhe, wie es nach dem durch den Fall des Körpers von Vol-au-Vent hervorgebrachten Geräusche Herr Jackal so richtig geschätzt hatte; ausgeplattet und mit geweißten Wänden, die sich vom Grunde bis zu dem kuppelförmigen Dache erhoben und erleuchtet durch ein Fenster in Form einer Tabatière.

Unmittelbar unter diesem Fenster lag der Körper von Vol-au-Vent.

Auf einer Seite, — auf der Seite, welche zur Barbette ging, — war die Mauer in einer Höhe von zwölf bis fünfzehn Fuß aufgebrochen; eine alte Frau, mit ihrem Lichte in der Hand, schaute neugierig durch die Oeffnung und machte dabei zahllose Zeichen des Kreuzes.

Das Ganze der Decoration hatte einige Aehnlichkeit mit dem Tempel der Venus, der sich am Ufer des Golfs von Baiä erhebt, oder noch genauer mit unserer Kornhalle, wenn sie von ihren Mehlsäcken entblößt ist. Was diese Aehnlichkeit vervollständigte, war der totale Mangel an allen Meubles, Utensilien oder anderen Gegenständen. Keine Spur von Bewohnern, eine völlige Nacktheit, eine gänzliche Einsamkeit! man hatte sich in

den Ruinen eines cyklopischen Gebäudes geglaubt, das einst von Titanen bewohnt gewesen.

Herr Jackal ging rings im Saale umher, und während er dies that, fühlte er den Schweiß verletzter Eitelkeit auf seiner Stirne perlen. Offenbar war er mystificirt.

Er schaute umher, hinauf, hinab; nichts am Plafond, als das Fenster, durch welches Vol-au-Vent gefallen war; nichts an den Wänden, als die Oeffnung, durch welche Carmagnole gesprungen war.

Nachdem man diesen Hauptpunkt bewahrheitet hatte, kam man zu der secundären Sache, das heißt zum Leichname von Vol-au-Vent, der, wie gesagt, in einer Blutlache schwimmend, die Glieder ausgerenkt, den Schädel geöffnet, unter dem Fenster lag.

„Der Unglückliche!" murmelte Herr Jackal, weniger aus Mitleid, als um auf irgend eine Art die Leichenrede eines auf dem Felde der Ehre gestorbenen Braven zu sprechen.

„Wie läßt sich das aber erklären," fragte Longue-Avoine, „und was ist Vol-au-Vent eingefallen, daß er einen Sprung von sechzig Fuß gemacht hat?"

Herr Jackal zuckte die Achseln, ohne Longue-Avoine zu antworten; Carmagnole nahm aber das Wort, dessen sich zu bedienen sein Chef verachtete, und sagte:

„Was ihm eingefallen ist? Es ist Vol-au-Vent offenbar gar nichts eingefallen: er hat vom Dache in eine Mansarde zu springen geglaubt, und ist vom Dache in ein Erdgeschoß gesprungen. Ich würde keinen solchen Bock schießen."

„Und was hast Du gemacht?" fragte Herr Jackal; „denn ich nehme an, Du hast nicht die Unklugheit begangen, welche Barbette in diesem Augenblicke begeht, — mit einem Lichte zu schauen, ehe Du gesprungen bist."

„Ah! ja wohl!"

„Ich höre," sagte Herr Jackal, der gar nicht hörte,

dem es aber nicht unangenehm war, ſeinen Verdruß unter dem Schleier der Aufmerkſamkeit zu verbergen.

„Nun wohl, Sie wiſſen Eines: daß wir faſt alle Fiſcher oder Matroſen ſind in den Städten des Littorals vom Mittelländiſchen Meere, von Martigues bis Aleſſandria, und von Aleſſandria bis Cette.“

„Weiter?“ ſagte Herr Jackal, indeß er mit den Augen nach allen Seiten ſpähte und ſeinen Untergebenen nur ſchwatzen ließ, um Zeit zu gewinnen.

„Nun wohl,“ fuhr Carmagnole fort, „was machen wir, wenn wir fiſchen oder ſicher in den Hafen einlaufen wollen? Wir ſondiren den Grund. Was habe ich gethan? Ich habe meinen Bleifaden hinabgelaſſen, und als ich ſah, daß nur drei Klafter Leere und geplatteter Boden da waren, ſprang ich meine Beine biegend, denn ich habe etwas von der Gymnaſtik bei einem mir befreundeten Pompier gelernt.

„Mein lieber Carmagnole,“ ſagte Herr Jackal, „ein ſo guter Fiſcher Du auch ſein magſt, ſo befürchte ich doch, daß wir diesmal ohne den geringſten Gründling zurückkehren.“

„In der That,“ erwiederte Carmagnole, „ich möchte wohl wiſſen, was aus den ſechzig Burſchen geworden iſt, die wir in das Haus haben eintreten ſehen.“

„Wir haben ſie genau geſehen, nicht wahr?“ fragte Herr Jackal.

„Bei Gott!“

„Nun denn, ſie ſind verſchwunden, entflogen! Zum Teufel! der Streich iſt geſchehen!“

„Ho! ho!“ entgegnete Carmagnole, „ſechszig Menſchen verſchwinden nicht wie ein Ring, oder wie eine Uhr, oder wie Jean Debry, und wenn der Teufel dabei wäre!“

„Der Teufel iſt dabei,“ verſetzte Herr Jackal, „und ſie ſind nicht mehr da!“

„Ich weiß wohl, daß dieſes verdammte große Gewölbe ausſieht wie der Becher eines Taſchenſpielers;

aber sechzig Menschen ... Es muß etwas wie ein doppelter Boden da sein."

„Wo mögen sie sein, Herr Jackal?" fragte Longue-Avoine seinen Chef, in seinem Vertrauen zum unfehlbaren Scharfsinne von diesem.

Diesmal hatte aber Herr Jackal die Spur völlig verloren.

„Alle Teufel!" sagte er, „Du begreifst wohl, Dummkopf, daß ich es, da ich mir die Sache selbst nicht erklären kann, nicht versuchen werde, sie Dir zu erklären!"

Sodann sich gegen seine Untergebenen umwendend: „Was macht Ihr da und schaut mich so dumm an, Ihr Leute? Sondirt die Wände mit dem Ende Eurer Stöcke, mit der Spitze Eurer Degen, mit dem Kolben Eurer Pistolen."

Die Knütteltäger, die Degenträger, die Pistolenträger gehorchten sogleich und klopften mit allem Eifer an die Wand; doch die Wand antwortete, so befragt, mit einer männlichen Stimme, nicht mit einer hohlen, wie es Herr Jackal unbestimmt gehofft hatte.

„Meine Kinder," sagte er, „wir haben es mit Leuten zu thun, welche offenbar feiner sind, als wir!.. Noch eine letzte Runde mit den Fackelträgern!"

Die Fackelträger gingen, wie es Herr Jackal befahl, leuchtend dem Zuge voran, dann kam er selbst mit seinem Casse-tête, und ihm folgten die Knütteltäger, die Degenträger und die Pistolenträger.

Wer in diesem Augenblicke eingetreten wäre und diese Leute so mit aller Heftigkeit die Wände bearbeitend gesehen hätte, würde sie sicherlich für Wahnsinnige gehalten haben.

Als die Wände überall nein geantwortet hatten, ging man von den Wänden zu den Platten über, und man führte auf den genannten Platten dieselbe Hämmerungsarbeit aus, die man an den Wänden ausgeführt hatte.

Verlorene Mühe: man fühlte nicht die geringste Leere, man sah nicht den kleinsten Sprung.

Nach Verlauf einer Stunde dieser vergeblichen Uebung mußte man darauf verzichten, wie man auf die erste verzichtet hatte, und in Ermanglung von andern Materien sich an die Stirne schlagen, um etwas daraus zu ziehen, was nützlicher als das, was man aus den Wänden und dem Boden gezogen hatte.

Man hielt also eine große Berathung; da es aber, nach vorläufigen, sowie nach den neusten Erkundigungen, die man eingezogen, erwiesen war, daß dieses Haus keine Keller hatte, und daß es nur aus dem Vorzimmer und dem Saale bestand, so zerbrachen sich alle Agenten nicht länger den Kopf, und fanden es viel einfacher, zu sagen, es stecke dahinter irgend ein Mysterium oder eine Zauberei, als die Auflösung dieses Mysteriums, das Geheimniß dieser Magie zu suchen.

Nur Herr Jackal allein verzweifelte nicht.

CXVIII.

Der Puits-qui-parle *).

Zwei Männer hoben den ausgerenkten Leichnam von Vol-au-Vent auf und trugen ihn aus dem Zimmer nach außen.

Sechs Männer blieben im Saale.

Hienach löschte man die Fackeln aus, und Herr Jackal verließ das Haus, gefolgt von Carmagnole und von Longue-Avoine, dem der Rest des Truppes folgte.

---

*) Der sprechende Brunnen.

Man ließ auf der Straße die zwei Männer, welche außen Wache gehalten hatten: sie sollten bis Tagesanbruch in der Rue des Postes auf und abgehen.

So nachdenkend, so düster als Hippolyt, den Kopf so gesenkt wie die Renner des classischen Helden, vertieft in einen Gedanken, der nicht minder traurig, als der, welcher den Geist dieser edlen Thiere beschäftigte, wandte sich Herr Jackal nach der Rue du Puits-qui-parle.

Doch in dem Augenblicke, wo er in diese Straße eintrat, blieb Herr Jackal plötzlich stehen.

Carmagnole und Longue-Avoine, als sie sahen, daß ihr Chef stehen blieb, blieben auch stehen: der Rest der Brigade folgte dem Beispiele und machte Halt.

Ein Stöhnen schien unter dem Pflaster hervorzukommen.

Es war dieses Stöhnen, was das geübte Ohr von Herrn Jackal betroffen hatte, und er war stehen geblieben, um zu entdecken, woher es kam.

„Man horche!" sagte Herr Jackal.

Sogleich spitzte Jeder das Ohr, die Einen blieben unbeweglich an dem Orte, wo sie sich befanden, die Anderen hielten ihre Gehörsmündung an die Mauer, wieder Andere drückten, wie die Wilden Americas, dieselbe Gehörsmündung an das Pflaster.

Das Resultat des Horchens war, daß ein Mensch ein fürchterliches Stöhnen von sich gab, und daß dieses Stöhnen aus dem Mittelpunkte der Erde zu kommen schien. Doch an welchem Orte wurde dieses Stöhnen ausgestoßen? Das konnte Niemand genau sagen.

„Ich fange entschieden an zu glauben, daß ich das Spielzeug eines geschickten Zauberers bin!" sagte Herr Jackal. „Sechzig Menschen verdunstet wie eben so viel Seifenblasen, Pflastersteine um Hülfe rufend, ein Stöhnen, das man weiß nicht woher kommt, wie im Befreiten Jerusalem von Tasso, Alles dies, meine Kinder, gibt unserer Forschung die Wichtigkeit eines Kampfes mit einer verborgenen Macht. — Lassen wir

uns indessen nicht entmuthigen und suchen wir den Schlüssel dieser Vorfälle."

Nach dieser Rede, welche bestimmt war, den durch den Tod von Vol-au-Vent und das Verschwinden der sechzig Verschwörer ein wenig niedergeschlagenen Muth wieder zu heben, horchte Herr Jackal aufs Neue; und da Jedermann den Athem an sich hielt, so hörte man genau die Klagen eines menschlichen Geschöpfes, das hundert Fuß unter der Erde begraben zu sein schien.

Herr Jackal wandte sich nach einem Punkte der Straße, klopfte mit der Hand an einen drei bis vier Fuß über der Erde erhöhten Laden und sagte:

„Das Geräusch kommt von hier."

Carmagnole näherte sich und sprach:

„Die Stimme scheint in der That aus diesem Brunnen zu kommen, und ich füge bei, daß dies, wenigstens für mich, nichts Erstaunliches ist, da wir es mit dem Puits-qui-parle zu thun haben."

Viele von unseren Lesern wissen ohne Zweifel nichts von der Existenz des Puits-qui-parle und sogar von der der Straße, die diesen Namen trägt. Sagen wir ihnen schleunigst, daß diese Straße zwischen der Rue des Postes und der Rue Neuve-Sainte-Geneviève liegt, und daß im Winkel dieser Straße ein über dem Randsteine mittelst eines Ladens geschlossener Brunnen ist, der seinen Namen dieser Straße gegeben hat.

Im Mittelalter gingen die Bewohner dieses Quartiers, wenn es einmal finstere Nacht war, nicht ohne zu schauern durch diese Straße, die sich mit einem gähnenden Brunnen schloß.

Mehrere von den muthigsten Bürgern, Mehrere von den am wenigsten furchtsamen Studenten erklärten in der That, sie haben aus dem Schlunde seltsame Geräusche, bizarres Schallen von Stimmen, Gesänge in einer unbekannten Sprache hervorkommen hören; andere Male war es der Ton von Riesenhämmern, welche auf

ungeheure Amboſſe fielen; wieder andere Male war es das Klirren von eiſernen Ketten, deren Ringe man ganze Stunden lang auf Marmorplatten abzukörnen ſchien.

Dabei war das Gehör nicht der einzige Sinn, der unangenehm afficirt wurde, wenn man durch die Straße ging oder in der Umgegend dieſes Luftloches der Hölle wohnte: es kamen tauſend verpeſtete Gerüche, tauſend tödtliche Miasmen, Ausſtrömungen von Kohle und Schwefel daraus hervor, — lauter in den Augen der Menge genügende Urſachen, um die Peſten, die Fieber zu erklären, welche beſonders das vierzehnte und das fünfzehnte Jahrhundert verheerten.

Wer verurſachte dieſen Lärmen? was verbreitete dieſe faulen Miasmen? wir wiſſen es nicht: die Legende beſchränkt ſich darauf, daß ſie die Thatſache beſtätigt, ohne zur Quelle hinauf- oder vielmehr hinabzuſteigen; nur, — wie dies immer in ſolchen Fällen geſchieht, — beſchuldigte man eine Bande von Falſchmünzern, ſie bewohne die Höhlen, mit denen der Brunnen in Verbindung ſtehe.

Andererſeits ſahen die religiöſen Seelen hierin zugleich eine erſchreckliche Drohung und eine liebreiche Warnung des Herrn, welcher geſtatte, daß der Lärm des Geheules der Verdammten bis zur Erde durch dieſen furchtbaren Brunnen emporſteige, der ihm als Conductor diente.

Sicher iſt, daß ein Brunnen, aus dem ſolche Geräuſche hervordrangen, und der ſolche Ausdünſtungen verbreitete, mit Recht der Puits-qui-parle genannt werden konnte, und, wie Carmagnole ſo vernünftig bemerkt hatte, dieſer Brunnen, welcher im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ſo gewaltige Schreie ausgeſtoßen, konnte wohl im neunzehnten einiges Stöhnen von ſich geben.

Bemerken wir, daß 1827 ſchon ſeit mehreren Jahren der Brunnen für die Bewohner des Quartiers ge-

ſchloſſen war, mochte er nun vertrocknet ſein, mochte der Polizeipräfect den Reclamationen gewiſſer furchtſamer Bürger willfahren zu müſſen geglaubt haben.

„Nimm mir dieſe Thüre da weg!“ ſagte Herr Jackal zu einem von ſeinen Leuten.

Derjenige, welchem man den Befehl gegeben hatte, ging mit einer Hebeſtange hinzu; doch bei der erſten Anſtrengung, die er machte, bemerkte er, daß das Vorhängſchloß gebrochen war.

Die Thüre gab ohne Widerſtand nach.

Herr Jackal ſtreckte ſeinen Kopf in die Oeffnung, horchte und hörte aus den Eingeweiden der Erde die von einer hohlen Stimme geſprochenen Worte hervorkommen.

„Herr mein Gott! thu ein Wunder für Deinen ganz ergebenen Diener!“

„Das iſt eine religiöſe Perſon,“ ſagte Longue-Avoine ſich bekreuzend.

„Herr! Herr!“ fuhr die Stimme fort, „ich bekenne alle meine Sünden, und ich bereue ſie . . . Herr! Herr! laß mich durch Deine Gnade das Licht des Himmels wiederſehen, und ich werde den Reſt der Tage, die ich Dir verdanke, damit zubringen, daß ich Deinen heiligen Namen preiſe.“

„Das iſt ſeltſam,“ ſprach Herr Jackal, „mir ſcheint, ich kenne dieſe Stimme.“

Und er horchte noch aufmerkſamer.

Die Stimme fuhr fort:

„Ich ſchwöre meine Irrthümer ab, ich bekenne meine Verbrechen . . . Ich geſtehe, daß ich mein Leben lang ein abſcheulicher Böſewicht geweſen bin; doch ich rufe um Gnade aus den Tiefen des Abgrunds!“

„**De profundis clamavi ad te!**“ pſalmodirte Longue-Avoine für den unbekannten Sünder betend.

„Ganz gewiß habe ich dieſe Stimme ſchon gehört,“ murmelte Herr Jackal, der im höchſten Grade das Gedächtniß der Töne beſaß.

„Ich auch," sagte Carmagnole.

„Wäre Gibassier in diesem Augenblicke nicht im Bagno von Toulon, wo er es wärmer haben muß als hier," sprach Herr Jackal, „so würde ich sagen, er sei in **extremis** und mache seine Gewissensprüfung."

Derjenige, welcher in der Tiefe des Brunnens war, hörte ohne Zweifel, daß man über seinem Kopfe sprach, denn plötzlich den Ton verändernd, brüllte er mehr, als er rief:

„Zu Hülfe! Mörder! zu Hülfe!"

Herr Jackal schüttelte den Kopf.

„Er ruft: Mörder!" sagte er: „das kann nicht Gibassier sein . . . wenn er nicht etwa gegen sich selbst zu Hülfe ruft."

„Zu Hülfe! rettet mich!" schrie die unterirdische Stimme.

„Du wohnst im Quartier, Longue-Avoine?" fragte Herr Jackal.

„Zwei Schritte von hier."

„Du mußt einen Brunnen haben?"

„Ja, Herr."

„Dann ist an Deinem Brunnen ein Seil?"

„Von hundert und fünfzig Fuß."

„Hole Dein Seil."

„Verzeihen Sie, Herr Jackal, aber . . ."

„Es ist noch ein Kloben da: nichts kann leichter sein, als hinabzusteigen."

Longue-Avoine machte eine Mundverziehung, welche bedeutete: „Leicht vielleicht für Sie, doch nicht für mich."

„Nun?" fragte Herr Jackal.

„Man geht," erwiederte Longue-Avoine.

Und er verschwand auf der Seite der Impasse-des-Vignes.

Die Stimme fuhr indessen immer fort, und zwar in den höchsten Tönen, diesmal aber nicht mehr als reumüthiger Sünder, sondern als Gotteslästerer auf die erschrecklichste Art fluchend.

„Rettet mich, tausend Götter! zu Hülfe, Sacrament! man ermordet mich, alle Donner!“

Kurz alle Flüche und Schwüre, welche Galilée Copernic von Fasiou verlangt hatte, um seinen Versprechungen mehr Förmlichkeit zu geben. — Die Flüche, die sich ein Pitre auf der Bühne erlauben darf, sind indessen nicht entschuldbar von Seiten eines Menschen, der provisorisch hundert Fuß unter der Erde begraben ist.

Herr Jackal neigte den Kopf gegen den Brunnen und rief dem ungeduldigen Sünder zu:

„Ei! tausend Donner und Teufel! warte ein wenig, man kommt schon!“

„Gott vergelte es Ihnen!“ antwortete der Unbekannte, völlig beruhigt durch dieses Versprechen.

Hienach erschien Longue-Avoine wieder; er trug in seinen Armen das in Form eines 8 aufgerollte Seil seines Brunnens.

„Gut!“ sagte Herr Jackal, „schlage Dein Seil um den Kloben . . . Du hast wohl einen soliden Gürtel?“

„Oh! was das betrifft, ja, Herr Jackal.“

„Nun wohl! wir wollen Dich am Gürtel anhaken, und Du wirst in die Tiefe des Brunnens hinabsteigen.“

Longue-Avoine wich drei Schritte zurück.

„Ei, was erfaßt Dich?“ fragte Herr Jackal. „Weigerst Du Dich in diesen Brunnen hinabzusteigen?“

„Nein! Herr Jackal,“ antwortete Longue-Avoine, „ich weigere mich nicht positiv . . . doch ich willige auch nicht ein.“

„Und warum dies?“

„Es ist mir von meinem Arzte förmlich verboten, mich an feuchten Orten aufzuhalten, weil ich so sehr zu Rheumatismen geneigt bin; und ich erlaube mir zu behaupten, daß der Grund dieses Brunnens voll Feuchtigkeit ist.“

„Ich kannte Dich als feig, Longue-Avoine,“ sagte Herr Jackal, „doch nicht in diesem Grade! . . Rasch,

mache Deinen Gürtel los und gib ihn mir . . . Ich werde hinabsteigen."

„Bin ich denn nicht da, Herr Jackal?" fragte Carmagnole.

„Ja, Du bist ein Braver, Carmagnole; doch ich habe es mir überlegt: ich ziehe es vor, wenn ich selbst hinabsteige. Ich weiß nicht warum: ich habe eine gute Meinung von dem, was ich in der Tiefe dieses Brunnens erfahren werde."

„Natürlich!" bemerkte Carmagnole; „sagt man nicht, dort treffe man die Wahrheit?"

„Man sagt es in der That, geistreicher Carmagnole," erwiederte Herr Jackal, während er um seine Lenden den Gürtel von Longue-Avoine befestigte, — ein Gürtel ähnlich dem unserer Pompiers, das heißt ungefähr vier Zoll breit und am Mittelpunkte mit einem Ringe versehen. „Und nun," fuhr Herr Jackal fort, „zwei kräftige Männer, um dieses Seil zu halten."

„Hier bin ich!" rief hastig Carmagnole.

„Nein, nicht Du," entgegnete Herr Jackal eben so lebhaft ausschlagend, als Carmagnole angeboten hatte. „Ich hege ein großes Vertrauen zu Deinen moralischen Kräften, doch ich habe kein Vertrauen zu Deinen physischen Kräften."

Die zwei Fackelträger, kurze, untersetzte, viereckige, wie Eichen knorrige Leute, ergriffen eines der Enden des Seils; einer von ihnen befestigte es um den Leib seines Kameraden, und machte selbst einen Knoten um sein Faustgelenke; wonach Herr Jackal, der den Ring in die am andern Ende des Seiles angebrachte eiserne Klammer hatte einfügen lassen, auf den Randstein des Brunnens stieg und zu seinen Leuten mit einer Stimme, in der sich unmöglich die geringste Veränderung erkennen ließ, sagte:

„Achtung, Kinder!"

CXIX.

Wo bewieſen iſt, daß nur die Berge allein nicht zuſammentreffen.

Das linke Knie an den Randſtein des Brunnens gedrückt, den rechten Fuß ein wenig rückwärts, warteten die zwei Männer auf einen letzten Befehl.

Herr Jackal ſchaute ſie an, indem er ſeine Brille emporhob, obſchon er ſie von ſeiner hohen Stellung aus vollkommen ſehen konnte, ohne ſich dieſe Mühe zu nehmen.

Dann ſchob er einen Augenblick ſeinen Stock unter ſeinen Arm und machte:

„Ah!“

Und wie ein Menſch, der zur Stunde der Reiſe etwas Wichtiges vergißt, ſtörte er in ſeiner Taſche, zog ſeine Tabatière heraus, öffnete ſie mit Begierde, ſteckte den Daumen und den Zeigefinger hinein und ſtopfte ſich die Naſe mit einer Priſe Tabak voll. Wonach er ſeinen Stock wieder nahm, — ein Zubehör, das nicht ohne Wichtigkeit bei dem Hinabſteigen war, welches er unternehmen wollte.

„Und nun, ſeid Ihr bereit?“ fragte er.

„Ja, Herr Jackal,“ antworteten die zwei Männer.

„Vorwärts alſo! und langſam, da die Wände dieſes Brunnens nicht genau behauen ſind.“

Und mit einer Hand das Seil einen Fuß über ſeinem Kopfe ergreifend, während er mit der andern und mit Hülfe ſeines Stockes ſich in einer angemeſſenen Entfernung von der Mauer zu halten gedachte, ließ er ſich, — den Körper in vollkommenem Gleichgewichte mitten im Raume, — in den Mittelpunkt des Brunnens hinab.

„Laßt sachte nach, und von Zeit zu Zeit ein paar Minuten anhalten . . . Vorwärts!"

Die zwei Männer ließen das Seil Zoll um Zoll nach, und Herr Jackal verschwand bald im Brunnen.

„Sehr gut! sehr gut!" sagte er mit einer Stimme, welche durch den ungeheuren Trichter, der ihr als Conductor diente, so kläglich als die des Unbekannten zu werden anfing.

Derjenige, welcher fühlte, daß man ihm zu Hülfe kam, hatte zu lamentiren aufgehört.

„Oh! haben Sie nicht bange," rief er Herrn Jackal zu; „es ist nicht sehr tief; etwa hundert Fuß."

Herr Jackal antwortete nicht. Der Gedanke, er habe noch zwanzig Mètres niederzusinken, um bis nach unten zu kommen, beunruhigte ihn. Vergebens hätte sein Blick in die Tiefe tauchen wollen: er war in einem Schlunde voll Finsterniß.

„Immer vorwärts!" sagte er; „nur ein wenig rascher!"

Und er schloß die Augen.

Sein Hinabsteigen wurde nun rascher, und nachdem man noch acht bis zehn Klafter Seil nachgelassen, setzte er den Fuß auf den Boden, dessen Feuchtigkeit Longue-Avoine so sehr erschreckt hatte.

„Ei!" sagte er zu dem Unbekannten, „Sie machen mich nicht darauf aufmerksam, daß Sie bis an den Hintern im Wasser sind!"

„Ich bin hierüber sehr glücklich, mein Herr," entgegnete der Unbekannte: „dieses Wasser hat mich gerettet; ohne dieses Wasser brach ich den Hals . . . Doch hier, mir gegenüber, ist eine Art von Vorgebirge, auf welchem Sie trockenen Fußes sein werden . . . Ueberdies gedenken Sie sich wohl hier nicht aufzuhalten?"

„Nein, nicht eine unbestimmte Zeit; doch vielleicht ein paar Minuten."

Herr Jackal ging mit Hülfe seines Stockes von

der geraden Linie ab und erreichte das bezeichnete Vorgebirge.

Kaum hatte er seinen Fuß darauf gesetzt, als er seine Beine mit aller Macht von den Armen des Unbekannten umschlungen fühlte; dieser küßte ihm die Füße zum Zeichen der Dankbarkeit und wiederholte ihm in allen Tonarten der Freude und des Glückes:

„Sie retten mir das Leben! Sie befreien mich vom Tode! Von dieser Minute an bin ich Ihnen mit Leib und Seele ergeben!"

„Gut, gut," erwiederte Herr Jackal, welcher fühlte, daß sich die dankbaren Hände des Unbekannten in die Gegend seiner Uhr verirrten. „Sagen Sie mir vor Allem, wie kommen Sie hierher, mein Freund?"

„Ich bin beraubt, ermordet und in diesen Brunnen geworfen worden, mein lieber Herr."

„Es ist gut; lassen Sie mich los . . . Und seit wie lange sind Sie hier?"

„Oh! Herr, die Zeit scheint sehr lange in einer solchen Lage, und sie haben mir meine Uhr genommen. Uebrigens," fügte der Unbekannte bei, „wenn sie mir dieselbe auch nicht genommen hätten, ich würde doch nicht genug sehen, um die Stunde zu erkennen."

„Was Sie da sagen, ist voll Verstand," sprach Herr Jackal. „Da Sie aber auf der meinigen nicht mehr sehen würden, als auf der Ihrigen, so bitte ich Sie, dieselbe ruhig da zu lassen, wo sie ist . . . oder wo sie vielmehr nicht ist, weil ich sie so eben in Sicherheit gebracht habe."

„Nun wohl, mein Herr," antwortete der Unbekannte, ohne den beleidigenden Verdacht von Herrn Jackal im mindesten übel zu nehmen, „es muß ungefähr halb zwei Uhr gewesen sein, als ich ermordet wurde."

„Und kennen Sie Ihre Mörder?"

„Ja, mein Herr, ich kenne sie."

„Sie können dieselben also den Gerichten überliefern?"

„Nein, im Gegentheile, das ist unmöglich."

„Warum?"

„Es sind Freunde."

„Sehr gut! ich kenne Sie nun."

„Sie kennen mich?"

„Ja; Sie sind sogar einer meiner ältesten Bekannten."

„Ich?"

„Und obschon Sie sich weigern, mir den Namen Ihrer Freunde zu sagen, bitte ich Sie doch um die Erlaubniß, Ihnen den Ihrigen nennen zu dürfen."

„Sie sind mein Retter: ich habe Ihnen nichts abzuschlagen."

„Sie heißen Gibassier."

„Sie waren noch nicht im Brunnen, als ich Sie erkannt hatte, Herr Jackal . . . Wie man sich wiederfindet!"

„Das ist wahr . . . Und wie lange ist es, daß Sie Toulon verlassen haben, lieber Herr Gibassier?"

„Ungefähr einen Monat, mein guter Herr Jackal."

„Ohne Unfall, wie ich mir denke?"

„In der That, ohne Unfall."

„Und Sie haben sich seitdem immer wohl befunden?"

„Ziemlich wohl, ich danke . . . bis diese Nacht wenigstens, wo ich beraubt, ermordet, in diesen Brunnen geworfen worden bin, und in der ich tausendmal beinahe zermalmt worden wäre, ehe ich hierher gelangte."

„Und wie kommt es, lieber Herr Gibassier, daß ich Sie, während Sie so hoch herabgefallen sind, nicht in einem unglücklicheren Zustande finde? denn Sie haben das Ansehen, als befänden Sie sich vortrefflich."

„Abgesehen von ein paar Messerstichen, geht es nicht schlecht, ja, mein Herr; und es muß, daß ich nicht zehnmal nach einem solchen Falle gestorben bin, wahrhaftig einen Gott für die redlichen Leute geben."

„Ich fange in der That an, dies auch zu glauben," sagte Herr Jackal. „Ist es Ihnen nun gefällig, mir mit einigen Worten zu erzählen, wie Sie hierher kommen?"

„Mit dem größten Vergnügen . . . Doch warum nicht da oben?"

„Da oben wären wir nicht so frei, als wir hier sind: es gibt Ohren, die uns behorchen würden; und dann, wie Carmagnole richtig sagte . . ."

„Carmagnole, ich kenne ihn nicht!"

„Nun, Sie werden seine Bekanntschaft sogleich machen."

„Und was sagte Carmagnole, mein guter Herr Jackal?"

„Er sagte, die Wahrheit sei in der Tiefe des Brunnens, und Sie begreifen, lieber Herr Gibassier, wenn etwas Anderes, als die Wahrheit hier wäre . . ."

„Nun?"

„So würden wir es hier lassen."

„Oh! Herr Jackal, ich werde Ihnen Alles sagen, Alles, Alles."

„Fangen Sie also an."

„Womit?"

„Mit der Erzählung Ihres Entweichens, lieber Herr Gibassier. Ich kenne Sie als einen Mann von Einbildungskraft; diese Erzählung muß voll neuer, romanhafter Vorfälle sein, und . . ."

„Ah! in dieser Hinsicht, Herr Jackal," sagte Gibassier mit der Miene eines Künstlers, der seines Effectes sicher ist, „in dieser Hinsicht werden Sie zufrieden sein! ich bedaure nur, daß ich Ihnen die Honneurs des Hauses nicht besser machen kann, und daß ich nicht einmal einen Stuhl anzubieten habe."

„Seien Sie deshalb unbesorgt: ich habe einen," erwiederte Herr Jackal.

Und er drückte an einer Feder seines Stockes, der

ſich ſogleich wie in den Zauberſpielen zum Feldſtuhle entwickelte.

Dann hob er den Kopf empor und rief:

„He! da oben!“

„Was beliebt, Herr Jackal?“ antworteten die Agenten.

„Plaudert von Euren kleinen Angelegenheiten und bekümmert Euch nicht um mich: ich habe die meinigen.“

Und ſich ſetzend:

„Fangen Sie an, lieber Herr Gibaſſier: ich höre. Die Abenteuer, welche einem Manne von Ihrer Bedeutung begegnet ſind, intereſſiren die ganze Geſellſchaft.“

„Sie ſchmeicheln mir, Herr Jackal.“

„Nein, ich ſchwöre Ihnen: ich proclamire nur die Wahrheit.“

„Dann fange ich an.“

„Ich erwarte Sie ſchon ſeit mehreren Secunden.“

Und man hörte das Geräuſch, das Herr Jackal eine ungeheure Priſe Tabak ſchlürfend machte.

CXX.

Der Epheu und die Ulme.

Als dieſe Erlaubniß von Herrn Jackal gegeben war, fing Gibaſſier wirklich an.

„Sie erlauben mir, dieſem romanhaften Abenteuer einen Titel zu geben, nicht wahr, Herr Jackal? Die Titel haben das Gute, daß ſie in ein paar Worten die vorherrſchende Idee des Gedichtes, des Romans, oder des Dramas zuſammenfaſſen.“

„Sie sprechen von dieser Sache als vollendeter Schriftsteller.“

„Mein Herr, ich war geboren, um Litterat zu werden.“

„Ei! Sie haben Ihren Beruf nicht verfehlt, wie mir scheint: sind Sie nicht einmal wegen eines falschen Wechsels verurtheilt worden?“

„Zweimal, Herr Jackal.“

„Geben Sie also Ihrem Abenteuer einen Titel; doch machen Sie geschwinde: der Boden unseres Sprechzimmers ist nicht sehr trocken.“

„Ich werde es der Epheu und die Ulme nennen, ein, wenn ich mich nicht irre, dem guten Lafontaine oder irgend einem Fabeldichter entlehnter Titel.“

„Gleichviel.“

„Ich langweilte mich im Bagno . . . Was wollen Sie? ich liebe das Bagno nicht; ich kann mich nicht daran gewöhnen, mag mir nun die Gesellschaft, die man dort trifft, auf keine Weise zusagen, oder erfüllt der Anblick meiner unglücklichen Brüder meine Seele mit Traurigkeit und Mitleiden; kurz, es ist gewiß, daß der Aufenthalt im Bagno mich nicht anlächelt. Ich bin nicht mehr von der ersten Jugend, und die Illusionen, in denen ich mich vor Kurzem noch bei dem Gedanken wiegte, ich werde in Toulon wohnen, in diesem Kanaan der Galeerensklaven, diese Illusionen sind entflogen. Ich trete ins Bagno nur mit Ueberdruß, mit Ekel, wie ein blesirter Mensch ein; das Bagno hat nichts Verführerisches mehr für meine Einbildungskraft. Das erste Mal, wo man dahin kommt, ist es eine unbekannte Geliebte; das zweite Mal ist es Ihre Legitime, das heißt eine Frau, deren Reize kein Geheimniß mehr für Sie haben, und gegen die Sie in Folge von Uebersättigung einen Abscheu zu fassen auf dem Punkte sind. Ich kam also diesmal nach Toulon voll Melancholie, verdrießlich, fast spleenisch! Wenn man mich nur nach Brest geschickt hätte! ich kenne Brest nicht; der Aufent-

halt in Brest hätte mich verjüngt, vielleicht wiedergestärkt. Doch nein! ich mochte immerhin unter dem Vorwande der Gesundheit eine Petition um die andere an den Justizminister richten: Seine Excellenz war unerbittlich. Ich nahm also wieder meine Kette; und ich würde sie wahrscheinlich apathisch bis zu meiner letzten Stunde geschleppt haben, hätte mich nicht die Gesellschaft eines jungen, naiven, guten Kameraden, wie ich es selbst einst gewesen bin, plötzlich meinen ersten Enthusiasmen der Freiheitsliebe wiedergegeben."

Herr Jackal, der leicht gehustet hatte, als Gibassier seiner ursprünglichen Naivetät und Güte gedachte, benützte den Halt, den als ein geschickter Redner der Erzählende machte.

„Gibassier," sagte er, „verlöre America seine Unabhängigkeit, ich bin fest überzeugt, Sie würden sie ihm wiederfinden."

„Ich bezweifle es eben so wenig, als Sie, Herr Jackal," erwiederte Gibassier. „Ich sagte also, der junge Mensch, mit dem ich zusammengepaart war, mit dem ich zu den Strapazen ging, mit einem Worte mein Kettengefährte, sei ein Knabe von dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren gewesen. Er war blond, frisch und rosig wie ein normännisches Bauernmädchen; die Durchsichtigkeit seiner Augen, die Heiterkeit seiner Stirne, die jungfräuliche Reinheit seines Gesichtes, Alles, bis auf seinen Namen Gabriel, machte aus ihm eine Art von Märtyrer und verlieh ihm eine gewisse feierliche Miene, durch welche ihm einstimmig der Beiname der Engel des Bagno zu Theil geworden war. Das war noch nicht Alles: seine Stimme harmonirte mit seinem Gesichte; man hätte glauben sollen, es sei der Ton einer Flöte; dergestalt, daß ich, der ich die Musik anbete, da ich mir dort den Luxus eines Concertes nicht gewähren konnte, ihn sprechen machte, nur um seine Stimme zu hören."

„Mit einem Worte," sagte Herr Jackal, „eine

unbeschreibliche Attraction zog Sie zu Ihrem Gefährten hin."

„Attraction, das ist das richtige Wort . . . Einmal wurde ich zu ihm durch meine Kette hingezogen; doch es ist durchaus nicht die Kette, was die Freundschaft macht! es war außerdem eine geheimnißvolle Sympathie dabei, welche für mich ein Räthsel geblieben ist . . . Er sprach wenig; doch, — von den Anderen hierin sehr verschieden, — so oft er sprach, geschah es, um Etwas zu sagen; an einem Tage war es, um eine moralische Sentenz fallen zu lassen; — er konnte seinen Plato auswendig und er zog Sinnsprüche aus ihm, die ihn auf der Erde der Verbannung trösteten; an einem andern Tage überließ er sich Beleidigungen und Schmähungen gegen die Frauen, — Beleidigungen und Schmähungen, die ich ihm, ich bitte Sie, mir dies zu glauben, Herr Jackal, ernsthaft verwies! andere Male dagegen enthusiasmirte er sich laut für das ganze Geschlecht, mit Ausnahme einer einzigen Creatur, von der er sagte, sie sei die erste Ursache seiner falschen Stellung: er verfluchte sie nach Herzenslust.

„Und was war sein Verbrechen?"

„Ein Verbrechen von Nichts, die Dummheit eines jungen Menschen, eine schlechte Fälschung."

„Auf wie viel Jahre war er verurtheilt?"

„Auf fünf Jahre."

„Und er gedachte seine Zeit auszuhalten?"

„Bei seinem Eintritte in das Bagno war es Anfangs sein Gedanke: er nannte dies eine Sühnung; doch gerade weil man ihn den Engel des Bagno hieß, erinnerte er sich eines Tags, daß er Flügel hatte, und er kam auf die Idee, sie auszubreiten und zu entfliegen."

„Sie sind ganz Dichter, Gibassier!"

„Ich war Präsident der Academie von Toulon, Herr Jackal."

„Fahren Sie fort."

„Sobald sich die Idee, seine Freiheit wiederzuer-

langen, in ihm erſchloſſen hatte, änderte er plötzlich Geſicht und Haltung: von ruhig wurde er ernſt; von melancholiſch wurde er düſter. Er redete mich nur noch ein- oder zweimal des Tags an, und antwortete auf meine Fragen mit dem Lacönismus eines Spartaners."

„Und Sie errieth en die Veränderung nicht mit einem ſo tiefen Geiſte, wie es der Ihrige iſt, Herr Gibaſſier?"

„Oh! doch! ſo daß ich eines Abends, als ich von der Arbeit zurückkam, folgende Worte mit ihm austauſchte:

„„Junger Mann, ich bin ein Alter von den Alten; ich kenne die Bagnos wie Meiſter Galilée Copernic die bedeutendſten Höfe Europas kennt. Ich habe mit Banditen von allen Nuancen, mit Galeerenſklaven von allen Geſtalten gelebt; ich habe die Materie erprobt, und ich kann beim erſten Blicke ſagen: „—Das iſt ein College, der drei, vier, fünf, ſechs, zehn, zwanzig Jahre Zwangsarbeit wiegt. —"

„„Nun wohl,"" fragte er mich mit ſeiner ſanften Stimme, „„worauf zielen Sie ab, mein Herr?""

„Er nannte mich Herr und duzte mich nie.

„„Nennen Sie mich ſogleich Mylord; das iſt mir lieber,"" erwiederte ich. „„Nun denn, ſo vernehmen Sie, worauf ich abziele, mein Herr; das iſt ganz einfach. Ich bin ein Phyſiognomiker von zweiter Stärke . . ."""

„Indem ich mir nur den zweiten Rang beimaß, dachte ich an Sie, Herr Jackal."

„Sie ſind ſehr gut, Herr Gibaſſier. Doch ich geſtehe Ihnen, daß mir für dieſe Viertelſtunde ein Wärmtopf lieber wäre, als Ihre Complimente."

„Glauben Sie mir, Herr Jackal, beſäße ich dieſes Meuble, ich würde mich desſelben zu Ihren Gunſten begeben."

„Ich bezweifle es nicht . . . Fahren Sie fort," ſagte Herr Jackal.

Und er nahm eine Prise Tabak, um sich die Nase, da er es bei den Füßen nicht thun konnte, zu erwärmen.

Gibassier fuhr fort:

„„Ich bin also ein Physiognomiker von zweiter Stärke,““ sagte ich zu Gabriel; „„und ich will Ihnen beweisen, mein junger Freund, daß ich weiß, welche Gedanken Sie bewegen.““

„Er horchte aufmerksam.

„„Als Sie hier ankamen, verführte Sie die Neuheit, das Pittoreske, die originelle Seite des Bagno, und Sie sagten sich: — „Nun wohl, mit ein wenig Philosophie und meinen Erinnerungen von Plato und dem heiligen Augustin werde ich mich vielleicht allmälig an dieses einfache, mäßige, naive Leben, an diese Hirtenexistenz gewöhnen.“ — Sie hätten sich in der That vielleicht, wären Sie mit einem lymphatischen Temperamente begabt gewesen, wie ein Anderer daran gewöhnt; doch lebhaft, glühend, leidenschaftlich, wie Sie sind, bedürfen Sie des Raumes und der freien Luft, und Sie denken, fünf Jahre, — von denen eines ein Schaltjahr, — hier zubringen, seien fünf von Ihren schönsten Jahren ohne Wiederkehr verloren. Durch eine ganz logische Deduction dieses Gedankens wünschen Sie sich nun so schnell als möglich dem Geschicke zu entziehen, zu welchem Sie eine stiefmütterliche Justiz verurtheilt hat . . . Ich will ein falscher Gibassier sein, wenn das nicht der Gegenstand Ihrer Meditation ist.““

„„Das ist die Wahrheit, mein Herr,““ antwortete offenherzig Gabriel.

„„Ich finde nichts Tadelnswerthes in einer solchen Meditation, mein junger Freund; nur erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß dieselbe seit einem Monat dauert, daß Sie seit einem Monat sehr verdrießlich sind; daß es mich langweilt, einen Schüler des Pythagoras auf der andern Seite meiner Kette zu haben, und daß meiner Ansicht nach der Augenblick gekommen ist,

zu **festinare ad eventum**, wie Horaz ſagt. Erklären Sie mir alſo: was ſind Ihre Pläne und Ihre Ausführungsmittel?““

„„Mein Plan iſt, meine Freiheit wiederzuerlangen,““ antwortete Gabriel; „„was die Ausführungsmittel betrifft, ſo erwarte ich ſie von der Vorſehung.““

„„Ah! Sie ſind noch jünger, als ich dachte, junger Mann.““

„„Was wollen Sie damit ſagen?““

„„Ich will damit ſagen, die Vorſehung ſei eine alte Wucherin, welche nur den Reichen leihe . . .““

„„Mein Herr,““ unterbrach Gabriel, „„blasphemiren Sie nicht!““

„„Gott behüte mich! — Wenn mir das etwas eintrüge, dann würde ich nicht nein ſagen. Aber wo Teufels haben Sie geſehen, daß ſich die Vorſehung mit den Unglücklichen beſchäftigte? Das Auflöſungswort unſeres Geſchickes iſt in uns, und ein altes Sprüchwort ſagt: „Hilf Dir, und der Himmel wird Dir helfen!“ Dieſes Sprüchwort, mein lieber Herr Gabriel, iſt äußerſt richtig. Die Vorſehung hat alſo gegenwärtig nichts hier zu ſehen, und in uns ſelbſt müſſen wir die Entweichungsmittel ſuchen; denn es verſteht ſich von ſelbſt, junger Mann, daß Sie nicht ohne mich gehen: alle Wetter! Sie intereſſiren mich ſo ſehr, daß ich Sie nicht eine Sohle breit verlaſſe! Denken Sie nicht daran, einen von Ihren Ringen zu durchfeilen, ohne daß ich es bemerke: ich ſchlafe immer nur mit einem Auge; überdies haben Sie das Herz am rechten Flecke, und Sie begreifen, daß es zu undankbar wäre, einen alten Kameraden zu verlaſſen. Verſuchen Sie alſo nichts allein, da wir mit einander verſchlungen ſind wie der Epheu und die Ulme; — oder ich erkläre Ihnen, mein lieber Freund, bei der erſten halben Wendung nach rechts oder nach links, die ich Sie machen ſehe, ohne daß Sie mich zuvor davon in Kenntniß ſetzen, — ich bin kein Scheinheiliger, — zeige ich Sie an.““

„„Sie haben Unrecht, mir das zu sagen, mein Herr: ich gedachte Ihnen den Vorschlag zu einer gemeinschaftlichen Flucht zu machen.““

„„Gut, junger Mann! nachdem dieser Punkt festgestellt ist, wollen wir methodisch verfahren . . . Zum ersten gefällt mir Ihre Offenherzigkeit, und ich will Ihnen einen Beweis von einer Zuneigung geben, die ich väterlich nennen könnte, indem ich Ihnen meine Pläne anvertraue und Sie mit mir nehme, statt von Ihnen mitgenommen zu werden.““

„„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.““

„„Natürlich, junger Mann; denn verständen Sie mich, so würde ich mir nicht die Mühe geben, mich zu erklären. Wissen Sie vor Allem, — ich werde sogleich sehen, wie weit Sie sind; — wissen Sie, was das erste Element einer Entweichung ist?““

„„Nein, mein Herr.““

„„Das ist doch das Alpha des Handwerks.““

„„Haben Sie die Güte, es mir zu sagen.““

„„Nun wohl, das ist eine Bastringue.““

„„Was ist das, eine Bastringue?““

„Er wußte nicht, was eine Bastringue ist, Herr Jackal!“

„Ich hoffe, Gibassier, Sie haben ihn nicht in einer solchen Unwissenheit gelassen?“

„„Eine Bastringue, junger Mann,““ antwortete ich ihm, „„das ist ein Etui von Blech, von Tannenholz, von Elfenbein, — der Stoff thut nichts zur Sache, — sechs Zoll lang und zehn bis zwölf Linien dick, das zugleich einen Paß und eine Säge aus einer Uhrfeder gemacht enthalten kann.““

„„Und wo findet sich das?““ fragte Gabriel.

„„Das findet sich . . . Gleichviel, hier ist das meinige.““

„Und zu seinem großen Erstaunen zeigte ich ihm das fragliche Etui.

„„In diesem Falle können wir fliehen?““ rief er nakv.

„„Wir können fliehen,““ erwiederte ich, „„wie Sie mit Ihren leichten Füßen bis zu dem Orte spazieren können, wo die Schildwache auf Sie feuern wird.““

„„Wozu,““ fragte Gabriel entmuthigt, „„wozu dient Ihnen aber dann dieses Geräth?““

„„Geduld, junger Mann! jedes Ding wird kommen, wenn die Reihe an ihm ist. Ich beabsichtige, den Fasching in Paris zuzubringen; sodann habe ich einen Interessen betreffenden Brief bekommen, der mich nöthigt, einen Gang in der Hauptstadt zu machen, und zwar binnen vierzehn Tagen. Ich biete Ihnen an, mich zu begleiten.““

„„Wir werden also fliehen?““

„„Allerdings; doch mit den nöthigen Vorsichtsmaßregeln, allzu feuriger junger Mann! Sie haben Muth und Entschlossenheit, nicht wahr?““

„„Ja.““

„„Es wird Sie nicht erschrecken, ein paar Menschen hinter uns auf unserem Wege zu lassen?““

„Der Engel Gabriel faltete die Stirne.

„„Ei! man macht keinen Pfannkuchen, ohne Eier zu zerbrechen, wie die Köchin des seligen Lucullus sagte; man kann das nehmen, man kann es lassen. Sind ein paar Menschen im Vorüberaehen niederzuwerfen, so dürfen Sie mir nur sagen: „„Monsieur Gibassier, oder Mylord Gibassier. oder Signor Conte Gibassier, ich werde sie niederwerfen.““

„„Wohl! es sei, ich werde sie niederwerfen,““ sprach entschlossen mein Gefährte.

„„Bravo!““ sagte ich, „„Sie sind würdig der Freiheit, und ich werde sie Ihnen wiedergeben.““

„„Zählen Sie auf meine Dankbarkeit, mein Herr.““

„„Nennen Sie mich mein General, und spre-

chen wir nicht mehr hievon . . . Was die Dankbarkeit betrifft, — wir werden auf glücklicheren Gestaden wieder von ihr reden. Mittlerweile vernehmen Sie, um was es sich handelt. Sie sehen wohl dieses Kraut?""

„„Ja.""

„„Ich habe es von der Hand einer Freundin; ich werde es mit Ihnen theilen.""

„Ich bot ihm die Hälfte davon an und sprach dabei feierlich:

„„So werde meine Seele von meinem Leibe getrennt, wenn ich Ihnen die Freiheit nicht wiedergebe!""

„„Was für ein Kraut ist das?"" fragte Gabriel.

„„Es ist ein Wunderkraut, mit dem Sie Ihren Leib einreiben werden. Kaum wird Ihr Fleisch die Berührung dieses Krautes fühlen, so werden Sie an allen Theilen Hunderte von Knospen von der Nuance der bengalischen Rosen hervorkommen sehen; das wird Sie Anfangs ein wenig beißen, dann viel, dann auf eine unerträgliche Art, und dennoch werden Sie es ertragen müssen.""

„„Welchen Zweck hat aber diese Einreibung?""

„„Mein lieber Freund, das ist, um glauben zu machen, es habe Sie die Nesselsucht, oder eine von den rothlaufartigen Krankheiten ergriffen, deren wissenschaftliche Namen mir nicht einfallen, damit Sie ins Spital geschickt werden. Sind Sie einmal dort, so sind Sie gerettet, mein guter Mann!""

„„Gerettet!""

„„Ja; ich stehe in genauer Verbindung mit den Krankenwärtern des Spitals . . . Verlassen Sie sich auf mich und warten Sie geduldig.""

„Ich weiß viele Dinge, mein lieber Gibassier," unterbrach Herr Jackal; „doch ich weiß noch nicht, wie man mit Hülfe eines Krankenwärters aus einem Spital entweicht, das von einem ganzen Posten bewacht wird."

„Sie sind so ungeduldig als der Engel Gabriel,

Herr Jackal," erwiederte Gibaſſier. „Haben Sie ein wenig Geduld, und in fünf Minuten werden Sie die Entwicklung erfahren!"

„Immer zu! ich höre Sie," ſagte Herr Jackal, während er ſeine Naſe mit Tabak vollſtopfte, „und Sie ſehen, mit der Geduld, die Sie mir empfehlen, und von der ich, wie mir ſcheint, einen Beweis gebe, in der Ueberzeugung, daß immer etwas bei Ihnen zu lernen iſt, Herr Gibaſſier."

„Sie ſind ſehr artig, Herr Jackal," ſprach der Erzähler.

Und er fuhr fort:

„Gabriel rieb ſich ſo ſtark und ſo gut, daß er nach Verlauf von zwei Stunden mit Knoſpen vom Kopf bis zu den Füßen bedeckt war! Man ſchickte ihn ins Spital. Es war gerade die Stunde der Viſitation: der Arzt erklärte, er ſei mit einer Neſſelſucht der ſchönſten Art behaftet . . . Am Tage, nachdem Gabriel ins Spital eingetreten war, bekam ich meinerſeits einen ſo erſchrecklichen epileptiſchen Anfall, daß mich die Barbiere zuerſt für waſſerſcheu erklärten und auch ins Spital ſchickten. Vergebens proteſtirte ich, vergebens rief ich das Zeugniß meiner Kameraden an, welche bekräftigten, ich habe es nie verſucht, ſie zu beißen, ich wurde mit Gewalt in die Krankenanſtalt geſchleppt und als kataleptiſch eingerieben. Ich ſah wüthend aus, und war darüber entzückt! Mein Freund der Krankenwärter war längſt unterrichtet: da ihm das Maul geſtopft war, ſo kam und ging er nach ſeinem Belieben; das heißt, er ging von meinem Bette zum Bette von Gabriel, und kam vom Bette von Gabriel zu dem meinigen, — Alles, um uns Worte der Ermuthigung zu bringen.

„Eines Morgens meldete mir der brave Mann, Alles ſei bereit, und wir können ſchon an demſelben Abend fliehen. Der Tag verging damit, daß wir über unſer Thun und Laſſen übereinkamen. Sie kennen,

wenigstens vom Hörensagen, die Eintheilung der Säle des Spitals? Am Ende von dem, in welchem man Gabriel und mich untergebracht hatte, war eine kleine Stube, die als Todtenkammer diente. Mein Krankenwärter hatte den Schlüssel dieser Stube in Verwahrung, welche nur geöffnet wurde, um den Leibern hingeschiedener Galeerensklaven Eingang zu gewähren. Wir konnten uns also, wenn die Dunkelheit eingetreten war, in diese Stube schleichen. Die einzigen Meubles, mit welchen sie ausgestattet war, und die sie einem Sections-Amphitheater ähnlich machten, waren Tische von schwarzem Marmor, auf welche man die Leichname legte; unter einem dieser Tische hatten wir, der Krankenwärter und ich, ein Loch gegraben, durch welches wir mit unsern Betttüchern in die der Marine gehörigen Magazine hinabsteigen konnten.

„Als die Stunde gekommen war, und während unsere Zimmerkameraden schliefen, stieg Gabriel, der sich am nächsten bei der Thüre befand, zuerst von seinem Bette herab und wandte sich, einem Schatten ähnlich, langsam und dunstig, nach der Todtenkammer. — Ich folgte ihm von nahe. — Unglücklicher Weise hatte man an diesem Tage auf einen der Tische den Leichnam von einem Veteranen des Bagno gebracht; dem armen Gabriel, der die Todten noch im Ernste nahm, begegnete das Mißgeschick, daß er umhertappend seine Hand auf den Leichnam legte, statt sie auf den Marmor zu legen. Eine entsetzliche Angst bemächtigte sich seiner, so daß er beinahe Alles entdecken gemacht hätte! .. Zum Glücke errieth ich bei dem Schrei, den er ausstieß, was vorging, und ebenfalls umhertappend, nachdem ich ihm vergebens gerufen hatte, entdeckte ich ihn an der Wand angelehnt und zitternd vor Schrecken.

„„Vorwärts, mein Edelmann,““ sagte ich zu ihm, „„Alles ist bereit! lassen Sie uns gehen.““

„„Oh! das ist gräßlich!““ rief er.

„„Was?““ fragte ich ihn.

„Er erzählte, was vorgefallen war.

„„Oh! keine poetische Rührung,““ sagte ich zu ihm; „„wir haben keine Minute Zeit zu verlieren... Machen wir uns davon!““

„„Unmöglich ... meine Beine versagen mir den Dienst.““

„„Tausend Donner! Das ist ärgerlich, denn es ist ziemlich schwer für Sie, derselben zu entbehren, wenn Sie fliehen wollen.““

„„Fliehen Sie allein, mein lieber Herr Gibassier.““

„„Nie, mein lieber Herr Gabriel.““

„Und ich ging auf ihn zu, nöthigte ihn, sich dem Loche zu nähern, sich an das Tuch anzuklammern, und ließ ihn hinab wie man Sie selbst so eben hinabgelassen hat. Als er hinabgelassen war, band ich eine von den Ecken des Tuches an den eisernen Fuß des Tisches und stieg auch hinab. Wir waren, wie ich Ihnen gesagt habe, in den Magazinen der Marine, welche im Erdgeschoße des Gebäudes lagen, dessen ersten Stock das Spital einnimmt. Ich zündete einen Wachsstock an und forschte nach einer Platte, auf die mein Krankenwärter einen Buchstaben mit Kreide gezeichnet hatte, und unter welcher er zwei vollständige Verkleidungen hatte verbergen sollen. Ich fand die Platte mit dem Buchstaben G bezeichnet; über diese zarte Aufmerksamkeit meines Krankenwärters vergoß ich eine Thräne der Rührung, welche, wie ein Tribut der Dankbarkeit, auf den Anfangsbuchstaben meines Namens fiel! Dann hob ich den Stein auf und erblickte eine vollständige Gendarmenuniform, Bewaffnung, Equipirung und Perrücke.

„Eine einzige?“ fragte Herr Jackal.

„Ein einzige ... Hiebei wollte ich meinem Kameraden den Puls fühlen. Ich sah verzweifelt aus.

„„Eine einzige Kleidung!““ rief ich, „„eine einzige.““

„Gabriel war erhaben.

„„Ziehen Sie dieselbe an und gehen Sie!““

„„Gehen? Und Sie?““

„„Ich werde bleiben, um mein Verbrechen zu sühnen.““

„„Ah!““ sprach ich, „„Sie sind ein wackerer Kamerad! Ich hatte zur Vollführung meines Vorhabens nur ein einziges Reisecostume nöthig: zwei hätten mich sehr belästigt; doch ich wollte sehen, bis zu welchem Grade ein Freund auf Sie zählen könnte. Helfen Sie mir, mich ankleiden, wenn Sie es nicht zu sehr demüthigt, der Kammerdiener eines Gendarme zu sein.““

„„Und ich?““

„„Sie, Sie bleiben, wie Sie sind.““

„„In dieser Tracht?““

„„Ja; Sie begreifen also nicht?““

„„Nein.““

„„Lassen Sie mich Ihnen die Hände binden.““

„„Ich begreife immer weniger.““

„„Ich bin ein Gendarme; Sie sind ein Galeerensklave, den man von den Bagnos in irgend ein Gefängniß bringt ... wir werden wohl den Namen eines Gefängnisses finden, was Teufels! es fehlt nicht an Gefängnissen in Frankreich. Bei Tagesanbruch gehen wir ab, und der Eine führt den Andern.““

„Wir blieben in den Magazinen verborgen, und am andern Morgen, bei Tagesanbruch, sobald die Kanone die Oeffnung des Hafens verkündigte, wandten wir uns, mein Gefangener und ich, nach dem Gitter des Arsenals; es war so eben geöffnet worden; die Arbeiter der Marine kamen in Menge herbei. Ich bahnte mir für Gabriel und mich einen Weg mitten durch sie, und wir gelangten ohne Hinderniß durch das Gitter. — Der arme Gabriel zitterte an allen Gliedern! — In weniger als zehn Minuten hatten wir die Stadt durchschritten, und wir schlugen den Weg nach Beausset ein.

„Ein paar Flintenschüsse von Toulon kamen wi-

in einen Wald; kaum hatten wir zehn Schritte darin gemacht, als drei Kanonenſchüſſe, in gleichen Zwiſchenräumen abgefeuert, den Einwohnern von Toulon und den umliegenden Dörfern verkündigten, es habe eine Entweichung ſtattgefunden. Wir warfen uns ins Dickicht, bedeckten uns mit Zweigen und Farnkraut, blieben unbeweglich und erwarteten die Nacht, um durch den Flecken Beauſſet zu gehen.

„Zum Glücke fiel der Regen in Strömen in dem Augenblicke, wo die Gendarmen den Wald zu durchſtreifen anfingen: bis auf zehn Schritte zu uns gelangt, fluchten ſie ſo grauſam über die ſchlechte Witterung, daß es uns beinahe ſicher ſchien, ſie werden ihre Nachforſchungen aufgeben, um ſich in die nächſte Schenke zu flüchten. Wir hörten in der That den ganzen Tag nichts mehr von ihnen. — Gegen acht Uhr Abends ſetzten wir unſern Marſch fort; wir durchwanderten Beauſſet, und Morgens um vier Uhr hatten wir den unentwirrbaren Wald von Cuges erreicht. Wir waren gerettet! Mein lieber Herr Jackal, ich brauche Ihnen nicht die verſchiedenen Vorfälle zu ſagen, mit denen unſere Reiſe beſprenkelt war: Sie haben zu viel Erfahrung, um ſich vorzuſtellen, wir ſeien auf Blumenpfaden gewandelt. Wir kamen indeſſen geſund und wohlbehalten an, was die Hauptſache iſt, und Sie bemerken, daß ich mich abgeſehen von einigen Meſſerſtichen und einem Falle von hundert Fuß in einen Brunnen äußerſt wohl befinde.“

„Das iſt wunderbar, lieber Herr Gibaſſier.“

„Nicht wahr?“

„Das heißt, wäre ich Polizeipräfect, ſo würde ich Ihnen ein Entweichungspatent und eine anſtändige Belohnung geben; leider bin ich es nicht, und ſind meine Künſtlerſympathien angenehm berührt, ſo bekämpft ſie doch meine Meinung als Inſpector der öffentlichen Sicherheit mit ſolcher Energie, daß ich Ihnen geſtehe, ich weiß noch nicht, wem der Sieg bleiben

wird; das wird wahrscheinlich von der Aufrichtigkeit abhängen, die Sie erproben werden . . . Erlauben Sie mir also mein Verhör fortzusetzen, und wäre es nur, um die Erfahrung von dem zu machen, was Carmagnole sagte, und um zu sehen, ob, wie es das Sprüchwort behauptet, die Wahrheit in der Tiefe des Brunnens ist . . . Wollen Sie mir vor Allem erklären, mein lieber Herr Gibassier, wie Sie sich hier finden."

„Ich finde mich sehr schlecht hier," erwiederte Gibassier, der sich im Sinne der Worte des Inspectors täuschte oder zu täuschen sich den Anschein gab; „und wäre es nicht die Ehre Ihrer Gesellschaft . . ."

„Das ist es nicht: ich frage Sie, aus welcher Ursache Sie hier seien."

„Ah! ja, ich verstehe . . . Nun wohl, mein guter Herr Jackal, ich hatte eine Summe von fünftausend Franken geerbt."

„Das heißt, Sie hatten fünftausend Franken gestohlen."

„So wahr als Sie mein Retter sind, Herr Jackal, ich hatte sie nicht gestohlen; ich hatte sie im Gegentheile redlich, durch Arbeit, im Schweiße meines Angesichts verdient."

„So haben Sie bei der Sache von Versailles gearbeitet . . . Ich erkannte Sie an der geschickten Art, wie die Thüre wieder geschlossen worden war."

„Was nennen Sie die Sache von Versailles?" fragte Gibassier die unschuldigste Miene, die er annehmen konnte, zu Hülfe rufend.

„An welchem Tage sind Sie in Paris angekommen?"

„Am Fasching-Sonntag, Herr Jackal, gerade um den Ochsen vorüberziehen zu sehen, der in diesem Jahre herrlich war. Er soll auf den fetten Weiden des Auge-Thales gefüttert worden sein; das setzt mich nicht in Erstaunen: das Auge-Thal ist in einer bewunderungswürdigen Lage, einerseits geschützt durch . . ."

„Laſſen wir das Auge-Thal, wenn es Ihnen gleich iſt.“

„Sehr gern.“

„Sprechen Sie nun: wie haben Sie den Faſching-Sonntag zugebracht?“

„Ziemlich heiter, Herr Jackal; wir haben mit fünf bis ſechs Kameraden, die wir in Paris wiedergefunden, ein paar gute Tollheiten gemacht.“

„Und den Montag?“

„Den Montag? ich habe ihn mit Beſuchen zugebracht.“

„Mit Beſuchen?“

„Ja, Herr Jackal, einige officielle Beſuche, und ein Verdauungsbeſuch.“

„Sie ſprechen vom Tage?“

„Ja, Herr Jackal, ich ſpreche vom Tage.“

„Doch den Abend?“

„Den Abend?“

„Ja.“

„Teufel!“

„Was gibt es?“

„Es iſt wahr,“ ſagte Gibaſſier, als ſpräche er mit ſich ſelbſt, „ich kann meinem Retter nichts verweigern.“

„Was wollen Sie damit ſagen?“

„Sie verlangen von mir, daß ich für Sie den dichten Schleier meines Privatlebens lüfte? ich will es thun. Am Montag um elf Uhr . . .“

„Unnöthig! Gehen wir über die Geheimniſſe Ihres Privatlebens weg und fahren wir fort.“

„Mit Vergnügen.“

„Was haben Sie am andern Tage, am Faſching-Montag gethan?“

„Oh! ich habe mich einem ganz unſchuldigen Vergnügen hingegeben: ich bin auf der Esplanade des Obſervatoire mit einer falſchen Naſe ſpazieren gegangen.“

„Sie hatten aber einen Grund, auf der Esplanade

des Observatoire mit einer falschen Nase spazieren zu gehen?"

„Verachtung! Misanthropie, nichts Anderes. Ich sah am Morgen Masken auf dem Boulevard vorüberziehen, und ich fand sie erbärmlich. Ach! wieder einer von unseren alten Gebräuchen, der bald verschwinden wird, Herr Jackal! Ich bin nicht ehrgeizig, doch wäre ich nur Polizeipräfect . . ."

„Lassen wir das, und kommen wir rasch auf den Abend des Fasching-Montags."

„Auf den Abend des Faschings-Montags?.. Ah! Sie wollen, daß ich aufs Neue den dichten Schleier meines Privatlebens lüfte?"

„Sie sind in Versailles gewesen, Gibassier?"

„Ich verberge mich nicht."

Herr Jackal ließ über seine Lippen ein unbeschreibliches Lächeln schweifen.

„Was gedachten Sie in Versailles zu thun?"

„Spazieren zu gehen."

„Sie, in Versailles spazieren zu gehen?"

„Was wollen Sie, Herr Jackal? ich liebe diese Stadt, welche voll der Erinnerungen vom großen König ist: hier eine Fontaine, dort eine Gruppe . . ."

„Sie waren nicht allein in Versailles?"

„Ei! wer ist denn völlig allein auf der Erde, mein guter Herr Jackal?"

„Ich habe keine Zeit damit zu verlieren, daß ich Ihre Albernheiten anhöre. Gibassier, Sie haben die Entführung des Mädchens aus dem Pensionnat von Madame Desmarets geleitet."

„Das ist die Wahrheit, Herr Jackal."

„Und zur Belohnung haben Sie die fraglichen fünftausend Franken empfangen."

„Sie sehen, daß ich sie nicht gestohlen habe; denn wäre ich nicht auf Lebenszeit zu den Galeeren verurtheilt, so hätte ich wenigstens auf zwanzig Jahre mehr."

„Was ist aus dem Mädchen geworden, als es in den Händen von Lorédan von Valgeneuse war?“

„Wie! Sie wissen also?“

„Ich frage Sie, was aus diesem Mädchen geworden sei, nachdem es Ihnen Fräulein Susanne überliefert hatte.“

„Ah! Herr Jackal, wenn Herr Delavau Sie verlöre, welch ein Verlust für ihn und für Frankreich!“

„Ich frage Sie noch einmal, Gibassier, was ist aus diesem Mädchen geworden?“

„Was dies betrifft, ich weiß es durchaus nicht.“

„Geben Sie wohl Acht auf das, was Sie sagen.“

„Herr Jackal, so wahr ich Gibassier heiße, wir haben sie in einen Wagen gebracht, der Wagen ist abgefahren, und wir haben nichts mehr davon gehört. Ich hoffe, diese jungen Leute sind glücklich, und ich werde folglich für meinen Theil zum Glücke von zwei Nebenmenschen beigetragen haben.“

„Und Sie, wie ist es Ihnen seitdem gegangen? Wissen Sie das auch nicht?“

„Ich bin ökonomisch geworden, mein guter Herr Jackal, und ich habe mir, da ich wußte, daß der goldene Schlüssel alle Thüren öffnet, einen ehrenhaften Stand in dieser verständigen und arbeitsamen Stadt Paris zu schaffen gesucht. Zu diesem Ende ließ ich alle Professionen die Revue passiren, und ich fand nur eine nach meinem Geschmacke.“

„Darf man wissen, welche?“

„Die eines Wechselagenten . . . Leider hatte ich nicht die nöthigen Kapitalien, um ein Viertel oder eine Hälfte zu kaufen; doch um für jedes Ereigniß bereit zu sein, auf den Fall, daß die Vorsehung, wie der arme Gabriel sagt, ihre Augen auf mich werfen würde, ging ich alle Tage auf die Börse und war bemüht, mich in die Geheimnisse des großen Werkes einzuweihen. Ich begriff die Agiotage, und ich erröthete vor Scham, daß ich mein Leben lang so schlecht gestohlen hatte, als ich

sah, wie es viel leichter ist, seinen Unterhalt auf diese Art zu verdienen! Ich machte also die Bekanntschaft von mehreren ausgezeichneten Agioteurs, welche, in mir einen ungewöhnlichen Scharfsinn erkennend, mir bald die Ehre erwiesen, mich über die Hausse und die Baisse zu Rathe zu ziehen, wobei sie mir einen kleinen Antheil an ihrem Nutzen gaben."

„Und diese Consultationen glückten Ihnen?"

„Das heißt, mein lieber Herr Jackal, in einem Monat realisirte ich dreißig tausend Franken! Das Doppelte, das Dreifache, das Vierfache von Allem dem, was ich in meinem arbeitsamen Leben verdient hatte, und einmal an der Spitze dieses kleinen Vermögens, wurde ich ein ehrlicher Mann."

„Dann müssen Sie unerkennbar sein," sagte Herr Jackal, während er aus seiner Tasche ein phosphorisches Feuerzeug zog und einen kleinen Wachsstock anzündete, den er immer bei sich hatte, und der die Tiefe des Brunnens so erleuchtete, daß er den bußfertigen Gibassier, ganz von Koth beschmutzt, ganz mit Blut bedeckt, zu erkennen vermochte.

CXXI.

Wohin die sechzig Männer gegangen waren, welche Herr Jackal suchte.

Herr Jackal blieb einen Augenblick in Betrachtung vor dem Galeerensklaven. Er fühlte eine sichtbare Befriedigung, eine Künstlerbefriedigung, sich, mit den vier Affen in der Hand, diesem geschickten Spieler gegenüber zu finden.

„In der That," ſagte er, „es iſt Ihr edles Geſicht, Gibaſſier. Die Jahre ſind über Ihre Stirne, wie leichte Schatten, keine Spur zurücklaſſend, hingezogen! Und was die Schatten betrifft, thun Sie mir den Gefallen, nehmen Sie dieſes Licht und leuchten Sie mir: ich habe eine preſſante Zeile zu ſchreiben."

Gibaſſier nahm den Wachsſtock; Herr Jackal zog ein Carnet aus ſeiner unerſchöpflichen Taſche, riß ein Blatt Papier heraus, und ſchrieb auf ſeinem Knie mittelſt eines Bleiſtifts, während er Gibaſſier fortzufahren aufforderte.

„Die Folge meiner Geſchichte iſt traurig," ſagte der Galeerenſklave; „da ich reich war, ſo hatte ich Freunde: da ich Freunde hatte, ſo hatte ich Feinde! Dieſes um den Preis meines Schweißes angehäufte Vermögen machte mich zum Zielpunkte aller Enterbten; ſo daß ich geſtern, in dem Augenblicke, wo ich von meinem Banquier zurückkam, beim Kragen gepackt, niedergeworfen, ermordet, beraubt, und endlich in dieſen Brunnen geſtürzt wurde, in dem ich mit Ihnen zuſammenzutreffen die Ehre hatte."

Herr Jackal richtete ſich wieder auf, nahm das Ende des Seils, mit deſſen Hülfe er in den Brunnen herabgekommen war, befeſtigte daran mit einer Nadel das Papier, auf das er er ſeine Inſtructionen geſchrieben hatte, und rief ſeinen Agenten zu:

„Zieht!"

Das Papier flog wie ein Nachtſchmetterling aus der Tiefe des Brunnens zur Erde empor; und das Seil kam, von ſeiner leichten Laſt befreit, raſch wieder herab.

Einer von den Agenten ging unter eine Laterne und las:

„Ich werde Euch einen Menſchen ſchicken, den Ihr ſorgfältig zu bewachen habt; er iſt Goldes werth.

„Iſt der genannte Menſch in den Händen von

Vieren von Euch, — die ihn nach dem Hospital führen und scharf bewachen werden, — so werdet Ihr mir das Seil wieder herunter lassen."

„Ihre Geschichte ist sehr rührend, lieber Herr Gibassier," sagte der Inspector; „doch nach den stürmischen Stunden, die Sie erlebt haben, müssen sie der Ruhe bedürfen. Die Nächte sind noch kühl in dieser Jahreszeit: erlauben Sie mir, Ihnen ein sicheres Obdach, eine Wohnung, welche der Gesundheit zuträglicher als diese anzubieten."

„Sie sind tausendmal gut, Herr Jackal!"

„Ganz und gar nicht ... unter alten Bekannten ..."

„Dann geschieht es mit dem Beding der Wiedervergeltung."

„Lastet die Dankbarkeit schon auf Ihnen?"

„Es ist vielleicht schwerer, einen Dienst zu empfangen, als ihn zu erwiedern," sprach Gibassier philosophisch.

„Die Alten haben hierüber sehr schöne Dinge geschrieben, Gibassier. Doch mittlerweile, bis wir anderswo dieses interessante Gespräch wieder aufnehmen, machen Sie sich zurecht, um sich an dieses Seil so fest als möglich anzuhängen. Sie wissen, wo sie der Sattel drückt: es ist Ihre Sache, es sich so bequem als möglich einzurichten."

Gibassier machte eine Schleife unten an das Seil, steckte seine beiden Füße durch das Loch, klammerte sich mit den Händen an das Seil an und rief:

„Ziehet!"

„Glückliche Reise, mein lieber Gibassier," sagte Herr Jackal, mit lebhaftem Interesse einer Aufsteigung folgend, die er in wenigen Augenblicken selbst unternehmen sollte. „Gut!" fügte er bei, als der Galeerensklave oben an der Luft verschwunden war.

Sodann die Stimme erhebend, rief er:

„Schickt rasch das Seil zurück! ich fange an den Boden feucht zu finden.“

Das Seil kam wieder herab; Herr Jackal steckte den Haken an seinen Gürtel, versicherte sich, daß die Zungen gut eingeschnallt waren, rief aufs Neue: „Zieht!“ und fing die Aufsteigung ebenfalls an.

Doch kaum war er bis zur Höhe von zehn Mètres emporgestiegen, da rief er:

„Halt!“

Das gehorsame Seil hielt an.

„Ho! ho!“ sagte Herr Jackal, „was Teufels sehe ich denn da?“

Es war ihm in der That schwer, sich Rechenschaft von dem zu geben, was er sah, dergestalt bot sich ihm das, was er sah, unter einem fantastischen Anblick.

Durch einen ungeheuren Spalt von einer der Wände des Brunnens tauchte der Blick von Herrn Jackal unter Gewölbe so düster wie die eines Steinbruchs, durchschnitten von großen Schatten- und Lichttheilen: das Licht kam von ungefähr zehn Fackeln, welche an den Pfeilern von einer Art von Kreuzweg befestigt waren und eine Versammlung von ungefähr sechzig Männern beleuchteten. Die Versammlung fand etwa zweihundert Schritte von Herrn Jackal statt; diese Männer schienen wegen einer Angelegenheit von höchster Wichtigkeit beisammen zu sein, denn sie drängten sich um einen Redner, der mit Feuer sprach und mit Energie gesticulirte.

„Ah! ah! ah!“ machte Herr Jackal.

Sodann, nach ein paar Secunden der Betrachtung:

„Wo Teufels sind diese Menschen, und was machen Sie denn da?“

Und in der That, so beleuchtet durch den Reflex der Fackeln hätte man sie, wäre nicht die moderne Tracht gewesen, für die beim Sabbat ankommenden Zauberer der Ballade gehalten.

Herr Jackal zog aus seiner Tasche ein Fernglas,

ein Meisterwerk des Ingenieur Chevalier, das in seiner größten Ausdehnung sechs bis acht Zoll Länge erreichte und immer von ihm mitgenommen wurde, richtete es auf das seltsame Schauspiel, das er vor den Augen hatte, und suchte zu errathen, wovon die Rede war.

Dank sei es dem Reflexe der Fackeln und der Vollkommenheit seines Instruments, konnte Herr Jackal sehen, daß die Physiognomie von jedem der Menschen, welche die nächtliche Zusammenkunft bildeten, das vollste Entzücken ausdrückte. Alle waren in der Haltung, in der die Mitglieder einer Versammlung sind, wenn ein berühmter Redner eine sympathetische Rede hält: die Ohren gespannt, die Lippen halb geöffnet, die Augen auf die sprechende Person geheftet; jedes Gesicht bezeichnete die beharrlichste Aufmerksamkeit, und diese Aufmerksamkeit schien sich, wie gesagt, stufenweise bis zum vollsten Entzücken zu erheben.

Mochte der Redner eine schwache Stimme haben, mochte er absichtlich leise sprechen, mochte die Entfernung, in der sich Herr Jackal von der Gruppe befand, zu groß sein, der Inspector der öffentlichen Sicherheit, wie sehr er auch Acht gab, und so fein und geübt bei ihm der Gehörsinn war, hatte nach einer scharfen Aufmerksamkeit von fünf Minuten noch nicht ein verrathendes Wort von dem, was in der geheimnißvollen Gruppe gesagt wurde, hören können.

Ein Theil von diesen Personen schien übrigens Herrn Jackal nicht ganz fremd zu sein; nichtsdestoweniger wäre er sehr in Verlegenheit gewesen, hätte er einen Namen auf die Gesichter setzen oder sogar irgend ein Gewerbe denjenigen, welche er vor Augen hatte, anweisen sollen. — Beinahe einförmig in große braune oder blaue, bis ans Kinn zugeknöpfte Ueberröcke gekleidet; die Oberlippe fast allgemein von einem langen, dichten, ergrauenden Schnurrbart beschattet, — wie er sie sah, — war es nicht schwer für einen Physiogno-

miker von der Stärke von Herrn Jackal, hier alte Militäre zu erkennen. Diejenigen, welche keinen Schnurrbart hatten, — ihre Zahl war sehr klein, — waren, obschon sie dasselbe Aeußere affectirten, wie ihre Gefährten, ganz einfach friedliche Bürger, und die Gemüthlichkeit ihrer Gesichter welche die Begeisterung, von der sie ergriffen waren, nicht in ein unfreundliches Wesen verwandeln konnte, zeugte hinreichend von ihren wenig kriegerischen Professionen.

Herr Jackal hatte sicherlich den Einen, einen ehrlichen Krämer der Rue Saint-Denis, gesehen, wie er auf der Schwelle seiner Ladenthüre stand, den Vorübergehenden zulächelte, die Kundschaft in sein Magazin durch einen freundlichen Blick, durch eine einnehmende Miene zu locken suchte; er hatte den Andern in irgend einem Vorzimmer gesehen, entweder mit der Kette am Halse als Huissier, oder mit der Kette am Fuße als Bittsteller; kurz, Keiner von diesen Menschen war ihm völlig fremd, obschon Keiner ihm besonders bekannt war.

Was er aber noch weniger kannte, als die Personen, das war die Decoration des Theaters.

Hängen wir uns an das Seil von Herrn Jackal: es ist stark genug, um uns Beide zu tragen, und sogar alle Drei, lieber Leser, — und suchen wir die geheimnißvolle, düstere Localität zu erkennen, wo die Scene vor sich geht, die wir zu beschreiben haben.

„Ah! Mord und Tod! ich habe es!“ rief plötzlich Herr Jackal, indem er sich mit einer so ungestümen und so unbedachtsamen Geberde vor die Stirne schlug, daß er beinahe das Gleichgewicht verloren hätte, und daß der Stoß, den er dem Seile gab, ihn ein paar Secunden lang eine umdrehende Bewegung machen ließ, ähnlich der eines Hühnchens, das am Ende einer Schnur bratet.

Die Bewegung hörte allmälig auf, und Herr Jackal kam mit dem Verluste seines Fernglases davon, das in die Tiefe des Brunnens fiel.

Doch der Polizeimann störte in der schon von uns erwähnten fantastischen Tasche, zog ein Etui heraus und nahm aus diesem Etui eine Brille, die er, nicht auf die Nase, sondern auf die Stirne setzte; nur waren die Gläser dieser Brille, statt blau gefärbt zu sein, grün gefärbt.

„Ich habe es!“ wiederholte Herr Jackal, „und das sind meine sechzig Vögel! Ich weiß nun, wohin sie gegangen sind: wir befinden uns in den Katakomben!... Ah! ah! ah! und der Herr Polizeipräfect behauptet, er kenne alle Ausgänge derselben!“

Herr Jackal hatte in der That die Wahrheit getroffen; dieses Gewölbe, das sich vor seinen Augen entrollte, dieser Kreuzweg, der die Perspective desselben begränzte, war ein Winkel von dem ungeheuren düsteren Erdbau, welcher sich von Montrouge bis an die Seine, vom Jardin des Plantes bis Grenelle erstreckt. — Was den Polizeipräfecten betrifft, — er hatte, wie Herr Jackal so vernünftig bemerkte, sehr Unrecht, wenn er behauptete, er kenne alle Ausgänge des weiten Ossuariums: die Ausgänge der Katakomben hängen, der Zahl nach, von der Laune des ersten Bewohners vom linken Ufer ab, da es, um einen neuen Ausgang den tausend Ausgängen, die sie schon haben, beizufügen, genügt, — im Faubourg Saint-Marcel, zum Beispiel, — ein Loch von fünfundzwanzig bis dreißig Fuß zu graben.

In dem Augenblicke, wo Herr Jackal zu seiner großen Freude, obwohl etwas spät, diese wichtige Entdeckung gemacht hatte, hörte er das schallende Geräusch von Bravos und Beifallklatschen, worauf der, zu jener Zeit ein wenig aufrührerische, Ruf folgte:

„Es lebe der Kaiser!“

„Es lebe der Kaiser?“ wiederholte Herr Jackal, der sich ganz unschuldig in den Aufruhr mischte. „Ah! wie einfältig sind sie: er ist seit sechs Jahren todt, der Kaiser!“

Und, als wollte er seine Gedanken aufklären, störte Herr Jackal, mit einer in seiner Lage unerhörten Schwierigkeit, in seiner Tasche, zog seine Tabatière heraus, und stopfte sich voll Wuth eine Prise Tabak in die Nase.

Derselbe Ruf erscholl zum zweiten Male, und zwar noch energischer, als das erste Mal.

„Gern," sagte Herr Jackal, „doch ich wiederhole Euch, daß der Kaiser todt ist . . . Herr von Béranger hat sogar ein Lied darüber gemacht.

Und er fing an zu trällern:

Des Espagnols m'ont pris sur leur navire
Aux bords lointains où tristement j'errais*).

Herr Jackal kannte alle Lieder von Béranger.

Er wurde in seinem Geträller durch einen dritten Ruf: „Es lebe der Kaiser!" unterbrochen.

Einen Augenblick in Bewegung und verworren, nahmen sodann alle Personen ihre Plätze wieder ein, — eine einzige ausgenommen, welcher stehen blieb und eine Rede wie der erste Redner halten zu wollen schien.

„Im Ganzen," sprach Herr Jackal, der von dem, was die seltsame Versammlung sein konnte, zu träumen fortfuhr, „im Ganzen sind diese braven Leute vielleicht harmlose alte Militäre, welche seit 1815 hier leben, und noch nichts von dem Tode des Kaisers wissen. — Welch ein Unglück, daß ich nicht von näher ihrem Zeitvertreibe beiwohnen kann und des Vergnügens ihrer Conversation beraubt bin, die so pittoresk als die von Epimenides sein muß, wenn sie, wie ich annehme, seit zwölf Jahren in diesem Lande leben!"

Plötzlich kam Herrn Jackal ein Gedanke.

---

*) Spanier haben mich auf ihrem Schiffe nach fernen Gestaden genommen, wo ich traurig umherschweifte . . .

„Aber," ſagte er, „warum ſollte ich nicht hören, was der Redner ſprechen wird?"

Er erhob ſodann den Kopf gegen die Mündung des Brunnens und rief:

„Haltet Ihr immer noch feſt da oben?"

„Oh! ſeien Sie ohne Furcht, Herr Jackal!"

„Nun wohl, ſo laßt mich ein paar Fuß hinab."

Der Befehl wurde ſogleich vollzogen. Alsdann gab Herr Jackal, vermittelſt ſeines Stockes, mit dem er die Wände des Brunnens berühren konnte, dem Seile eine ſchwingende Bewegung, der der Unruhe einer Pendeluhr ähnlich, welche ihm, als er an einem gewiſſen Punkte angelangt war, die Spalte des Brunnens zu erreichen, ſich an einen Stein anzuklammern, und den Fuß auf daſſelbe Terrain, wie die, deren Geheimniſſe er erforſchen wollte, zu ſetzen erlaubte.

Sobald er auf feſtem Boden war, machte er den Haken los und rief, ſich gegen den Brunnen neigend, wo abermals das Seil hing, ſeinen Agenten zu:

„Bleibt auf der Stelle, Kinder, und rührt Euch nicht, wenn ich es Euch nicht ſage!"

Mit Schritten ſo leicht als die des Thieres, deſſen Namen mit dem ſeinigen Aehnlichkeit hatte, rückte er ſodann gegen den Kreuzweg vor, wo die Napoleoniſche Verſammlung gehalten wurde.

CXXII.

Das, nach dem Willen des Lesers, einen Theil des Romans bildet oder nicht bildet.

Angelangt, wo wir sind, — nämlich bei dem Augenblicke, wo Herr Jackal völlig verborgen in dem Schatten, den einer der massiven Pfeiler, welche das colossale Gewölbe stützen, verbreitet, den neuen Redner zu behorchen sich anschickt, — mögen uns unsere Leser erlauben, einen Blick auf diese Katakomben zu werfen, in welche wir im Verlaufe dieses Buches mehr als einmal im Gefolge der Verschwörer hinabzusteigen Gelegenheit haben werden.

Wir werden Herrn Jackal an derselben Stelle wiederfinden, und wir werden uns bemühen, unsern Ausflug so kurz sein zu lassen, daß der Redner seine Rede noch nicht einmal angefangen hat.

Gegen das Ende des vorigen Winters äußerten wir, da wir wußten, wir werden die Katakomben zu beschreiben haben, den Wunsch, sie besichtigen zu dürfen. Auf die Bitte von einem unserer größten Mathematiker, Herrn Bertrand, — der übrigens schon einer unserer berühmtesten Gelehrten in dem Alter war, wo man gewöhnlich die ersten Buchstaben des Buches der Wissenschaft stammelt, — schickte uns der Herr Oberingenieur der Bergwerke eine Erlaubnißkarte für den Besuch der Katakomben.

Der für den Besuch festgesetzte Tag kam, und, wie immer oder beinahe immer in solchen Fällen, war es mir unmöglich, die Erlaubniß des Herrn Oberingenieur der Bergwerke zu benützen: diese ewige Arbeit, die mich an meinen Schreibtisch fesselt, weigerte sich, einen Urlaub von ein paar Stunden zu contrasigniren.

Ich rief Paul Bocage, meinen erſten Adjutanten; ich reichte ihm die Erlaubnißkarte und ſagte zu ihm:

„Gehen Sie dahin, lieber Freund! ich werde durch Ihre Augen ſo gut und vielleicht noch beſſer ſehen, als durch die meinigen.“

An demſelben Abend kam Paul Bocage zurück.

Er wollte mir erzählen, was er geſehen hatte.

„Ich habe nicht Zeit, Sie anzuhören,“ ſagte ich zu ihm. „Nehmen Sie dort Platz und machen Sie mir Ihren Bericht.“

Es folgt alſo hier der Bericht von Paul Bocage; wir legen ihn unſern Leſern wortgetreu vor Augen.

Die Katakomben,

Bericht an den Maeſtro.

„Heute am 12. October 1853, Mittags um ein Uhr, gingen wir durch die Barrière d'Enfer an einem von den ſchönen ſonnigen Tagen ab, deren Privilegium der Winter an ſich geriſſen zu haben ſcheint. Mit uns war eine junge, große, ſchöne Perſon mit blauen Augen, welche heiter herbeikam, um dieſe unterirdiſche Nekropolis mit der Sorgloſigkeit der Roſen, die um die Gräber blühen, mit dem kühnen Lächeln der Herausforderung der Jugend an den Tod zu beſichtigen.

„Als wir zum Pavillon der Barrière d'Enfer kamen, gab man Jedem von uns, — es waren ungefähr ſechzig Perſonen, — eine Kerze und eine Ermahnung: die Kerze war, um hell in den unterirdiſchen Gewölben zu ſehen; die Ermahnung war, die Kerze nicht anzuzünden.

„Dieſe zwei ſich widerſprechenden Gaben ſetzten uns Anfangs in Erſtaunen, wurden uns aber bald erklärt.

„Wir warteten hier ungefähr ſeit einer Stunde, als ſich die Thüre der Treppe, die nach den Katakomben führt, plötzlich öffnete und einem Hundert Schatten Durchgang gewährte, welche die Pforten ihres

Grabes gesprengt zu haben schienen, um das Licht des Tages wiederzusehen.

„Die Gesichter von allen Personen, die plötzlich in den Hof einbrachen, wo wir warteten, waren blaß, grün, violettgelb, entstellt und von jenem bleiartigen Tone, den beim Fleische die zehn ersten Stunden des Todes hervorbringen können.

„Diese Schatten oder vielmehr diese Besuche, welche uns vorhergegangen waren, und unter deren Zahl sich ein schöner Aegypter fand, den die Leute, die Alles wissen, um uns her, ich weiß nicht warum, Reschid Pascha nannten; — diese bleichen, hageren Besuche hatten zwei Stunden damit zugebracht, daß sie Gebeine durchstörten, an Schädeln, Schienbeinen, Schenkelknochen, ganzen Skeletten hingingen, und, als wäre es nicht erlaubt, ungestraft die Verlassenschaft der Wesen zu berühren, hatten sie etwas von der leichenartigen Tinte ihrer Wirthe behalten.

„Ich schaute meine Gefährtin an: ihre blauen Augen verdüsterten sich nicht; das Incarnat ihrer Wangen schwächte sich nicht; sie war fröhlich, voll Leben und Stärke; sie stützte sich auf meinen Arm, und als sie sah, daß unsere Gefährten einzutreten anfingen, sagte sie zu mir, als wollten wir der Vorstellung eines Stückes von la Foire beiwohnen.

„„Folgen wir den Leuten.““

„Und wir traten ein.

„Ich wäre sehr versucht, eine gedrängte Geschichte der Katakomben zu machen; doch ich will lieber die Wirkung zeigen, ehe ich die Ursache sage. Ich will also die Katakomben beschreiben, so wie ich sie gesehen habe, — die örtliche Beschreibung von dem vortrefflichen Buche von Herrn Héricart de Thury, Ingenieur der Bergwerke und Inspector der unterirdischen Arbeiter, veröffentlicht 1815, entlehnend. — Abgesehen von einigen seit jener Zeit gemachten Consolidirungswerken, sind diese weiten Todtengewölbe in diesem Augenblicke

in demſelben Zuſtande, in welchem ſie Herr Héricart de Thury beſchrieben hat.

„Sagen wir beiläufig, daß beim Eintritt in dieſe unterirdiſchen Räume unſer Herz beklommen und das Gehirn erfüllt war von der Geſchichte aller Katakomben der Vergangenheit*), von denen des Landes Kanaan, wo Abraham, ein Fremder in Hebron, die Einwohner Sarah in den Gräbern ihrer Vorfahren niederlegen zu dürfen um Erlaubniß bittet. (Ich bin ein Fremder bei Euch; gebet mir ein Erbbegräbniß bei Euch, daß ich meinen Todten begrabe, der vor mir liegt. Geneſis, Kap. XXIII.); von den Katakomben von Kanaan bis zu den unterirdiſchen Höhlen der Mayras-Indianer am Amazonenfluſſe.

„Drei Treppen führen von der Oberfläche des Bodens in die Katakomben von Paris: die erſte liegt im Hofe des weſtlichen Pavillon der Barrière d'Enfer oder d'Orleans (das iſt die, auf welcher wir hinabgeſtiegen ſind); die zweite bei der Tombe-Iſſoire; die dritte endlich auf der Ebene von Montſouris, am Rande der Creuſe-Straße oder der alten Straße nach Orleans, unfern von der unterirdiſchen Waſſerleitung von Arcueil. — Drei Thore ſchließen die Einfaſſung der Katakomben: das eine im Weſten, und unter dieſem Namen bekannt, durch welches man gewöhnlich gelangt; das zweite im Oſten, genannt die Pforte du Port-Mahon: dieſes iſt für das Publicum nicht offen und nur für den Dienſt des Monuments beſtimmt; das dritte im

*) Die Katakomben von Aegypten, von Phönicien, von Paphlagonien, von Capadocien, der Krimm, Perſiens, Griechenlands, Klein-Aſiens, der Guanchen, vom Innern Africas, Scythiens, der Tartarei, der beiden Bucharein, von Rom, von Toscana, von Neapel, von Sicilien, von Malta, von Gozzo, von der Inſel Lipari, von Spanien, von Frankreich, von England, von Schweden, von Deutſchland, von Süd- und Nord-America u. ſ. w.

Süden bei der Tombe-Issoire, von der es den Namen angenommen hat.

„Auf der Treppe der Barrière d'Enfer steigt man fast allgemein hinab; von diesem Punkte aus wollen wir also die Marschlinie des Touristen bezeichnen, wobei wir ihn im Vorübergehen auf die merkwürdigsten Gegenstände und Curiositäten der Route aufmerksam machen werden.

„Der Fuß der Treppe stützt sich auf die Steinmassen, welche man, ehe man die letzten Stufen hinabgestiegen ist, zu erkennen vermag.

„Sechs bis acht Mètres von der Treppe findet man die westliche Gallerie, welche bleirecht mit der westlichen Reihe der Bäume an der Straße nach Orleans ist. Diese Straße war ganz ausgehöhlt: die Inspection hat alle Aushöhlungen mit Schutt ausfüllen lassen, und ihr Consolidirungssystem verfolgend, hat sie, rechts und links, senkrecht von den zwei Reihen Bäume, eine große Dienstgallerie angebracht.

„In der westlichen Gallerie der Straße nach Orleans erkennt man die Bauarbeiten der Alten. Folgt man dieser Gallerie gegen Norden, so sieht man im untern Theile der Quaderbank, welche ihr als Himmel dient, ein merkwürdiges Muster von Ueberwichtigkeit der Lagen.

„Nachdem man ungefähr hundert Mètres der unter der Gegenallee des Boulevard Saint-Jacques, auf der Südseite, unter einem gebrochenen, gespaltenen, zerrissenen, an verschiedenen Stellen niederhängenden, von Wassertropfen, welche wie Diamanten im Scheine der Fackeln schimmern, rieselnden Himmel angebrachten Gallerie gefolgt ist, findet man die großen Consolidirungsarbeiten der Wasserleitung von Arcueil.

„Man läßt zu seiner Linken die wegen des Unterschleifs bei den Octroigebühren gemachten Mauern und Gegenmauern; man folgt der Wasserleitung von Arkueil, einem der Werke, die man der Leidenschaft von

Maria von Medici für die Architektur verdankt. Diese von Jean Loing, Maurermeister, nach einem Vertrage vom 18. October 1612 für die Summe von viermalhundert und sechzig tausend Livres erbaute Wasserleitung wurde am 11. Juli 1613 angefangen und 1624 vollendet. Sie hatte zum Zwecke, die auf dem Plateau von Rungis und Cachent liegenden Quellen zu sammeln, welche der Kaiser Julian einst nach seinem Palast der Thermen, in der Rue de la Harpe, durch einen Aquäduct hatte führen lassen, von dem man noch merkwürdige Ueberreste hinter den Bauwerken von Maria von Medici sieht. Diese erste Wasserleitung, deren Lauf theilweise in der Ebene von Montsouris und la Glacière, — der allen Schlittschuhläufern von Paris so theuren Prairie, — erkannt worden ist, war durch das Factum der Ausbeutung der Steinbrüche zu Grunde gerichtet worden.

„Die neue Wasserleitung von Arcueil wurde mit einer der Römer wahrhaft würdigen Pracht von Maria von Medici gebaut, welche den Grundstein davon mit Ludwig XIII., in Gegenwart der vornehmsten Herren ihres Hofes, des Gouverneurs, des Prevot und der Schöppen der Stadt Paris am 13. Juli 1613 legte.

„Von Arcueil bis Paris bildet die Wasserleitung eine große unterirdische Gallerie, welche in einigen Theilen der Ebene von Montsouris auf sehr alten und damals unbekannten Steinbrüchen errichtet wurde; die Durchfinterungen, die Verluste an Wasser, die Senkungen, welche eine Folge hievon waren, der Einsturz von einem Theile des Aquäducts, die Ueberschwemmung aller Steinbrüche, und die Unterbrechung des Dienstes der Brunnen von Paris, welche die Wasser von Rungis speisen, nöthigten zu sehr großen Restaurationsarbeiten.

„Die ersten Consolidirungswerke datiren von 1777; sie wurden von großen Quadersteinen gemacht, denen man seitdem eine Maurerarbeit von Bruchsteinen mit Mörtel von Kalk und Sand als weniger kostspielig,

und in den Souterrains leichter ausführbar, und überdies als genügend für den Zweck, den man sich vorsetzte, substituirt hat.

„Der günstigste Ort, um diese Operationen auf dem Wege der Katakomben gut zu beurtheilen und zu erkennen, ist neunzig Mètres vom Boulevard Saint-Jacques. An diesem Orte sieht man entblößt die unter dem Laufe des Aquäducts gemachte Grundmauer, die zwei der Länge nach fortlaufenden Gallerien von Osten nach Westen und die Strebemauern. Eine rothe Linie am Himmel der Gallerie bezeichnet die Mitte des Kanals.

„Der directeste Weg, um sich von diesem Orte nach den Katakomben zu begeben, ist, wenn man dem ganzen Laufe der Wasserleitung in der einen oder der andern von diesen unteren Gallerien in einer Länge von zweihundert und fünfzig Mètres folgt; man wählt aber gewöhnlich den Weg der doppelten Steinbrüche, genannt Port-Mahon, um die durch die Alten gemachten großen Aushöhlungen zu sehen. Dieser ist es also, den wir einschlagen werden.

„Man wendet sich nach Süd-Westen durch eine ungefähr zweihundert Mètres lange in den Lücken und den Schuttdämmen der Alten angebrachte Gallerie. Diese Gallerie mündet, nach einigen Krümmungen, unter dem Viaduct des Kaisers Julian passirend beim äußeren Boulevard der Barrière Saint-Jacques oder d'Arcueil aus.

„Trotz der steinernen Pfeiler und der Schuttdämme haben die Aufschichtungen ihre Macht mit solcher Gewalt bei diesem Theile fühlbar gemacht, daß der große Bau nicht widerstehen konnte, und die benachbarten Pfeiler ebenfalls zusammenstürzten.

„Ferner sieht man eine lange Reihenfolge aus dem Gröbsten behauener steinerner Pfeiler, die sich rechts und links auf den zwei Schuttdammlinien erheben, Arbeiten 1790 ausgeführt auf Befehl von Ludwig XVI.

„Nach mehreren Krümmungen im Schutte der alten Steinbrüche findet man eine in den Quadersteinen einer unteren Werkstätte angebrachte Treppe. Einer von den Arbeitern der Inspection der Steinbrüche, Decare genannt Beauséjour, ein alter Veteran vom Militär, erkannte diesen Steinbruch im Jahre 1777 durch einen Einsturz von Steinlagen, die ihn vom oberen Steinbruche trennten. Die Ausdehnung des Locals und seine natürliche Beschaffenheit veranlaßten diesen Mann, eine kleine abgesonderte Werkstätte daraus zu bilden, wo er seine Mahle zu sich nahm, während die andern Arbeiter an die Oberfläche der Erde emporstiegen.

„Kurz nach seiner Niederlassung in diesem doppelten Steinbruche beschloß Decare, sich seiner langen Gefangenschaft in den Casematten des Fort von Port-Mahon erinnernd, einen Plan in Relief hievon in den Schichten der Lambourden-Bänke*) zu machen, welche wirklich, sehr weich, behauen zu werden fähig sind.

„Decare schritt also zum Werke. Er arbeitete ohne Unterlaß fünf Jahre hinter einander, von 1777 bis 1782, an seinem Relief von Port-Mahon. Als er es vollendet hatte, machte er ein Vestibule geschmückt mit einer großen Mosaik von schwarzem Kieselstein.

„Nach Verlauf dieser fünf Jahre in der Dunkelheit, in der Stille und in der Einsamkeit ausgeführter Arbeiten, während welcher Zeit seine Werkstätte fast für jeden Andern als für ihn unzugänglich war, wollte Decare seine Arbeiten durch die Construction einer aus der Masse gehauenen bequemen Treppe vervollständigen. Sobald der Plan gefaßt war, ging er ans Werk. Die Treppe rückte vor; leider ereignete sich, als er den letzten Pfeiler erhob, ein ungeheurer Einsturz, und ge-

*) Unter dem Namen Lambourden versteht man Bänke von kalkartigem, körnigem, weichem Bruchstein. Die Lambourden sind gelblich weiß und bestehen aus einer groben Masse, welche genau genommen nur das Aggregat einer Menge von zerbrochenen Muscheln ist.

fährlich verwundet, starb der muthige Decare bald nachher.

Um das Andenken an diesen großen Arbeiter, an diesen unbekannten Künstler zu erhalten, ließ man folgende Inschrift in eine steinerne Tafel, beim Relief von Porte-Mahon, mit dem Ehrenzeichen des Veteranen graviren:

Cet ouvrage fut commencé en 1777
par DECARE dit BEAUSÉJOUR,
vétéran de Sa Majesté,
et fini en 1782 *).

„Man hatte seinen Tisch und seine steinernen Bänke an einem Orte aufbewahrt, welchen man mit dem Ausdrucke der Steinbrecher Kammer oder Werkstatt nennt, den der unglückliche Decare aber seinen Salon nannte. Im Jahre 1787 frühstückten der Graf von Artois und mehrere Damen von Hofe, welche Porte-Mahon besuchten, auf dem Tische von Decare. Seitdem ist das Relief verschwunden, verstümmelt durch die Hand der Menschen oder ertränkt unter den Thränen der Gewölbe. Es sind indessen noch Spuren genug davon übrig, daß man die Geduld, das Gedächtniß und das natürliche Talent dieses Arbeiters bewundern kann, der vielleicht in der Sonne einer unserer größten Bildhauer geworden wäre.

„Port-Mahon ist nicht die einzige Sehenswürdigkeit, welche dieser Steinbruch den Besuchern bietet: man sieht hier auch noch die Spuren eines Einsturzes von äußerst pittoreskem Effecte in den Steinbänken, welche die zwei Steinbrüche trennten. Die Steine sind gebrochen, zertrümmert, da und dort zerstreut, als hätte der Sturm in diesen unterirdischen Räumen gehaust und Alles durcheinander aufgehäuft. Von ferne gesehen, er-

*) Diese Arbeit wurde angefangen 1777 von Decare genannt Beausejour, Veteran Seiner Majestät, und vollendet 1782.

innert dieſe Geſammtheit von Felſen an die wildeſten Riffe der Küſte von Bretagne. Verließe Sie Ihr Führer plötzlich mitten unter dieſen Trümmern, ſo würden ſich die Schrecken des Unbekannten Ihrer bemächtigen; denn nirgends findet ſich das Wort Chaos in ſo furchtbaren und unauslöſchlichen Charakteren geſchrieben.

„Ungefähr hundert und fünfzig Mètres von der Treppe von Decare kommt man zum Veſtibule der Katakomben erbaut 1811. Dieſes Veſtibule, in welches man durch einen ſechs Mètres langen Corridor gelangt, iſt von achteckiger Form. Zwei ſteinerne Bänke ſind an den zwei großen Seiten aufgeſtellt worden, und rechts und links von der Thüre ſind zwei Pfeiler, welche die Inſchrift des Saint-Sulpice-Friedhofes tragen:

Has ultra metas requiescunt,
Beatam spem expectantes*).

„Auf dem Sturze der Eingangsthüre der Katakomben lieſt man, aus demſelben Steine ausgehauen, die Phraſe, in zwölf Sylben, des Abbé Delille:

Arrête! c'est ici l'empire de la mort)!**

Und man tritt in das Oſſuarium ein.

„Ich ſchaute meine ſchöne Gefährtin an: ich hoffte unbeſtimmt, dieſer Vers des Abbé Delille werde eine gewiſſe Wirkung auf ſie hervorbringen; aber mochte nun meine Gefährtin den Tod nicht im Ernſte nehmen, oder nahm ſie den Vers des Abbé Delille im Scherze, ich ſah ſie keine Miene verändern; und ich drang mit ihr in die Katakomben ein, dieſe Macht der Schönheit,

---

*) Sie ſchlummern über dieſe Grenze hinaus, ſelige Hoffnung erwartend.

**) Halt an! hier iſt das Reich des Todes!

der Stärke und der Jugend, welche nichts ahnet, beneidend und bewundernd.

„Ich erinnerte mich, daß ich ein paar Monate früher zwei Engländer auf dem alten Rasen der Gräberstraße in Pompeji hatte frühstücken sehen.

„Nachdem man die mineralogische Sammlung, die pathologische Sammlung und die St. Laurent-Gruft besichtigt hat, sieht man den Altar der Obelisken, eine Copie nach einem antiken Grabe, zwischen Vienne und Valence am Ufer der Rhone entdeckt. Rechts und links vom Altar sind zwei aus Gebeinen errichtete Piedestale.

„In weiterer Entfernung erblickt man ein Grabmahl genannt der Sarkophag des Lacrymatoriums oder das Grab von Gilbert wegen folgender Verse, welche als Inschrift dienen:

Au banquet de la vie, infortumé convive,
J'apparus un jour, et je meurs . . .
Je meurs, et, sur la tombe où lentement j'arrive,
Nul ne viendra verser des pleurs *)!

„Ein paar Schritte von da wird man auf eine Grablampe aufmerksam gemacht, eine Lampe in Form einer antiken Schale, getragen von einem Piedestal; links von der Lampe ist ein großer dreieckiger Pfeiler, oder das dreieckige Kreuz genannt der Pfeiler des Memento, weil er auf seinen drei Seiten die wahren, aber wenig tröstlichen Worte bietet:

Memento quia pulvis es,
Et in pulverem reverteris **)!

---

*) Beim Bankett des Lebens, unglücklicher Gast, erschien ich eines Tags, und ich sterbe; ich sterbe, und auf dem Grabe, wo ich langsam ankomme, wird Niemand Thränen vergießen!

**) Gedenke, daß Du Staub bist, und wieder zu Staub werden wirst!

„Wozu soll es dienen, sich abzumühen, um aus dem Staube herauszukommen, kehrt man früher oder später wieder in denselben zurück?

„Hinter dem Pfeiler des Memento ist der der Nachfolge, welcher seinen Namen von seinen vier Inschriften genommen aus der Nachfolge Jesu Christi erhalten hat.

„Man kommt an eine Stelle genannt der Brunnen der Samariterin; dieser Name wurde einer Quelle gegeben, die im Boden der Katakomben die Arbeiter entdeckten, welche hier ein Reservoir, um das für ihren Gebrauch nothwendige Wasser zu sammeln, eingerichtet hatten. Dieser Brunnen war Anfangs mit dem Namen die Quelle des Lethe oder der Vergessenheit wegen folgender Verse von Virgil bezeichnet worden:

. . . . . **Animae, quibus altera fato,**
Corpora debentur, Laethei ad fluminis undam
Securos latices et longa oblivia potant *)!

welche der (schon erwähnte) Abbé Delille auf folgende mißfällige Art übersetzt hat:

. . . . . **Tu vois ici paraître**
Ceux qui, dans d'autres corps, un jour doivent renaître;
Mais avant l'autre vie, avant ses durs travaux,
Ils cherchent du Léthé les impassibles eaux;
Et dans le long sommeil des passions humaines,
Boivent l'heureux oubli de leurs premières peines **).

*) . . . . Die Seelen, welchen vom Schicksale andere Körper gebühren, trinken an des Lethe Wellen sicheres Naß und lange Vergessenheit.

**) Du siehst hier diejenigen erscheinen, welche eines Tags in anderen Körpern wiedergeboren werden sollen; doch vor dem anderen Leben, vor seinen harten Arbeiten, suchen sie des Lethe

„Herr Héricart de Thury, — dessen Buche ich, wie gesagt, alle diese Einzelheiten entnehme, war ohne Zweifel nicht entzückt von diesem traurigen Madrigal des Abbé Delille, denn er ließ an seine Stelle folgende Worte setzen, welche Jesus Christus zur Samariterin am Brunnen Jacobs sprach:

„Omnis, qui bibit ex aqua hac, sitiet in aeternum. Qui autem biberit ex aqua, quam ego dabo ei, non sitiet in aeternum; sed aqua, quam ego dabo ei fiet in eo fons aquae salientis in vitam aeternam *).

„Vier Rothfische oder chinesische Goldbrassen wurden in das Bassin der Samariterin am 25. November 1815 geworfen. Seitdem sind die Goldbrassen völlig zahm geworden: sie antworten auf die Zeichen und auf die Stimme des Conservators; sie scheinen einige Fortschritte gemacht zu haben; doch sie haben bis auf diesen Tag noch kein Zeichen von Reproduction gegeben (ich glaube es wohl!); ihre schöne Farbe hat sich erhalten; sie ist so lebhaft wie am ersten Tage bei Dreien von ihnen, doch die Vierte bietet einige Nuancen, die sie von den andern unterscheiden. Die Arbeiter der Inspection glauben bemerkt zu haben, daß die Goldbrassen zum Voraus die Wetterveränderungen anzeigen, und daß sie auf der Oberfläche des Wassers bleiben, oder sich in der Tiefe des Bassin aufhalten, je nachdem sich das Wetter dem Regen oder dem Schönen, der Kälte

---

unempfindliche Gewässer; und in dem langen Schlafe der menschlichen Leidenschaften trinken sie das glückliche Vergessen ihrer ersten Leiden.

*) Wer dieses Wasser trinkt, wird wieder dürsten; wer aber das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, der wird ewiglich nicht dürsten; sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird ihm ein Brunnen des Wassers werden, das ins ewige Leben quillet. (Evangelium Johannis Kap. IV. Vers 13 und 14.)

oder der Wärme zuwendet. Das ist im Ganzen möglich, und man hätte einen schlechten Dank davon, wollte man den unglücklichen Fischen die hygrometische Entschädigung streitig machen.

„Man sieht endlich die Gräber der Revolution, die Treppe der unteren Katakomben, den Pfeiler der Clementinischen Nächte, — so genannt wegen der vier Strophen, welche ihn schmücken und aus dem Gedichte über den Tod von Ganganelli (Clemens **XIV.**) genommen sind, und man geht aus den Katakomben durch das östliche Thor oder die Porte de la Tombe-Issoire weg, über der man folgenden Vers von Cato liest:

Non metuit mortem, qui scit contemnere vitam*)!

ein berühmter Vers, der mir immer eine Naivetät geschienen hat, da derjenige, welcher das Leben nicht liebt, keine andere Wahl hat, als den Tod zu lieben.

„Dies ist die Reiseroute, die man gegenwärtig macht. Abgesehen von einigen Arbeiten und einigen Einstürzen sind die Katakomben, ich wiederhole es, in demselben pittoresken Zustande, wie zur Zeit von Herrn Héricart de Thury.

„Wenige Pariser haben sie besichtigt, und es würde doch kein Pariser Neapel verlassen, ohne Herculanum und Pompeji gesehen zu haben. Warum? ich vermöchte nichts hierüber zu sagen, wenn nicht, daß der Pariser den Ehemännern gleicht, welche nur die Frau der Andern besuchen. Sprechen Sie von allen Ländern mit einem Pariser, — von Italien, von der Schweiz, von Deutschland, von ganz Europa; — aber sprechen Sie nicht mit ihm von Paris; über seine Geburtsstadt ist er von einer crassen Unwissenheit. — Ich darf es sagen, ich bin von Paris. Er kennt in der Stadt nur sein

*) Es fürchtet den Tod nicht, wer das Leben zu verachten weiß.

Quartier; in seinem Quartier nur seine Straße; in seiner Straße nur sein Haus, und in seinem Hause nur seinen Stock. Führen Sie ihn von da weg, nichts! . . Ich habe sieben Jahre in der Rue Saint-Jacques gewohnt, auf demselben Boden mit einem Individuum, dessen Namen ich nur im Siècle, den Artikel Sterbefälle lesend, erfahren habe.

„Man darf sich also nicht wundern, daß die Pariser die Katakomben nie besucht haben, und daß über zwei Drittel nicht einmal etwas von ihrer Existenz wissen. Wie dem sein mag, das ist eine der schönsten Decorationen, die ich kenne, und ich habe sie wie ein längst bekanntes Land besucht.

„In diesem Quartier Saint-Jacques, wo einst an den Fenstern der Mansarden die schönen Demoiselles blühten, welche man Grisetten nannte, sind die Katakomben wenigstens vom Hörensagen bekannt. Es gibt nicht einen Hauseigenthümer, der nicht, ein Loch in seinen Brunnen machend, wie Herr Jackal, in diese unterirdischen Gewölbe eindringen kann.

„Zur Zeit, da ich ein Kind war, sah ich am Sonntag von der Porte Saint-Jacques, beim Pantheon, kommend und sich nach der Barrière begebend, die Gruppen der jungen Leute und der Mädchen in verliebter Umschlingung. Wohin gingen sie so, fröhlich, jung, singend, lebendig? . . Lange Zeit wußte ich es nicht. Am Abend, wenn man mich zu Bette zu legen vergaß, sah ich sie zurückkommen, nicht mehr heiter und lächelnd, sondern nachdenkend, die Mädchen schmachtend, die jungen Männer träumerisch.

„Später erfuhr ich, sie kommen von den Katakomben zurück.

„Wie! diese schönen jungen Leute, die sich so eng umschlungen hielten, daß sie wie Brüder und Schwestern zu sein schienen; wie! sie hatten aus diesen Grabgewölben Liebeszufluchtsorte gemacht? aus diesen Gräbern Lager von freudigen Hochzeitfesten? Ja, für

dreißig bis vierzig Sous öffnete der Wächter der Treppe die Thüre . . . sie traten heiter ein, hörten auf keine der Ermahnungen des Wächters, vertieften sich jeder in eines dieser unterirdischen Gewölbe, welche so groß wie Städte, — wohl ans Sterben denkend, sie jung, stark, verliebt! und der Anblick dieser Tausende von Gebeinen hielt sie nicht zurück!

„An einem der Pfeiler am Eingange der Gruft von Légouvé lesen Sie den Vers von Ducis:

Nos jours sont un instant: c'est la feuille qui tombe *)!

„Und sie entblätterten diese Blume des Lebens, die man die erste Liebe nennt, ohne Ehrfurcht vor der Vergangenheit, ohne Sorge um die Zukunft; währt die Gegenwart des Verliebten nicht ewig?

„Eines Abends wartete der Wächter vergebens auf die letzte Gruppe . . . Vergebens rief er, vergebens stieg er hinab, vergebens durchlief er die zahllosen unterirdischen Gewölbe dieser Nekropolis: Nichts!

„Steigt heute noch in diese Katakomben hinab, geht länger, als Eure Fackel währt, und vergebens werdet Ihr tausend Merkpunkte genommen haben, Ihr werdet Euch nicht wiederfinden, Ihr werdet eben so wenig mehr von dort zurückkommen, als ein in einen Abgrund geworfener Kieselstein!

„So verschlangen die Katakomben die zwei Liebenden.

„Der Wächter weinte bitterlich; doch die Mutter des Mädchens war zu beklagen! Ihr Kummer überschritt unsere ganze Straße; ihr Schluchzen gelangte bis an mein Fenster . . . Eines Tages werde ich Ihnen dieses Drama umständlich erzählen, und Sie werden schaudern!

---

*) Unsere Tage sind ein Augenblick: das ist das Blatt, das fällt.

„Die Klagen dieſer Mutter und vieler Anderer nöthigten die Regierung, für das Publicum den Eintritt in die Katakomben zu ſchließen, und man brauchte außerordentliche Erlaubniß, um ſie beſuchen zu dürfen.

„Ich habe ſie fünf- oder ſechsmal beſucht, und es iſt, wie geſagt, ein bekanntes Land für mich; nur unterſcheidet es ſich für mich von bekannten Ländern dadurch, daß ich es immer größer gefunden habe, ſo oft ich es wiedergeſehen. Eine geſchriebene Erzählung (dieſe iſt ſchon zu lang) würde Ihnen keinen genauen Begriff von den Eindrücken geben, welche auf den Beſuchenden das Land der Katakomben macht. Wie Sie ſo richtig ſagen: die geſchriebene Erzählung iſt todt; die geſprochene Erzählung iſt lebendig.

„Ich endige damit, daß ich Ihnen eine gedrängte Geſchichte der Katakomben gebe.

„Man vermöchte nicht genau zu beſtimmen, bis zu welcher Epoche der Urſprung dieſer großen unterirdiſchen Wege zurückgeht, — das heißt dieſer Steinbrüche, welche im achtzehnten Jahrhunderte den Namen Katakomben erhalten haben; man findet die erſten Spuren der Förderung von Steinen unten am Sainte-Geneviève-Berge, an den Ufern des alten Bettes der Bièvre, auf der Stelle der Saint-Victor Abtei, des Jardin des Plantes und des Faubourg Saint-Marcel.

„Bis zum zwölften Jahrhundert wurden die Paläſte, die Tempel und die andern öffentlichen Monumente von Paris von Steinen, die man aus den Brüchen dieſer Vorſtadt bezog, erbaut, ſowie aus denen, welche man ſodann im Süden der Wälle von Paris, bei den Places Saint-Michel, de l'Odéon, du Panthéon, des Chartreux, der Barrières d'Enfer und de Saint-Jacques öffnete.

„Im Jahre 1774 erregten mehrere Einſtürze und ſchwere Unfälle die Aufmerkſamkeit der Regierung und machten den Umfang und die Größe einer bis dahin unbekannten Gefahr bekannt: das linke Ufer war ein-

fach bedroht, früher oder später auf ein Hundert Mètres von diesen unterirdischen Räumen verschlungen zu werden.

„Uebrigens wird Ihnen die, beinahe geschichtliche, Legende, die ich einst im Quartier Saint-Jacques habe erzählen hören, eine Idee von diesen Unfällen geben.

„Gerade am Tag, wo der Staatsrath, von der allgemeinen Besorgniß in Kenntniß gesetzt, sich Bericht über den Zustand der Steinbrüche von den Herren Soufflot und Brebion, Mitgliedern der Academie der Architectur, hatte erstatten lassen, wo er die General-Administration erschaffen hatte, zu deren erstem General-Inspector Charles Axel Guillaumot ernannt worden war, an diesem Tage wurde sein Amtsantritt durch ein Ereigniß bezeichnet, das Bestürzung in Paris verbreitete.

„Man war im Mai 1777. Ein Mann von einem gewissen Alter und eine Frau von einem gewissen Alter athmeten an ihrem Fenster der Rue d'Enfer, ungefähr wo unser Freund Bertrand wohnt, (wir wollen wünschen, es möge ihm nichts Aehnliches begegnen!) ein Paar athmete also an seinem Fenster die erste Sonne des Frühlings ein.

„Der Mann sagte:

„„Ein schöner Morgen!““

„Die Frau antwortete:

„„Nicht gar so schön!““

„Der Mann sprach:

„„Du bist nie meiner Meinung!““

„„Das ist wahr,““ erwiederte die Frau, „„und nicht nach Verlauf einer achtundzwanzigjährigen Ehe werde ich Dir beipflichten, in was es auch sein mag!““

„„Wir sind also achtundzwanzig Jahre verheirathet?““

„„Gerade achtundzwanzig Jahre... Das hat Dir kurz geschienen?““

„Der Mann zuckte die Achseln und senkte die Augen

auf die Pflastersteine, die er so zu Zeugen der Mißgeschicke zu nehmen schien, deren Opfer er während dieser achtundzwanzigjährigen Ehe gewesen war.

„Die Frau sagte:

„„Gestehe, daß Du sehr glücklich wärest, wenn Du von mir befreit würdest.““

„„Das ist wahr,““ antwortete offenherzig der Mann.

„„Daß Du viele Livres gäbest, um mich hundert Fuß unter der Erde zu sehen,““ fuhr die Frau mit herbem Tone fort.

„„Das heißt,““ erwiederte der Ehemann, „„ich gäbe mein ganzes Vermögen, mein Leben sogar, wenn Dich die Erde dreimal so viel Fuß, als wir Jahre mit einander gelebt haben, verschlingen würde.““

„Als er diese Worte sagte, schwebte der Engel der Ehe über den zwei Lebensgefährten; er entfaltete seine fahlbraunen Flügel, beschrieb um ihre Köpfe riesige Kreise, berührte mit einem Flügelschlage das Haus, und dieses sank geräuschvoll achtundzwanzig Mètres tief unter den Boden des Hofes, — das heißt dreimal so viel Fuß, als ihre Ehe Jahre gedauert hatte! Und so lösten sich im Tode diese zwei im Leben unauflösbar verknüpften Seelen!

„Dieses bürgerliche Drama erregte in hohem Grade, obgleich ein wenig spät die Aufmerksamkeit der Regierung, und man begann eine Reparaturarbeit nach einem Systeme, das ungefähr dasselbe ist, welches man noch heute befolgt.

„Den Gedanken, eine Nekropolis aus diesen Steinbrüchen zu machen, verdankt man dem Polizeipräfecten Herrn Lenoir; er rief die Maßregel hervor, indem er die Aufhebung der Kirche des Innocents und die Ausgrabung ihres Kirchhofes verlangte, dessen Leichen tödtliche Miasmen den Einwohnern dieses Quartiers zusandten. Man begreift in der That, welche üblen Gerüche dieser Friedhof verbreiten mußte, der die irdische Hülle von Tausenden von Menschen enthielt, und

den mit einer Mauer zu umgeben Philipp August schon beabsichtigt hatte.

„Im Jahre 1780, das heißt nach zwei oder dreihundert Jahren von Reclamationen, — denn schon 1554 hatten Aerzte der Facultät die Aufhebung der Cloac verlangt, — im Jahre 1780 dachte man daran, diesem hundertjährigen Ansuchen zu entsprechen, — in Betracht, daß die Zahl der Leiber, jedes Maß überschreitend und unberechenbar, den Boden um mehr als acht Fuß über die Straßen und die benachbarten Häuser erhöht hatte.

„Die Zahl der in jedem Jahre begrabenen Körper war in der That so erschrecklich, daß der letzte Todtengräber, François Poutrain, für seine Rechnung allein hier neunzigtausend niedergelegt hatte.

„Man ließ sich noch fünf Jahre zum Mitleiden hinsichtlich der Unglücksfälle bewegen, welche diese Fäulniß veranlaßte, und am 9. November 1785 beschloß endlich der Staatsrath die Aufhebung des Friedhofes des Innocents.

„Die unter der Ebene von Montsouris, an der Stelle der Tombe-Issoire oder Issouard, — so genannt nach dem Namen eines berüchtigten Räubers, der in der Nachbarschaft hauste, — liegenden alten Steinbrüche schienen durch ihre Nähe bei der Stadt, durch ihren Umfang und ihre geheimnißvolle Stille ein für die Gründung eines unterirdischen Friedhofes günstiger Ort zu sein.

„Diese Operation fand in drei verschiedenen Epochen statt; vom Monat September 1785 bis zum Monat Mai 1786; vom Monat December 1786 bis zum Monat Februar 1787, und vom Monat August 1787 bis zum Monat Januar 1788.

„Einer Gesundheitsmaßregel verdankt man also die Gründung dieser wunderbaren Stadt, genannt die Ka-

takomben und errichtet zum Andenken an die Voreltern:

Memoriae majorum!

„Als wir, meine Gefährtin und ich, von dort weggingen, priesen wir die Sonne wie die Indianer.

„Ich schaute das Gesicht dieser schönen Person an: es schien mir unmöglich, daß sich nicht irgend eine Gemüthsbewegung beim Weggehen aus dem Innern dieser Grüfte verrathe . . . Nichts! durchaus nichts! Die Stirne hatte ihren ganzen Glanz; das Auge seine ganze Heiterkeit. Der Mund allein drückte etwas aus: eine gewisse Falte, die nicht gewöhnlich bei ihr war, ein Zusammenziehen der Unterlippe enthüllte klar den Gedanken:

„„Pfui, es ist häßlich, was wir da gesehen, und ich begreife nicht, daß Liebende einen solchen Altar für ihr Opfer gewählt haben! . .““

Das ist der Bericht von Paul Bocage, ein getreuer Bericht, darauf wollte ich die Hand ins Feuer legen, — denn Paul Bocage hat Augen, um zu sehen, und Ohren, um zu hören.

Nun, da man die Decoration kennt, wollen wir die Personen in Bewegung setzen.

CXXIII.

Wo Herr Jackal einzusehen anfängt, daß er sich irrt, und daß der Kaiser nicht todt ist.

Der Anblick dieser Oertlichkeiten hatte auf Herrn Jackal einen gewissen nervösen Eindruck hervorgebracht, den er nicht zu bemeistern im Stande gewesen war.

Herr Jackal war, wie gesagt, muthig, und schon bei mehr als einem Umstande hat der Leser seine Beherztheit zu würdigen vermocht; nur gibt es gewisse Bedingungen der Oertlichkeit, der Finsterniß, der Atmosphäre, welche mit einem Schauer das Herz der Muthigsten ergreifen.

Der Schauer drang in das Herz von Herrn von Jackal ein; doch das war ein Mann, der in die Ausübung seines Standes jene Eitelkeit der Ausführung und jenen Stolz des Gelingens setzte, wodurch ein Handwerk zu einer Kunst wird. Sodann war Herr Jackal neugierig: er wollte durchaus wissen, wer die Menschen waren, die sich hundert Fuß unter der Erde versammelten, um zu rufen: „Es lebe der Kaiser!"

Indessen, da Herr Jackal den Muth nicht bis zur Verwegenheit trieb, so nahm er vollends die für seine Sicherheit nothwendigen Vorsichtsmaßregeln, schlich sich in eine Vertiefung, die ihm mehr Schutz zu gewähren schien, als der Schatten des Pfeilers, hinter welchem er sich Anfangs verborgen hatte, ließ für jeden Fall den Dolch, den er immer bei sich trug, in seiner Scheide spielen, und da er an der Geberde des Redners wahrnahm, daß er zu sprechen im Begriffe war, und an den Geberden der Zuschauer, daß sie zu hören sich anschickten, so that er seine Augen und seine Ohren so weit auf, als er sie aufthun konnte.

Gedehnte St! und Bst! ließen sich vernehmen, und der Redner begann mit einer ernsten, sonoren Stimme, so daß Herr Jackal schon bei den ersten Worten erkannte, er werde nicht eine Sylbe von seiner Rede verlieren.

„Brüder," sprach er, „ich will Euch Rechenschaft über meine Reise nach Wien geben. Ich bin in der vergangenen Nacht zeingetroffen, und um Euch eine Kunde von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen, habe ich Euch auf heute Abend durch das Dienstpersonal unseres Chefs zu einer außerordentlichen Versammlung berufen lassen! . ."

„Eine außerordentliche Versammlung!" murmelte Herr Jackal. „In der That, die Versammlung, die ich vor Augen habe, gleicht keiner anderen, welche ich bis jetzt gesehen."

„Zwei Männer, deren Namen man nur aussprechen darf, um in Euch Erinnerungen des Ruhmes und der Ergebenheit zu erwecken, der Herr General Lebastard de Prémont und Herr Sarranti sind vor zwei Monaten in Wien angekommen . . ."

„Laß doch ein wenig sehen!" sagte Herr Jackal; „mir scheint, ich kenne diese Namen auch! Sarranti, Lebastard de Prémont . . . Ah! ja, Sarranti! er ist von Indien zurückgekehrt . . . Wenn der redliche Herr Gérard nicht todt ist, so wird es ihn sehr glücklich machen, Nachricht vom Mörder seiner Neffen zu erhalten! Teufel! das wird interessant."

Und auf die Gefahr, sich durch das Geräusch des Einathmens zu verrathen, stopfte sich Herr Jackal eine ungeheure Prise Tabak in die Nase.

Der Redner fuhr fort; doch während er sich seiner wollüstigen Beschäftigung überließ, verlor Herr Jackal nicht ein Wort von dem, was Jener sprach.

„Sie haben Beide die Meere durchschifft und sind herbeigekommen, um uns in unseren Plänen zu unterstützen. Der General Lebastard de Prémont stellt zur Verfügung der Sache sein ganzes Vermögen, das heißt

Millionen, und Herr Sarranti, bekleidet mit dem ganzen Vertrauen des Königs von Rom, ist von diesem beauftragt, seine Flucht zu organisiren."

Ein Gemurmel der Freude kreiste in der Versammlung.

„Ho! ho!" machte Herr Jackal; „hören wir! hören wir!"

„Vernehmt nun, was beschlossen worden ist, und worüber ich der hohen Venta Mittheilung zu machen beauftragt bin . . ."

„Ah!" sagte Herr Jackal, — der es nicht unterlassen konnte, und war es nur für ihn selbst, auf seine Weise Witz zu machen, — „ich erkläre mir nun, warum es hier so schwarz ist: wir sind mitten in der Köhlerei*)! Ich glaubte, diese Mine sei seit der Affaire von la Rochelle entdeckt! . . Folgen wir dem Gange!"

„Unser Plan ist," fuhr der Redner fort, „den Prinzen zu entführen, ihn nach Paris zu bringen, seine Ankunft mit einem Aufstande zu combiniren, plötzlich seinen so mächtig volksbeliebten Namen auf die Plätze und die Kreuzwege zu werfen und mit diesem Namen alle dem alten französischen Ruhme treu gebliebene Herzen zu empören."

„O weh!" sagte Herr Jackal, „diese Leute waren also nicht so närrisch, als ich glaubte, da sie: „Es lebe der Kaiser!" riefen.

„Der Prinz wohnt, wie Sie wissen, im Schlosse Schönbrunn, wo er allen Arten von Plackereien von Seiten der österreichischen Polizei ausgesetzt ist . . ."

Ein Gemurmel der Entrüstung durchlief die Versammlung.

„Gut!" sagte Herr Jackal, „nun schmähen Sie die Polizei von Herrn von Metternich! Diese Leute achten doch gar nichts!"

„Er bewohnt den rechten Flügel des Schlosses,

*) Carbonari, Köhler, Kohlenbrenner.

genannt der Meidlinger Flügel. Jede nächtliche Annäherung ist ausdrücklich verboten und überdies verhindert: eine Schildwache steht unter den Fenstern des Herzogs, nicht um dem Sohne Napoleons die gebührende Ehre zu erweisen, sondern um den Gefangenen Oesterreichs zu bewachen."

Etwas wie ein Gebrülle des Zorns erhob sich aus der Gruppe der sechzig Verschwörer.

„Von dieser Seite war es also unmöglich, zu ihm zu gelangen. Meine Brüder, Ihr kennt alle unsere bis heute fruchtlosen Versuche. Es mußte gewisser Maßen der Schatten unseres großen Kaisers über diesem Gefängnisse schweben, um uns die Thüren vom Kerker seines Sohnes zu öffnen . . ."

Es erscholl geräuschvolle Beistimmung.

Der Redner bedeutete durch einen Wink, man möge hören.

„St! Stille!" wiederholte man von allen Seiten.

„Versehen mit einem vom Kaiser selbst gezeichneten Plane, konnte also Herr Sarranti bis zum Erben des großen Mannes gelangen. Nachdem man nun fast einen Monat lang alle Fluchtmittel gesucht hatte, ist man bei folgendem stehen geblieben. Der Herzog hat die Erlaubniß, jeden Tag ein paar Stunden spazieren zu reiten; zuweilen ist es ihm begegnet, daß er erst bei Nacht zurückkam. Es ist mit Herrn Sarranti beschlossen worden, er werde an einem Nachmittag Schönbrunn verlassen, um seinen gewöhnlichen Spazierritt zu machen, und statt zurückzukehren, werde er diesmal mit Herrn Lebastard de Prémont zusammentreffen, der ihn mit Wagen, Pferden und zwanzig wohl bewaffneten Leuten am Fuße des Grünen Berges zu erwarten hätte. Relais werden an der ganzen Straße für den Gesandten von Rundschit-Sing bereit stehen; das Gold wird den Pferden Flügel geben. Der Tag der Flucht ist dem Willen der hohen Venta unterworfen. Herr Lebastard de Prémont wird Nachricht hierüber erhalten und sie dem Her-

zog zukommen lassen; am Tage vor der Flucht wird Herr Sarranti abreisen, um dem Prinzen in Paris wenigstens vierundzwanzig Stunden zuvorzukommen.

„Die Gegenwart von Herrn Sarranti wird also das Signal zu einem Aufstande in Paris und in den bedeutendsten Städten Frankreichs unter dem Volke und in der Armee sein. Das Signal soll dem Prinzen auf folgende Art zugebracht werden . . ."

„Oh!" murmelte Herr Jackal, dergestalt in Anspruch genommen, daß es ihm nicht einfiel, seine Tabaksdose zu ziehen.

„Hört! hört!" riefen die Verschwörer.

Der Redner fuhr fort:

„Zwischen dem Gitterthore von Meidling und dem Grünen Berge ist eine Villa, an deren Fronton als Inschrift das griechische Wort **Καλὸς** steht. Man ist übereingekommen, der Tag, an welchem der letzte Buchstabe von diesem Worte fehle, würde der Tag der Flucht sein. Sobald die ersten Stationen zurückgelegt sind, wird man sich um nichts mehr zu bekümmern haben: die Relais sind an der ganzen Straße, von Baumgarten bis zur Grenze, aufgestellt. Hegen wir also keine Besorgniß auf dieser Seite; fassen wir nur so rasch als möglich einen Entschluß.

„Noch ein paar Monate, und das königliche Kind wird vielleicht die zur Vollführung nothwendigen Kräfte verloren haben: obschon es in diesem Augenblicke eine vortreffliche Gesundheit genießt, trägt es doch auf seiner Stirne die Spuren des Märtyrthums, welches es seit Jahren erduldet."

Die Verschwörer schienen ihre Aufmerksamkeit zu verdoppeln; Herr Jackal athmete nicht.

„Auf einem der Kreuzwege dieser unterirdischen Gewölbe ist eine Centralventa versammelt," fuhr der Redner fort. „Ich bitte Euch, noch während wir versammelt sind, einen Abgeordneten an sie zu schicken, um sie von unseren Plänen zu unterrichten. Ein Tag, eine

Stunde, eine Minute Verzug kann Alles fehlschlagen machen. Ehe acht Tage vergehen, wird Herr Sarranti ohne Zweifel in Paris sein. Wollet Euch also rasch entscheiden: die Zukunft Frankreichs, die der Welt hängen von dieser Entscheidung ab, da Jeder von uns eine Venta und jede Venta Millionen von Menschen vertritt."

Alle Mitglieder der Versammlung drängten sich um den Redner, wie Officiere, welche, um die Parole zu empfangen, herbeikommen.

„Teufel! Teufel!" sagte Herr Jackal, „diese Katakomben sind also eine Kohlengrube. Ich gestehe, ich möchte gern hören, was in der Centralventa geschwätzt wird; doch wie ist das zu machen?"

Herr Jackal schaute umher.

„Das Land ist groß, wenn auch nicht luftig . . . Bei meiner Treue, sie haben da ein hübsches Oertchen gewählt, sehr ruhig, sehr abgelegen! Und ich behandelte sie als Narren . . . Ah! man setzt sich wieder: sie haben einen Entschluß gefaßt, wie mir scheint.

Herr Jackal horchte mit einer so tiefen Aufmerksamkeit, daß er so unbeweglich erschien, als der Granitpfeiler, an den er angelehnt war.

Derjenige, welcher zuerst gesprochen, der, den Herr Jackal nicht gehört hatte, und der, auf einem hohen Steine sitzend, der Präsident der Gruppe zu sein schien, die der Zufall dem Polizei-Inspector vor die Augen gebracht hatte, dieser stand allein, winkte dem Redner, — der sich mit den Anderen wieder gesetzt hatte, — zu sich, und sagte ihm leise ein paar Worte, die Herr Jackal zu seinem großen Bedauern nicht hören konnte. Doch die Bewegung, welche sogleich in der Versammlung entstand, machte ihm den Sinn dieser Worte begreiflich.

Der Redner, nachdem er seinen Brüdern durch ein Zeichen mit dem Kopfe gedankt hatte, — was bewies, daß man ihm etwas Wichtiges zugegeben, — nahm in

der That eine Fackel und wandte sich nach einer Art von Grotte, wo er alsbald, zur wachsenden Verzweiflung von Herrn Jackal, verschwand.

Dieser Abgang war indessen sehr leicht zu erklären, und Herr Jackal kannte zu gut den Carbonarismus, um nicht zu begreifen, daß der Redner zum Abgeordneten bei der Centralventa ernannt worden war.

Da aber unsere Leser vielleicht nicht so gut unterrichtet sind als Herr Jackal, so mögen sie uns erlauben, ihnen mit ein paar Worten zu sagen, was die Organisation des Carbonarismus war.

Die Republicaner des Königreichs Neapel unter der Regierung von Murat hatten sich, beseelt von einem gleichen Hasse gegen die Franzosen und gegen König Ferdinand, in die tiefen Schluchten der Abruzzen geflüchtet und einen Bund unter dem Namen Carbonari gebildet.

Im Jahre 1819 nahm der italienische Carbonarismus eine große Entwicklung durch die Verbrüderungen mit den französischen Patrioten. Dieser Zuwachs erregte die Aufmerksamkeit und den Argwohn der Regierung der Restauration.

Ein Factum besonders setzte in Erstaunen.

Der Carbonaro Querini wurde criminell wegen eines Mordversuches verfolgt: bei der Untersuchung zeigte es sich, daß er einen Carbonaro schlagend, der das Geheimniß der Verbindung verrathen zu haben bezüchtigt war, nur ein Urtheil der Alta Vendita vollstreckt hatte.

Durch die Behörden von diesem Umstande unterrichtet, ließ der Justizminister den Lauf des gerichtlichen Verfahrens hemmen. „Eine Untersuchung und zu strenge Maßregeln," schrieb er, „würde eine Furcht offenbaren, welche solche Gesellschaften nicht unter einer Regierungsform einflößen können, wo die Rechte des Volks anerkannt und gesichert sind." Der Minister verbarg seinen

eigenen Gedanken: der Carbonarismus war damals im Gegentheile der Gegenstand der hartnäckigsten Nachforschungen; doch er befürchtete, mit zu viel Eclat vollzogene gerichtliche Verfolgungen könnten eine Warnung für die zahlreichen Vente von Paris und den Departements sein, behutsamer als je zu Werke zu gehen.

Die Wiege des französischen Carbonarismus war ein Kaffeehaus der Rue Copeau; und seine Stifter waren Joubert und Dugier, welche, nach dem Fehlschlagen des Complottes vom 19. August 1820, — in dessen Folge Herr Sarranti Frankreich verlassen hatte, — ihrerseits nach Italien gegangen waren, um dort eine Zuflucht gegen die Polizei der Restauration zu suchen. Während ihres Aufenthaltes in Neapel unter die Carbonari aufgenommen, hatten sie bei ihrer Rückkehr mehrere von ihren Freunden mit der Organisation des neapolitanischen Carbonarismus bekannt gemacht.

Bei einer Zusammenkunft, welche in der Rue Copeau, an der Ecke der Rue de la Clef bei einem Studenten der Medicin Namens Buchez stattfand, und der Herr Rouen der Aeltere, Advocat, die Rechtsstudenten Limperani, Guinard, Sautelet und Cariol, der Student der Medicin Sigond und die zwei Angestellten Bazard und Flottard beiwohnten; — in dieser Zusammenkunft, sagen wir, theilte Dugier die Statuten und Reglements des Carbonarismus mit.

Die an diesem Tage versammelten zehn junge Leute beschlossen, alle die zerstreuten Mitglieder der Verschwörungen, die sich bis dahin gebildet hatten, zu vereinigen und, eine französische Carbonari-Gesellschaft constituirend, einer und derselben Direction zu unterwerfen.

Drei von ihnen, Bazard, — der große Organisator dieser Gesellschaft, — Buchez und Flottard, übernahmen es, in die Reglements des italienischen Carbonarismus die letzten Modificationen zu bringen, welche die Sitten des Landes, wo er eingeführt wurde, nothwendig machten.

Man ging sogleich ans Werk, und Folgendes waren die Hauptdispositionen des Carbonarismus in Frankreich.

Die ganze Gesellschaft bestand aus drei Vente: die hohe Venta, die Centralventa, die besondere Venta. — Die hohe Venta, die oberste, unumschränkte, souveraine, unsichtbare, unbekannte Behörde, war einzig; die Zahl der Centralvente und der besondern Vente war unbegränzt.

Jeder Verein von zwanzig Carbonari bildete eine besondere Venta.

Drei besondere Vente fanden sich also vor den Augen von Herrn Jackal versammelt.

Jede von dieser isolirten Vente wählte aus ihrem Schooße einen Präsidenten, einen Censor, einen Secretär-Cassier, der die Beiträge empfing, und einen Abgeordneten.

Der Zweck jeder besondern Venta war der Umsturz der Monarchie, — ein gemeinschaftlicher Zweck, in welchem der Carbonarismus gegründet worden war. Man bekümmerte sich wenig um das Wiederaufbauen, um das Reconstituiren: die Jesuiten fortjagen, den König fortjagen, das Joch brechen, darauf zielte vor Allem jeder Carbonaro ab, welche Sympathieen er auch für diese oder jene Regierungsform haben mochte.

Bonapartisten, Orleanisten, Republicaner fanden sich also vermengt, und hätte Herr Jackal die hundert Augen von Argus gehabt, er würde ohne Zweifel in irgend einem dem der Bonapartisten entgegengesetzten Winkel die Fackeln der Orleanisten und der Republicaner haben strahlen sehen.

Jede besondere Venta hatte, wie gesagt, einen Abgeordneten: dieser von ihr bestellte Abgeordnete bildete die Centralventa.

Die Centralventa bestand, wie die besonderen Vente, aus zwanzig Mitgliedern, welche Mitglieder keine andere waren, als die zwanzig von zwanzig besonderen

Vente gewählten Abgeordneten. Die Centralventa war organisirt wie die besonderen Vente: sie wählte ebenfalls einen Präsidenten, einen Censor und einen Abgeordneten.

Der Abgeordnete dieser Venta war zur hohen Venta delegirt, welche aus allen militärischen und parlamentarischen Notabilitäten jener Zeit bestand; sie bildete keinen Verein, und der Abgeordnete der Centralventa wurde immer nur zu einem von ihren Mitgliedern delegirt.

Die Affiliirten selbst wußten auch beinahe keinen der Namen der Mitglieder der obersten Venta, und man kennt kaum heute mit Sicherheit die Hälfte davon.

Die Bedeutendsten waren: Lafayette, Boyer d'Argenson, Lafitte, Manuel, Buenarotti, Dupont (de l'Eure), von Schonen, Merilhou, Barthe, Teste, Baptiste Rouer, Boinvilliers, die zwei Scheffer, Bazard, Couchois-Lemaire, von Corcelles, Jacques Köchlin u. s. w.

Endigen wir mit der Wiederholung, daß die Elemente, aus denen der Carbonarismus bestand, durchaus nicht denselben politischen Doctrinen angehörten, und daß Bürger, Studenten, Künstler, Militäre, Advocaten, obgleich auf verschiedenen Wegen gehend, doch von derselben Sache geleitet wurden, das heißt von einem glühenden Hasse gegen die Bourbonen der älteren Linie.

Wir werden übrigens bemüht sein, sie bei der Arbeit zu zeigen.

Und nun da unsere Leser so gut als Herr Jackal wissen, daß der Redner an die Centralventa als Abgeordneter delegirt worden ist, wollen wir unsere Erzählung wieder aufnehmen.

Nach dem Abgange des Deputirten entstand ein erschrecklicher Lärm; jedes der Mitglieder wollte sprechen, ohne zu warten, bis die Reihe an ihm wäre; die Einen, um sich verständlich zu machen, stießen wilde Schreie aus; die Anderen schwangen ihre Fackeln, als ob es Degen und Säbel gewesen wären; kurz, es war eine entsetzliche Verwirrung, und die Strahlen der geschwunge-

nen Fackeln wurden, sich in tausend verschiedenen Richtungen bewegend, das Bild der verworrenen und divergirenden Gedanken aller Mitglieder dieser geheimnißvollen Versammlung.

„Ho! ho!“ murmelte Herr Jackal, „man sollte glauben, sie seien schon an der Spitze der Regierung: sie verstehen sich nicht mehr.“

Nach Verlauf einer halben Stunde dieses Tumultes sah man in der Tiefe der Grotte, hinter dem Präsidenten, das Licht einer Fackel emportauchen, und der Redner oder vielmehr der Abgeordnete bei der Centralventa erschien.

Er sprach nur ein Wort; doch dieses Wort, wie das quos ego von Neptun, genügte, um die stürmischen Wogen wieder zur Ruhe zu bringen.

„Einverstanden!“ sagte er.

Jedermann klatschte Beifall, und aufs Neue erscholl dreimal der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ den Herr Jackal bei seinem Eintritte in die Katakomben gehört hatte.

Nun wurde die Sitzung aufgehoben.

Alsdann stiegen alle Verschwörer nach einander auf den Stein, der dem Präsidenten als Fauteuil gedient hatte, und vertieften sich in die Grotte, wo wir den Redner haben eintreten sehen.

Fünf Minuten nachher herrschten die Stille und die Finsterniß des Todes allein noch unter diesen massenhaften Gewölben.

„Ich glaube, ich habe nichts mehr hier zu thun,“ sagte Herr Jackal, den diese Stille und diese Finsterniß nicht gerade mit Heiterkeit erfüllten. „Kehren wir auf das feste Land zurück; es wäre nicht guter Ton, unsern Busenfreund Gibassier länger warten zu lassen.“

Und nachdem er sich versichert hatte, daß er ganz allein war, zündete Herr Jackal seinen Wachsstock wieder an und wandte sich nach der Spalte des Brunnens, welche so unvermuthet den geübten Augen des Polizei-

chefs die aufrührerische Versammlung, bestehend aus Männern, von denen er geglaubt, sie seien verdunstet, verflüchtigt, verschwunden, verrathen hatte.

„He!" rief Herr Jackal, „sind wir immer noch da oben?"

„Ah! Sie sind es," erwiederte Longue-Avoine; „wir fingen an unruhig zu werden."

„Ich danke, kluger Ulysses," sagte Herr Jackal. „Ist das Seil solid?"

„Ja, ja," antworteten im Chore die Stimmen der fünf bis sechs Agenten, welche die Oeffnung des Brunnens bewachten.

„So zieht!" rief Herr Jackal, der während dieser Zeit den Haken am Ringe seines Gürtels festgemacht hatte.

Sobald dieses letzte Wort gesprochen war, fühlte Herr Jackal, daß man ihn von der Erde mit einer Kraft und einem Willen aufhob, wodurch zugleich der Wunsch der Agenten, ihren Chef zu sich zurückzubringen und ihr Verlangen, ihn ohne Unfall zurückzubringen, bezeichnet wurden.

„Ah! es war Zeit!" sagte Herr Jackal, während er den Fuß wieder auf das Pflaster von Seiner Majestät König Karl X. setzte; „eine Viertelstunde später wurde ich von den Ratten zernagt, welche diesen reizenden Ort emailliren."

Die Agenten drängten sich um Herrn Jackal.

„Es ist gut, es ist gut," sagte dieser, „ich fühle den Werth Eures Eifers; doch wir haben keine Zeit zu verlieren. Wo ist Gibassier?"

„Im Hotel-Dieu mit Carmagnole, der beauftragt ist, ihn nicht aus dem Gesichte zu verlieren."

„Gut," sprach Herr Jackal. „Trage das Seil zu Dir zurück, Longue-Avoine; schließe sorgfältig die Thüre des Brunnens wieder, Maldaplomp, und Ihr Anderen, vorwärts, wenn's beliebt! . . . In einer halben Stunde Alle Rendez-vous auf der Präfectur."

Und der kleine Trupp begab sich in der Stille auf den Weg, durch die Rue des Postes und die Rue Saint-Jacques sich nach dem Hotel-Dieu wendend.

Man kam auf der Schwelle des Hospitals gerade in dem Augenblicke an, wo Herr Jackal, geräuschvoll eine Prise Tabak schlürfend, sich folgenden humoristischen Reflexionen überließ.

„Wenn ich bedenke, daß wir, gefiele es mir, Jackal, nicht, gute Ordnung in die Sache zu bringen, wahrscheinlich in der nächsten Woche das Kaiserreich hätten . . . Und diese einfältigen Jesuiten halten sich für die absoluten Herren des Königreichs! Und dieser ehrliche Mann der König, der auf der Erde jagt, indeß man im Begriffe ist, ihn unter dieselbe zu jagen!"

Während dieser Zeit hatte sich das Hotel-Dieu auf das Geräusch der von einem der Agenten gezogenen Klingel geöffnet.

„Es ist gut," sagte Herr Jackal, indem er seine Brille auf seine Nase niederdrückte, „erwartet mich auf der Präfectur."

Und der Chef der Sicherheitspolizei trat in das Hospital ein, dessen Thüre man hinter ihm schloß.

Es schlug vier Uhr auf Notre-Dame.

CXXIV.

Wo bewiesen ist, daß das Glück noch im Schlafe kommt.

Im Hintergrunde von einem der großen Schlafsäle des Hotel-Dieu, neben dem Stübchen der Schwester Wärterin, in einem Cabinet, das ein Seitenstück zu diesem Stübchen bildete, ruhte seit ungefähr zwei

Stunden der Galeerensklave, den wir unsern Lesern unter dem Namen Gibassier vorgestellt haben.

Nachdem man seine Wunden verbunden hatte, — und bemerken wir schleunigst, um unsere Leser zu beruhigen, daß diese Wunden keine Gefahr boten, — war er eingeschlafen, — niedergedrückt durch die Müdigkeit, und dem Bedürfnisse, zu schlafen, nachgebend, das der Mensch fühlt, wenn er ein gewisses Quantum Blut verloren hat.

Seine Stirne drückte indessen entfernt nicht die Ruhe und die Heiterkeit aus, welche die Schutzengel des Schlafes der redlichen Leute sind. Es ließen sich leicht auf seinem Gesichte die Wirkungen eines inneren Kampfes lesen: die Sorge um seine Zukunft war in großen Buchstaben auf seine hohe, breite, leuchtende Stirne geschrieben, deren Proportionen die Naturforscher und die Phrenologen irre gemacht hätten.

Bedeckt das Gesicht mit einer Maske, um den gemein gierigen Ausdruck desselben zu verbergen, und diese Stirne wird einem Göthe oder einem unbekannten Cuvier gehören können.

Er war mit dem Gesichte der Eingangsthüre zugekehrt und mit dem Rücken dem Gefährten, der, in der Ecke der Stube und im Bettgange sitzend, in einem in Kalbsleder gebundenen Buche las und Gebete für das ewige Heil oder wenigstens für die augenblickliche Ruhe des entschlummerten Galeerensklaven zu murmeln schien.

Es waren indessen keine Gebete, was dieser Krankenwärter murmelte, der — unsere Leser haben ihn ohne Zweifel schon erkannt, — kein Anderer war, als der Südländer Carmagnole.

Herr Jackal hatte, wie man sich erinnert, Gibassier ganz besonders empfohlen; und mit seiner Bewachung beauftragt, hatte Carmagnole, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, vor seinem Schlafe, und sogar seitdem er schlief, mit der ergebenen Zärtlichkeit

eines Bruders, oder mit der nicht minder aufmerksamen Sorgfalt eines Handelsaufsehers gewacht.

Diese Ueberwachung war indessen nicht schwer zu üben gewesen, da Gibassier schon seit beinahe zwei Stunden schlief und noch eine gewisse Zeit schlafen zu müssen schien; ohne Zweifel gegen die Wahrscheinlichkeiten eines langen Schlafes des Gefangenen, hatte auch Carmagnole aus seiner Tasche einen kleinen Band mit rothem Schnitte in Kalbsleder gebunden und betitelt: Die sieben Wunder der Liebe, gezogen.

Wir wissen nicht, was dieses in provençaler Sprache geschriebene Buch enthalten mochte; bemerken wir indessen, daß es auf den poetischen Carmagnole einen angenehmen Eindruck zu machen schien: seine Unterlippe hing wie die eines Satyrs, sein Auge funkelte vor Begierde, und sein Gesicht strahlte vor Seligkeit vom Schädel bis zum Kinn.

In diesem Augenblicke öffnete die Schwester Wärterin die Thüre des Cabinets, streckte sachte den Kopf heraus, betrachtete ihren Kranken mit einem Ausdrucke von ganz christlicher Liebe, und zog sich zurück, als sie sah, daß Gibassier noch schlief.

Welche ängstliche Vorsicht die gute Nonne auch gebraucht hatte, das Geräusch, das sie die Thüre wieder schließend machte, weckte Gibassier auf, der den Schlaf des Hasen hatte; er öffnete das linke Auge und schaute zuerst auf die rechte Seite; dann öffnete er das rechte Auge und schaute auf die linke Seite.

Sodann, da er sich allein glaubte, sprach er, indem er sich die Augen rieb und sich aufsetzte:

„O weh! ich träumte eben, ich werde vom Rade der Fortuna zermalmt . . . Was kann dieser Traum bedeuten?“

„Das will ich Dir sagen, Meister Gibassier,“ antwortete hinter ihm Carmagnole.

Gibassier wandte sich rasch um und erblickte den Provençalen,

„Ah!“ sagte er, „ich glaube, so weit die Verwirrung meiner Ideen mich zu erinnern mir erlaubt, ich habe das Vergnügen gehabt, heute Nacht in Gesellschaft Eurer Excellenz zu segeln?“

„Ganz richtig,“ antwortete Carmagnole mit einem Accente, der über seine Abstammung keinen Zweifel ließ.

„Es ist ein Landsmann, mit dem ich zu sprechen die Ehre habe?“ fragte Gibassier.

„Ich glaubte, Eure Herrlichkeit sei vom Norden,“ erwiederte Carmagnole.

„Oh!“ sprach philosophisch Gibassier, „ist nicht das Vaterland der Winkel der Erde, wo meine Freunde sind? Ich bin vom Norden, das ist wahr; doch mein Lieblingsland ist der Süden. Toulon ist in Wirklichkeit mein Adoptivvaterland.“

„Und warum haben Sie es dann verlassen?“

„Was wollen Sie?“ erwiederte Gibassier schwermüthig, „das ist immer die Geschichte des verlorenen Sohnes! Ich wollte die Welt wiedersehen, das Leben genießen; mit einem Worte, mir ein paar Monate Ergötzlichkeit geben.“

„Ihr Debut scheint mir indessen nicht sehr ergötzlich.“

„Ich bin das Opfer meiner Redlichkeit gewesen: ich glaubte an die Freundschaft; man wird mich nicht wieder hiebei bekommen!.. Doch Sie behaupteten vorhin, Sie werden mir meinen Traum erklären; sollten Sie der Verwandte eines Magiers sein?“

„Nein; aber ernste Studien, die ich selbst mit einem Akademiker von Montmartre gemacht habe, der sich viel mit Chiromantie, Geomantie und andern abstracten Wissenschaften beschäftigte, — eine natürliche Disposition zum somnambulen Schlafe und ein nervöses Temperament haben mich in den Stand gesetzt, die Träume auszulegen.“

„So sprechen Sie, mein Freund, und deuten Sie den meinigen. Ich sah die Fortuna mit einer solchen

Geschwindigkeit auf mich zukommen, daß ich nicht auf die Seite treten konnte. Sie stieß an mich, warf mich zu Boden und war nahe daran, mir über den Leib zu fahren und mich zu zermalmen, als die gute Schwester Sainte-Barnabée die Thüre öffnete und mich aufweckte ... Was bedeutet das?"

„Nichts kann einfacher sein," erwiederte Carmagnole, „und ein Kind würde die Sache so gut erklären, als ich. Das bedeutet gar nichts Anderes, als von heute werde Ihr Glück zermalmend werden." —

„Ho! ho!" rief Gibassier, „darf ich Ihnen glauben?"

„Wie Pharao Joseph glaubte, wie die Kaiserin Josephine Mademoiselle Lenormand glaubte."

„Aber wenn dies so ist," sagte Gibassier, „so erlauben Sie mir, Ihnen einen Theil vom Nutzen anzubieten."

„Ich schlage dies nicht aus," sprach Carmagnole.

„Nun, wann fangen wir an zu theilen?"

„Wann Fortuna Ihnen beweisen wird, daß ich Recht habe."

„Wann wird sie mir dies aber beweisen?"

„Morgen, heute Abend, in einer Stunde vielleicht; wer weiß?"

„Warum nicht auf der Stelle, lieber Freund? und ist Fortuna zu unserer Verfügung, so wären wir wohl Narren, wenn wir eine Stunde verlieren würden!"

„Verlieren wir sie also nicht!"

„Gut! und was ist zu thun?"

„Rufen Sie Fortuna, und Sie werden sie eintreten sehen."

„Wahrhaftig?"

„Bei meinem Ehrenworte!"

„Sie ist also da?"

„Das heißt, sie ist vor der Thüre."

„Oh! mein lieber Herr, ich bin so gerädert von meinem Falle, daß ich ihr nicht selbst zu öffnen ver-

möchte; thun Sie mir den Gefallen und gehen Sie für mich."

„Gern," erwiederte Carmagnole.

Und er stand mit dem größten Ernste auf, verließ seinen Platz, steckte die Sieben Wunder der Liebe wieder in seine Tasche, öffnete halb die Thüre, durch welche die barmherzige Schwester ihren Kopf heraus gestreckt hatte, und sprach ein paar Worte, welche Gibassier nicht hörte und für cabbalistische hielt.

Wonach Carmagnole eben so ernst wieder in die Stube zurückkehrte.

„Nun?" fragte Gibassier.

„Es ist geschehen, Eure Ehren," antwortete Carmagnole, indem er seinen Platz wieder einnahm.

„Die Fortuna ist berufen?"

„Sie wird in Person kommen."

„Oh! wie bedaure ich, daß ich ihr nicht entgegengehen kann!"

„Die Fortuna ist ohne Umstände, und es ist unnöthig, sich ihretwegen zu bemühen."

„Somit werden wir sie geduldig erwarten!" sagte Gibassier, der, da er den Ernst von Carmagnole wahrnahm, zu glauben anfing, er trete aus der Fantasie heraus.

„Sie werden nicht lange auf sie warten: ich erkenne ihren Tritt."

„Ho! ho! mir scheint, sie hat starke Stiefel!"

„Sie hat auch einen weiten Weg zu machen, um zu uns zu kommen . . ."

Die Thüre öffnete sich bei den letzten Worten von Carmagnole, und Gibassier sah Herrn Jackal, in einem Reisecostume, das heißt, mit einer Polonaise und gefütterten Stiefeln bekleidet, eintreten.

Gibassier schaute Carmagnole mit einer Miene an, welche bedeutete: „Ah! das nennst Du die Fortuna?"

Carmagnole begriff, denn er antwortete mit einer

Entschiedenheit, welche Gibassier zweifeln zu machen anfing:

„Fortuna selbst.“

Herr Jackal ließ Carmagnole durch einen Wink sich entfernen, und diesem Winke gehorchend, bewerkstelligte Carmagnole seinen Rückzug, nachdem er seinem Associé einen liebreichen Blick zugeworfen hatte.

Sobald er mit Gibassier allein war, schaute Herr Jackal umher, um sich zu versichern, es sei in der Stube kein anderer Bewohner als Gibassier; dann nahm er einen Stuhl, setzte sich oben an das Bett des Kranken und begann das Gespräch mit folgenden Worten:

„Sie erwarteten ohne Zweifel meinen Besuch, lieber Herr Gibassier?“

„Dies leugnen hieße frech lügen, mein guter Herr Jackal; überdies hatten Sie mir denselben versprochen, und wenn Sie etwas versprechen, so weiß ich, daß Sie es nicht vergessen.“

„Einen Freund vergessen wäre ein Verbrechen,“ erwiederte Herr Jackal sententiös.

Gibassier antwortete nicht, er verbeugte sich nur zum Zeichen der Beistimmung.

Er fürchtete offenbar Herrn Jackal und hielt sich im Vertheidigungsstande.

Herr Jackal seinerseits hatte die väterliche Miene, die er so gut anzunehmen wußte, wenn es sich darum handelte, das, was er einen Kunden nannte, Beichte zu hören oder zu beschwatzen.

Es war Herr Jackal, der zuerst das Wort nahm.

„Wie befinden Sie sich, seitdem wir uns nicht gesehen haben?“

„Ziemlich schlecht; ich danke.“

„Sollte man für Sie nicht jede Sorge, die ich empfohlen, gehabt haben?“

„Im Gegentheile: ich habe mir nur Glück zu

wünſchen zu Allem, was mich umgibt, und zu Ihnen zuerſt, mein guter Herr Jackal."

„Und während Sie ſich zu Allem, was Sie umgibt, Glück zu wünſchen haben, während Sie ſich in einem guten trockenen Cabinet, in einem guten warmen Bette befinden, — und zwar aus der Tiefe eines feuchten, ungeſunden Brunnens kommend, — ſind Sie ſo undankbar, daß Sie das Glück anklagen!"

„Wir ſind nun hier," ſagte Gibaſſier.

„Ah! mein lieber Herr Gibaſſier," fuhr der Polizeichef fort, „was muß man denn thun, um Ihnen zu beweiſen, daß man Ihr Freund iſt?"

„Herr Jackal," erwiederte Gibaſſier, „ich wäre unwürdig der Theilnahme, die Sie mir bezeigen, gäbe ich Ihnen nicht auf der Stelle die Erklärung meiner Worte."

„Geben Sie mir dieſelbe," ſagte Herr Jackal, indem er mit Geräuſch und Wolluſt eine ungeheure Priſe Tabak nahm. „Ich höre."

„Als ich ſagte, ich befinde mich ſchlecht, wußte ich vollkommen, was ich ſagte."

„Theilen Sie mir Ihre Gedanken mit."

„Ich befinde mich wohl für die gegenwärtige Stunde, mein guter Herr Jackal."

„Was brauchen Sie dann mehr?"

„Ich möchte gern ein wenig Sicherheit für die Zukunft haben."

„Ei! mein lieber Gibaſſier, wer iſt der Zukunft ſicher? Die Secunde, welche ſo eben abgelaufen iſt, gehört uns nicht mehr; diejenige, welche nun kommen wird, gehört uns noch nicht."

„Nun wohl, um die Secunde, welche kommen wird, bin ich beſorgt, — ich verberge es Ihnen nicht."

„Und was befürchten Sie?"

„Ich finde den Ort, wo ich bin, köſtlich . . . In Beziehung auf den Ort, von dem ich herkomme, iſt er

ein irdisches Paradies! Doch Sie kennen meinen launenhaften Charakter . . .

„Sagen Sie übersättigt, Gibassier."

„Uebersättigt, wenn Sie wollen."

„So gut ich auch hier bin, so kann ich mich doch nicht rühren, wenn mich die Lust erfaßt, wegzugehen."

„Nun?"

„Nun wohl, ich befürchte in dem Augenblicke, wo mich diese Fantasie ergreifen wird, ein unerwartetes Hinderniß zu finden, das mich zwingt hier zu bleiben, oder einen brutalen Willen, der mich nöthigt, ganz anderswohin zu gehen, als es meine Absicht wäre."

„Ich könnte Ihnen antworten, da Sie sich hier wohl befinden, so wäre es das Beste, wenn Sie hier bleiben würden; doch ich kenne Ihre veränderliche Laune, und ich will nicht mit Ihren Neigungen streiten. Ich ziehe es also vor, offenherzig zu antworten."

„Oh! mein guter Herr Jackal, Sie haben keine Idee, mit welchem Interesse ich Sie anhöre."

„So lassen Sie mich Ihnen Eines sagen: Sie sind frei, mein lieber Herr Gibassier."

„Wie?" rief Gibassier, indem er sich auf seinem Ellenbogen aufrichtete.

„Frei wie der Vogel in der Luft, frei wie der Fisch im Wasser, frei wie der Ehemann, wenn seine Frau todt ist!"

„Herr Jackal!"

„Frei wie der Wind, wie die Wolke, kurz, wie Alles, was frei ist."

Gibassier schüttelte den Kopf.

„Wie!" sagte Herr Jackal, „Sie sind noch nicht zufrieden? Ah! bei meiner Treue, Sie sind anspruchsvoll!"

„Ich bin frei? ich bin frei?" wiederholte Gibassier.

„Sie sind frei."

„Ich höre wohl, doch . . ."

„Was?"

„Unter welchen Bedingungen, mein guter Herr Jackal?“

„Unter welchen Bedingungen?“

„Ja.“

„Bedingungen, Ihnen, lieber Herr Gibassier?“

„Warum nicht?“

„Ich, Ihnen die Freiheit um einen niedrigen Preis verkaufen?“

„Das hieße in der That die Lage mißbrauchen!“

„Mit der Unabhängigkeit eines zwanzigjährigen Freundes ein Gewerbe treiben, ich, ich, Jackal, der ich bis jetzt so viel Theilnahme für Sie gehegt habe, daß es meine Absicht war, Sie nie aus dem Gesichte zu verlieren; so daß ich, als ich Sie vor einem Monat aus dem Gesichte verlor, in Verzweiflung gerieth! ich, der ich Alles gethan habe, um Ihre verschiedenen Gefangenschaften zu mildern; ich, der ich Sie seitdem gerettet habe.“

„Aus dem Brunnen wollen Sie sagen?“

„Ich, der ich über Sie mit einer ganz brüderlichen Fürsorge habe wachen lassen!“ fuhr der Polizeimann fort, ohne sich bei der unpassenden Antwort von Gibassier aufzuhalten; „ich die Lage mißbrauchen, — Sie haben diesen Satz gesagt, Gibassier! — die Lage eines Freundes im Unglück! Ah! Gibassier, es thut mir leid um Sie!“

Und Herr Jackal zog aus seiner Tasche ein rothes Foulard, und hob es bis zur Höhe seines Gesichtes empor, nicht um Thränen abzuwischen, deren Quellen eben so versiegt zu sein schienen, als die des Manzanares, sondern um sich geräuschvoll zu schneuzen.

Der weinerliche Ton, mit dem Herr Jackal Gibassier seinen Undank vorgeworfen, hatte diesen gerührt.

Er antwortete auch mit kläglicher Stimme und mit der Richtigkeit der Betonung eines Schauspielers, dem man die Replique gibt:

„Ich an Ihrer Freundschaft zweifeln, mein guter

Herr Jackal? ich die Dienste vergessen, die Sie mir geleistet haben?.. Ei! wäre ich zu einem solchen Undanke fähig, so wäre ich ein elender Skeptiker ohne Herz und Gemüth; ich würde ja dann die heiligsten Dinge, die heiligsten Tugenden leugnen! Nein! Gott sei Dank! Herr Jackal, sie blüht noch in meinem Busen, diese himmlische Pflanze, welche man die Freundschaft nennt! Klagen Sie mich also nicht an, ehe Sie mich gehört haben; und wenn ich Sie fragte, unter welchen Bedingungen ich meine Freiheit wiedererlangen sollte, — glauben Sie, es geschah weniger aus Mißtrauen gegen Sie, als aus Mißtrauen gegen mich."

„Nun, so wischen Sie Ihre Thränen ab und sprechen Sie klar, Herr Gibassier."

„Ah!" erwiederte der Galeerensklave, „ich bin ein großer Sünder, Herr Jackal."

„Ei! mein Gott! sagt nicht die Schrift, der größte Heilige sündige siebenmal an einem Tage?"

„Es gibt Tage, an denen ich vierzehnmal gesündigt habe, Herr Jackal."

„Sie werden nur halb heilig gesprochen werden."

„Oh! dazu müßte ich gar keine Sünde begangen haben."

„Ja, Sie haben Fehler begangen."

„Ah! hätte ich nur Fehler begangen . . ."

„Sie sind ein größerer Sünder, als ich vermuthete, Gibassier!"

„Leider!"

„Sollten Sie zufällig Bigamist sein?"

„Wer ist nicht ein wenig Bigamist und sogar Polygamist?"

„Sie haben vielleicht Ihren Herrn Vater getödtet und Ihre Frau Mutter geheirathet, wie Oedipus?"

„Alles dies kann durch Zufall geschehen, Herr Jackal, und zum Beweise dient, daß Oedipus sich darum nicht schuldig glaubt, denn Herr von Voltaire läßt ihn sagen:

Incceste, parricide, et pourtant vertueux *)!"

„Während es bei Ihnen ganz das Gegentheil ist, Sie sind nicht tugendhaft, obgleich Sie weder Blutschänder, noch Vatermörder sind."

„Herr Jackal, ich habe Ihnen gesagt, es ist weniger die Vergangenheit, was mich beunruhigt, als die Zukunft."

„Aber woher des Teufels kommt denn bei Ihnen dieses Mißtrauen gegen Sie selbst, mein lieber Herr Gibassier?"

„Nun denn, wenn ich es Ihnen sagen muß, ich befürchte meine Freiheit zu mißbrauchen, sobald sie mir wiedergegeben sein wird."

„Auf welche Art?"

„Auf alle Arten, Herr Jackal."

„Doch unter Anderem?"

„Ich befürchte, mich in eine Verschwörung einzulassen."

„Ah! wahrhaftig? . . Teufel, das ist ernst, was Sie mir da sagen, Gibassier."

„Aeußerst ernst."

„Erklären Sie sich doch," sprach Herr Jackal.

Und er machte es sich auf seinem Stuhle auf eine Art bequem, welche andeutete, daß die Conferenz eine gewisse Zeit dauern sollte.

---

*) Blutschänder, Vatermörder, und dennoch tugendhaft!

CXXV.

Die Sendung von Gibaſſier.

„Was wollen Sie, mein lieber Herr Jackal?“ fuhr Gibaſſier mit einem Seufzer fort, „ich bin nicht mehr im Alter, um mich in vagen Jugendilluſionen zu wiegen.“

„Gut; wie alt ſind Sie denn?“

„Beinahe vierzig Jahre, mein guter Herr Jackal; doch ich vermöchte mein Geſicht ſo einzurichten, daß ich im Nothfalle fünfzig oder ſechzig ſcheinen würde.“

„Ja, ich kenne Ihr Talent in dieſer Hinſicht: Sie ſpielen die Grimaſſen ganz angenehm. Ah! Sie ſind ein großer Schauſpieler, ich weiß das, und darum habe ich Abſichten mit Ihnen.“

„Sollten Sie mir ein Engagement anzubieten haben, mein guter Herr Jackal?“ fragte Gibaſſier mit einem Lächeln, welches andeutete, mit Recht oder mit Unrecht glaube er etwas von den Geheimniſſen des Polizeimannes ergründet zu haben.

„Wir werden ſogleich hievon reden. Mittlerweile nehmen wir das Geſpräch wieder auf, wo wir es gelaſſen haben, nämlich bei Ihrem Alter.“

„Nun wohl, ich ſagte alſo, ich ſei bald vierzig Jahre alt. Das iſt das Alter des Ehrgeizes bei den großen Seelen.“

„Ja, und Sie ſind ehrgeizig?“

„Ich geſtehe es.“

„Sie möchten wohl Glück machen?“

„Oh! nicht für mich . . .“

„Einen Platz im Staate einnehmen?“

„Meinem Vaterlande dienen war immer mein glühendſter Wunſch.“

„Sie haben die Rechte ſtudirt, Gibaſſier; das führt zu Allem.“

„Ja, doch ich habe das Unglück gehabt, meine Licenz nicht zu nehmen.“

„Das iſt unverzeihlich von Seiten eines Mannes, der ſeinen Codex an den Fingerſpitzen herbeten kann wie Sie.“

„Nicht nur unſern Codex, Herr Jackal, ſondern den Codex aller Länder.“

„Und wann haben Sie dieſe Studien gemacht?“

„Während der Mußeſtunden, die mir die Regierung bewilligte.“

„Und das Reſultat Ihrer Studien? . .“

„Iſt geweſen, es gebe in Frankreich viel zu reformiren.“

„Ja, die Todesſtrafe, zum Beiſpiel.“

„Leopold von Toscana, ein philoſophiſcher Herzog, hat ſie in ſeinen Staaten reformirt.“

„Es iſt wahr, und am andern Tage hat ein Sohn ſeinen Vater getödtet, ein Verbrechen, das ſeit einem Vierteljahrhundert nicht vorgefallen war.“

„Das iſt aber nicht das Einzige, was ich ſtudirt habe.“

„Ja, Sie haben auch die Finanzen ſtudirt.“

„Speciell. Nun wohl, bei meiner Rückkehr habe ich die Frankreichs in einem beklagenswerthen Zuſtande gefunden. Ehe zwei Jahre vergehen, wird die Schuld eine exorbitante Summe betragen!“

„Ah! ſprechen Sie mir nicht hievon, mein lieber Gibaſſier.“

„Nein, mein Herz bricht, wenn ich nur hieran denke; indeſſen . . .“

„Was?“

„Wenn man mich zu Rathe ziehen wollte, ſo wären die Kaſſen voll, ſtatt leer zu ſein.“

„Mein lieber Herr Gibaſſier, ich glaubte, ein Kaufmann, der Ihnen ſeine Kaſſe anvertraut, habe ſie im Gegentheile leer ſtatt voll gefunden.“

„Mein guter Herr Jackal, man kann ein sehr schlechter Kassier sein und dennoch ein vortrefflicher Speculant.“

„Kommen wir auf die Kassen des Staates zurück, mein lieber Herr Gibassier.“

„Wohl, ich kenne ein Mittel gegen das brennende Uebel, das die unsern leert. Ich weiß, wie dieser nagende Wurm der Nationen, den man Budget nennt, auszureißen ist; ich weiß, wie der wie Sturmwolken über der Regierung angehäufte Haß abzuziehen ist.“

„Und dieses Mittel, tiefer Gibassier?“

„Ich wage es nicht recht, es Ihnen zu sagen.“

„Ist, das Ministerium zu ändern, nicht wahr?“

„Nein, es ist, die Regierung zu ändern.“

„Ah! Seine Majestät wäre sehr glücklich, wenn sie Sie würde so sprechen hören.“

„Ja, und am Tage, nachdem ich meine Meinung mit der Freiheit eines gewissenhaften Mannes ausgedrückt hätte, würde man mich bei nächtlicher Weile verhaften, man würde meine Correspondenz durchsuchen, man würde in den Geheimnissen meines Privatlebens wühlen.“

„Bah!“ machte Herr Jackal.

„Man würde das thun, und darum werde ich mich nie mit einem Complotte verbinden . . . Indessen . . .“

„Mit keinem Complotte, lieber Herr Gibassier?“ sagte Herr Jackal, indem er seine Brille emporhob und den Galeerensklaven fest anschaute.

„Nein, und es sind mir doch herrliche Anträge gemacht worden, wie ich mich wohl rühmen darf.“

„Sie sind voller Verschweigungen, Gibassier.“

„Ich möchte gern, daß wir uns begreifen würden.“

„Ohne einander zu compromittiren, nicht wahr?“

„Ganz richtig.“

„Nun wohl, lassen Sie uns plaudern, wir haben Zeit . . . Wenn ich sage, wir haben Zeit . . .“

„Ah! Sie haben Eile?“

„Ein wenig.“

„Ich halte Sie hoffentlich nicht zurück?“

„Im Gegentheile, nur Sie halten mich zurück. Fahren Sie also fort.“

„Wobei waren wir?“

„Sie waren bei Ihrem zweiten indessen.“

„Ich befürchte indessen, einmal frei . . .“

„Einmal frei?“

„Da bei mir die Freiheit nicht eine alte Gewohnheit ist . . .“

„Sie befürchten, die Ihrige zu mißbrauchen?“

„Ganz richtig . . . Nehmen Sie also an, ich lasse mich hinreißen, — ich bin ein Mensch der Hinreißung . . .“

„Ich weiß es, Gibassier: gerade das Gegentheil von Herrn von Talleyrand, ist Ihre erste Bewegung die schlechte; doch Sie geben ihr nach.“

„Nun wohl, nehmen Sie an, ich trete in irgend eines von den Complotten ein, welche gegenwärtig sich um den Thron des alten Königs anzetteln; was würde dann geschehen? Ich wäre zwischen zwei Klippen: schweigen und meinen Kopf risquiren, oder meine Genossen anzeigen und meine Ehre risquiren!“

Herr Jackal schien mit seinen Augen jedes Wort aus dem Munde von Gibassier zu reißen.

„So daß Sie,“ sagte er, „so daß Sie beharrlich an der Zukunft zweifeln, mein lieber Gibassier?“

„Ah! mein guter Herr Jackal,“ erwiederte der Galeerensklave, der zu befürchten schien, er habe zu viel gesagt, und wieder umkehrte, „hätten Sie für mich ein Viertel von der Freundschaft, die ich für Sie hege, wissen Sie, was Sie thun würden?“

„Sprechen Sie, Gibassier, und wenn es in meiner Macht liegt, so werde ich es thun, so wahr als uns die Sonne leuchtet.“

Herr Jackal wandte diesen Ausdruck vielleicht aus

Gewohnheit an, thatsächlich ist es aber, daß in diesem Momente die Sonne die Sandwichsinseln beschien.

Gibassier drehte auch seine Augen gegen das Fenster, und sein Blick war eine beredte Ironie; die Sonne war abwesend bis zu der Secunde, wo Herr Jackal sie requirirte, um ihm als Zeuge zu dienen! Doch er gab sich den Anschein, als bemerkte er es nicht, und hatte das Aussehen, als hielte er die Anrufung des Inspectors für gut.

„Nun wohl," sprach Gibassier, „sind Sie geneigt, etwas für mich zu thun, so lassen Sie mich reisen, mein guter Herr Jackal. Ich werde erst in angenehmer Stimmung sein, wenn ich mich außer Frankreich fühle."

„Und wohin möchten Sie gern gehen, lieber Herr Gibassier?"

„Ueberallhin, nur nicht in den Süden."

„Ah! Sie hassen also Toulon?"

„Und in den Westen."

„Ja, wegen Brest und Rochefort . . . Bestimmen Sie also selbst Ihre Route."

„Ich ginge gern nach Deutschland . . . Sollten Sie glauben, daß ich Deutschland nicht kenne?"

„Und das macht, daß man Sie dort auch nicht kennt. Ich begreife, welchen Vortheil Sie dabei fänden, wenn Sie in einem Urlande reisen würden."

„Ja, man erforscht . . ."

„Das ist es!"

„Es gewährt mir eine Freude, zu erforschen, das alte Deutschland besonders."

„Das Deutschland der Burgen!"

„Ja, das Deutschland der Burggrafen, das Deutschland der Hexenmeister, das Deutschland von Karl dem Großen, **Germania mater**!"

„Es würde Sie also glücklich machen, wenn Sie eine Sendung an die Ufer des Rheins bekämen?"

„An dem Tage, wo ich sie bekomme, werden alle meine Wünsche erfüllt sein."

„Sie sprechen offenherzig?“

„So wahr als die Sonne uns nicht leuchtet, mein guter Herr Jackal.“

Diesmal war es Herr Jackal, der den Kopf nach dem Fenster umwandte, und, da er die Abwesenheit des vom Galeerensklaven zum Zeugen genommenen Gestirnes wahrnahm, den Behauptungen von Gibassier Glauben schenken konnte.

„Ich glaube Ihnen,“ sagte Herr Jackal, „und ich will es Ihnen beweisen.“

Gibassier horchte mit allen seinen Ohren.

„Sie sagen also, mein lieber Gibassier, der Gegenstand aller Ihrer Wünsche wäre eine Sendung an die Ufer des Rheins?“

„Ich habe es gesagt, und ich widerrufe es nicht.“

„Nun wohl, die Sache ist nicht unmöglich.“

„Ah! mein guter Herr Jackal!“

„Nur sage ich Ihnen nicht, ob die Sendung diesseits oder jenseits des Rheins sein wird.“

„Sobald ich mich unter Ihrem unmittelbaren Schutze befinde . . . und dennoch verhehle ich Ihnen nicht, daß es mir lieber wäre . . .“

„Mißtrauen, Gibassier?“

„Oh! nein; denn Sie haben am Ende keinen Grund, mich zu täuschen . . .“

„Keinen, ich kenne Sie.“

„Ihre Zeit mit mir zu verlieren, wenn Sie mir nichts zu sagen haben.“

„Ich verliere nie meine Zeit, Gibassier, und sobald Sie mich im Reisecostume und zur Abreise bereit sehen, und ich reise nicht ab, so ist dies der Fall, weil ich während dieses Verzugs etwas Nützliches thue, oder weil man es für mich thut.“

„In Rücksicht auf mich?“ fragte Gibassier mit einer gewissen Besorgniß.

„Ich vermöchte nicht nein zu sagen. Ich habe eine so große Schwäche für Sie, mein lieber Gibassier, daß

ich mich, seitdem ich Sie wiedergefunden, nur mit Einem beschäftige: mit dem, was man aus Ihnen machen kann."

„Herr Jackal, man kann Vieles aus mir machen."

„Ich weiß es, doch jeder Mensch hat einen Beruf. . . . Sie sind kein Mann von großem Wuchse, Gibassier, doch Sie sind stark gebaut."

„Ich habe bis zehn Franken täglich als Modell verdient."

„Nun, sehen Sie! Sie sind überdies von sanguinischem Temperamente, von energischem Charakter."

„Zu sehr! davon kommen alle meine Mißgeschicke her."

„Weil Sie sich von Ihrem Pfade abgewandt haben; auf einer anderen Straße hätten Sie das Ziel erreicht."

„Ich hätte es überschritten, Herr Jackal."

„Sehen Sie, das ist meine Meinung. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie von dem Holze sind, aus dem man große Feldherren macht, Gibassier, und was mich längst wundert, ist, daß Sie die Laufbahn der Waffen nicht verfolgt haben."

„Das wundert mich noch viel mehr als Sie, Herr Jackal."

„Nun, was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen gegenüber die Vernachläßigungen des Glückes gut machte?"

„Ich würde nichts sagen, Herr Jackal, so lange ich nicht wüßte, auf welche Art Sie dieselben gut machen."

„Wenn ich Sie zum General machen würde?"

„Zum General?"

„Ja, Brigade-General."

„Und welche Brigade hätte ich zu commandiren die Ehre, Herr Jackal?"

„Eine Sicherheits-Brigade, mein lieber Herr Gibassier."

„Das heißt, Sie machen mir ganz einfach den Antrag, Mouchard zu werden?“

„Ja, ganz einfach.“

„Auf meine Individualität zu verzichten?“

„Das Vaterland verlangt von Ihnen, daß Sie ihm dieſes Opfer bringen.“

„Ich werde thun, was das Vaterland verlangt; doch was wird es ſeinerſeits für mich thun?“

„Sprechen Sie Ihre Wünſche aus.“

„Sie kennen mich, mein lieber Herr Jackal . . .“

„Ich erfreue mich dieſer unſchätzbaren Ehre.“

„Sie wiſſen, daß ich große Bedürfniſſe habe.“

„Man wird hiefür beſorgt ſein.“

„Uebermäßig koſtſpielige Launen!“

„Man wird ſie befriedigen.“

„Mit einem Worte, ich kann Ihnen große Dienſte leiſten.“

„Leiſten Sie dieſelben, mein lieber Gibaſſier, und man wird Sie bezahlen.“

„Laſſen Sie mich Ihnen nur ein paar Worte ſagen, die Ihnen beweiſen ſollen, wozu ich fähig bin.“

„Oh! ich glaube, daß Sie zu Allem fähig ſind, General.“

„Und noch zu vielen anderen Dingen, das werden Sie ſehen.“

„Ich höre.“

„Wovon hängen die Größe und das Wohl eines Staates ab? . . Von der Polizei, nicht wahr?“

„Das iſt wahr, General!“

„Ein Land ohne Polizei iſt ein großes Schiff ohne Compaß und ohne Steuerruder.“

„Das iſt zugleich richtig und poetiſch, Gibaſſier.“

„Man kann alſo die Miſſion des Polizeimannes als die zugleich heiligſte, zarteſte und nützlichſte von allen Miſſionen betrachten.“

„Ich werde Ihnen nicht das Gegentheil ſagen.“

„Woher kommt es dann, daß man, um dieſe wich-

tige Function zu versehen, um diese erhaltende Mission zu erfüllen, gewöhnlich blödsinnige Menschen von der häßlichsten Art wählt? woher kommt dies? ich will es Ihnen sagen: davon, daß die Polizei, statt sich mit den großen Regierungsfragen zu beschäftigen, in die geringfügigsten Details eingeht und sich ängstlichen Anstrengungen hingibt, die ihrer ganz unwürdig sind."

„Fahren Sie fort, Gibassier."

„Ihr gebt Millionen aus, um politischen Complotten nachzuforschen, nicht wahr? Nun wohl, wie viel habt Ihr seit 1815 entdeckt?"

„Seit 1815," sagte Herr Jackal, „haben wir entdeckt . . ."

„Nicht ein einziges," unterbrach Gibassier, „denn Ihr habt sie alle gemacht."

„Das ist wahr," antwortete Herr Jackal, „und nun da Sie Einer der Unsern sind, werde ich es nicht versuchen, etwas vor Ihnen zu verbergen."

„Verschwörung Didier, Polizei-Angelegenheit; — Verschwörung Tolleron, Pleignies und Carbonneau, Polizei-Angelegenheit; Verschwörung der vier Sergenten von la Rochelle, Polizei-Angelegenheit! Warum habt Ihr Euch hierauf beschränkt? Weil Ihr es nicht wagt, offen die vier bis fünf Complotthäupter anzugreifen, mit denen Ihr alle Tage in den Straßen von Paris mit den Ellenbogen zusammenstoßt. Ihr schneidet den Baum aus, und Ihr habt nicht den Muth, die Axt an den Stamm zu legen, und warum dies? Weil die unglücklichen Agenten, die Ihr verwendet, Augen haben, um nicht zu sehen, Ohren, um nicht zu hören; weil Ihr ihren Auftrag entehrend, unpopulär gemacht habt; weil Ihr das Wort Polizei dadurch erniedrigt habt, daß Ihr Elite-Intelligenzen die Bestimmung gebet, nicht über die Sicherheit des Staates zu wachen, sondern Diebe zu verhaften."

„Es ist Wahres an dem, was Sie sagen," Gibas-

ſier," erwiederte Herr Jackal, indem er eine Priſe Tabak nahm.

„Was haben Sie Euch aber gethan, dieſe unglücklichen Diebe? Könnt Ihr ſie nicht im Frieden arbeiten laſſen? Plagen Sie Euch? beklagen ſie ſich über das Geſetz gegen die Preſſe? machen ſie Satyren gegen Euch? ſchreien ſie über die Jeſuiten? Nein! ſie laſſen Euch ruhig Euer kleines politiſches Ultra machen. Habt Ihr je einen Einzigen bei einem Complott gefunden? Statt ihnen Hülfe und Schutz zu gewähren wie friedlichen, harmloſen Leuten, — ſtatt väterlich die Augen über ihre kleinen Streiche zu ſchließen, ſitzt Ihr ihnen mit aller Erbitterung auf dem Nacken, und das nennt Ihr Polizei machen! Pfui! Herr Jackal, das iſt armſelige, gemeine Knickerei, das iſt die Kindheit der Kunſt, das iſt die Polizei, wie ſie im irdiſchen Paradieſe getrieben wurde, wo man Adam und Eva wegen eines unglücklichen Apfels verhaftete, ſtatt die Schlange, welche conſpirirte, gefänglich einzuziehen. Hören Sie, Herr Jackal, nicht ſpäter als vorgeſtern hat man verhaftet . . . wen? das frage ich Sie: den Engel Gabriel!"

„Ihren Freund? . . Oh!"

„Das entrüſtet Sie . . ."

„Man hat ihn alſo wiedererkannt?"

„Nicht einmal; er hatte Hunger, der ehrliche Junge, und er trat, der arme Unſchuldige, bei einem Bäcker ein, um ein Brod zu verlangen. Der Bäcker war übler Laune, weil man ihn auf der That des Verkaufs mit falſchem Gewichte ertappt hatte, und er zu zwölf Franken Buße von der Zuchtpolizei verurtheilt worden war. Er verweigerte brutaler Weiſe das Brod, das der arme Ausgehungerte von ihm forderte: da nahm er das Brod, biß darein, und trotz des Geſchreis des Bäckers hatte er es verzehrt, ehe Ihre Agenten ankamen: die Agenten kamen wirklich, und ſtatt den Bäcker zu verhaften, verhafteten ſie Gabriel!"

„Ja," sagte Herr Jackal, „ich weiß wohl, daß sich Fehler in unserer Gesetzgebung finden; doch mit Ihrem Rathe wird man sie bekämpfen, redlicher Gibassier!"

„Während nun Ihre Agenten dieses abscheuliche Geschäft trieben, wissen Sie was ungefähr hundert Schritte unter ihnen vorging?"

„Man conspirirte, nicht wahr?"

„Und wissen Sie, was das Losungswort der Verschwörung war?"

„Es lebe der Kaiser! Ah! ich sehe wohl, daß der Puits-qui-parle für Sie gesprochen hat, wie für mich, Gibassier. Und welche Consequenzen haben Sie aus diesem Rufe gezogen?"

„Daß wir, ehe ein Monat, drei Wochen, vierzehn Tage vielleicht vergehen, eine andere Regierungsform haben werden."

„Nun wohl, dieses Geständniß macht, daß ich Ihnen nur noch wenig zu sagen habe!"

„Doch ich, ich habe Ihre Befehle zu erwarten, mein Marschall," sagte Gibassier, indem er die Geberde eines Officiers machte, der die Hand vor einem Obern an seinen Hut legt.

„Wann werden Sie sich auf Ihren Beinen halten können?"

„Wann es sein muß," erwiederte Gibassier.

„Ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden."

„Das ist mehr als ich brauche."

„Morgen früh werden Sie nach Kehl abreisen. Longue-Avoine wird Ihnen Ihre Pässe übergeben. In Kehl werden Sie im Gasthause zur Post absteigen. Ein von Wien kommender Mann wird in einer Postchaise passiren. Achtundvierzig Jahre, schwarze Augen, ergrauender Schnurrbart, bürstenartig geschnittene Haare, Größe fünf Fuß sieben Zoll. Er wird unter irgend einem Namen reisen; sein wahrer Name ist Sarranti. Sobald er vor Ihren Augen erschienen ist, werden Sie

ihn nicht mehr aus dem Geſichte verlieren. Die Mittel, das iſt Ihre Sache. Bei meiner Rückkehr hieher wünſche ich zu wiſſen, wo er wohnt, was er thut, was er thun wird. Hier iſt eine Anweiſung auf tauſend Thaler zahlbar in der Rue de Jeruſalem. Sie bekommen zwölftauſend Franken, wenn Sie glücklich meine Inſtructionen erfüllen."

„Ah!" ſagte Gibaſſier, „ich wußte wohl, das Verdienſt werde früher oder ſpäter belohnt."

„Was Sie da ſagen, iſt um ſo wahrer, Gibaſſier, als ich, kennete ich ein Verdienſt, das größer, als das Ihrige, die Sendung ihm anvertrauen würde, mit der ich Sie betraue. Und nun, mein lieber Gibaſſier, wünſche ich Ihnen von ganzem Herzen eine gute Geſundheit und glücklichen Erfolg."

„Ah! was die gute Geſundheit betrifft, ſo bin ich ſchon geheilt. Das Verlangen, Seiner Majeſtät nützlich zu ſein, hat dieſe wunderbare Cur gemacht. Was den glücklichen Erfolg betrifft, ſo verlaſſen Sie ſich auf mich."

In dieſem Augenblicke trat Longue-Avoine ein und ſprach leiſe mit Herrn Jackal.

„Sie kennen das Wort von König Dagobert, mein lieber Gibaſſier," ſagte Herr Jackal: „„So gut auch eine Geſellſchaft ſein mag, man muß ſie am Ende verlaſſen;"" doch die Pflicht vor dem Vergnügen, die Tugend vor der Freundſchaft. Gott befohlen, und viel Glück!"

Hiernach verließ Herr Jackal raſch Gibaſſier.

Als er auf den Vorhof von Notre-Dame kam, fand er hier eine Reiſeberline beſpannt mit vier Pferden nebſt zwei reitenden Poſtillons.

„Biſt Du da, Carmagnole?" fragte Herr Jackal, während er den Wagenſchlag halb öffnete.

„Ja, Herr Jackal."

„So bleibe hier."

„Sie nehmen mich mit nach Wien?"

„Nein, ich laſſe Dich unter Weges.“

Alsdann, ſich gegen Longue-Avoine umwendend:

„Man hat vorgeſtern, in der Rue Saint-Jaques, einen Unglücklichen verhaftet, der ein Brod geſtohlen hatte; man verwahre ihn mir abgeſondert: ich habe bei meiner Rückkehr mit ihm zu ſprechen; er antwortet auf den Namen Engel Gabriel.“

Hienach ſprang er in den Wagen, nahm in aller Breite im Fond Platz, während Carmagnole beſcheiden auf dem Vorderſitze blieb, und rief dem Poſtillon, der den Wagenſchlag ſchloß, zu:

„Straße nach Belgien! und ſechs Franken Trinkgeld!“

„He! hörſt Du, Jolibois?“ rief der Poſtillon ſeinem Kameraden zu; „ſechs Franken Trinkgeld!“

„Doch man wird raſch fahren!“ fügte Herr Jackal ſeinen Kopf durch den Schlag ſteckend bei.

„Daß die Funken davon fliegen,“ erwiederte der Poſtillon, während er ſich in den Sattel ſchwang.

Und der Wagen verſchwand in dem Augenblicke, wo die Sonne erſchien.

CXXVI.

Mignon.

Laſſen wir Herrn Jackal und Carmagnole in aller Eile auf der Straße nach Deutſchland hinfahren; ſetzen wir zwiſchen ſie und uns die Gränze Frankreichs, und kehren wir nach dem Hauſe der Rue de l'Oueſt zurück, vor welchem wir eines Morgens den mit Wappen ge-

schmückten Wagen der Prinzessin von Lamothe-Houdan haben halten sehen.

Machen wir es wie sie, treten wir unter das Gewölbe des Thorweges; doch statt uns hier aufzuhalten, wie sie, steigen wir die drei Stockwerke eines neu gebauten Hauses hinauf, und bleiben wir vor einer mit Nägeln versehenen und wie eine arabische Thüre geschnitzten Thüre stehen.

Handeln wir nun als Freunde, drehen wir den Knopf ohne anzuklopfen, und wir werden uns auf der Schwelle unseres alten Bekannten Petrus Herbel befinden.

Es war ein anbetungswürdiges Atelier, das Atelier von Petrus; ein Maleratelier vor Allem, doch auch das eines Musikers, eines Dichters, eines Fürsten, denn der große Haufe irrt sich, wenn er denkt, die Maler haben das ausschließliche Privilegium der Ateliers. Alles, was denkt, Alles, was componirt, alle Arbeiten des Geistes mit einem Worte fühlten sich schon damals beengt in jenen Rattenfallen, die man Arbeitscabinete nannte. Es scheint, um sich zu seiner wahren Höhe zu erheben, hat der Gedanke, dieser königliche Sklave, wie die großen Adler, Raum und Luft nöthig. Es wird aber, wie wir hoffen, eine Zeit kommen, wo die Hauseigenthümer, selbst Leute von Geist geworden, die Wohlthat der Ateliers begreifen und die Miethsleute, die sie nicht begreifen, zwingen werden, dieselben aus Ton zu bewohnen, wenn nicht, weil sie ihnen den Vorzug geben, oder weil sie zum Bedürfnisse geworden sind.

Zu einer Zeit, wo das pittoreske Atelier kaum auf das classische Atelier folgte, konnte das von Petrus als ein Typus der Wohnung eines Raphaels der neuen Schule angesehen werden.

Wir haben übrigens gesagt, daß es ein Atelier war, welches eben sowohl einem Maler, einem Musiker, einem Dichter und einem Prinzen anstehen konnte.

Der Leſer iſt unſer Zeuge, daß wir den Prinzen zuletzt genannt haben, denn der Adel des Genies iſt unſerer Anſicht nach viel älter, als der des Herrn Grafen von Merode, welcher von Merovig abzuſtammen behauptet, ſogar als der des Herrn Herzogs von Levis, welcher mit der Jungfrau verwandt zu ſein betheuert. Wir beſtreiten dieſe zwei Abſtammungen nicht; doch der Adel von Shakeſpeare und von Dante iſt nach unſerer Meinung viel älter und ehrwürdiger. Der Eine ſtammt von Homer ab, der Andere von Moſes.

Trat man bei Petrus ein, ſo war man erſtaunt, überraſcht, entzückt. Alle Sinne bebten, denn alle Sinne waren zugleich ergriffen: das Gehör durch das Seufzen der Orgel; der Geruch durch Benzoe und Aloe, die auf türkiſchen Räucherpfännchen brannten; das Geſicht durch den Anblick der tauſend Gegenſtände, welche das Auge nach allen Seiten zogen.

Es waren Betpulte aus dem vierzehnten Jahrhundert mit Schnitzwerk mit Glöckchen, ſteife Gemälde mit lebhaften Farben, Meiſterwerke aus der Regierungszeit von Karl **IV.**, Ludwig **XI.** und Ludwig **XII.**, deren Meiſter man eben ſo wenig kennt, als man die Architekten und die Bildhauer unſerer ſchönſten Kathedralen kennt; es waren Truhen von der Renaiſſance, von Heinrich **III.** und Ludwig **XIII.**, mit Incruſtationen von Schildpatt, Perlmutter und Elfenbein; es waren Statuetten von den Gräbern der Herzoge von Burgund oder von Berry losgemacht, betende Mönche, ſchwermüthige heilige Frauen, heilige George und heilige Michaele Drachen bändigend, die Einen angemalt wie die Apoſtel der Sainte-Chapelle, die Anderen vergoldet wie die Evangeliſten von Mont-Réal; es waren, am Plafond hängend, holländiſche Käfiche, wie man ſie an den Fenſtern der Frauen von Miéris ſieht, kupferne Lampen mit gebogenen Schnäbeln, wie man in den Stillleben von Gérard Dow findet; es waren Waffen

von allen Arten, von allen Zeiten, von allen Ländern, von den Framea der langhaarigen Könige bis zu den schönen, guten Stutzbüchsen, welche damals aus den Werkstätten von Devisme hervorzugehen anfingen, von der ursprünglichen Mordkeule, dem Bogen und den vergifteten Pfeilen der Wilden von Neu-Seeland, bis zu den Krummsäbeln der türkischen Paschas und den Pistolen mit ciselirten Kolben der arnautischen Soldaten; es waren, mitten unter Allem dem, gehalten von unsichtbaren Fäden, die ihnen das Ansehen gaben, als flögen sie mit eigenen Flügeln, See- und Landvögel von Europa, Africa, America und Asien, von allen Größen und allen Farben, von dem riesigen Albatros, der aus den Wolken auf seine Beute wie ein Meteorstein niederfällt, bis zum Königsvogel, welcher wie ein vom Winde fortgetragener Karfunkel oder Saphir erscheint; sodann Gypsabgüsse, Reproduction der Meisterwerke von Phidias und Michel Angelo, von Praxiteles und Jean Goujon, nach der Natur geformte Torsos, Büsten von Homer und Chateaubriand, von Sophokles und von Victor Hugo, von Virgil und von Lamartine; an allen Wänden endlich Studien, nach Poussin, Rubens, Velasquez, Rembrandt, Watteau, Greuze, Skizzen von Scheffer, Delacroix, Boulanger und Horace Vernet.

Ließ sich das beim Anblicke so vieler Gegenstände erstaunte, sogar unruhige Auge durch das Ohr leiten, und suchte das Instrument und den Musiker, von dem die melodischen Töne und die geschickten Finger das Zimmer mit Wogen von Harmonie erfüllten, so drang der Blick in die Vertiefung eines Fensters mit farbigen Scheiben ein, dessen Ausschnitt als Rahmen für eine Orgel diente, und er verweilte auf einem jungen Manne von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, mit bleichem Gesichte, mit melancholischen Zügen, der seine Finger auf den Tasten umherirren ließ und Accorde mit einem trefflichen Gefühle, aber mit einer tiefen Traurigkeit improvisirte.

Dieser Musiker war unser Freund Justin. Seit mehr als einem Monat hat er sich bei Jedermann erkundigt, und trotz der Versprechungen von Salvator hat er nichts erfahren.

Er scheint, um die Musik dazu zu machen, Verse zu erwarten, die ein anderer junger Mann dichtet oder übersetzt. Dieser andere junge Mann mit braunem Teint, mit krausen Haaren, mit verständigem Auge, mit fleischigen, sinnlichen Lippen, ist unser Freund Jean Robert. Er steht und übersetzt zugleich.

Er steht für ein Bild von Petrus und übersetzt Verse von Göthe.

Ihm gegenüber ist ein bewunderungswürdiges Kind von kaum vierzehn Jahren, mit einem von den Fantasiecostumen, die es so gern trägt, Goldzechinen am Halse und auf der Stirne, eine rothe Schärpe um den Leib, in einem Kleide mit goldenen Blumen, und mit reizenden bloßen Füßen, Sammetaugen, Perlzähnen und ebenholzschwarzen, bis auf die Erde fallenden Haaren.

Das ist Rose-de-Noël im Costume von Mignon.

Sie tanzt für ihren Freund Wilhelm Meister den Eiertanz, den sie auf der Straße für ihren ersten Herrn zu tanzen sich geweigert hat.

Wilhelm Meister dichtet, während sie tanzt, schaut sie an, lächelt und kehrt zu seinen Versen zurück.

Wir haben gesagt, Wilhelm Meister sei unser Dichter gewesen.

Neben Rose-de-Noël, auf der Erde liegend, und das schwermüthige Lächeln des Kindes erklärend, ist ein anderer kleiner Mohicaner des guten Gottes, den wir beim Schulmeister und bei Brocante gesehen haben, Babolin in der Tracht eines spanischen Possenreißers. Er vervollständigt das wunderbare Genrebild, das Petrus eben der Leinwand einverleibt, und das, was den Kunstwerth betrifft, zwischen einem Isabey und einem Decamps die Mitte hält.

Petrus ist immer der junge Mann, halb Künstler, halb Aristokrat, mit dem uns bekannten schönen, edlen Gesichte. Nur ist dieses Gesicht mit einem Schleier tiefer Traurigkeit bedeckt, der, statt es zu erheitern, das bittere Lächeln, das zuweilen über seine Lippen schwebt, noch trübseliger macht.

Dieses bittere Lächeln ist der innere, unbekannte Gedanke, der hervortritt; er hat nichts mit dem gemein, was er macht, noch mit dem, was er sagt.

Was er macht, wir wiederholen es, ist ein Gemälde Mignon vorstellend, wie sie vor Wilhelm Meister den Eiertanz tanzt.

Was er sagt, ist:

„Nun, Jean Robert, ist das Lied von Mignon vollendet? Du siehst wohl, daß Justin wartet."

Woran er denkt, was macht, daß ein bitteres Lächeln auf seinen Lippen sichtbar wird, ist, daß gerade zu dieser Stunde, wo er sein Bild vollendet, an dem er seit drei Monaten arbeitet, wo er Jean Robert fragt: „Hast Du geendigt?" wo er mit einem Batistsacktuche seine Stirne, auf der der Schweiß perlt, abwischt, es ist, sagen wir, daß zu eben dieser Stunde die schöne Regina von Lamothe-Houdan den Grafen Rappt in der Saint-Germain-des-Prés-Kirche heirathet.

Es gibt nun, wie Sie sehen, doch eine gewisse Analogie zwischen dem, was vor sich geht, und dem Gemälde, das Petrus macht.

Rose-de-Noël, welche für Mignon steht, ist eine Erinnerung an die schöne Regina, die er mit einer so tiefen Liebe liebt, und die ihm in diesem Augenblicke für immer entgeht. Einen Moment hat sich das düstere Leben der armen kleinen Zigeunerin beim glänzenden Reflexe des Lebens von Regina aufgehellt. Um einen Vorwand zu haben, sich, und wäre es nur mittelbar, mit der Tochter des Marschalls, mit der Frau des Grafen Rappt, — denn Regina wird die Frau seines Nebenbuhlers sein, — zu beschäftigen, hat Petrus

dieſe Roſe-de-Noël geſucht, deren Portrait er ſchon, ohne ſie zu kennen, ſkizzirt hatte; er hat ſie gefunden und mit Hülfe von Salvator endlich beſtimmt, ihm zu ſtehen.

Und Sie ſehen, Roſe-de-Noël ſteht, entzückt über ihr ſchönes Coſtume, das ihr Petrus hat machen laſſen, und mit ihren großen erſtaunten und zugleich entzückten Augen dieſe zauberhafte Reproduction ihrer Perſon auf der Leinwand betrachtend.

Man muß auch ſagen, kein Maler, kein Dichter, weder Petrus, der ihr Bild reproduciren wollte, noch Göthe, der es geträumt, Niemand hätte eine Mignon der ähnlich, welche Petrus vor den Augen hatte, ſich einbilden und noch weniger formen können.

Stellen Sie ſich das elende Kind oder vielmehr die elende Kindheit vor, mit ihren naiven Schönheit, mit ihrer goldenen Sorgloſigkeit, und dennoch, durch dieſe Schönheit und dieſe Sorgloſigkeit, irgend etwas Melancholiſches, Träumeriſches.

Erinnern Sie ſich jener fieberhaften Schönheit, jenes ſchnatternden in der Barke ſitzenden Mädchens von dem ſchönen Bilde von Hebert, das man die Malaria nennt?

Nein, ſtellen Sie ſich nichts vor, nehmen Sie nichts an; Sie haben die Augen Ihrer Einbildungskraft, und Sie werden beſſer ſehen, als es uns gegeben iſt, Sie ſehen zu machen.

Wem glich nun dieſe Mignon von Petrus?

Das war ſchwer zu ſagen.

Hätte man Roſe-de-Noël zu Rathe gezogen, ſo würde ſie, die kleine Zigeunerin des Bildes ſehend, ſicherlich geſagt haben, die Mignon von Petrus gleiche der Fee Carita oder vielmehr Fräulein von Lamothe-Houdan.

Während, — erklären Sie dieſe Sache, wie Sie wollen, Leſer, — während wenn Regina befragt worden wäre, ſie unſtreitbar gefunden hätte, dieſe Mignon gleiche Roſe-de-Noël.

Woher kommt dies?

Davon, daß Petrus Rose-de-Noël anschaute und an Regina dachte.

Rose-de-Noël aufschauend und an Regina denkend hatte er aber gesagt: „Nun, Jean Robert, das Lied von Mignon, ist es vollendet? Du siehst wohl, daß Justin wartet."

„Hier ist es," erwiederte Jean Robert.

Justin wandte sich halb auf seinem Tabouret um, Petrus ließ seinen Malerstock und seine Palette auf seinen Schooß niedersinken, Rose-de-Noël schaute über den Schultern von Jean Robert die durchstrichenen Mückenfüße an, welche die drei Strophen des in Deutschland so populären Liedes von Mignon repräsentirten, und Babolin erhob sich auf seinen Ellenbogen.

„Lies, wir hören," sagte Petrus.

Jean Robert las:

Connais-tu le pays où les citrons fleurissent,
Où l'orange jaunit sous son feuillage vert,
Où les jours sont de flamme, où les nuits s'attiédissent,
Où règne le printemps en exilant l'hiver?
Ce doux pays où croît le myrte solitaire,
Ou le laurier grandit dans un air enbaumé,
Dis moi, le connais-tu? Non. Eh bien, c'est la terre
Où je veux retourner avec toi, bien-aimé!

Connais-tu la maison où s'ouvrit ma paupière,
Où ces dieux de granit qui faisaient mon effroi,
En me voyant rentrer, de leurs lèvres de pierre
Murmureront: „Enfant, qu'avait on fait toi?"
Chaque nuit, comme un phare, en mon rêve etincelle
Sa vitre, qui s'allume au couchant enflammé.
Cette maison, dis mois, la connais-tu? C'est celle,
Où j'aurais voulu vivre avec toi, bien aimé!

Connais-tu la montagne où l'avalanche brille,
Où la mule chemine en un sentier brumeux,

Où l'antique dragon rampe avec sa famille,
Où bondit sur les rocs le torrent écumeux?
Cette montagne, il faut la franchir dans la nue,
Car c'est de son sommet que le regard charmé
Découvra à l'horizon la terre bien connue
Où je voudrais mourir avec toi, bien aimé *)!

Bei diesem letzten Verse stieß Justin einen Seufzer aus, wischte Rose-de-Noël eine Thräne ab, reichte Petrus Jean Robert die Hand.

„Ah! geben Sie mir geschwinde diese Verse," sagte Justin, „ich glaube, ich werde gute Musik darauf machen."

---

*) Weit entfernt anzunehmen, es kenne nicht die Mehrzahl der Leser des Belletr. Auslands diese Ballade aus Wilhelm Meister, fügen wir den deutschen Text doch bei, um eine etwaige Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original zu erleichtern. D. Uebersetzer.

Kennst du das Land? wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin!
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst du das Haus? auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an,
Was hat man dir, du armes Kind gethan?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin!
Möcht ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth;
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin!
Geht unser Weg! o Vater, laßt uns ziehn.

schmückten Wagen der Prinzessin von Lamothe-Houdan haben halten sehen.

Machen wir es wie sie, treten wir unter das Gewölbe des Thorweges; doch statt uns hier aufzuhalten, wie sie, steigen wir die drei Stockwerke eines neu gebauten Hauses hinauf, und bleiben wir vor einer mit Nägeln versehenen und wie eine arabische Thüre geschnitzten Thüre stehen.

Handeln wir nun als Freunde, drehen wir den Knopf ohne anzuklopfen, und wir werden uns auf der Schwelle unseres alten Bekannten Petrus Herbel befinden.

Es war ein anbetungswürdiges Atelier, das Atelier von Petrus; ein Maleratelier vor Allem, doch auch das eines Musikers, eines Dichters, eines Fürsten, denn der große Haufe irrt sich, wenn er denkt, die Maler haben das ausschließliche Privilegium der Ateliers. Alles, was denkt, Alles, was componirt, alle Arbeiten des Geistes mit einem Worte fühlten sich schon damals beengt in jenen Rattenfallen, die man Arbeitscabinete nannte. Es scheint, um sich zu seiner wahren Höhe zu erheben, hat der Gedanke, dieser königliche Sklave, wie die großen Adler, Raum und Luft nöthig. Es wird aber, wie wir hoffen, eine Zeit kommen, wo die Hauseigenthümer, selbst Leute von Geist geworden, die Wohlthat der Ateliers begreifen und die Miethsleute, die sie nicht begreifen, zwingen werden, dieselben aus Ton zu bewohnen, wenn nicht, weil sie ihnen den Vorzug geben, oder weil sie zum Bedürfnisse geworden sind.

Zu einer Zeit, wo das pittoreske Atelier kaum auf das classische Atelier folgte, konnte das von Petrus als ein Typus der Wohnung eines Raphaels der neuen Schule angesehen werden.

Wir haben übrigens gesagt, daß es ein Atelier war, welches eben sowohl einem Maler, einem Musiker, einem Dichter und einem Prinzen anstehen konnte.

Der Leſer iſt unſer Zeuge, daß wir den Prinzen zuletzt genannt haben, denn der Adel des Genies iſt unſerer Anſicht nach viel älter, als der des Herrn Grafen von Merode, welcher von Merovig abzuſtammen behauptet, ſogar als der des Herrn Herzogs von Levis, welcher mit der Jungfrau verwandt zu ſein betheuert. Wir beſtreiten dieſe zwei Abſtammungen nicht; doch der Adel von Shakeſpeare und von Dante iſt nach unſerer Meinung viel älter und ehrwürdiger. Der Eine ſtammt von Homer ab, der Andere von Moſes.

Trat man bei Petrus ein, ſo war man erſtaunt, überraſcht, entzückt. Alle Sinne bebten, denn alle Sinne waren zugleich ergriffen: das Gehör durch das Seufzen der Orgel; der Geruch durch Benzoe und Aloe, die auf türkiſchen Räucherpfännchen brannten; das Geſicht durch den Anblick der tauſend Gegenſtände, welche das Auge nach allen Seiten zogen.

Es waren Betpulte aus dem vierzehnten Jahrhundert mit Schnitzwerk mit Glöckchen, ſteife Gemälde mit lebhaften Farben, Meiſterwerke aus der Regierungszeit von Karl **IV.**, Ludwig **XI.** und Ludwig **XII.**, deren Meiſter man eben ſo wenig kennt, als man die Architekten und die Bildhauer unſerer ſchönſten Kathedralen kennt; es waren Truhen von der Renaiſſance, von Heinrich **III.** und Ludwig **XIII.**, mit Incruſtationen von Schildpatt, Perlmutter und Elfenbein; es waren Statuetten von den Gräbern der Herzoge von Burgund oder von Berry losgemacht, betende Mönche, ſchwermüthige heilige Frauen, heilige George und heilige Michaele Drachen bändigend, die Einen angemalt wie die Apoſtel der Sainte-Chapelle, die Anderen vergoldet wie die Evangeliſten von Mont-Réal; es waren, am Plafond hängend, holländiſche Käfiche, wie man ſie an den Fenſtern der Frauen von Miéris ſieht, kupferne Lampen mit gebogenen Schnäbeln, wie man in den Stillleben von Gérard Dow findet; es waren Waffen

„Gegenüber dem Hotel Lamothe-Houdan.“

„Wer hat Ihnen den Brief gegeben?“

„Eine Kammerfrau, die einen Commissionär suchte und mich dort fand.“

„Dieser Brief ist für mich?“

„Sehen Sie: „„An Herrn Petrus Herbel, Rue de l'Ouest.““

„Geben Sie.“

Petrus nahm lebhaft den Brief aus den Händen von Salvator, warf einen Blick auf die Adresse, wurde bleich wie ein Todter und rief:

„Ihre Handschrift! . . ein Brief von ihr, an mich . . . heute?“

„Ich vermuthete es,“ sagte Salvator.

„Oh! mein Gott! was kann sie mir denn schreiben?“

Salvator deutete auf den Brief mit einer Geberde, welche bedeutete: „Lesen Sie!“

Petrus entsiegelte zitternd den Brief; er enthielt nur zwei Zeilen: mehrere Male versuchte er es, diese zwei Zeilen zu lesen, doch eine Blutwolke verschleierte seine Augen.

Endlich, mit einer heftigen Anstrengung, indem er sich dem Fenster näherte, um auf dem Papiere die letzten Strahlen des Tages, der zu erlöschen anfing, zu concentriren, gelang es ihm, die zwei Zeilen zu lesen.

Ohne Zweifel enthielten sie etwas Seltsames, denn zu zwei verschiedenen Malen sagte er:

„Nein, nein, unmöglich! das kann nicht sein, das ist eine Blendung!“

Endlich ergriff er Salvator beim Arme und sprach:

„Hören Sie, ich werde Ihnen sogleich diesen Brief geben, damit Sie mir sagen, ob ich verrückt oder bei Verstande bin; mittlerweile aber sagen Sie mir die Wahrheit. Hat ein unvorhergesehener Vorfall, den Sie selbst nicht kennen, gemacht, daß die Heirath nicht stattgefunden?“

„Nein,“ erwiederte Salvator.

„Sie sind verheirathet?“

„Ja.“

„Sie haben sie gesehen?“

„Ich habe sie gesehen?“

„Am Altar?“

„Am Altar.“

„Sie haben den Priester sie einsegnen hören?“

„Ich habe den Priester sie einsegnen hören! Hießen Sie mich nicht dahin gehen und keine Einzelheit der Ceremonie verlieren, ihnen bis zum Hotel Lamothe-Houdan folgen, und erst bei Nacht zurückkommen, um Ihnen über Alles Bericht zu machen?“

„Das ist wahr, mein Freund, und mit Ihrer bewunderungswürdigen Güte haben Sie eingewilligt.“

„Erzähle ich Ihnen eines Tages meine Geschichte,“ erwiederte Salvator mit einem sanften, traurigen Lächeln, „so werden Sie begreifen, daß jeder Mensch, der leidet, über mich wie über einen Bruder verfügen kann.“

„Meinen Dank! . . Sie haben sie also gesehen?“

„Ja.“

„Immer sehr schön, nicht wahr?“

„Ja, doch sehr bleich; bleicher noch, als Sie vielleicht.“

„Arme Regina!“

„Als sie vor der Kirchthüre aus dem Wagen stieg, bogen sich ihre Kniee unter ihr, und ich glaubte, sie werde fallen; ihr Vater glaubte es auch, denn er trat hinzu, um sie zu unterstützen.“

„Und Herr Rappt?“

„Er trat auch hinzu, doch sie entfernte sich von ihm und warf sich gleichsam in die Arme des Marschalls. Herr Rappt gab der Prinzessin den Arm.“

„Sie haben also ihre Mutter gesehen?“

„Ja, eine seltsame Creatur! noch schön, muß sie einst herrlich gewesen sein; eine sonderbare Blässe, als ob Milch statt Blut in ihren Adern fließen würde, gleichsam sich unter sich selbst biegend, kaum fähig, zu

gehen wie die chinesischen Frauen, denen man die Füße gebrochen hat, unruhig und mit den Augen blinzelnd beim Anblicke der Sonne wie ein Nachtvogel."

„Doch sie, Regina?"

„Nun, dieses Zeichen von Schwäche war das einzige, das ich sie von sich geben sah. Durch eine äußerste Anstrengung ihres Willens ist sie auf der Stelle wieder das Mädchen mit der Selbstbeherrschung geworden, als welches Sie sie kennen; sie ging mit ziemlich festem Schritte bis zum Chor, wo zwei Armstühle und zwei Kissen von rothem Sammet mit dem Wappen von Lamothe-Houdan des zukünftigen Ehepaares harrten. Der ganze Faubourg Saint-Germain war da; und mitten unter Allem dem ihre drei Freundinnen von Saint-Denis, für diejenige betend, welche der Gebete so sehr bedurfte."

Petrus ergriff seine Haare mit vollen Händen und sagte:

„Oh! das arme Geschöpf! wie unglücklich wird es sein!"

Alsdann fragte er mit einer Anstrengung:

„Weiter?"

„Hienach begann die Messe: es war eine feierliche Messe. Der Priester hielt eine lange Rede, während welcher Regina mehrere Male umherschaute; es war, als befürchtete und hoffte sie zugleich, Sie seien da."

„Was hätte ich dort zu thun gehabt?" fragte Petrus mit einem Seufzer. „Einen Augenblick, — wie die Menschen, welche Opium geraucht oder Haschisch gegessen haben, — machte ich einen Traum, einen köstlichen Traum . . . Ich erwachte wieder, und Sie sehen die Wirklichkeit, mein Freund!"

Petrus stand auf, ging einige Male im Zimmer auf und ab, stellte sich sodann vor Salvator und fragte:

„Doch dieser Brief? ich bitte, mein Freund, wie ist er Ihnen übergeben worden?"

„Während der Rede des Priesters ging ich wieder

nach dem Boulevard des Invalides, und ich erwartete die Rückkehr der Neuvermählten; um zwei Uhr kamen sie. Auch hier schaute Regina, indem sie aus dem Wagen stieg, wieder umher . . . Sie waren es, den sie mit den Augen suchte, dessen bin ich sicher; mir aber begegneten ihre Augen ... Hat sie mich wiedererkannt? es ist wahrscheinlich; mir schien es, sie mache mir ein Zeichen. Vielleicht habe ich mich geirrt . . ."

„Sie glauben, ich sei es, den sie zu sehen gehofft?"

„Sie. — Ich wartete... ich wartete eine Stunde, zwei Stunden. Es schlug vier Uhr im Invalidenhause. Da öffnete sich die kleine Thüre neben dem Gitter; eine Kammerfrau kam heraus und schaute umher. Ich war hinter einem Baum verborgen; da ich errieth, daß ich es war, den sie suchte, so zeigte ich mich. Ich täuschte mich nicht; sie zog einen Brief aus der Tasche und sagte rasch: „„Diesen Brief an seine Adresse!"" dann kehrte sie wieder zurück. Ich las Ihren Namen, und ich eilte herbei."

„Gut!" sprach Petrus, „wollen Sie nun sehen, was dieser Brief enthält?"

„Wenn Sie mich würdig erachten, Ihre Geheimnisse zu theilen, und wenn Sie mich für fähig halten, Ihnen einen Dienst zu leisten, ja."

„So lesen Sie, mein Freund, und sagen Sie mir, ob ich schlecht gesehen habe, oder ob ich wahnwitzig bin," erwiederte Petrus, indem er Salvator den Brief reichte.

Salvator trat ebenfalls ans Fenster, denn der Tag neigte sich immer mehr, und las halblaut:

„Gehen Sie heute Abend von zehn bis elf Uhr vor dem Hotel auf und ab; es wird Sie Jemand abholen und bei mir einführen.

„Ich erwarte Sie.

Regina."

„Es iſt alſo wirklich ſo?“ wiederholte Petrus, der mit mehr Aufmerkſamkeit gehört hatte, als der Verdammte beim Leſen ſeiner Begnadigung hört.

„Es iſt Wort für Wort das, was ich Ihnen geleſen habe, Petrus.“

„Nun wohl, was denken Sie von dieſem Rendezvous?“

„Ich denke, es iſt etwas Erſchreckliches in dieſem Hauſe vorgefallen, daß Regina eines Vertheidigers bedarf, und da ſie Sie für ein wackeres Herz und für einen redlichen Mann hält, ſo hat ſie die Augen auf Sie geworfen.“

„Gut,“ ſagte Petrus, „heute Abend um zehn Uhr werde ich vor ihrem Hotel ſein.“

„Brauchen Sie mich?“

„Ich danke, Salvator.“

„Wohl, es ſei; doch geben Sie mir ein Verſprechen.“

„Welches?“

„Daß Sie keine Waffe mitnehmen wollen . . .“

Petrus überlegte einen Augenblick.

„Sie haben Recht,“ ſagte er, „ich werde völlig unbewaffnet gehen.“

„Gut! Ruhe, Klugheit, kaltes Blut!“

„Ich werde haben; thun Sie mir aber einen Gefallen.“

„Sprechen Sie.“

„Nehmen Sie Jean Robert und Juſtin mit; ſetzen Sie Babolin und Roſe-de-Noël in einen Wagen; es iſt für mich Bedürfniß, allein zu ſein.“

„Seien Sie unbeſorgt, ich übernehme Alles.“

„Werde ich Sie morgen wiederſehen?“

„Wünſchen Sie es?“

„Ja, ſehnlichſt . . . indeſſen wohlverſtanden: ich werde Ihnen von dem Geheimniſſe nur den Theil ſagen, über welchen ich verfügen kann.“

„Mein Freund, ein Geheimniß iſt immer beſſer in einem Herzen, als in zwei; bewahren Sie alſo das

Ihrige, wenn Sie können; ein arabisches Sprüchwort sagt: „„Das Wort ist Silber, doch das Stillschweigen ist Gold.““

Und Petrus die Hand drückend, kehrte Salvator ins Atelier gerade in dem Augenblicke zurück, wo Roland, der sich wahrscheinlich über die Abwesenheit seines Herrn langweilte, und da er ihn näher kommen fühlte, eine Art von zärtlichem Winseln von sich gab und an der Thüre des Atelier mit derselben Delicatesse kratzte, mit der ein Hofmann des siebzehnten Jahrhunderts an der Thüre von Ludwig XIV. gekratzt hätte.

CXXVIII.

Wo sich Jean Robert nicht länger den Kopf zerbricht.

In dem Momente, wo Salvator wieder ins Atelier kam, hatte Justin die letzte Note des Liedes von Mignon gefunden: man hatte die Candelaber der Orgel angezündet, und bereit zu singen, drückte der Componist seine Finger auf die Claviatur und seinen Fuß auf das Pedal.

Doch bei den ersten Accorden, die der Musiker dem Instrumente entlockte, bei den ersten Noten, die seine Stimme vernehmen ließ, begann Roland, mochte er nun die Musik lieben oder sie hassen, ein Accompagnement von kläglichen Schreien und heftigem Kratzen, daß es unmöglich wurde, einen einzigen Takt zu hören.

„Ei!“ sagte Jean Robert, „es ist also nicht Roland vor der Thüre?“

„Doch,“ erwiederte Salvator.

„Lassen Sie ihn herein!“

„Ah! ja, lassen Sie ihn herein; ich will ihn sehen," rief Rose-de-Noël. „Babolin, mach' Roland die Thüre auf."

Entzückt, die Bekanntschaft des Hundes von Salvator zu machen, lief Babolin an die Thüre, öffnete und sagte:

„Komm', Roland."

Roland hatte diese Einladung nicht nöthig; in zwei Sprüngen war er bei Salvator. Doch, plötzlich, statt seinen Herrn zu liebkosen, wozu er sich anzuschicken schien, blieb er stehen und wandte seine Blicke gegen Rose-de-Noël.

„Nun, Roland," fragte Salvator, „was gibt es denn? . . Und Du, was hast Du, Rose-de-Noël?"

Diese Frage wurde, wie man sieht, auf halbe Rechnung an den Hund und an das Kind gemacht.

In der That, der Blick des Hundes war seltsam, flammend, gewisser Maßen zauberhaft geworden, und diejenige, auf welcher der Blick von Roland verweilte, heftete ihrerseits auf den Hund ein Paar erstaunte, sonderbare, so zu sagen, stiere Augen, deren Strahl sich mit dem kreuzte, welcher aus den Augen des Thieres hervorsprang.

Zwei Feinde bereit, auf einander loszustürzen, schauen sich nicht mit einem so starren und entflammten Auge an; und dennoch war es nicht der Zorn, es war das Erstaunen, was in den Augen des Hundes glänzte; es war nicht der Haß, es war eine Art von freudiger Furcht, was in den Augen des Mädchens glänzte.

Die Augen des Mädchens schienen zu sagen: „Ah! mein guter Hund, bist du es wirklich?"

„Die Augen des Hundes sagten: „Bist Du es wirklich, Mädchen?"

Sodann, plötzlich, als wäre die Wiedererkennung hinreichend gemacht, und als zweifelte Roland nicht mehr, — in dem Momente, wo Rose-de-Noël die Arme gegen ihn ausstreckte, — sprang er auf sie zu.

Das Kind und der Hund trafen zusammen und rollten auf die Erde, wobei das Kind die Arme um den Hals des Hundes geschlungen hielt.

Obgleich Salvator den sanften Charakter von Roland kannte, glaubte er doch, es sei eine Tollheit, wie sie die Hunde zuweilen haben, und stieß einen Schrei aus, während er zugleich, mit dem Fuße stampfend, mit gebieterischer Stimme Roland zurief:

„Hier, Roland!"

Man weiß, daß Roland seinen Herrn verstand und liebte; man weiß, daß er blindlings ihm gehorchte, der nicht nur sein Herr, sondern auch sein Retter war. Nun wohl, Roland verstand nichts; er öffnete seinen ungeheuren Rachen, als wollte er das Kind verschlingen.

Jean Robert und Justin glaubten, der Hund sei wüthend; Jeder von ihnen sprang nach einer Waffe und stürzte sich auf das Thier.

Rose-de-Noël errieth aber ihre Absicht und rief:

„Oh! thun Sie Brasil nichts zu Leide!"

Niemand konnte diesen Ruf begreifen, Jedermann konnte aber sehen, daß das Mädchen keine Gefahr lief.

Ueberdies hatte sich der Hund zu Rose-de-Noël gelegt und wälzte sich auf ihren Füßen mit dem Geheule der Freude, das Petrus aus seinem Zimmer herauszukommen veranlaßte.

„Was gibt es denn?" fragte Petrus.

„Etwas Seltsames," erwiederte Salvator, „jedoch ohne alle Gefahr."

„Sehen Sie doch Ihren Hund, Salvator!"

„Ja, ich sehe ihn."

Er winkte Petrus, zu schweigen, und Jean Robert und Justin, sich zu entfernen.

Babolin nahm seinen Rückzug.

Das Kind und der Hund blieben allein mitten im Atelier.

Sie wetteiferten in freudigen Schreien.

„Ah! mein schöner, mein guter, mein theurer Brasil!“ sagte das Mädchen, „du bist es also! du bist also hier! Du hast mich also wiedererkannt? . . Ich auch, ich erkannte dich auch wieder!“

Und der Hund seinerseits antwortete durch Schreien, durch Heulen, durch Purzelbäume, welche andeuteten, seine Freude sei nicht kleiner, als die des Kindes.

Es lag zugleich etwas Rührendes und etwas Erschreckliches in dieser Scene.

Plötzlich kam Salvator, der vergebens den Hund mit dem Namen Roland gerufen hatte, auf den Einfall, ihn Brasil zu nennen, wie es das Mädchen gethan.

Brasil wandte sich um.

„Brasil!“ wiederholte Salvator.

Brasil war mit einem Sprunge bei seinem Herrn, richtete sich auf den Hinterpfoten auf, legte seine Vorderpfoten auf die Schultern von Salvator, und schüttelte den Kopf mit einem Ausdrucke von Glück, wie man nie geglaubt hätte, daß die Physiognomie eines Hundes ihn offenbaren könne. Dann nahm er Salvator mit den Zähnen bei seiner Sammetjacke und zog ihn zu Rose-de-Noël.

„Brasil! Brasil!“ wiederholte das Kind, seine Hände an einander schlagend.

„Ei! Du irrst Dich,“ sagte Salvator mit Absicht. „Mein Hund heißt nicht Brasil; er heißt Roland.“

„Ah! ja wohl! sehen Sie nur: komm hierher, Brasil!“

Und abermals verließ der Hund seinen Herrn und sprang zu dem Kinde.

Es blieb kein Zweifel übrig: Rose-de-Noël und Brasil hatten sich gesehen, Rose-de-Noël und Brasil hatten sich gekannt.

Doch wann?

Ohne Zweifel zu der Zeit, welcher sich Rose-de-Noël nie ohne Schrecken errinnerte, und deren Ereignisse auf sie einen so tiefen Eindruck hervorgebracht

hatten, daß sie diese Ereignisse selbst Salvator, ihrem besten Freunde, nie hatte erzählen wollen.

Die Neugierde Aller derjenigen, welche dieser Scene beiwohnten, und selbst die von Petrus, so sehr er in seinem Innern von seiner eigenen Lage in Anspruch genommen war, wurde lebhaft erregt.

Jean Robert wollte ein paar Fragen an Rose-de-Noël richten; Salvator ergriff ihn aber bei der Hand und winkte ihm, zu schweigen.

Er erinnerte sich des dem Kinde in seinem Delirium entschlüpften Ausrufes: „Oh! tödten Sie mich nicht, Madame Gérard!“

Er erinnerte sich, daß Brocante ihm gesagt hatte, sie habe eines Abends Rose-de-Noël querfeldein auf der Höhe des Dorfes Juvisy fliehend gefunden; sie war damals bekleidet mit einem weißen Röckchen, bedeckt mit Blut, das aus einer Wunde floß, welche ihr ein schneidendes Instrument am Halse gemacht hatte.

Er erinnerte sich endlich, indem er die Epochen zusammenstellte, daß er an demselben Tage oder am folgenden, auf der Ebene von Virry jagend, am Rande eines Grabens einen von einer Kugel durchbohrten Hund gefunden, daß er diesen Hund verbunden, geheilt, und, da er nicht wußte, welchen Namen er ihm nach seiner Wiederherstellung geben sollte, mit dem Namen Roland getauft hatte.

Nun hieß also Roland Brasil mit seinem wahren Namen, und Brasil kannte Rose-de-Noël.

Es fragte sich noch, ob ein Zusammenhang zwischen Brasil und dieser Madame Gérard stattfand, welche, wenn man dem Geschrei des Kindes im Delirium Glauben schenkte, Rose-de-Noël hatte tödten wollen.

Alle diese Reflexionen gingen rasch wie der Gedanke durch den Geist von Salvator.

„Wohl, es sei,“ sagte er zu Rose-de-Noël, „Roland heißt nicht Roland, er heißt Brasil.“

„Ei! gewiß, heißt er Brafil“

„Ich glaube es. Nun, kannſt Du mir ſagen, wo Du Brafil gekannt haſt?“

„Wo ich Brafil gekannt habe?“ erwiederte Roſe-de-Rosl erbleichend.

„Ja, kannſt Du mir das ſagen?“

„Nein, nein,“ antwortete das Kind immer mehr erbleichend, „nein, ich kann es nicht.“

„Nun wohl,“ ſagte Salvator, „ich weiß es.“

„Sie wiſſen es,“ rief Roſe-de-Rosl, indem ſie ihre Augen zu einer Größe um das Doppelte ihrer gewöhnlichen Größe aufriß.

„Ja, bei . . .“

„Sagen Sie es nicht, mein Freund Salvator! ſagen Sie es nicht!“ rief das Kind.

„Bei Madame Gérard.“

Roſe-de-Rosl ſtieß einen Schrei aus, wankte und ſank beinahe ohnmächtig in die Arme von Salvator.

Brafil gab ein klägliches Geheul von ſich.

So kläglich, daß die Anweſenden einen Schauer ihre Adern durchlaufen fühlten.

Die Stirne von Roſe-de-Rosl war mit Schweiß bedeckt, und ihre Lippen waren bläulich geworden.

Salvator erſchrak ſelbſt über die Wirkung, die er hervorgebracht hatte.

„Ah!“ ſagte er, „man muß dieſe Kleine mit Babolin in einen Fiacre ſetzen und ſie nach Hauſe zurückführen. Wer übernimmt das?“

„Ich!“ erwiederten gleichzeitig Jean Robert und Juſtin.

„Ich, ich habe etwas Anderes zu thun.“

„Kann ich mit Ihnen gehen?“ fragte Jean Robert Salvator.

„Wohin?“

„Wohin Sie gehen.“

„Nein.“

„Ich glaube indessen, daß etwas wie ein Roman, bei dem, was da vorgefallen, ist.“

„Etwas Besseres als ein Roman, mein Dichter: es ist eine Geschichte, die mir ganz das Aussehen einer entsetzlichen Geschichte hat!“

„Werden wir diese Geschichte erfahren?“

„Es ist wahrscheinlich, da Sie eine Rolle darin spielen.“

„Mein lieber Salvator,“ sprach Justin, „vergessen Sie nicht, daß das Herz von einem Ihrer Freunde leidet, und wenn Sie unter Allem dem etwas Neues von meiner armen Mina erfahren . . .“

„Seien Sie unbesorgt, Justin; Sie und Mina, Sie sind in dem Winkel meines Geistes, in welchem ich meine theuersten Freunde verwahre.“

Und er gab Petrus die Hand, während er mit ihm zugleich ein Zeichen des Verständnisses wechselte, nahm Rose-de-Noël in seine Arme, — denn, obgleich halb zu sich gekommen, war das Kind doch außer Stande, zu gehen, — stieg mit ihr die drei Stockwerke hinab, legte sie in einen Fiacre, den Jean Robert holte, und schickte sie unter der Obhut von Babolin und den zwei jungen Leuten nach Hause.

„Begreifen Sie etwas von dem, was vorgefallen ist, Justin?“ fragte Jean Robert.

„Nein, und Sie?“

„Durchaus nichts. Ich zerbreche mir auch nicht länger den Kopf; ein gutes Geschäft für Brasil!“

Brasil hatte Anfangs mit der kleinen Rose-de-Noël in den Wagen steigen wollen, dann hatte er ihr folgen wollen; jedes Mal hatte ihn aber Salvator zurückgehalten, und, seltsamer Weise, mehr mit dem Raisonnement, wie er einen Menschen zurückgehalten hätte, als mit einem Befehle, einem Commando, einem Fluche, wie man einen Hund zurückhält.

Sodann, als der Wagen, der Rose-de-Noël weg-

führte, verſchwunden war, ging er wieder die Allée de l'Obſervatoire hinauf und murmelte:

„Komm, Brafil, komm mit mir! Du mußt mir wohl den Mörder dieſes Kindes auffinden helfen.“

Und Brafil, als hätte er begriffen, machte keine Miene mehr, dem Wagen ſeiner kleinen Freundin zu folgen; er begnügte ſich damit, daß er den Kopf nach der Seite, wo ſie verſchwunden war, umdrehte und ein mehr zärtliches, als ſchmerzliches Geheul an ſie richtete.

CXXIX.

Der Menſch, der ſeinen Hund kennt und der Menſch, der ſein Pferd kennt.

Nach zehn Minuten war Salvator in der Rue Macon, und er öffnete die Thüre des kleinen Speiſezimmers, deſſen pompejaniſche Fresken, als er ſie zum erſten Male geſehen, Jean Robert ſo ſehr in Erſtaunen geſetzt hatten.

An dem Geräuſche, das er eintretend machte, an ſeiner Art, die Thüre des Speiſezimmers zu öffnen, erkannte Fragola ohne Zweifel ihren geliebten Salvator. Denn zu gleicher Zeit wie die Thüre des Speiſezimmers öffnete ſich die Thüre des Schlafzimmers, und die zwei ſchönen jungen Leute lagen einander in den Armen.

Es war ſechs Uhr; das Mittagsbrod wartete.

„Wir werden raſch ſpeiſen,“ ſagte Salvator; „ich habe eine kleine Reiſe zu machen.“

Fragola ließ am Leibe des jungen Mannes die zwei Arme, mit denen ſie ſeinen Hals umſchlungen hatte, hinabgleiten.

„Eine Reise?“ sagte sie traurig, aber mit Resignation.

„Ja, sei ruhig, meine Geliebte, sie wird nicht lange dauern. „Morgen bei Tagesanbruch werde ich wieder hier sein.“

„Es fragt sich aber nun, ob sie nicht gefährlich ist,“ sagte Fragola.

„Ich glaube Dir dafür stehen zu können, daß sie es nicht ist.“

„Sicherlich?“

„Sicherlich.“

„Dann gibst Du mir Urlaub?“

„Allerdings!“

„Carmelite ist gerade heute nach Paris zurückgekehrt; wir haben ihr, mit Lydia und Regina, eine kleine Wohnung gemiethet, damit sie sich um nichts zu bekümmern hat. Wir ließen alle Meubles vom Pavillon von Colombau dahin bringen. Frau von Marande gibt heute Abend einen großen Ball; Regina heirathet oder hat vielmehr diesen Morgen geheirathet: das wird ein trauriger Abend für Carmelite sein, wenn sie ihn allein zubringt, und mit Deiner Erlaubniß . . .“

Salvator schnitt das Wort auf den Lippen von Fragola ab.

„Werde ich ihr Gesellschaft leisten,“ fügte sie lächelnd bei.

„Geh', mein Kind, geh'!“

Trotz dieser Erlaubniß schloßen sich die Arme von Fragola, die sich wieder um den Hals von Salvator geschlungen hatten, enger, statt sich zu erweitern.

„Du hast noch etwas von mir zu verlangen,“ sagte lächelnd der junge Mann.

„Ja,“ antwortete Fragola mit ihrem reizenden Kopfe nickend.

„Nun, so sprich.“

„Carmelite ist immer entsetzlich traurig, und mir scheint, wenn ich ihr eine Geschichte erzählen würde,

welche eben so traurig ist als die ihrige, trauriger sogar in ihren Anfängen, die aber nichtsdestoweniger mit einer großen Freude geendigt hat, das würde sie trösten."

„Und welche Geschichte möchtest Du denn gern Deiner armen Freundin erzählen, meine gute Fragola?"

„Die meine."

„Erzähle, mein Kind," sagte Salvator, „und während Du sprichst, werden Dich die Engel hören."

„Ich danke."

„Und wo wohnt Carmelite?"

„In der Rue de Tournon."

„Was wird sie machen, das arme Geschöpf?"

„Du weißt, sie hat eine herrliche Stimme."

„Nun?"

„Sie sagt, nur Eines könne, wenn nicht sie trösten, Doch ihr das Leben erträglich machen."

„Ja, sie will singen, sie hat Recht! Aus den gebrochenen Herzen kommen die erhabenen Gesänge. Sage ihr, ich übernehme es, für ihren Gesanglehrer besorgt zu sein. Ich kenne den Mann, den sie braucht, und ich habe ihn bei der Hand."

„Oh! Du, Du bist wie jener Fortunatus, dessen Geschichte Du mir einst erzähltest, und der eine Börse hatte, aus der er einen um den andern alle Gegenstände zog, die er zu haben wünschte."

„So wünsche etwas, Fragola."

„Ah! Du weißt wohl, daß ich nur Deine Liebe haben will."

„Und da Du sie ganz hast . . ."

„So wünsche ich nur Eines: sie zu erhalten."

Und sich erinnernd, daß ihr Salvator Eile empfohlen hatte, küßte ihn das Mädchen zum letzten Male und ging in die Küche, während er in sein Schlafzimmer eintrat.

Nach zehn Minuten kehrten Beide ins Speisezimmer zurück; Fragola hatte den Tisch in Bereitschaft

gesetzt, um Gäste zu empfangen, Salvator hatte eine vollständige Jägertracht angelegt, Jacke, Weste, Beinkleider mit großen Kamaschen und Sammetmütze.

Fragola schaute Salvator mit Erstaunen an.

„Du gehst auf die Jagd?" fragte sie.

„Ja."

„Ich glaubte, die Jagd sei geschlossen."

„Sie ist es in der That; doch ich gehe auf eine zu jeder Zeit offene Jagd, auf die Wahrheitsjagd."

„Salvator," sprach Fragola, leicht erbleichend, „betrachtete ich es nicht als ein Verbrechen der Vorsehung, wenn Dir ein Unglück begegnete, so hätte ich das seltsame Leben sehend, das Du führst, nicht einen Augenblick Ruhe."

„Du hast Recht," sprach Salvator mit einer Feierlichkeit, die man zuweilen an ihm wahrnahm, „ich bin unter dem Schutze des Herrn; Du hast also nichts zu befürchten."

Und er reichte Fragola die Hand.

Mit dieser Hand wischte sich Fragola eine Thräne ab.

„Nun?" fragte Salvator.

„Ja, ja, ich bin toll, mein Geliebter . . . Uebrigens gibt es Eines, was mich beruhigt: daß Du als Jäger ausgehst und folglich mit Deinem Gewehre..."

„Und mit Roland."

„Oh! dann bin ich ganz ruhig; und zum Beweise, sieh!"

Und das Kind lächelte mit jenem reizenden Lächeln mit den rosigen Lippen und den weißen Zähnen, das nur der Jugend angehört.

Beide setzten sich einander gegenüber zu Tische. In Ermangelung ihrer Hände berührten sich ihre Füße; in Ermangelung von Worten wechselten sie ein Lächeln.

Während des Mahles hegte Salvator ganz besondere Sorge für Roland; es entschlüpfte ihm, daß er ihn Brasil nannte, was den Hund vor Freude springen machte.

„Brasil?“ wiederholte Fragola mit einem fragenden Ausdrucke.

„Ja, ich habe Nachricht von der Jugend unseres Freundes erhalten,“ sagte lachend Salvator. „Ehe er Roland hieß, hieß er Brasil. Behauptest Du nicht zuweilen, ehe ich mich Salvator genannt, habe ich einen anderen Namen geführt, und ehe ich Commissionär gewesen, sei ich etwas Anderes gewesen? Es ist mit Roland wie mit mir, liebe Fragola. Wie der Herr, so der Hund.“

„Du bist geheimnißvoll wie ein Roman von Herrn d'Arlincourt.“

„Und Du, Du bist schön und reizend wie eine Heldin von Walter Scott.“

„Werde ich die Geschichte von Roland erfahren?“

„Ei! wenn er sie mir erzählt.“

„Wie, wenn er sie Dir erzählt?“

„Ja, Du weißt, daß ich manchmal mit Roland plaudere.“

„Und ich auch; er versteht mich, und er antwortet mir.“

„Schöner Witz! Du, bist Du nicht ich?“

„Und er hat Dir schon etwas von seiner Geschichte gesagt?“ fragte Fragola, welche vor Neugierde starb.

„Er hat mir gesagt, er heiße Brasil. Nicht wahr, Roland, Du hast mir gesagt, Du heißest Brasil?“

Roland drehte sich einige Male um sich selbst, als liefe er seinem Schweife nach, und bellte freudig.

„Errathst Du, wohin wir gehen, Brasil?“ fragte Salvator.

Der Hund brummte.

„Ja, Du errathst es . . . Werden wir finden, was wir suchen, Brasil?“

Brasil brummte aufs Neue.

„Du bist also bereit, mich zu führen?“

Statt jeder Antwort wandte sich der Hund nach

der Thüre, richtete sich auf seinen Hinterpfoten auf, und fing an an der Füllung zu kratzen.

Hätte er Salvator geantwortet: Folge mir! diese zwei Worte wären nicht ausdrucksvoller gewesen.

„Du siehst," sagte Salvator, „Brasil wartet nur auf mich. Morgen früh, meine Geliebte. Erfülle Deine Sendung als Trösterin. Vielleicht werde ich meine Pflicht als Rächer thun."

Dieses letzte Wort machte Fragola zum zweiten Male erbleichen; Salvator erkannte aber ihre Furcht nur an einer zärtlicheren Umarmung und an einem ausdrucksvollern Pressen seiner Hand.

In dem Augenblicke, wo Salvator den Fuß auf die Straße setzte, schlug es sieben Uhr auf Notre-Dame.

Salvator wandte sich nach dem Pont Saint-Michel, Brasil ging stolz zwanzig Schritte vor ihm.

Zu jener Zeit, so nahe sie der unsern ist, gab es nur drei Arten, eine Reise von fünf Lieues zu machen: zu Fuße, zu Pferde oder im Wagen.

Man erblickte nur in der Ferne der Civilisation den Rauch der Eisenbahnen.

Zu Fuße nach Juvisy gehen, wäre sicherlich für einen Angestellten eine heilsame Leibesübung gewesen, doch für einen Mann wie Salvator, der die Gewohnheit des Gehens hatte, bot diese Uebung durchaus nichts Ergötzliches.

Es blieb das Pferd oder der Wagen.

Ein Jäger mit seinen Kamaschen, seiner Jagdtasche und seiner Flinte hat immer eine seltsame Tournure zu Pferde, und besonders auf einem Miethpferde; Salvator hatte also nicht einen Augenblick den Gedanken, zu reiten.

Es blieb der Wagen.

Auf der Place du Palais-de-Justice, dem Pfahle gegenüber, wo man die zur Brandmarkung Verurtheilten ausstellte, stationirte eine Art von Kutsche, oder Kuckuk, oder Wagen nach Belieben, ohne Zweifel mit

diesem letzten Namen genannt, weil er nur dahin ging, wohin ihn der Wille seines Führers gehen machte.

Die gewöhnliche Bestimmung von diesem war die Cour de France, und mehr als einmal war der Vorübergehende, da er an den Scheiben von einem der Läden, vor dem genannter Kuckuk stationirte, die zwei Worte: Biry Käse, angeklebt sah, versucht gewesen, einen Wagen zu nehmen, welcher nach einem Lande führte, das so guten Käse machte.

In der That, die Käse von Biry, doppelte Sahne, erfreuten sich und erfreuen sich noch bei den wahren Liebhabern eines unbestreitbaren und unbestrittenen Rufes, wie aus den Karten der drei bis vier berühmten Restaurateurs von Paris ersichtlich ist.

Salvator kannte ganz wohl den Wagen, der nach dem beglückten Lande führte; der Führer seinerseits kannte Salvator vollkommen. In Folge hievon war man über den Preis sehr schnell einig, und gegen die Summe von fünf Franken hatte Salvator das Recht für sich und seinen Hund über den Wagen die ganze Nacht hindurch zu verfügen.

Nachdem diese Anordnung getroffen war, winkte Salvator Roland, und dieser sprang, ohne Umstände zu machen, mit einem Satze in den Wagen und legte sich als wohl gezogener Hund sogleich unter die Banquette.

Salvator stieg nach ihm ein, lehnte sich in eine der Ecken, streckte seine Beine aus, stellte seine Flinte so gut er nur immer konnte, um den zwei vortrefflichen Läufen von Reynette die Erschütterung zu ersparen, und als diese Vorsichtsmaßregeln genommen waren, gab er dem Kutscher den Abschied mit den Worten:

„Wann Sie wollen."

Das war aber nicht Alles, was der Kutscher wollte: man mußte dem Willen des Führers den des Pferdes beifügen.

Nie aber schien ein Pferd weniger geneigt, den

Ermahnungen seines Führers zu gehorchen, als es dieses abgemergelte Thier war, welches von der Vorsehung die Mission erhalten hatte, Salvator zur Aufsuchung des geheimnißvollen Verbrechens zu führen, über das ihm die Wiedererkennung von Rose-de-Noël Verdacht gegeben hatte.

Endlich, nach einem Kampfe von zehn Minuten, entschloß sich das besiegte Thier, sich auf den Weg zu begeben.

„Ah!“ sagte der Kutscher mit der Sicherheit eines Mannes, der sein Roß gründlich kannte, „das ist einer, der, wenn er je zwölftausend Livres Rente bekommt, keinen Kuckuk kaufen wird!“

CXXX.

Querfeldein.

Es würde uns ein großes Vergnügen gewähren, das Gespräch von Salvator, dem Kutscher und dem Hunde zu erzählen; diese Erzählung würde einmal mehr dem Leser den allgemeinen Ruf von Salvator zeigen; doch wir werden so viele Gelegenheiten haben, die ausgezeichneten Eigenschaften unseres Helden hervorzuheben, daß wir die Einzelheiten vernachlässigen.

Man kam nach Juvisy: es war ungefähr zehn Uhr Abends; Salvator sprang aus dem Wagen; Roland sprang ihm nach.

„Bringen Sie die Nacht hier zu, Herr Salvator?“ fragte der Kutscher

„Wahrscheinlich, mein Freund.“

„Soll ich Sie erwarten?“

„Bis um welche Stunde gedenkst Du selbst zu bleiben?“

„Das hängt von den Umständen ab. Hätte ich Hoffnung, Sie zurückzuführen, so würde ich bis morgen früh um vier warten.“

„Wohl denn, begnügst Du Dich mit derselben Summe, um mich zurückzuführen, wie um mich hierher zu bringen . .?“

„Oh! Sie wissen wohl, Herr Salvator, daß ich Sie einzig und allein um des Vergnügens willen, Ihnen einen Dienst zu thun, führen würde.“

„Gut also, das ist abgemacht: warte bis vier Uhr, und mag ich um vier Uhr zurückgekommen oder nicht zurückgekommen sein, hier sind zehn Franken, fünf für die Fahrt hieher, fünf für die Rückkehr.“

„Ei! verzeihen Sie, wenn ich Sie aber nicht zurückführe?“

„Nun, dann sind die fünf Franken dafür, daß Du auf mich gewartet hast.“

„Wie es Ihnen Vergnügen macht! Und man wird obendrein auf Ihre Gesundheit trinken, Herr Salvator!“

Salvator nickte mit dem Kopfe zum Zeichen des Dankes, und verschwand seinen Hund rufend, in einem Gäßchen, das auf die Ebene ging. Roland oder Brasil, wie man ihn nennen will, denn wir werden ihm ohne Unterschied beide Namen geben, war ein Thier von bewunderungswürdigem Verstande: seit dem Augenblicke des Abgangs schien er begriffen zu haben, wohin man ging und sogar in welcher Absicht man ging. Salvator ließ sich auch gewisser Maßen von ihm führen.

Nach fünf Minuten war er bei den Fontaines de la Cour de France.

Er überschritt die Straße und gelangte auf die Ebene.

Salvator folgte ihm fortwährend.

Roland lief querfeldein und führte Salvator an den Graben, wo ihn sieben Jahre vorher Salvator ver-

wundet, blutig und den Leib von einer Kugel durchbohrt gefunden hatte.

Hier angelangt, legte sich der Hund nieder, und stieß ein dumpfes Stöhnen aus, als wollte er sagen: „Ich erinnere mich meiner Wunde;“ sodann stand er wieder auf und leckte Salvator die Hand, als wollte er sagen: „Ich erinnere mich meines Retters.“

Will man nun genau die Oertlichkeit kennen lernen, wohin wir unser Drama versetzen? will man zum Voraus das Terrain sehen, das wir durchlaufen werden?

Nichts kann leichter sein.

Das Dorf Juvisy oder die Cour de France, welche nur hundert Schritte davon entfernt ist, bildet gerade den Gipfel des Winkels der zwei Eisenbahnlinien von Corbeil und von Orleans; das heißt, geht man von Paris nach Essonne und hält in Fontainebleau an, so hat man zu seiner Linken die Linie der Eisenbahn, welche nach Corbeil führt, und zu seiner Rechten die Linie der Eisenbahn, welche nach Etampes und Orleans führt.

Hier ist das Land wenig pittoresk.

Gehen Sie aber hundert Schritte weiter links, das heißt nach der Seite der Seine, gegen den kleinen Flecken Chatillon, der von fern den Effect einer einzigen am Ufer des Flusses liegenden Fischerhütte macht, dann werden Sie ungeheure Horizonte von Hügeln und Wäldern entdecken: dann werden Sie, wenn Sie die Laune erfaßt, einen Nachen vom Ufer loszumachen und beim Mondscheine auf der Seine hinzufahren, durch den Wald von Sénart, der seine tausend Arme zum Himmel zu erheben scheint, traurige Geräusche wie Klagen, melancholisches Gemurmel wie Gebete vernehmen.

Der Wald von Sénart bereitet auf die Sandsteine von Fontainebleau vor, wie die Sandsteine von Fontainebleau auf die Felsen der Schweiz vorbereiten.

Gehen Sie nun statt links zu gehen rechts, das

heißt gegen Etampes und Orleans, so bietet das Land viel mehr Unebenheiten.

Dann werden Sie Savigny finden, berühmt durch sein herrliches Schloß, erbaut zur Zeit von Karl **VII.**; Mortan, berühmt durch seine Butter; Viry, berühmt durch seine Käse; zehn kleine Dörfer auf dem Gipfel grüner Hügel sitzend oder verloren in der Tiefe eines Thälchens, mitten unter Baumgruppen, die sich aneinander zu drängen scheinen, um ihnen einen Wall zu bilden; ferner die ganze Landschaft beherrschend der Thurm von Monthéry, der, von fern, wie eine aufmerksame Schildwache Tag und Nacht, das Gewehr im Arme, das Auge offen, am höchsten Punkte des Horizontes wacht; ein kleiner Fluß, der Fluß Orge, quer durch alle diese Dörfer wie eine moirirte, buntscheckige Schärpe geworfen, wo den ganzen Tag der Waschbläuel der Mädchen der benachbarten Dörfer am Ufer ertönt, wie um Mitternacht der Bläuel der Wäscherinnen der Legende. Endlich tausend unerwartete Abwechselungen des Terrain: Weiden, die ihre blonden Haare in den Bächen benetzen, und, wenn sie der Wind schaukelt, in der Sonne wie Diamanten funkelnde Tropfen springen machen; weiße Häuser, grüne Fußpfade, eine reine Luft, ein frischer Wind, der der Hauch eines Urlandes zu sein scheint, Alles gibt diesem reizenden Winkel der Erde einen Duft von Milde und Heiterkeit, den man vergebens anderswo sucht.

Ein letztes Wort, ein letztes Zusammentreffen.

Die zwei Dörfchen Viry und Savigny sind zum Täuschen ihren Homonymen ähnlich, das heißt den zwei Dörfern Viry und Savigny, welche zwei Stunden von Genf liegen.

Zwischen diesen zwei ersten Flecken, — rechts vom Gipfel des Winkels, welcher heute die Gabeltheilung der, damals noch nicht vorhandenen, Eisenbahn bildet, — fand sich der Graben, den Roland auf eine so ver-

ſtändige Art als die Stelle, die ihm als Schmerzenslager gedient, wiedererkannt hatte.

„Ah!“ ſagte Salvator, „es iſt alſo da, mein guter Hund?“

„Ja,“ machte Roland, indem er ein Winſeln von ſich gab.

„Doch wir ſind nicht allein gekommen, um dieſen Platz wiederzuerkennen, nicht wahr, mein armer Brafil?“

Der Hund hob den Kopf empor und ſchaute ſeinen Herrn an; ſeine Augen glänzten in der Nacht wie zwei Karfunkel, und er ſprang vorwärts.

„Ja, ja,“ murmelte Salvator, „du haſt begriffen, mein wackerer Gefährte. Ah! wie viele Menſchen, die dich verachten als ein Vieh, ſind doch weniger verſtändig als du! Komm, oder vielmehr geh, ich folge dir.“

Brafil ſchien ſich mit Freude vom Graben zu entfernen. Bewahrte das Thier, wie es der Menſch thut, das Gefühl des vergangenen Schmerzes in der Tiefe ſeines Gedächtniſſes?

Gewiß iſt, daß er vier bis fünfhundert Schritte der Straße nach Juviſy folgte; an einem Hügelchen angelangt, blieb er ſodann ſtehen und beroch die Erde um ſich her.

An dieſem kleinen Hügel zog ſich ein Fußpfad hin, der nach einer Brücke führte.

Als er dieſen Hügel erreicht hatte, ſchien Roland zu zögern.

„Such', Roland, ſuch',“ ſagte Salvator.

Roland blieb wie entmuthigt ſtehen.

„Vorwärts, Brafil!“ rief Salvator, „vorwärts, mein guter Hund.“

Der Name Brafil ſchien ihm ſeinen Muth wiederzugeben.

„Such',“ fuhr Salvator fort, „ſuch!“

„Einen Augenblick Geduld, Herr,“ ſchien der Hund zu erwiedern, „ich muß mich auch erinnern!“

Salvator näherte sich ihm mit sanften Worten, liebkoste ihm zugleich mit der Stimme und mit der Hand. Aber Brasil, wie ein von einem großen Gedanken in Anspruch genommener Hund, und die Wichtigkeit des Entschlusses, den er fassen wollte, begreifend, schien gleichgültig gegen diese Stimme und diese Liebkosungen, die ihn gewöhnlich so glücklich machten.

Plötzlich hob er wie erleuchtet den Kopf empor, schaute Salvator an und schien zu sagen:

„Ich bin da, Herr!"

„Vorwärts, mein guter Brasil! vorwärts!" rief Salvator.

Der Hund eilte vom Hügel weg und stieg rasch den abhängigen Fußpfad hinab, die zu der von uns erwähnten kleinen Brücke führt.

Das ist ein Brückchen von zwei Bogen, genannt der Pont Godeau.

Salvator folgte ihm mit der Geschwindigkeit des Jägers, welcher fühlt, daß sein Hund auf einer Fährte ist.

Hier angelangt, trat der Hund in eine Allee von blühenden Apfelbäumen ein. Die Dunkelheit verhinderte, daß man diese schönen, ganz von ihrem rosigen Schnee bedeckten Bäume sah; doch die Atmosphäre war erfüllt von Wohlgerüchen.

Salvator folgte Brasil auf diesem neuen Wege, einem wahren normännischen, frischen, grünen Wege.

Brasil marschirte hastig, ohne eine Secunde anzuhalten, ohne rückwärts zu schauen.

Man hätte glauben sollen, er fühle sich von nahe von seinem Herrn gefolgt.

Allerdings sagte ihm Salvator, während er ihm folgte, leise, aber mit jener scharfen Stimme, welche die Hunde so gut zum Suchen anstachelt:

„Such', Brasil, such'!"

Der Hund ging immer weiter.

In diesem Augenblicke erleuchtete sich der Himmel.

Der Mond trat aus einem tiefen Ocean von Wolken hervor, und man kam an das Gitter eines Parkes.

Da, — seltsamer Weise! in dem Momente, wo der Mond sich zeigte, der Mond, klar, breit und hoch, wandte sich der Hund um, schaute den Himmel an und heulte kläglich.

Man mußte den ruhigen Muth von Salvator haben, um sich nicht erfaßt zu fühlen vom Schauer des Schreckens, mitten in dieser stillen Nacht, zu dieser Stunde, wo der Mond jedem Gegenstande einen fantastischen Anblick gibt, und wo man kein anderes Geräusch hört, als das ferne Gebell der Hunde, welche in den Pachthöfen wachen, und das Gemurmel der dürren Zweige, die sich an einander mit einem Geklapper reiben ähnlich dem der Gerippe, welche sich am Galgen schaukeln.

Salvator begriff den Gedanken des Hundes.

„Ja," sagte er, „mein guter Brasil, nicht wahr, in einer solchen Nacht hast du dieses Haus verlassen. Such', Brasil, such'! wir arbeiten für deine kleine Herrin."

Der Hund blieb unbeweglich vor dem Gitter.

„Nun ja, ich sehe es wohl," sagte Salvator, „hinter diesem Gitter war das Haus, wo du mit deiner kleinen Gebieterin aufgezogen wurdest, nicht wahr?"

Der Hund schien zu verstehen. Er ging am Gitter hin, bald von links nach rechts, bald von rechts nach links, bewegte geräuschvoll seinen langen Schweif und streifte damit jede Stange.

Man hätte glauben sollen, es sei einer von den schönen jungen Löwen des Jardin des Plantes, wie er voll Majestät den Boden seines Käfichs durchfurcht.

„Vorwärts, Brasil! vorwärts!" sagte Salvator, „wir können die Nacht nicht hier zubringen. Gibt es keinen andern Eingang hier? Such, mein guter Hund, such'!"

Da schien Brasil einen Entschluß zu fassen. Es war, als ob er selbst erkennete, auf dieser Seite sei

der Eingang unmöglich. Er lief also rasch ungefähr hundert und fünfzig Schritte an der Mauer hin; dann blieb er stehen, richtete sich auf und legte seine Schnauze an den Stein.

„Ho! ho!“ sagte Salvator, „hier ist etwas, wie es scheint.“

Er näherte sich, schaute aufmerksam, und trotz des Bebens der Zweige eines Baumes, dessen Schatten sich zwischen ihn und den Mondschein stellte, sah er mitten an der grauen, einförmigen Tinte der Mauer eine unregelmäßige Gipsplatte von vier bis fünf Fuß im Umkreise erscheinen.

„Gut, Freund Brasil, gut!“ sagte Salvator; „hier war eine Bresche, welche nicht mehr zu finden du dich wunderst; sie ist seitdem zugemacht worden, mein guter Hund. Du bist durch diese Bresche hinausgegangen, du gedachtest auf demselben Wege zurückzukehren, doch der Eigenthümer hat Ordnung in die Sache gebracht. Nicht wahr, so ist es?“

Der Hund schaute Salvator an, als wollte er sagen: „Es ist in der That so. Was werden wir nun thun?“

„Ja, was werden wir nun thun?“ wiederholte Salvator. „Abgesehen davon, daß ich keines von den Werkzeugen besitze, deren man sich bedient, um eine Mauer zu durchbrechen, würde man nicht unterlassen, mich des Einbruchs zu beschuldigen, und ich bekäme meine fünf Jahre Zwangsarbeit, was nicht deine Absicht sein kann, mein guter Brasil. Und dennoch, mein wackerer Freund, bin ich so begierig als du, diesen Park zu besichtigen; einmal, weil ich mir, ich weiß nicht warum, einbilde, er enthalte ein wichtiges Geheimniß.“

Das Knurren von Roland oder vielmehr von Brasil schien diese Worte zu bekräftigen.

„Nun wohl, Brasil, ich verlange ja nichts Anderes,“ sagte Salvator, der sich als Künstler und als

Beobachter an der Ungeduld seines Hundes ergötzte; „auf, finde du das Mittel, da du dich ärgerst. Ich warte, mein guter Brasil, ich warte.“

Brasil schien kein Wort von dem, was sein Herr sprach, zu verlieren. Da er ganz allein das Mittel nicht anwenden konnte, so beschränkte er sich darauf, daß er es bezeichnete.

Er bog sich auf seinen Hinterbeinen und sprang mit solcher Kraft, daß das Ende seiner Pfoten die Mauerkappe erreichte.

„Du bist die höchste Weisheit, mein lieber Brasil,“ sagte Salvator, „und du hast vollkommen Recht. Es ist unnöthig, eine Mauer zu durchbrechen, wenn man über dieselbe passiren kann. Das ist kein Einbruch, das ist Ersteigung. Ersteigen wir, mein guter Hund, ersteigen wir, und du mußt zuerst hinüber; du bist hier zu Hause, wenigstens wie mir scheint: an dir ist es, mir die Honneurs zu machen. Wohlan, Hopp!“

Und mit den zwei Armen, deren wir Salvator so tapfer bei Barthélemy Lelong genannt Jean Taureau in einem der ersten Kapitel dieses Buches sich haben bedienen sehen, mit diesen zwei Armen mit den stählernen Muskeln, hob er den Riesenhund zur Höhe der Mauer so leicht hinauf, als eine Marquise oder eine Herzogin einen Kings-Charles*) zu ihren Lippen emporhebt.

So emporgehoben, berührte der Hund mit seinen Vorderpfoten den Kamm der Mauer; doch er bedurfte eines Stützpunktes, um sich hinaufzuschwingen.

Salvator neigte den Kopf, stützte ihn an die Mauer, setzte jede von den Hinterpfoten des Hundes auf jede von seinen Schultern, stellte Brasil gut- ins Gleichgewicht auf dieser Base, welche ein Granitsockel zu sein schien, und sagte:

„Auf, Brasil, spring!“

*) Kleiner englischer Wachtelhund.

Und Brasil sprang.

„Nun ist die Reihe an mir," fügte er bei.

Und, seine Flinte gut auf seiner Schulter befestigend, erreichte er springend die Mauerkappe, wo er an seinen Händen hängen blieb; mit der Kraft seiner Faustgelenke und mit den Knieen sich unterstützend, gelang es ihm sodann mit einer Leichtigkeit, welche seine Gewohnheit der Gymnastik bezeichnete, sich rittlings auf die Mauer zu setzen.

Er war hier, als er den Trab eines Pferdes hörte und rasch einen in einen Mantel gehüllten Reiter herbeikommen sah.

Der Reiter folgte dem Wege, der sich an der Mauer hinzog.

Salvator warf eiligst, unterstützt durch die wunderbare Stärke seiner Arme, seinen ganzen Körper in den Park zurück; sein Kopf allein überragte die Mauer. Ein Baum warf seinen Schatten auf ihn und verhinderte den Reiter, ihn zu sehen, wenn er nicht eine ganz besondere Aufmerksamkeit anwandte.

In dem Augenblicke, wo der Reiter auf ein paar Schritte an Salvator vorüberkam, schien der Mond in seinem vollen Glanze, so daß Salvator die Züge eines neunundzwanzig- bis dreißigjährigen jungen Mannes unterscheiden konnte.

Diese Züge erregten ohne Zweifel ein großes Erstaunen bei ihm; denn mit einer berechneten Bewegung der Hände und der Kniee warf er sich zurück, fiel, die Mauer loslassend, neben Brasil und sagte:

„Lorédan von Valgeneuse!"

Und nach einem Momente des Stillschweigens und der Unbeweglichkeit, was der ungeduldige Brasil nicht zu begreifen schien, fügte er bei:

„Was Teufels macht mein lieber Vetter hier?"

CXXXI.

Der Park, wo die Nachtigall nicht sang.

Salvator horchte, bis das Geräusch vom Trabe des Pferdes erloschen war, dann schaute er umher.

Er befand sich in einem ungeheuren Parke, und zwar im waldigsten Theile dieses Parkes.

Brasil schien nur einen Befehl zu erwarten, um sich auf den Weg zu begeben. Er saß, doch das Beben seines Leibes verrieth seine Ungeduld, und seine Augen glänzten in der Dunkelheit wie zwei Irrlichter.

Der Mond glitt an einem wolkigen Himmel hin, und beleuchtete bald lebhaft die Erde, versenkte sie bald, hinter einer düsteren Dunstwoge verschwindend, in Finsterniß.

Salvator, da er nicht wußte, wohin ihn der Hund führen würde, wartete einen dieser Augenblicke der Finsterniß ab, die es ihm erlaubten, sich in die Lichtungen zu wagen.

Dieser Augenblick kam bald.

Es hieße vielleicht lügen, wollten wir sagen, das Herz habe dem jungen Manne nicht geklopft; da ihn aber das Bewußtsein des Motives, welches ihn hieher führte, ruhig machte, so wäre es unmöglich gewesen auf seinem Gesichte den Reflex der Gedanken, die ihn bewegten, zu sehen.

Nur machte er seine Flinte von seiner Schulter los, steckte den Ladstock in jeden der Läufe, um sich zu versichern, daß die Pfröpfe den Kugeln anklebten, hob die Batterien auf, um das Zündkraut zu besichtigen, nahm das Gewehr in seinen Arm, statt es am Schulterriemen hängend zu tragen, benützte den Moment, wo

Himmel und Erde wieder finster geworden waren, und sagte:

„Vorwärts, mein guter Hund, vorwärts!“

Der Hund lief voran, und Salvator folgte ihm.

Doch das war nicht leicht: das Gesträuch und die jungen Pflanzen waren überall gewachsen und bildeten Gestrüppe, wo sich das Wild mit Wonne aufhalten mußte, während der Mensch hier nur mit Schwierigkeit manoeuvrirte.

Jeden Augenblick erhob sich ein rasches, ungestümes Geräusch im Gebüsche, rechts, links von Salvator, und hinter ihm. Das war ein Kaninchen oder ein Hase, der ganz erstaunt, in seinem Lager beunruhigt zu werden, sich aus dem Staube machte.

Man kam zu einer Allee, wo das Gras anderthalb Fuß hoch gewachsen war.

Diese Allee führte zu einer Art von Wiese. Im Hintergrunde dieser Wiese sah man eine schwarze Oberfläche, welche plötzlich wie ein silberner Spiegel funkelte.

Der Mond trat aus den Wolken hervor und beleuchtete das ruhige, tiefe Wasser eines Teiches.

Um diesen Teich hoben sich stellenweise, wie unbewegliche Gespenster, mythologische Statuen hervor.

Es schien Brasil zu drängen, an diesen Teich zu kommen; doch Salvator, da er nicht wußte, ob das Haus, zu dem dieser Park gehören mußte, bewohnt oder nicht bewohnt war, zog sich so an dem Gehölze hin, daß er, beim ersten Anlasse zu einer Befürchtung, rasch in das Gestrüppe zurückkehren konnte, und dämpfte den Eifer seines Hundes, der, seinem Worte gehorchend, zehn Schritte vor ihm ging, ohne sich weiter zu entfernen, als ob er durch ein Halsband zurückgehalten worden wäre.

Es lag etwas tief Trauriges im Anblicke aller dieser Gegenstände, welche Salvator in die Augen fielen.

„Ich würde mich sehr wundern,“ murmelte er, wäre an diesem Orte nicht irgend ein gräßliches Ver-

brechen begangen worden. Der Schatten ist hier schwärzer als anderswo, das Licht ist hier bleicher als anderswo, die Bäume haben ein betrübtes Aussehen, welches das Herz beklemmt. Gleichviel! da wir einmal hier sind, so wollen wir immerhin weiter gehen!"

Und da eine Wolke dichter als die anderen aufs Neue den Mond überzogen hatte, so beschloß Salvator die Finsterniß zu benützen, die dieser Luftschleier über die Erde verbreitete, um es zu wagen, den entblößten Zwischenraum zu durchschreiten, der den Saum des Waldes vom Ufer des Teiches trennte.

Am Ende des Waldes blieb indessen Salvator stehen und hielt Brasil zurück.

Vor ihm, jenseits des Teiches, erhob sich wie eine düstere, riesige Masse, durchbrochen von einem einzigen, hinter dem Fenster eines kleinen Cabinets glänzenden, Lichte das Schloß Viry.

Das Schloß war also bewohnt, trotz des Zustandes des Parkes, der einem Urwalde glich, trotz des Zustandes der Wege, welche verlassene Wiesen zu sein schienen, da ein Licht an einem Fenster glänzte.

Man hatte doppelte Vorsicht anzuwenden.

Salvator ließ rings um sich her den Blick des Jägers laufen, der gewohnt ist, in der Finsterniß zu sehen, und beschloß, die Forschung bis zum Ende zu treiben.

Und dennoch hatte er keine Gewißheit; unbestimmter Verdacht, durch die stummen Schrecken von Rose-de-Noël eingeflößt, — das war Alles. Warum diese Beharrlichkeit? warum so freiwillig der Aufsuchung des Unbekannten sich hingeben? Weil es ihm schien, dieses Unbekannte sei ein entsetzliches Verbrechen, und er weihe sich nicht freiwillig, wie wir gesagt haben, seiner Aufsuchung, sondern verhängnißvoller Weise durch die Vorsehung angetrieben, die man den Zufall nennt, und die den rechtschaffenen Leuten eine höhere Fähigkeit, eine außerordentliche Divinationsgabe verleiht.

Eine Dickung von grünen Bäumen erhob sich ein paar Schritte vom Teiche; diese Dickung bot ein Schutzdach. Nach dem Teiche schien der Lauf von Brasil abzuzielen.

Salvator ließ aufs Neue den Mond glänzen und erlöschen; sodann, den Augenblick benützend, wo er sich verbarg, erreichte er die Dickung Schritt für Schritt von Brasil gefolgt, dem er sich hinter ihm zu halten befohlen hatte.

Sobald er im Fichtengehölze verborgen war, streichelte Salvator mit der Hand den Hals von Brasil und sagte nur das einzige Wort zu ihm:

„Such'!"

Sogleich stürzte Brasil nach dem Teiche, verschwand in den Rohren, die einen Gürtel an seinem Ufer bildeten, und erschien dann wieder hinter diesem Gürtel von Rohren, mit dem Kopfe über dem Wasser schwimmend.

Er schwamm so ungefähr zwanzig Schritte.

Dann hielt er an, schwamm im Kreise, statt in schräger Linie zu schwimmen, und tauchte unter.

Salvator verlor nicht eine einzige von den Bewegungen des Hundes aus dem Blicke.

Man hätte glauben sollen, er errathe seine Absichten mit demselben Verstande, besser gesagt mit demselben Instincte, mit dem Brasil die seinigen errieth.

Salvator erhob sich auf den Fußspitzen, um genauer zu sehen.

Nach ein paar Secunden erschien Brasil wieder.

Dann tauchte er aufs Neue unter.

Doch wie das erste Mal erschien er wieder, ohne etwas auf die Oberfläche zurückzubringen.

Dann schwamm er ans Ufer, eine Linie ziehend, welche den Winkel bildete im Vergleiche mit der, welcher er gefolgt war, um die Mitte des Teiches zu erreichen. Am Ufer angelangt, machte Brasil, als ob er einer Spur folgte, die Nase auf dem Rasen, fünf bis sechs Schritte.

Dann hob er den Kopf in die Höhe, stieß ein dumpfes, klägliches Geheul aus und nahm seinen Lauf wieder nach dem Walde.

Er kam auf zwanzig Schritte an der Dickung vorüber, wo Salvator verborgen war.

Salvator begriff, daß Brasil nicht ohne Grund umgekehrt war und wieder in den Wald lief.

Er ließ ein einfaches Pfeifen zwischen seinen zusammengedrückten Zähnen durch vernehmen. Der Hund hielt an und bog sich auf seinen Beinen.

Salvator wollte Brasil nicht aus dem Gesichte verlieren, um nicht nöthig zu haben, ihm zu rufen.

Er schaute aufs Neue umher und erkennend, daß Alles still und einsam war, durchschritt er den Zwischenraum, der die Dickung vom Walde trennte, mit eben so viel Glück, als er die, welche den Wald von der Dickung trennte, durchschritten hatte.

Brasil setzte sich wieder in Marsch. Salvator folgte ihm und verschwand bald mit ihm im Gehölze.

Er wußte, daß alle diese Bewegungen seines Hundes, so widersprechend sie schienen, einen bestimmten Grund hatten.

Ich weiß nicht, wer gesagt hat, auf der Jagd sei der Hund der Jäger, und der Jäger sei der Hund. Vielleicht ich; vielleicht auch mein Freund Léon Bertrand, dieser große Jäger vor dem Herrn, der seit alten Zeiten alle Geheimnisse der Jägerei und alle Kunstgriffe des Hundegeschlechtes kennt. Wiederholen wir diese, alte oder neue, Wahrheit: man vermöchte die Wahrheit nicht oft genug zu sagen.

In den Wald zurückkehrend, gingen Jäger und Hund an einer Rabatte hin, wo die ersten Frühlingspflanzen wiederzuerstehen anfingen, als ob, trotz des finstern Verhängnisses, das auf diesem verfluchten Hause lastete, die gute, barmherzige Natur blühend ihm verzeihen würde.

Man kam zu einer Allee, die sich am Ende gabelförmig theilte.

Hier hielt der Hund abermals an und schien zu zögern.

Einer von den Wegen führte nach dem Gemüsegarten; der andere zu einem Fußpfade, der sich in den Wald vertiefte.

Nach einem Zögern oder vielmehr nach einer Ueberlegung von ein paar Secunden, entschloß sich Brasil für den Fußpfad, der in den Wald führte.

Salvator betrat den Fußpfad hinter Brasil.

Sie gingen so ungefähr eine oder zwei Minuten.

Nach Verlauf dieser Zeit hielt der Hund abermals an.

Statt fortwährend dem Fußpfade zu folgen, trat er sodann in eine Dickung ein, die ein großer Baum beherrschte, und an deren Saum sich eine Bank erhob, welche auf dieser Seite das Ziel einer Promenade zu sein schien.

Salvator trat hinter Brasil in die Dickung ein.

Hier stöberte der Hund einen Augenblick durch die dürren Zweige und Blätter, die den Boden bedeckten.

Dann drückte er seine Nasenlöcher an die Erde und athmete geräuschvoll die Ausströmungen ein, welche daraus hervorkamen.

Endlich im Mittelpunkte eines von ihm selbst beschriebenen Kreises angelangt, blieb er unbeweglich, starr in der Haltung der Betrachtung stehen.

Man hätte glauben sollen, er suche in die Erde zu sehen.

„Nun," fragte Salvator, „was gibt es denn, mein guter Brasil?"

Der Hund beugte den Kopf bis auf den Boden, drückte seine Schnauze darauf und blieb so unbeweglich, als ob er die Frage seines Herrn nicht gehört hätte.

„Es ist hier, nicht wahr? es ist hier?" fragte Salvator, indem er ein Knie auf die Erde setzte und

mit der Fingerspitze die von dem verständigen Hunde bezeichnete Stelle berührte.

Der Hund wandte sich rasch um, schaute seinen Herrn mit seinen großen ausdrucksvollen Augen an und beroch wieder die Erde.

„Such'!" sagte Salvator.

Dumpf knurrend legte Roland seine beiden aneinander gehaltenen Pfoten an die Stelle, auf welche Salvator den Finger gelegt hatte.

Dann beroch er abermals.

Der Ausruf des Archimed bot sich der Erinnerung des jungen Mannes.

„Εὕρηκα*)" sagte er wie der Mathematiker von Syrakus.

Sodann, um den Hund anzufeuern:

„Such'! such'!"

Da fing Brasil an mit solcher Wuth die Erde aufzukratzen, daß man hätte glauben sollen, das Ziel dieses ganzen Marsches in der Finsterniß, dieser ganzen nächtlichen Jagd sei hier und nicht anderswo.

„Such'!" wiederholte Salvator, „such'!"

Und mit derselben Wuth fuhr der Hund in der Erde zu wühlen fort.

Nach zehn Minuten dieser Arbeit, welche Salvator ein Jahrhundert dünkten, wich Brasil hastig zurück.

Sein ganzer Leib schien von einem Zittern des Schreckens bewegt zu werden.

„Was gibt es denn, mein guter Hund?" fragte Salvator, der immer auf einem Knie geneigt war.

Der Hund schaute ihn an und schien zu sagen:

„Ei! sieh doch selbst!"

Salvator suchte in der That zu sehen, doch der Mond war verborgen, und seine Augen strebten vergebens die Dunkelheit zu durchdringen, welche tiefer

*) Ich habe es gefunden.

noch in dem vom Hunde gegrabenen Loche, als auf der Oberfläche der Erde.

Er streckte die Hand aus und erreichte die Tiefe des Loches; er versuchte es, mit der Hand zu sehen, da er nicht mit den Augen sehen konnte.

Seine Finger zogen sich plötzlich zurück.

Er hatte etwas Weiches, Zartes, Seidenes berührt.

Er zitterte seinerseits, wie der Hund gezittert hatte, fieberhafter, schrecklicher vielleicht noch, als wenn er mit dem Zahne einer Viper zusammengetroffen wäre.

Salvator machte indessen eine Anstrengung gegen sich selbst und legte seine Hand wieder auf den entsetzlichen Gegenstand.

„Oh!" murmelte er, „ich kann mich nicht täuschen, es sind Haare."

Der Hund winselte; den Schweiß auf der Stirne, zögerte der Mann, dieses Haar an sich zu ziehen.

Der Mond, der wieder aus seiner Wolke hervorgetreten war, verlieh dem Einen und dem Andern einen fantastischen Anblick.

In diesem Momente näherte sich der Hund dem Loche, steckte seinen Kopf ganz hinein, und Salvator fühlte, daß er diese Haare zart zwischen seinen Fingern leckte.

„Oh!" murmelte er, „was ist das, mein armer Brasil?"

Brasil hob aber den Kopf empor, und, statt auf seinen Herrn zu hören, statt die Haare fortzulecken, unter denen Salvator einen Schädel sich formen fühlte, wandte er seinen Blick nach dem Wege und ließ seine Zähne an einander klappern.

Salvator drehte den Kopf wie der Hund, doch er sah nichts.

Dann legte er sein Ohr an die Erde, und er vernahm ein Geräusch, das näher kam.

Er richtete seinen Kopf wieder auf, und diesmal

ſchien es ihm, er ſehe etwas wie ein Geſpenſt, das der Allee folge und ſich ſeiner Seite nähere.

Brafil wollte knurrend fortſtürzen; Salvator packte ihn aber bei der Halshaut, drückte ihn auf den Boden und ſagte:

„Nieder, Brafil, nieder!“

Und er legte ſich ſelbſt neben den Hund, während er beſorgt war, ſeine Flinte im Bereiche ſeiner Hand zu halten.

Alsdann, ſo groß auch die Stille war, hätte ſelbſt das Ohr von Argus weder den Hauch des Menſchen, noch den Athem des Hundes hören können.

Es ſchlug Mitternacht im Glockenthurme von Viry, und die ehernen Klänge zogen bebend durch die Luft.

CXXXII.

Warum die Nachtigall nicht ſang.

Das Geſpenſt kam immer näher. Es ging auf drei Schritte an Salvator vorbei und ſetzte ſich auf die Bank.

Einen Augenblick glaubte Salvator, es ſei der Schatten dieſes Körpers, den irgend ein Verbrechen zu ſeinen Füßen liegend halte.

Doch er hatte ein Geräuſch von Tritten gehört, und ein Schatten wäre nicht ſchwer genug geweſen, um die dürren Zweige zu zerbrechen und das Laub raſcheln zu machen.

Es war alſo nicht ein Geſpenſt, ſondern ein junges Mädchen.

Nur, wie kam es, daß ein junges Mädchen ſo um

Mitternacht im Parke umherirrte und sich allein auf eine Bank setzte?

Ein Mondstrahl beleuchtete die nächtliche Spaziergängerin, und auf diesem Strahle schien ihr Blick zum Himmel aufzusteigen.

Salvator konnte ihr Gesicht sehen: es war ihm völlig unbekannt.

Es war das eines Mädchens von sechszehn Jahren, mit azurblauen Augen, blonden Haaren und einem Teint voll Jugend und Frische; ihre dem Himmel zugewandten Augen hatten die Reinheit der Extase. Es schien nur Salvator, stille Thränen fließen über ihre Wangen.

Zu dieser Stunde schlafen in der That die Glücklichen.

Roland, da er begriff, das sei kein Feind, den man sehr zu fürchten brauche, hatte sich besänftigt.

Salvator schaute mit mehr Erstaunen als Besorgniß.

Plötzlich drang ein in der Ferne ausgesprochener Name durch die Luft. Das Mädchen bebte und neigte den Kopf gegen das Schloß. Salvator fühlte einen Schauer unter der Haut von Roland durchziehen.

Er bemerkte, daß der Hund im Begriffe war, ein Knurren vernehmen zu lassen.

Er näherte sich ihm und sagte ihm ins Ohr:

„Stille, Roland!“

Ein zweiter Ruf machte, daß das Mädchen sich auf seinen Füßen erhob.

Salvator konnte sich nicht enthalten, sich von der Erde aufzurichten. Es hatte ihm geschienen, er habe den Namen Mina aussprechen hören.

Nach Verlauf von fünf Minuten, während welcher Salvator, das Mädchen und der Hund, alle Drei so unbeweglich wie Bildsäulen blieben, hörte man deutlich den Namen Mina von einer Männerstimme dem Winde zugeworfen.

Salvator legte seine Hand an seine Stirne, und es entschlüpfte ihm unwillkürlich ein Ausruf des Erstaunens.

Roland hob seine Lippen auf eine bedrohliche Art auf; Salvator drückte ihm aber die Hand auf den Kopf, nöthigte ihn, seinen Hals auf seine Pfoten auszustrecken und wiederholte das Wort: Stille! mit der gedehnten, zischenden Betonung, welche die Thiere so gut verstehen.

Wäre nicht die ganze Aufmerksamkeit des Mädchens auf einen anderen Punkt gerichtet gewesen, so würde es wohl bemerkt haben, es gehe etwas Seltsames an seiner Seite vor.

Man hörte das Geräusch eines hastigen Schrittes, der sich näherte.

Einen Augenblick schien das Mädchen die Absicht zu haben, in den Wald zu laufen, um sich dort zu verbergen, oder zu fliehen; doch sie schüttelte den Kopf, als ob sie zu sich selbst sagte: „Vergeblich!" und sie setzte sich wieder.

Ein Ausruf verkündigte, daß sie entdeckt war.

Da ging ein junger Mann raschen Schrittes durch die Allee, und Salvator erkannte den Reiter, welchen er in dem Augenblicke, wo er über die Mauer gestiegen war, hatte vorüberziehen sehen.

„Oh! Vorsehung!" murmelte er, „wenn sie es wäre!"

„Mina! . . Ah! endlich finde ich Sie!" sagte der junge Mann. „Warum sind Sie außen zu dieser Stunde, allein mitten im Walde, am wildesten Orte des Parkes?"

„Und Sie, mein Herr, warum sind Sie zu dieser Stunde in diesem Hause, während es Uebereinkunft war, Sie werden nie bei Nacht kommen?" fragte das Mädchen.

„Mina, verzeihen Sie mir! Ich konnte dem Verlangen, Sie zu sehen, nicht widerstehen. Wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe!"

Das Mädchen antwortete nicht.

„Sagen Sie, Mina, werden Sie kein Mitleid mit mir haben? Diese, ich gebe es zu, wahnsinnige, aber unbesiegbare Liebe, wird sie keine Gnade vor Ihren

Augen finden? Ohne mich zu lieben, haſſen Sie mich nicht weniger?"

Das Mädchen beobachtete daſſelbe Stillſchweigen.

„Iſt es möglich, daß zwei Herzen bei einander ſchlagen, das eine von einer ſo großen Liebe, das andere von einem ſo großen Haſſe?"

Der junge Mann wollte die Hand von Mina nehmen.

„Sie wiſſen, Herr Lorédan, wir ſind übereingekommen, daß Sie mich nie berühren werden," ſagte ſie, indem ſie ihre Hand zurückzog und auf der Bank zurückwich, auf die ſich der junge Mann nicht zu ſetzen wagte.

„Aber ſagen Sie mir doch wenigſtens, warum ich Sie hier finde?" fragte er ſichtbar beherrſcht durch dieſe eiskalte Würde.

„Soll ich es Ihnen ſagen?"

„Ich bitte Sie inſtändig."

„Nun wohl, ſo hören Sie, und Sie werden ſehen, daß ich nichts von Ihnen zu fürchten habe, da mir, wenn Sie Ihren Verſprechungen zuwider handeln, der Himmel ſeine Warnungen ſchickt."

„Ich höre, Mina."

„Ich lag im Bette, ich ſchlief . . . So wahr als ich Sie in dieſem Augenblicke vor mir ſtehen ſehe, ſah ich Sie die Thüre meines Zimmers mit einem Nachſchlüſſel öffnen und eintreten; ich erwachte, ich war allein; doch ich ſagte mir, Sie werden bald kommen. Ich ſtand auf, kleidete mich an, ging in den Park und ſetzte mich auf dieſe Bank."

„Mina, unmöglich!"

„Sagen Sie mir, iſt es wahr, daß Sie in mein Zimmer mittelſt eines Nachſchlüſſels eingetreten ſind?"

„Mina, verzeihen Sie mir!"

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Sie halten mich hier wider meinen Willen zurück; ich bleibe, weil, wenn ich fliehen würde, die Freiheit und das Leben

von Justin bedroht wären. Sie wissen aber auch, unter welchen Bedingungen ich bleibe, mein Herr!"

„Mina, Sie konnten unmöglich errathen, ich sei unter Weges, um hierher zu kommen ... Sie konnten unmöglich vorhersehen, ich werde eintreten . . ."

„Ich habe es dennoch errathen, mein Herr, ich habe es dennoch vorhergesehen, und das hat Ihnen einen ewigen Gewissensbiß erspart, wenn Sie überhaupt Gewissensbisse haben können."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß ich mich, hätte ich Sie in mein Zimmer eintreten sehen, mit diesem Messer getödtet haben würde."

Und sie zog aus ihrer Brust eine feine, spitzige, in der Scheide einer Scheere verborgene Klinge.

Der junge Mann stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße.

„Ah! ja," sagte Mina, „ich begreife, nicht wahr, es ist traurig, reich zu sein, allmächtig zu sein, die Gesetze nach seiner Laune zu biegen, über die Freiheit und das Leben eines Unschuldigen zu verfügen, wenn man selbst Verbrecher ist, und sich zu sagen: „„Ich vermag Alles dies, und ich kann dieses kleine Mädchen nicht verhindern, sich zu tödten, wenn ich sie entehre!""

„Oh! ich werde Sie wohl verhindern."

„Sie werden mich verhindern?"

„Ja, ich."

Und mit einer raschen Bewegung ergriff der junge Mann die Hand, in der Mina das Messer hielt.

„Indem Sie mir diese Waffe entreißen?" sagte Mina. „Nun wohl, diese Waffe ist aber nur ein Mittel des Todes; ist mir dieses Mittel benommen, so bleiben mir zehn andere. Gibt es nicht den Teich, der dem Schlosse gegenüber liegt? wird es mir nicht immer freistehen, in den zweiten Stock hinaufzugehen und mich zum Fenster hinaus auf die Platten der Freitreppe zu stürzen? Oh! meine Ehre ist wohl bewacht, das schwöre ich Ihnen, denn sie steht unter der Obhut des Todes."

„Mina, Sie werden nicht thun, was Sie sagen!“

„So wahr ich Sie hasse, so wahr ich Sie verabscheue, so wahr ich Sie verachte, so wahr ich Justin liebe, so wahr ich immer nur ihn lieben werde, tödte ich mich an dem Tage, in der Stunde, in der Minute, wo ich nicht mehr würdig sein werde, vor ihm zu erscheinen! Hienach steht es Ihnen frei, mich hier zu behalten, so lange es Ihnen beliebt!“

„Gut!“ sprach der junge Mann, dessen Zähne Salvator knirschen hörte, „wir wollen sehen, wer zuerst müde sein wird.“

„Sicherlich der, mit welchem Gott nicht ist,“ erwiederte das Mädchen.

„Gott!“ murmelte der junge Mann, „Gott! immer Gott!“

„Ja, ich weiß, es gibt Leute, die nicht an Gott glauben, oder sich stellen, als glaubten sie nicht an ihn; und sollten Sie das Unglück haben, einer von diesen Menschen zu sein, mein Herr, so würde ich Ihnen sagen: „„Bei diesem Lichtstrahle, der uns Beide beleuchtet, schauen Sie mich an, mich die Unterdrückte, mich die Gefangene, mich die Sklavin; ich bin es, die ruhig und gläubig ist, und Sie sind voll Zorn und Zweifel. Es gibt also einen Gott, und dieser Gott erlaubt, daß ich ruhig bin, und daß Sie aufgeregt sind.““

„Mina,“ sprach der junge Mann, indem er sich vor ihr auf die Kniee warf, „Sie haben Recht, man muß an den Gott glauben, der Sie gemacht hat. Es fehlt mir nur Eines, um an ihn zu glauben: das ist Ihre Liebe. Lieben Sie mich, und ich werde an ihn glauben.“

Das Mädchen erhob sich und machte einen Schritt rückwärts, um sich von Lorédan zu entfernen.

„An dem Tage, wo ich Sie liebe,“ sprach Mina, „werde ich nicht mehr an ihn glauben, weil ich dann der Ehre und der Redlichkeit den Verrath und das Verbrechen vorziehe.“

„Mina," sagte der junge Mann aufstehend und eine Ruhe heuchelnd, welche offenbar fern von ihm war, „ich sehe wohl, daß ich der Vernünftigere von uns Beiden sein muß; nehmen Sie meinen Arm und lassen Sie uns zurückkehren!"

„So lange Sie im Schlosse sind, kehre ich nicht dahin zurück, mein Herr."

„Mina, ich schwöre Ihnen, daß ich, sobald Sie zu Hause sind, abgehen werde."

„Gehen Sie zuerst ab, und ich werde sodann zurückkehren."

„Sie werden Ursache sein, daß ich mich zu einem äußersten Schritte hinreißen lasse!" rief der junge Mann.

„Hier, im Angesichte Gottes, werden Sie es nicht wagen," sprach Mina nach dem Himmel deutend.

„Nun wohl, ich gehe, da Sie mich wegjagen, doch Sie werden mich zurückrufen."

Mina lächelte verächtlich.

„Gute Nacht, Mina! . . Ah! ist Justin verloren, so halten Sie sich nur an sich selbst."

„Justin ist wie ich unter der Obhut Gottes, und die Bösen vermögen eben so wenig gegen ihn, als sie gegen mich vermögen."

„Das werden wir sehen . . . Gute Nacht, Mina," sagte der junge Mann.

Und er entfernte sich rasch eine Art von Gebrüll des Zornes ausstoßend.

Nach zehn Schritten blieb er stehen und wandte sich um, um zu sehen, ob ihn Mina nicht zurückrufe.

Mina stand unbeweglich da und hatte nicht einmal auf sein „gute Nacht!" geantwortet.

Er machte eine Geberde der Drohung und verschwand.

Der Starke war am Schwachen gebrochen.

Mina sah ihn weggehen, ohne eine Bewegung zu machen; als sie ihn aber aus dem Gesichte verloren hatte, als das Geräusch seiner Tritte in der Ferne er-

loſchen war, als ſie ſich ganz allein und ihrer Schwäche überlaſſen glaubte, da ſtellte ſich ohne Zweifel das Gefühl dieſer Schwäche ihrem Geiſte dar, denn ſie ſank wie vernichtet auf die Bank, und ihre, während der ganzen Scene durch das Gefühl ihrer Würde zurückgehaltenen, Thränen ſtürzten ungeſtüm hervor.

„Mein Gott!“ rief ſie, indem ſie mit einer verzweifelten Bewegung ihre beiden Arme zum Himmel erhob, „mein Gott! wirſt Du nicht die Hand über mich ausſtrecken, Deine barmherzige Hand! Oh! mein Gott! Du weißt, nicht für mich, nicht für mein Leben flehe ich Dich an, ſondern für denjenigen, welchen ich liebe. Verfüge über Deine demüthige Magd, aber Gnade für Juſtin; den Tod oder ein Daſein der Schmerzen für mich, rette aber Juſtin! Herr!“ fügte ſie bei, indem ſie von ihrer Bank hinabglitt und auf die Kniee fiel, „Herr! höre mich! Herr! antworte mir!“

Sodann, mit einem herzzerreißenden Schluchzen:

„Ach! ach! biſt Du denn zu fern, um mich zu hören?“

„Nein, Mina,“ ſagte Salvator mit ſanfter und zugleich klangvoller Stimme, „er hat Sie gehört, und er ſchickt mich Ihnen zu Hülfe.“

„Großer Gott!“ rief Mina, indem ſie erſchrocken und bereit zu fliehen aufſprang, „wer iſt da, und wer ſpricht mit mir?“

„Seien Sie ohne Furcht, Mina, ein Freund von Juſtin!“

Doch trotz der beruhigenden Worte, die ſie gehört, ſtieß Mina einen Angſtſchrei aus, als ſie dieſen Mann aus der Dickung begleitet von einem Hunde von der maßloſen Größe der Thiere der Apokalypſe hervorkommen ſah, dieſen Mann, der der Abgeſandte Gottes und der Freund von Juſtin zu ſein behauptete.

Es war wirklich eine fantaſtiſche Erſcheinung, und das Mädchen, das ſich dieſelbe vergebens zu erklären

ſuchte, drückte ſeine beiden Hände an ſeine Augen, neigte das Haupt und murmelte:

„Oh! wer Sie auch ſein mögen, ſeien Sie willkommen! Alles, Alles, Alles eher, als dieſem Schändlichen angehören!“

Und nun begreift der Leſer, warum die Nachtigall nicht in einem Parke ſang, wo ſich ſo erſchreckliche Dinge zutrugen.

CXXXIII.

Erklärungen.

Die erſte Bewegung von Mina, und das iſt leicht zu begreifen, war ganz die des Schreckens geweſen; als ſie aber die ſanfte, ſympathetiſche Stimme von Salvator hörte, als ſie begriff, er habe drei Schritte vor ihr angehalten und bleibe hier ſtehen, weil er es nicht wage, weiter zu gehen, aus Furcht, ihre Angſt zu verdoppeln, da ließ ſie ſachte die Hände fallen, mit denen ſie ſich das Geſicht verſchleiert hatte, und nachdem ihre Augen einen Blick mit denen von Salvator gewechſelt, ſah ſie ein, daß hier, wie es der junge Mann geſagt, ihr Heil war.

Sicher, daß ſie es mit einem Freunde zu thun hatte, war ſie es, welche die Entfernung durchſchritt, die ſie noch von einander trennte.

„Fürchten Sie ſich nicht, Mademoiſelle,“ ſagte Salvator.

„Sie ſehen wohl, daß ich mich nicht fürchte, mein Herr, da ich es bin, die zu Ihnen kommt.“

„Und Sie haben Recht, denn Sie haben nie einen

besseren, zärtlicheren, ergebeneren Freund gehabt als mich!"

„Ein Freund! zum zweiten Male sprechen Sie dieses Wort aus, mein Herr, und ich kenne Sie doch nicht."

„Das ist wahr, Mademoiselle; doch in einem Augenblicke werden Sie mich kennen . . ."

„Vor Allem," unterbrach Mina Salvator, „sind Sie schon lange hier?"

„Ich war hier, als Sie kamen und sich auf diese Bank setzten."

„Sie haben also gehört . .?"

„Alles! Das ist das, was Sie zu wissen wünschen, ehe Sie mir antworten, nicht wahr?"

„Ja."

„Nun wohl, glauben Sie mir, ich habe nicht ein Wort von dem verloren, was Herr Loredan von Valgeneuse gesagt hat, nicht ein Wort von dem, was Sie ihm erwiedert haben, und meine Bewunderung für Sie, meine Verachtung gegen ihn haben in gleichem Maße zugenommen."

„Nun noch eine Frage, mein Herr."

„Sie wünschen ohne Zweifel zu wissen, wie ich mich hier befinde?"

„Nein, mein Herr, ich habe Vertrauen zu dem Gotte, den ich anrief, als Sie mir erschienen, und ich glaube, es ist die Vorsehung, die Sie auf meinen Weg gestellt hat. Nein," — das Mädchen warf einen neugierigen Blick auf das Jägercostume, das der junge Mann trug, und das keinen gesellschaftlichen Rang bezeichnete, — „nein, ich wollte Sie nur fragen, mit wem ich zu sprechen die Ehre habe."

„Wozu soll es nützen, daß ich Ihnen sage, wer ich bin? Ich bin ein Räthsel, dessen Auflösung in den Händen der Vorsehung ist. Was meinen Namen betrifft, so werde ich Ihnen den sagen, unter welchem man mich kennt. Ich heiße Salvator; nehmen Sie

dieſen Namen als eine gute Vorbedeutung an: er bedeutet Retter."

„Salvator!" wiederholte das Mädchen. „Ein ſchöner Name, dem ich vertraue."

„Es gibt einen andern, dem Sie noch viel mehr vertrauen würden."

„Sie haben ihn ſchon einmal ausgeſprochen, nicht wahr? . . Der von Juſtin?"

„Ja."

„Sie kennen alſo Juſtin, mein Herr?"

„Um vier Uhr dieſen Nachmittag war ich noch bei ihm."

„Oh! mein Herr, ich hoffe, er liebt mich immer?"

„Er betet Sie an!"

„Der arme Juſtin . . . und er iſt ohne Zweifel ſehr unglücklich?"

„Er iſt in Verzweiflung!"

„Ja, doch nicht wahr, Sie werden ihm ſagen, daß Sie mich geſehen haben? Sie werden ihm ſagen, daß ich ihn immer liebe, und daß ich nur ihn liebe, daß ich nie einen Andern als ihn lieben werde, und daß ich eher ſterben als einem Andern angehören werde!"

„Ich werde ihm ſagen, daß ich Sie geſehen und gehört habe; doch merken Sie wohl auf: wir müſſen dieſes ſeltſame Zuſammentreffen von Ereigniſſen benützen, das mich in der Stunde, wo ich die Spur eines Verbrechens verfolge, zu einem andern führt, als ob ſich die ſchändlichen Netze des Mordes und der Entführung durchkreuzten. Es iſt kein Augenblick zu verlieren: die Nacht rückt vor. Sie haben mir tauſend Dinge zu ſagen, zu erzählen, bei denen es wichtig iſt, daß ich ſie weiß, wichtig, daß Juſtin ſelbſt ſie erfährt . . ."

Mina machte eine Bewegung.

„Ich werde anfangen, damit Sie keinen Zweifel hegen, und Sie werden erſt ſprechen, wenn Sie wiſſen, an wen Sie Ihre Worte richten."

„Mein Herr, das iſt unnöthig!"

„Ich habe von Juſtin mit Ihnen zu ſprechen.“

„Oh! dann höre ich,“ rief Mina.

Und ſie ſetzte ſich auf die Bank, und machte neben ſich für Salvator den Platz, nach dem Lorédan, ohne ihn erhalten zu können, ſo ſehr geſtrebt hatte.

Brafil hätte gern nach der Dickung zurückkehren mögen, doch auf einen gebieteriſchen Befehl von Salvator legte er ſich zu den Füßen von dieſem und von Mina.

„Seien Sie willkommen, mein Herr, Sie, der Sie von Seiten dieſes Engels der Güte kommen, den man Juſtin nennt. Wiederholen Sie mir, nicht wahr? Alles, was er geſagt hat, Alles, was er gethan hat, als er mich nicht in Verſailles fand.“

„Alles, Alles werden Sie erfahren,“ erwiederte Salvator, indem er ſanft und brüderlich die Hand drückte, die ſie ihm reichte, und welche ſeinen Händen zu entziehen ihr eben ſo wenig einfiel, als es ihm einfiel, ihr dieſelbe zurückzugeben.

Alsdann erzählte ihr Salvator Wort für Wort das Drama, deſſen Entwicklung wir beigewohnt haben; wie, durch die Töne des Violoncells zum Schulmeiſter geführt, er und Jean Robert ihm ihre Dienſte und ihre Ergebenheit angeboten hatten; wie ſie von ihm weggehend Babolin getroffen; wie dieſer einen Brief brachte; wie dieſer Brief die Entführung von Mina mittheilte; wie Juſtin und Jean Robert ſich zur Brocante begeben hatten, während er, Salvator, nach der Polizei lief und Herrn Jackal nach Verſailles führte. Er detaillirte Mina auf eine Art, daß dieſer kein Zweifel über den Antheil blieb, den der Erzähler an dieſer Expedition genommen hatte, die Eintheilung des Penſionnats von Madame Desmarets, das Innere vom Zimmer des Mädchens, den Plan des Gartens, durch den es entführt worden war, und mehr als einmal fühlte er vor Entſetzen die Hand von Mina ſchauern, die auch mehr

als einmal aus Scham über ihre enthüllten Geheimnisse zitterte.

Als er sodann in die geringsten Einzelheiten hinsichtlich der Schritte eingegangen war, die er gemacht hatte, um Mina wiederaufzufinden, Schritte, welche bis dahin fruchtlos geblieben, als er ihr von der Traurigkeit und Dunkelheit des Hauses gesagt hatte, aus dem die Freude und das Licht entflohen waren, und das sich auf die Mutter, auf den Bruder und die Schwester beschränkt sah, da hörte er seinerseits, denn es war an Mina, zu sprechen und Salvators Erzählung durch Erzählung zu erwiedern.

In dem Augenblicke, wo Mina den Mund öffnete, um zu beginnen, hielt sie Salvator durch eine letzte Ermahnung zurück.

„Vor allen Dingen," sagte er zu ihr, „liebe Braut meines Justin, theure Schwester meiner Seele, vergessen Sie keinen der einzelnen Umstände Ihrer Entführung; es ist wichtig, Alles zu wissen, wie Sie wohl begreifen. Wir kämpfen gegen einen Feind, der für sich die zwei Dinge hat, welche die Straflosigkeit hienieden machen: der Reichthum und die Macht."

„Oh! seien Sie unbesorgt," erwiederte Mina, „lebte ich hundert Jahre, ich würde mich der geringsten Episoden dieser entsetzlichen Nacht erinnern, wie ich mich derselben am andern Morgen erinnerte, wie ich mich ihrer heute erinnere."

„Ich höre."

„Ich hatte den ganzen Abend mit Susanne von Valgeneuse zugebracht, sie in einem Fauteuil am Fuße meines Bettes sitzend, ich ein wenig leidend und auf meinem Bette liegend, in ein großes Nachtgewand gehüllt; wir sprachen von Justin; die Zeit verging schnell. Wir hörten elf Uhr schlagen. Ich bemerkte gegen Susanne, es sei schon sehr spät, und es wäre Zeit, uns zu trennen.

„„Drängt es Dich so sehr, zu schlafen?"" sagte

sie zu mir. „„Ich, was mich betrifft, ich habe noch keine Lust hiezu. Laß uns plaudern.““

„Sie schien in der That aufgeregt, fieberhaft; sie horchte aufmerksam auf das geringste Geräusch; sie schaute nach dem Fenster, als hätte ihr Blick durch den doppelten Vorhang in den Garten sehen wollen. Zwei- oder dreimal fragte ich sie:

„„Was hast Du denn?““

„„Ich? nichts,““ antwortete sie jedes Mal.

„Ich täuschte mich also nicht,“ unterbrach Salvator.

„Was dachten Sie, mein Freund?“

„Sie sei vom Complotte gewesen.“

„Da mir ihre Aufregung immer wieder einfiel, so glaubte ich es am Ende auch,“ sprach Mina. „Ein Viertel vor Mitternacht stand sie endlich auf und sagte zu mir:

„„Schließe Deine Thüre nicht, meine liebe Mina, ich kann nicht schlafen und werde wahrscheinlich wiederkommen.““

„Sie küßte mich und ging weg . . . Ich fühlte ihre Lippen beben in dem Augenblicke, wo sie meine Stirne berührten.“

„Verrätherischer Kuß, Judas-Lippen!“ murmelte Salvator.

„Ich hatte auch keine Lust, zu schlafen, doch ich wünschte allein zu sein . . .“

„Um die Briefe von Justin wiederzulesen, nicht wahr?“ sagte Salvator.

„Ja! Wer hat Ihnen das gesagt?“ fragte Mina erröthend.

„Wir haben sie auf Ihrem Bette und auf dem Boden zerstreut gefunden.“

„Oh! meine Briefe, meine theuren Briefe! was ist aus ihnen geworden?“ rief Mina.

„Seien sie hierüber ruhig: Justin hat sie.“

„Oh! wie gern möchte ich sie haben, und wie fehlen sie mir hier!“

„Sie werden sie bekommen.“

„Ich danke, mein Bruder,“ sagte Mina, Salvator die Hand drückend.

Und sie fuhr fort:

„Ich las also diese theuren Briefe, als es Mitternacht schlug; ich dachte, es sei Zeit, mich auszukleiden und mich zur Ruhe zu begeben. Doch in dem Augenblicke. wo ich dies dachte, schien es mir, ich höre Tritte in dem von der Treppe nach dem Garten gehenden Corridor: ich glaubte, es sei Susanne, welche zurückkomme. Die Tritte gingen an meiner Thüre vorbei, und das Geräusch erlosch.

„„Bist Du es, Susanne?““ fragte ich.

„Nichts antwortete.

„Ich glaubte sodann die Riegel der Thüre vom Garten ziehen und diese Thüre sich auf ihren Angeln drehen zu hören! — Niemand ging, wenn es Nacht geworden war, in diesem düstern, ungeheuren Garten, von welchem aus man in ein ödes Gäßchen gelangte. Das Geflüster mehrerer Stimmen drang bis zu mir; ich richtete mich in meinem Bette auf und horchte ganz schauernd: ich hörte mein Herz gewaltig schlagen . . .

„In diesem Augenblicke knisterte die Kerze und verdüsterte sich, wie es der Sage nach geschieht, wenn sie nahe daran ist, ein Unglück zu beleuchten.

„Meine Augen waren auf die Thüre geheftet; ich hatte nur einen Schritt zu machen, um den Schlüssel zu drehen und den Riegel vorzuschieben: ich ließ eines von meinen Beinen auf den Boden gleiten. Mir schien, außen suche eine Hand den Knopf meiner Thüre. Ich stürzte hinzu; doch in dem Momente, wo ich mit der Spitze meiner Finger den Riegel vorschieben wollte, öffnete sich die Thüre gewaltsam, meine Hand zurückstoßend, und im Halbschatten des Corridors erblickte ich zwei verlarvte Männer! — Etwas entfernter hinter

ihnen, wie ein Gespenst, sah ich eine Frau sich schleichen.

„Ich stieß einen Schrei aus, einen einzigen. Ich fühlte mich um den Leib gefaßt, eine Hand wurde auf meinen Mund gedrückt . . . Ich hörte, daß man meine Thüre von innen wieder schloß, und daß man die Riegel wieder vorschob; sodann, statt der Hand, war es ein Sacktuch, was man über meine Lippen ausbreitete und so stark zusammenzog, daß es mir fast unmöglich wurde, zu athmen . . . Ich verrichtete mein Gebet, denn ich glaubte, ich werde durch Erstickung sterben."

„Armes Kind!" murmelte Salvator.

„Ich schlug mit den Armen die Luft; doch eine kräftige Hand ergriff sie, zog sie hinter meinen Rücken und band mir hier die Faustgelenke mit einem Sacktuche zusammen. Schon Anfangs war, geschah es durch Zufall oder mit Absicht, die Kerze erloschen. Ich hörte, daß man die Vorhänge aus einander that und das Fenster öffnete. Ein Gefühl von Kühle kam bis zu mir; die Dunkelheit meines Zimmers hellte sich allmälig ein wenig auf: ich bemerkte durch den Rahmen des Fensters die schwarzen Bäume und den trüben Himmel. Ein dritter Verlarvter wartete am Fenster, außen im Garten. Ich fühlte, daß mich Einer von denen, welche mich gepackt hatten, aufhob und von innen nach außen brachte.

„„Hier ist sie!"" sagte er.

„„Mir scheint, sie hat geschrieen?"" sagte der Mann vom Garten.

„„Ja, doch Niemand hat es gehört, oder wenn man es gehört hat und man kommt, so ist das Fräulein auf der Treppe; das Fräulein wird sagen, es habe einen falschen Tritt gemacht, sich dabei den Fuß verrenkt, und der Schmerz habe ihr einen Schrei entrissen.""

„Das Wort: das Fräulein, erinnerte mich an die Frau, die ich zu sehen geglaubt hatte. Da durchzuckte der erste Verdacht, Susanne sei Mitschuldige

meiner Entführung, und Einer von den Verlarvten sei ihr Bruder, wie ein Blitz meinen Geist. War dies der Fall, so hatte ich nichts mehr für mein Leben zu fürchten; würde ich aber etwas dabei gewinnen, daß ich mein Leben rettete?

„Wähend dieser Zeit wurde ich durch den Garten getragen; derjenige, welcher mich trug, hielt am Fuße einer Mauer an, an deren Kappe eine Leiter angelegt war. Ich fühlte mich über diese Mauer emporgehoben, und mir schien, drei vereinigte Personen bewerkstelligen diese gefährliche Ueberschaffung.

„Eine zweite Leiter war auf der andern Seite der Mauer aufgerichtet; ein Wagen stand unten an der Leiter.

„Ich erkannte das öde Gäßchen, das am Garten hinlief.

„Man hob mich mit derselben Vorsicht hinab, mit der man mich emporgehoben hatte. Einer von den Männern stieg vor mir in den Wagen; die zwei Anderen schoben mich hinein. Mein Reisegefährte ließ mich in den Fond sitzen und sagte zu mir:

„„Fürchten Sie sich nicht, man will Ihnen nichts zu Leide thun.““

„Einer von den zwei Männern, welche außen geblieben waren, schloß den Wagenschlag; der Andere sagte zum Kutscher:

„„An den bewußten Ort!““

„Der Wagen ging im Galopp ab. — An den Worten: „„Fürchten Sie sich nicht, man will Ihnen nichts zu Leide thun,““ hatte ich die Stimme des Bruders von Susanne, des Grafen Lorédan von Valgeneuse, erkannt.“

„Ja,“ sagte Salvator, „die Stimme von dem, welcher so eben hier war, dem ich so leicht eine Kugel in den Kopf jagen konnte! Doch ich bin kein Mörder . . . Fahren Sie fort, Mina.“

CXXXIV.

Der Weg.

„Sobald wir außerhalb Versailles waren," fuhr das Mädchen fort, „knüpfte der Graf von Valgeneuse das Sacktuch auf, das meinen Mund bedeckte, so wie das, mit welchem meine Hände gebunden waren. Ich hatte blutige Lippen, und über vierzehn Tage behielt ich an meinen Händen das bläuliche Mahl des Knotens ..."

„Der Elende!" murmelte Salvator.

„„Mademoiselle,"" sagte er zu mir, „„Sie sehen, daß ich Ihnen Alles, was ich kann, von Freiheit wiedergebe. Schreien Sie nicht, rufen Sie nicht: ich erkläre Ihnen, daß ich die Ehre, sogar das Leben von Herrn Justin in meinen Händen halte.""

„„Sie?"" rief ich mit Verachtung.

„„Ich werde Ihnen den Beweis von dem, was ich sage, geben. Mittlerweile gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich die Wahrheit sage.""

„„Ihr Ehrenwort?"" wiederholte ich. „„Schwören Sie bei etwas Anderem, mein Herr, wenn ich Ihnen glauben soll.""

„„Wie dem sein mag, überlegen Sie sich meine Worte.""

„„Ja, mein Herr, und ich sage Ihnen zum Voraus, daß meine Reflexionen mich abhalten werden, Ihnen zu antworten. Es ist also unnütz, daß Sie sprechen.""

„Ohne Zweifel ließ es sich der Graf gesagt sein, denn auf dem ganzen Wege sprach er nicht ein einziges Wort mehr.

„An der Barrière hielt der Wagen [illegible] und man öffnete zu gleicher Zeit beide Schläge. Ich war im

Begriffe, hinauszustürzen: der Graf versuchte es nicht einmal, mich zurückzuhalten, er sagte mir nur das Wort:

„„Sie wissen, daß Sie Justin tödten!““

„Ich wußte nicht, wie ich ihn tödtete, doch ich schätzte meinen Entführer und hielt ihn zu Allem fähig. Ich kauerte mich stillschweigend in die Ecke des Wagens. Wir gelangten nach Paris.

„Der Wagen erreichte die Champs-Elysées, folgte dem Rande des Wassers, fuhr über eine Brücke, machte ein paar Schritte in einer Straße und hielt an. Der Kutscher rief: „„Das Thor auf!““ Das Thor öffnete sich schwerfällig. Der Wagen fuhr in einen Hof ein; ich stieg aus. Der Hof war auf allen Seiten von Gebäuden eingeschlossen, eine von seinen Seiten, die der Mauer, welche auf die Straße ging, ausgenommen...“

„Ja, so ist es,“ murmelte Salvator.

„Ich stieg eine Freitreppe hinauf.“

„Fünf Stufen?“

„Ja, ich habe sie gezählt. Woher wissen Sie das?“

„Fahren Sie fort, mein Kind, fahren Sie fort, ich folge Ihnen Schritt für Schritt.“

„Wir traten in ein großes Vestibule ein. Eine kleine Thüre öffnete sich vor mir, eine Treppe schien sich von selbst meinen Füßen zu bieten; ich stieg achtzehn Stufen hinauf.“

„Eine mehr, welche die Schwelle des Zimmers bildete, in das man Sie führte.“

„So ist es! so ist es! Ich wußte durchaus nicht, wo ich war.“

„Ich weiß es: Sie waren in der Rue du Bac, in dem Hotel, das der Marquis von Valgeneuse, der Vater des Grafen, von seinem älteren Bruder geerbt hat, der ohne Erben gestorben ist,“ fügte Salvator bei, indem er einen seltsamen Ausdruck diesen fünf Worten gab.

„Ja, nun bedenke ich . . . das ist möglich . . Eine Thüre öffnete sich vor mir auf eine beinahe so

zauberhafte Art wie die anderen. Ich war in einem großen, ganz mit Tapetenwerk ausgeschlagenen, ganz mit eichenen Meubles ausgestatteten Zimmer, das eine Bibliothek zu sein schien, wegen der großen Menge an der Wand aufgestellter, auf den Stühlen, auf den Tischen aufgehäufter und sogar auf den Boden geworfener Bücher.“

„Ja,“ sagte Salvator, „das Atelier.“

„„Wollen Sie hier einen Moment warten,““ sprach der Graf zu mir, „„und fürchten Sie nichts: Sie sind hier bei mir; damit sage ich Ihnen, daß Sie keine Gefahr laufen. In einem Augenblicke werde ich die Ehre haben, Sie wiederzusehen; ich habe einige Anordnungen zu treffen, und wir werden sogleich wieder abreisen. Haben Sie etwas nöthig, so brauchen Sie nur zu klingeln: im anstoßenden Zimmer ist eine Kammerfrau zu Ihren Diensten.““

„Und er entfernte sich, ohne meine Antwort abzuwarten, fest überzeugt, wie er war, ich werde ihm nicht antworten. Kaum war ich allein, als mir der Gedanke kam, mich aus dem Fenster zu stürzen und mir die Hirnschale auf dem Pflaster zu zerschmettern; doch die einzige Oeffnung, die dieses Zimmer, außer den Thüren, hatte, war am Plafond, das heißt in einer Höhe von mehr als fünfzehn Fuß, angebracht. Ich warf mich auf die Kniee und rief Gott an. Unglücklicher Weise war ich, ohne Zweifel, noch nicht genug geprüft: Gott antwortete mir nicht, wie er es so eben durch Ihre Stimme gethan hat, und ich hatte keinen andern Trost, als den, alle Thränen meiner Augen zu weinen. In diesem Momente durchzuckte eine Idee meinen Geist: an Justin schreiben . . .

„Ich fand Papier, doch man hatte die Federn und die Tinte weggenommen. Zum Glücke fand sich auf dem Tische ein vergessenes Portefeuille; dieses Portefeuille enthielt einen Bleistift: ich zog ihn rasch aus seinem Futteral und schrieb in Eile zwei Zeilen. Ich

befürchtete nur Eines: ich hatte Justin so wenig gesagt, ich liebe ihn, daß er mich für schuldig halten konnte! Was ich ihm schrieb? ich weiß nichts mehr davon..."

„Ich weiß es," sagte Salvator.

„Sie wissen es?"

„Ja, weil ich dabei war, als er den Brief erhielt. Sie schrieben ihm folgende paar Worte:

„„Man entführt mich mit Gewalt, man schleppt mich fort . . . ich weiß nicht, wohin! Zu Hülfe, Justin! Rette mich, mein Bruder! oder räche mich, mein Gatte! „„Mina.""

„Nur frage ich Sie, welche Mittel haben Sie angewandt, um ihm dieses Billet zukommen zu lassen? Das ist uns immer dunkel geblieben, und ich glaube, bei diesem Punkte hatte uns die Brocante etwas zu verbergen."

„Mit zwei Worten will ich es Ihnen sagen," erwiederte Mina. „Kaum hatte ich die Adresse geschrieben, als ich ein Geräusch von Tritten im Gange hörte. Ich verbarg den Brief in meiner Brust und wartete. Eine Kammerfrau erschien und stellte sich mir zur Verfügung: ich schlug ihre Dienste aus, und sie entfernte sich wieder.

„Der Brief war geschrieben; doch wie ihn an seine Adresse gelangen machen? Ich fügte den Reiz einer starken Belohnung der Aufschrift bei, und rechnete auf die Vorsehung . . . Ich hörte aufs Neue Geräusch im Gange, und diesmal war es der Graf, der wiedererschien.

„„Sind Sie bereit, mich zu begleiten?"" fragte er mich.

„„Sie wissen wohl, daß ich nichts Anderes thun kann,"" erwiederte ich.

„Und ich stand auf.

„„So kommen Sie,"" sprach er kalt.

„Ich folgte ihm.

„Wir gingen dieſelbe ſchmale Treppe hinab, und ich befand mich wieder in demſelben Hofe, den ich bei meiner Ankunft durchſchritten hatte. Unten an der Treppe ſtand ein Wagen von einer anderen Form und einer anderen Farbe, als der, welcher uns gebracht hatte. Der Graf ließ mich zuerſt einſteigen und ſtieg nach mir ein. Das Thor öffnete ſich aufs Neue, und der Wagen ging ab.

„Ich kenne Paris nicht, ſo daß ich nicht ſagen kann, durch welche Straßen wir paſſirten; übrigens dachte ich nur an Eines, ich hatte nur eine fixe Idee: meinen Brief Juſtin zukommen laſſen. Ich konnte wohl die Hitze vorſchützen, das Fenſter des Wagens öffnen und meinen Brief auf die Straße werfen; doch es war ſo kothig, und die Vorübergehenden hätten darauf treten können, ohne ihn zu ſehen . . . Was war zu thun? . . . Ich erblickte von fern Lichter, etwas wie Fackeln, die man bewegte: es waren Masken, wie mir ſchien. Ich verlangte, daß das Fenſter niedergelaſſen werde; doch der Graf, der ohne Zweifel befürchtete, ich werde um Hülfe rufen, weigerte ſich förmlich.

„„Ich erſticke aber!““ ſagte ich.

„„In einem Augenblicke werden Sie Luft haben,““ antwortete er.

„Wir fuhren mitten über eine Art von Markt, und kamen in eine lange Reihe von ſchmalen, ſchlecht gepflaſterten Gaſſen, wo die Pferde jeden Augenblick ſtolperten. Ich erblickte von fern ein zitterndes kleines Licht, das auf einem Weichſteine befeſtigt zu ſein ſchien; ſodann, beim Schimmer dieſes Lichtes, kam es mir vor, als bewegte ſich eine menſchliche Geſtalt. Eine Idee tauchte in meinem Geiſte auf: dieſe menſchliche Geſtalt war wahrſcheinlich ein Lumpenſammler; wer es auch ſein mochte, hörte dieſer Menſch in ſeiner Nähe irgend einen Gegenſtand fallen, ſo würde er nicht unterlaſſen,

diesen Gegenstand aufzuheben, und, wahrnehmend, welche Belohnung versprochen war, den Brief an seine Adresse tragen. Wie es aber machen, daß er den Brief fallen hörte? . . Der Wagen fuhr indessen rasch weiter; wir näherten uns dem Lichte; ich erschaute deutlich eine Frau.

„„Gut!““ sagte ich zu mir selbst, „„diese Frau geht suchend von einem Pflastersteine zum andern; sie wird meinen Brief finden.““

„Ich zog meinen Brief hervor, indem ich aber die Hand in meine Brust steckte, fühlte ich eine Kette; diese Kette hielt eine kleine Uhr, die mir Justin geschenkt hatte . . . Armes Uehrchen! . . . das war Alles, was ich von Justin hatte . . . Alles, was ich von Justin hatte, — ich irre mich: ich hatte im Gegentheile nichts, was nicht von Justin kam. War er es nicht, der mir seit neun Jahren Alles gab, was ich brauchte? Armes Uehrchen! es hatte mir so oft die Stunde gesagt, wo Justin kommen sollte; es hatte mich nie verlassen, weder bei Tage, noch bei Nacht, und ich sollte mich davon trennen! .. Ja, doch geschah es nicht in der Hoffnung, Justin wiederzusehen, daß ich dieses Opfer brachte? .. Ich nahm es von meinem Halse und küßte es bitterlich weinend; ich wickelte den Brief um das Uehrchen und die Kette um den Brief. In diesem Augenblicke hielt der Wagen an. Wir waren zu dem Weichsteine gekommen, auf welchem die Laterne stand. Der Graf öffnete das Vorderfenster, wandte sich an den Kutscher und rief ihm zu:

„„Warum hältst Du an, Elender?““

„„Herr Graf,““ antwortete der Kutscher, „„dieses Weib sagt mir, man könne nicht passiren, weil man von Neuem pflastere.““

„„Dann kehre um und fahre durch eine andere Straße.““

„„Das thue ich, Herr Graf.““

„Das war eine Gnade, die mir der Himmel gewährte. Indeß sich der Graf vorwärts neigte, streckte

ich den Arm durch das niedergelaſſene Fenſter und warf mein Päckchen ſo hurtig, als ich konnte, hinaus. Es ſchlug an die Mauer, an die der Weichſtein angelehnt war, und ich fühlte mein Herz brechen, als ich das Geräuſch vom Zerſpringen des Glaſes meiner Uhr hörte. Armes Uehrchen! ich hatte Zeit gehabt, es hinauszuwerfen und den Arm zurückzuziehen, ehe der Graf ſich umwandte: er bemerkte nichts. Der Wagen drehte ſich um ſich ſelbſt, und bei der Bewegung, die er machte, hatte ich noch Zeit, die Lumpenſammlerin ihre Laterne nehmen, das Pflaſter beleuchten und das Päckchen aufheben zu ſehen. Von dieſem Augenblicke an hielt ich mich für gerettet, und ich beſchloß, mich mit Geduld zu waffnen. Zwei Stunden nachher fuhren wir in das, ſeit ſieben bis acht Jahren unbewohnte, Schloß ein, das der Graf einen Monat vorher, in der Abſicht, mich dahin zu führen, gemiethet hatte.

„„Mademoiſelle,“ ſagte er zu mir, „„Sie ſind zu Hauſe: hier iſt Ihr Zimmer: man wird nicht eintreten, ohne daß Sie rufen. Bedenken Sie, welches Loos Sie mit dem elenden Schulmeiſter in ſeinem Neſte in der Rue Saint-Jacques erwartete, wo Sie jeden Tag gegen die Bedürfniſſe des Lebens kämpfen mußten, und vergleichen Sie es mit dem, das Ihnen ein Mann von meinem Range, Herr über zweimal hunderttauſend Livres Einkommen, bietet, ein Mann, der aus der ganzen Welt Ihr Königreich macht. Eine Kammerfrau wird ſich zu Ihrer Verfügung ſtellen.“

Und er ging ab. Hinter ihm trat in der That eine Kammerfrau ein. Sie bot mir Abendbrod an; ich antwortete ihr, ſie möge das Abendbrod in meinem Zimmer auftragen, und wenn ich in der Nacht Hunger habe, ſo werde ich eſſen. — Ich hatte weder das Bedürfniß, noch den Wunſch, das Abendbrod anzurühren; ich hegte eine Hoffnung. Dieſe Hoffnung wurde verwirklicht. Mit dem Deſſert brachte man mir Meſſer, um das Obſt zu ſchneiden. Ich nahm eines mit einer

dünnen, spitzigen Klinge; ich war schon halb gerettet. Da ich nicht wußte, was die geheimen Eingänge dieses Zimmers sein konnten, so schloß ich nicht einmal die sichtbaren Eingänge. Ich beabsichtigte, mich nicht zu Bette zu legen, und, wenn ich schlafen würde, beim Kamine in einem großen Lehnstuhle zu schlafen... Das Messer verbarg ich in meiner Brust; dann stellte ich mich durch ein frommes, tiefes Gebet unter die Obhut des Herrn, und ich wartete."

CXXXV.

Die Artikel 354, 355 und 356.

„Die Nacht verlief ruhig," fuhr Mina fort. „Ich war dergestalt gelähmt durch alle Erschütterungen, die ich erlitten hatte, daß ich entschlief. Allerdings wachte ich von fünf zu fünf Minuten schauernd wieder auf. Es kam der Tag, und mit dem Tage das Mißbehagen einer außer dem Bette zugebrachten Nacht. Das Feuer war dem Erlöschen nahe: ich fügte Holz dem bei, welches sich vollends verzehrte, und es gelang mir, mich wiederzuerwärmen.

„Meine Fenster lagen gegen Sonnenaufgang, doch die Sonne schien an diesem Tage nicht aufgehen zu sollen. Ich trat ans Fenster und zog die Vorhänge zurück. Das Fenster ging auf eine Wiese, in deren Mitte, umgeben von Schilfrohr, das trübselige Wasser eines Teiches schlummerte; jenseits des Teiches dehnte sich ein Park aus, dessen Ende man vermöge einer geschickten Anlage nicht sehen konnte. Alles dies, stehendes Wasser.

vergelbter Rasen, ihrer Blätter entkleidete Bäume, — eine Dickung von Tannen ausgenommen, — Alles dies war von einer tiefen Melancholie! Ich liebte indessen die Natur mehr so: sie war wenigstens im Einklange mit der Stimmung meines Gemüthes.

„In dem Augenblicke, wo ich das Fenster öffnete, drang ein schwacher Sonnenstrahl, der einzige, der an diesem düstern Tage glänzte, durch die grauen Wolken. Ich wandte mich an ihn wie an einen Boten des Herrn; ich sandte ihm mein Gebet zu und flehte ihn an, es an den Fuß vom Throne Gottes, das heißt dahin zu tragen, von wo er ausging; ich sprach mit ihm von Justin mehr noch als von mir. Justin, der nicht wußte, was aus mir geworden war, der nicht wußte, ob ich ihn genug liebte, um den Verführungen und den Drohungen zu widerstehen, Justin schien mir mehr zu beklagen, als ich, sicher, wie ich war, daß ich mir selbst und folglich Justin treu bleiben werde.

„Während ich mein Gebet vollendete, kam es mir vor, als öffnete man meine Thüre. Ich wandte mich um und erblickte den Grafen. Ich ließ mein Fenster so wie es war: ich fand mich weniger vereinzelt, da ich vor mir diesen auf das große Gemälde des Himmels geöffneten Rahmen hatte. Ich klammerte mich am Gitter an.

„„Mademoiselle,““ sagte der Graf zu mir, „„ich hörte Sie Ihr Fenster öffnen, und da ich hieraus schloß, Sie seien aufgestanden, so erlaubte ich mir, bei Ihnen zu erscheinen.““

„„Ich habe mich nicht zu Bette gelegt, wie Sie sehen können,““ antwortete ich.

„„Und Sie haben Unrecht gehabt, Mademoiselle. Sie sind hier so sehr in Sicherheit, als wenn Sie von Ihrer Mutter bewacht würden.““

„„Hätte ich das Glück, eine Mutter zu besitzen, mein Herr, so wäre ich ohne Zweifel nicht hier.““

„Er schwieg einen Augenblick.

„„Sie betrachteten die Landschaft!““ sagte er sodann. „„In diesem Augenblicke des Jahres muß sie Ihnen traurig dünken; doch im Frühling ist sie, wie man versichert, eine der schönsten der Umgebung von Paris.““

„„Wie! im Frühling?““ rief ich. „„Sie denken also, ich werde im Frühling noch hier sein?““

„„Sie werden sein, wo Sie wollen, in Rom, in Neapel, in Italien, überall, wo es Ihnen beliebt, überall, wohin Sie dem Manne, der Sie liebt, Ihnen zu folgen erlauben werden.““

„„Sie sind verrückt, mein Herr,““ erwiederte ich.

„„Sie haben also nicht überlegt?““ fragte der Graf.

„„Doch, mein Herr.““

„„Und das Resultat Ihrer Ueberlegung?““

„„Ist, daß man in unserer Zeit nicht im Ernste ein Mädchen entführt, so vereinzelt es auch sein mag.““

„„Ich verstehe Sie nicht.““

„„Ich will mich verständlich machen. Nehmen Sie an, ich sei Gefangene in diesem Zimmer . . .““

„„Sie sind es nicht, Gott sei Dank! Dieses ganze Haus ist zu Ihrer Verfügung, — mit seinem Parke.““

„„Und Sie rechnen darauf, daß ich, Dank sei es den Mauern, welche zu hoch, um erstiegen zu werden, den Gittern, welche zu stark, um durchbrochen zu werden, nicht werde fliehen können?““

„„Sie haben, um zu fliehen, nicht nöthig, die Mauern zu ersteigen: die Thüren sind von Morgens um sechs Uhr bis Abends um zehn Uhr offen.““

„„Nun,““ fragte ich erstaunt, „„wie hoffen Sie mich dann hier zurückzuhalten, mein Herr?““

„„Oh! mein Gott, indem ich einfach an Ihre Vernunft appellire.““

„„Erklären Sie sich.““

„„Sie lieben Herrn Justin, haben Sie mir gesagt?““

„„Ja, mein Herr, ich liebe ihn!““

„„Es wäre Ihnen also sehr leid, wenn ihm ein Unglück widerführe?““

„„Mein Herr!““

„„Das größte Unglück, was ihm zu dieser Stunde widerfahren könnte, ist nun, daß Sie es versuchten, aus diesem Schlosse zu entfliehen.““

„„Wie so?““

„„Weil Herr Justin für Sie bezahlen würde.““

„„Justin würde für mich bezahlen! Und was hat denn Justin mit Ihnen zu thun?““

„„Nicht mit mir, Mademoiselle, sondern mit dem Gesetze.““

„„Wie, mit dem Gesetze?““

„„Ja, versuchen Sie es, zu fliehen, fliehen Sie, und zehn Minuten, nachdem ich von Ihrer Flucht unterrichtet bin, ist Herr Justin im Gefängnisse.““

„„Im Gefängnisse, Justin? Mein Gott! welches Verbrechen hat er begangen? Oh! Sie wollen mich erschrecken; doch, Gott sei Dank! ich bin weder wahnsinnig, noch blödsinnig genug, um Ihnen auf das Wort zu glauben.““

„„Ich mache auch nicht darauf Anspruch, daß Sie mir so glauben sollen; werden Sie mir aber auf einen Beweis glauben?““

„Ich fing an zu erschrecken, als ich seine Zuversicht sah.

„„Mein Herr!““ stammelte ich.

„Er zog aus seiner Tasche ein kleines Buch, dessen Schnitt mehrfarbig gestreift war.

„„Kennen Sie dieses Buch?““ fragte er mich.

„„Ei! mir scheint, das ist ein Codex,““ erwiederte ich.

„„Ja, es ist ein Codex. Hier, nehmen Sie.““

„Ich zögerte.

„„Oh! ich bitte, nehmen Sie. Sie wollen Beweise, ich muß Ihnen solche geben, nicht wahr?“

„Ich nahm das Buch.

„„Sehr gut! Oeffnen Sie die Seite 800, Strafcodex, Buch III.““

„„Und dann?““

„„Paragraph 2.““

„„Paragraph 2?““

„„Leſen Sie . . . Bemerken Sie wohl, daß das nicht für Sie allein gedruckt iſt; worüber Sie ſich dadurch verſichern können, daß Sie ſeines Gleichen beim Notar oder beim Maire holen laſſen.““

„„Ich ſoll leſen?““

„„Ja, leſen Sie.““

„Ich las:

§. 2. Entführung von Minderjährigen.

„„Jeder, der durch Liſt oder mit Gewalt Minderjährige entführt hat oder hat entführen laſſen, oder ſie hat weggeſchleppt, weggebracht, weggenommen, oder dieſelben hat wegſchleppen, wegbringen, wegnehmen laſſen, von den Orten, wohin ſie diejenigen gebracht hatten, deren Autorität oder Leitung ſie unterworfen oder anvertraut waren, hat die Strafe der Einſperrung zu erleiden.““

„Ich ſchlug die Augen zum Grafen auf, als wollte ich ihn befragen.

„„Fahren Sie fort,““ ſagte er.

„Ich fuhr fort:

„„355. Iſt dieſe ſo weggebrachte und entführte Perſon ein Mädchen unter ſechszehn Jahren, ſo wird die Strafe Zwangsarbeit auf beſtimmte Zeit ſein . . .““

„Ich fing an zu begreifen und erbleichte . . .“

„Der Elende!“ murmelte Salvator.

„„Das iſt der Fall von Herrn Juſtin,““ ſprach kalt der Graf.

„„Ja, mein Herr,““ erwiederte ich, „„nur mit dem Unterſchiede, daß ich ihm freiwillig gefolgt bin, daß ich laut ſagen werde, er habe mir das Leben gerettet, ich verdanke ihm Alles, ich . . .““

„Er unterbrach mich:

„„Es ist für diesen Fall durch den folgenden Paragraphen vorhergesehen,““ sagte er. „„Lesen Sie.““

„Ich las.

„„356. Hätte das Mädchen unter sechzehn Jahren zu seiner Entführung eingewilligt oder wäre freiwillig dem Entführer gefolgt, so wird dieser, wenn er volljährig, also einundzwanzig Jahre und darüber . . .““

„„Herr Justin,““ unterbrach der Graf, „„war gerade zweiundzwanzig; ich habe mich nach seinem Alter erkundigt . . . Fahren Sie fort . . .““

„Ich fuhr fort:

„„Einundzwanzig Jahre und darüber, zu Zwangsarbeit auf bestimmte Zeit verurtheilt.““

„Das Buch entfiel meinen Händen.

„„Aber statt bestraft zu werden,““ rief ich, „„würde Justin eine Belohnung verdienen.““

„„Dies, Mademoiselle,““ erwiederte kalt der Graf, „„werden die Gerichte zu würdigen wissen. Ich muß Ihnen aber zum Voraus sagen, dafür, daß er eine Minderjährige entführt, daß er sie bei sich eingesperrt hat, daß er sie ohne die Einwilligung ihrer Verwandten wissend, diese Minderjährige sei reich, hat heirathen wollen, — ich muß Ihnen sagen, ich bezweifle, daß die Gerichte Herrn Justin den Tugendpreis dafür zuerkennen.““

„„Oh!““ rief ich.

„„In jedem Falle,““ fuhr der Graf fort, „„versuchen Sie es, zu fliehen, und die Frage wird bald entschieden sein.““

„Er zog aus seiner Tasche ein Papier, das er entfaltete. Dieses Papier war mit dem Staatssiegel versehen.“

„„Was ist das noch?““ fragte ich ihn.

„„Nichts: ein zum Voraus ausgefertigter Vorführungsbefehl, mit dem Namen von Herrn Justin bezeichnet, wie Sie sehen, und zu meiner Verfügung gestellt.

Die Freiheit von Herrn Justin ist also in meinen Händen. Eine Stunde nach Ihrer Flucht wird seine Ehre in den Händen der Gerichte sein.""

„Ich fühlte den Schweiß auf meiner Stirne perlen. Meine Beine wankten, als wollten sie mir den Dienst versagen; ich fiel in den nächsten Lehnstuhl."

„Der Graf bückte sich, hob den Codex auf, und legte ihn offen auf meinen Schooß.

„„Hören Sie,"" sagte er, „„ich lasse Ihnen dieses Büchlein hier. Denken Sie über die Artikel 354, 355 und 356 nach, und behaupten Sie nicht mehr, es stehe Ihnen nicht frei, zu fliehen.""

„Und er grüßte mich mit einer geheuchelten Höflichkeit und ging weg..."

Salvator wischte auch seine Stirne ab.

„Ah!" murmelte er, „er würde es machen, wie er sagt, der Elende!"

„Oh! ich dachte es wohl," erwiederte Mina. „Darum bin ich nicht geflohen, darum habe ich nicht an Justin geschrieben, darum habe ich geschwiegen, als wäre ich todt!"

„Und Sie haben wohl daran gethan."

„Ich erwartete, ich hoffte, ich betete! Sie sind nun da: Sie sind der Freund von Justin, Sie werden entscheiden; in jedem Falle aber sagen Sie ihm..."

„Ich werde ihm sagen, Mina, Sie seien ein Engel!" sprach Salvator, indem er vor dem Mädchen niederkniete und ihm ehrfurchtsvoll die Hand küßte.

„Oh! mein Gott!" rief Mina, „wie danke ich Dir, daß Du mir eine solche Hülfe geschickt hast!"

„Ja, Mina, danken Sie Gott, denn es ist die Vorsehung, die mich hieher geführt!"

„Sie hatten aber doch einen Verdacht?"

„Nein, keinen in Beziehung auf Sie: ich wußte nicht, wo Sie waren, an welchem Orte Sie wohnten; ich glaubte am Ende, Sie seien außerhalb Frankreich."

„Was suchten Sie denn hier?"

„Oh! ich verfolgte ein anderes Verbrechen, das ich Ihnen nicht sagen kann, und dessen Aufsuchung ich für den Augenblick zu unterbrechen genöthigt bin... Beschäftigen wir uns mit dem Dringendsten, das heißt mit Ihnen. Jedes Ding zu seiner Zeit und wenn die Reihe an ihm ist."

„Nun, was beschließen Sie für mich?"

„Vor Allem ist es wichtig, daß der arme Justin Nachrichten von Ihnen erhält, daß er erfährt, Sie befinden sich wohl, Sie lieben ihn immer."

„Sie übernehmen es, ihm dies zu sagen, nicht wahr?"

„Seien Sie unbesorgt."

„Doch mir, mir, wer wird mir Nachricht von ihm geben?" fragte Mina.

„Morgen, zur selben Stunde, werden Sie im Sande, unter dieser Bank, solche finden, und könnte ich Ihnen morgen keine zukommen lassen, so wäre es übermorgen an demselben Platze."

„Dank, tausend Dank, mein Herr!... Doch entfernen Sie sich, oder verbergen Sie sich wenigstens: ich höre Geräusch von Tritten auf dem Sande, und Ihr Hund scheint unruhig zu sein."

„Schön, ganz schön, Brasil!" sagte leise Salvator zu dem Hunde, indem er auf das Dickicht deutete.

Brasil kehrte in den Wald zurück.

Salvator folgte ihm dahin, und er war schon mit dem halben Leibe innen, als das Mädchen sich nach seiner Seite neigte, ihm die Stirne darbot und zu ihm sagte:

„Küssen Sie ihn für mich, wie Sie mich für ihn küssen."

Salvator legte auf die Stirne des Mädchens einen Kuß so keusch als der Mondstrahl, der ihn beleuchtete; dann kehrte er rasch ins Dickicht zurück.

Das Mädchen wartete nicht, bis die Tritte noch näher kamen: es lief rasch nach dem Hause.

Nach ein paar Sekunden hörte Salvator eine Weiberstimme rufen:

„Ah! da sind Sie, Mademoiselle! Der Herr Graf hat mir bei seinem Abgange befohlen, Ihnen zu sagen, die Nachtluft sei kalt, und es könnte Ihnen schlecht bekommen, wenn Sie sich ihr länger aussetzen würden."

„Hier bin ich!" erwiederte Mina.

Und die zwei Frauen entfernten sich.

Salvator hörte das Geräusch der Tritte, das immer schwächer wurde und am Ende ganz erlosch.

Dann bückte er sich und suchte aufs Neue das von Roland gemachte Loch, während dieser wieder den seltsamen Gegenstand, der eine so entsetzliche Wirkung auf Salvator hervorgebracht hatte, zu lecken anfing.

„Das sind die Haare eines Kindes!" murmelte Salvator. „Ich muß mich erkundigen, ob Rose-de-Noël einen Bruder hatte."

Und er schob Roland auf die Seite, rückte die Erde mit seinem Fuße hinzu, füllte das Loch und trat darauf umher, um die Dinge wieder in den Stand zu setzen, in welchem sie vor der Entdeckung, die er gemacht, gewesen waren.

Als diese Operation beendigt war, sagte er:

„Auf, Roland, laß uns gehen! Sei aber ruhig, mein guter Hund, wir werden wieder hierher kommen ... eines Tages ... oder in einer Nacht!"

CXXXVI.

Das Haus der Fee.

Man erinnert sich des Vorwurfs, den Salvator der Brocante in Betreff der ungesunden, elenden Kammer der Rue Triperet machte, wo wir zum ersten Male die Kartenschlägerin gesehen haben.

Salvator sprach damals ein paar Worte aus, welche die Brocante erschreckten, und diese machte sich verbindlich, so schnell als möglich die verpestete Wohnung zu verlassen.

Doch wenn sie die Drohung der Wegnahme von Rose-de-Rosl erschreckte, so erschreckte sie die Berechnung einer in ihren Augen tollen Ausgabe noch ganz anders und verhinderte sie, ihr Versprechen zu halten; sodann ist es mit den Armen wie mit den Reichen: sie verlassen schwer, schwerer sogar als die Reichen, das Haus, wo sie gelebt haben, und die geizige Alte, gerichtlich aufgefordert, ihre Verbindlichkeit zu erfüllen, würde es vielleicht, so viel lag ihr an ihrer abscheulichen Wohnung, vorgezogen haben, das für ihren Auszug nothwendige Geld zu geben und in ihrer Kammer zu bleiben.

Doch unter ihren Zweifeln, ob sie Salvator gehorchen oder nicht gehorchen sollte, bekam die Brocante einen Besuch, der eine Entscheidung in ihr herbeiführte.

Es erschien eines Tages bei ihr ein schöner junger Mann von vollkommener Eleganz im Namen der Fee Carita.

Es gab zwei Namen, welche sanft das Herz des schönen schwächlichen Kindes liebkosten, das man Rose-de-Rosl nannte; der eine war der von Fräulein Lamothe-Houdan; der andere der von Salvator.

Dieser schöne junge Mann, der eines Tages auf der Schwelle des Pandemoniums erschien, dessen Be-

schreibung wir gewagt haben, war kein Anderer, als Petrus.

Indem er der alten Zigeunerin, unter dem Gebelle der Hunde und dem Krächzen der Krähe, ungefähr dieselben Worte wiederholte, welche Salvator schon gesagt hatte, machte er der Brocante begreiflich, die Stunde, auszuziehen, sei gekommen.

Was aber die Alte besonders bestimmte, das war die Art, wie sich Petrus dabei benahm.

„Das ist der Schlüssel zu Ihrer neuen Wohnung," sagte er. „Sie haben nur in der Rue d'Ulm, Nro. 10. zu erscheinen; Sie werden unter ein großes Thor treten, Sie werden links schauen und drei Stufen sehen, Sie werden diese drei Stufen hinaufsteigen, diesen Schlüssel in die Thüre vor Ihnen stecken und den Schlüssel zweimal drehen, die Thüre wird sich öffnen, und Sie werden in Ihrer Wohnung sein."

Die Brocante machte bei diesen Worten Augen und Ohren auf.

In der That, wenn sie es einerseits bedauerte, ihr gewohntes Nest verlassen zu sollen, so bot sie andererseits, da sie keinen Pfennig auszugeben hatte, statt ihn vor die Thüre zu setzen, dem jungen Manne einen Stuhl an und bedrohte die Hunde und die Krähe zu Ehren ihres Gastes.

Vielleicht würden, trotz der Drohung der Brocante, die Hunde und die Krähe nur um so stärker gebellt und gekrächzt haben; aber Rose-de-Noël bat sie, zu schweigen, und sie gehorchten den Bitten von Rose-de-Noël viel besser, als den Befehlen von Brocante.

Sobald er saß, fügte Petrus bei:

„Nur müssen Sie Ihren Speicher schon morgen verlassen."

„Oh!" sagte die Brocante, „und wie soll ich in so kurzer Zeit ausziehen?"

„Es handelt sich nicht um das Ausziehen; es handelt sich um das Verkaufen oder das Verschenken von Allem

dem, was Sie hier haben. Die Wohnung, die man Ihnen durch meine Stimme anbietet, ist neu meublirt. Was den Miethzins betrifft, er ist für ein Jahr bezahlt. Hier ist die Quittung."

Die Brocante wußte nicht, ob sie träumte oder wachte.

Sie lief auch, hinter Petrus, mit dem Schlüssel in der Hand von der Rue Triperet nach der Rue d'Ulm.

Alles trug sich zu, wie Petrus gesagt hatte; bei Nro. 10 fand die Brocante ein großes Thor, unter dem großen Thore drei Stufen, der Schlüssel drehte sich im Schlosse, die Thüre öffnete sich, und die alte Zigeunerin gelangte in die Wohnung.

Diese Wohnung lag im Erdgeschoße; die Fenster gingen auf einen Garten, der sechs Fuß lang, das heißt von der Größe eines Grabes, war die Person, die ihn anschaute, traurig, von der Größe eines Pomeranzenkastens, war die Person, die ihn anschaute, heiter.

Dieses Erdgeschoß bestand aus vier Pièces und einem reizenden Stübchen im Entresol.

Im Vergleiche mit dem Speicher, den die Brocante bewohnte, war das, wie man sieht, ein Palast.

Die vier Pièces im Erdgeschoße waren ein Vorzimmer, ein kleines Speisezimmer, ein Schlafzimmer für die Alte, ein Cabinet für Babolin.

Es versteht sich von selbst, daß das Stübchen vom Entresol für Rose-de-Noël war.

Das Vorzimmer war von oben bis unten, den Plafond mitbegriffen, mit einem weiß und blauen Zwillich ausgeschlagen, mit gewundenen Fransen und Eicheln von rother Wolle; eine am Fenster stehende Jardinière von rohem Holze enthielt einige Winterpflanzen. Vier Rohrstühle bildeten das Ameublement.

Vom Vorzimmer kam man ins Speisezimmer. Das Speisezimmer war in Eichenholz angemalt mit einem Tische von Eichenholz und sechs Stühlen von Eichenholz. Die Vorhänge waren von grünem Merino und

kreuzten auf Mouſſeline-Vorhängen. An den Wänden hingen eine Kuckuksuhr, um die Stunde zu bezeichnen, und ſechs ländliche Stiche, um die Augen zu ergötzen. Ein Ofen erwärmte zugleich das Speiſezimmer und das Vorzimmer.

Das anſtoßende Zimmer war das Schlafzimmer von Brocante. Das war die originelle Pièce der Wohnung: ein wahres Muſeum, ein naturgeſchichtliches und beſonders übernaturgeſchichtliches Cabinet. Obgleich dieſes Zimmer mit geringen Koſten meublirt worden war, ſo war doch die Verzierung von einem ſo ſehr mit dem der Brocante harmonirenden Geſchmacke, daß ſie, als ſie dasſelbe ſah, einen Schrei des Erſtaunens und der Freude von ſich gab.

In der That, an der einen Seite der Wand hingen tauſend für jeden Andern unbedeutende, für ſie aber koſtbare, wundervolle Gegenſtände: Retorten im Kreuze und darüber ein mit einem ſchwarzen Schleier bedeckter Schädel; ein bis zum Schenkelknochen entfleiſchtes Bein, das mit dem Ende des Fußes dieſen Schädel verächtlich zurückzuſtoßen ſchien; eine ungeheure Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln, und aus vollem Halſe lachend, da ſie einen Gliedermann eine Chimäre von Porzellan herausfordern ſah; ein großer Hornſchröter verziert mit allen Arten von cabbaliſtiſchen Figuren, am Plafond hängend und ſich im Raume einem Krokodille gegenüber ſchaukelnd, das ihn, den Rachen weit aufſperrend, verſchlingen zu wollen ſchien; ein rieſiges Schüppenaaß mit einem zwergartigen Eckſteinaaß kämpfend; eine ausgeſtopfte Schlange mit ihren Ringen den Baum der Wiſſenſchaft des Guten und des Böſen umſchließend; ein Capuciner von Pappe, die Wetterveränderung anzeigend; eine die Stunde meſſende Sanduhr; eine ungeheure Trompete, die nur auf die letzte Stunde zu warten ſchien, um mit ihrem Schalle das jüngſte Gericht zu verkündigen; endlich ein ganzes Zauberei-Mobiliar, das heißt die Verkörperung des Traumes, den

die Brocante ihr ganzes Leben gemacht hatte, die Welt einer Chiromantistin durch die Einbildungskraft eines Malers verwirklicht.

Für Alles war man besorgt gewesen: die Krähe hatte ihren Thurm in einer Ecke des Zimmers, die Hunde hatten ihr Häuschen in Tonnen.

Ein Bett mit gedrehten Säulen vervollständigte das Ameublement des Zimmers.

Das Cabinet von Babolin war eine kleine Pièce mit grauen Tapeten, mit einem sehr weißen, sehr reinlichen, sehr neuen Bette in eichener Bettlade, zwei Stühlen, einem Tische, einem in ihren inneren Theilen einen Schrank bildenden Etagère, welche ungefähr vierzig Bände auf ihrem oberen Theile trug.

Was das Stübchen im Entresol, das heißt das Zimmer von Rose-de-Noël betrifft, dieses war ein wahres Meisterwerk, besonders ein Meisterwerk von Einfachheit.

Diese Pièce war so groß wie ein Puppenstube, ganz mit rosa Zitz ausgeschlagen, mit himmelblauen Schnüren und ähnlichen Vorhängen und Meubles. Die Porzellane vom Kamin und die Toilette waren blau, mit Sträußen ähnlich denen des Zitzes; der Teppich war ganz blau.

Das einzige Gemälde dieses Stübchens war ein großes vergoldetes Medaillon, ein Pastellbild enthaltend: dieses Pastellbild war das Portrait der Fee Carita, so ähnlich, daß es Alle, die sie kannten, einen Schrei des Erstaunens ausstoßen machte. Die Fee hatte ihr Feengewand an, um zu den Abendgesellschaften des Himmels zu gehen.

Verließ man das fantastische Zimmer der Brocante und trat in dieses Stübchen ein, so war man erstaunt und ergötzt, wie wenn man aus den Katakomben heraustretend die Sonne wiedersieht.

Die Brocante kam zurück, wie sie gegangen war, das heißt in hastigem Laufe. Sie theilte die frohe

Kunde Rose-de-Noël und Babolin mit, und es wurde beschlossen, nicht am andern Tage, sondern noch an demselben Tage das Haus der Fee zu bewohnen. So nannte man die neue Wohnung.

Man nahm einen Fiacre und legte die Gegenstände darein, von denen man sich nicht trennen wollte. Rose-de-Noël wollte ihren ganzen kleinen Hängeboden mitnehmen; was ihr auch die Brocante von der Eleganz ihres neuen Domicils sagen mochte, sie nahm Alles, was man nehmen konnte, und man ging ab.

Die Verwunderung von Babolin und Rose-de-Noël läßt sich leicht vorstellen: die Freude von dieser ging beinahe bis zur Tollheit, als sie in einem Schranke, den die Brocante nicht gesehen hatte, weil er in die Mauer eingeschlossen war, alle Arten von griechischen und arabischen Schärpen, alle Arten von spanischen Netzen und Gürteln, alle Arten von Halsbändern und Haarnadeln sah.

Das war für Rose-de-Noël, mit ihren malerischen Instincten, der Schatz der Schätze, ein wahrer Versteckwinkel der Tausend und eine Nacht.

Und dieser Teppich, dieser so sanfte, sammetartige Teppich, auf dem sie ganz nach ihrem Gefallen mit ihren hübschen bloßen Füßen würde gehen können!

Man nahm noch an demselben Tage Besitz von dieser Wohnung, und Niemand, nicht einmal die Brocante, bedauerte es, daß man sich von dem Speicher der Rue Triperet trennen mußte.

Am andern Tage erhielt man den Besuch von Petrus.

Er kam, um zu sehen, wie sich die Neueingerichteten befinden.

Alle Welt war in einem Jubel, die Hunde in ihren Häuschen und die Krähe auf ihrem Thurme inbegriffen.

Man war indessen nicht ganz ohne Besorgniß über das, was Petrus gegen allen diesen im Namen der Fee Carita gegebenen Wohlstand fordern würde; denn es war am Ende doch wahrscheinlich, Petrus werde etwas fordern.

Petrus verlangte ganz einfach, daß ihm Rose-de-Noël in seinem Atelier stehe, — entweder mit Brocante, oder mit Babolin, oder mit allen Beiden.

Ohne recht zu wissen, was man von ihr forderte, nahm Rose-de-Noël auf der Stelle an.

Die Brocante erbat sich Frist bis zum andern Tage, um sich über das, was sie thun sollte, mit Jemand zu berathen.

Petrus ließ ihr jede Freiheit.

Dieser Jemand, mit dem sich die Brocante zu berathen wünschte, war Salvator.

Hinter Petrus lief auch Babolin weg, um Salvator in der Rue aux Fers aufzutreiben und ihn zu bitten, wenn er einen Augenblick Zeit habe, möge er das Haus der Fee besuchen.

Salvator kam noch an demselben Tage.

Seine Ansicht war, sie könne ganz wohl Petrus die Gunst bewilligen, die er verlangte.

Rose-de-Noël hatte immer Salvator eine feine, distinguirte Natur geschienen; es lag eine Art von Kunstinstinct in diesem Gefühle des Pittoresken, das sie bei jedem Anlasse entwickelte.

Sie konnte nur dabei gewinnen, wenn sie mit den Elite-Organisationen, die man Petrus, Jean Robert, Ludovic und Justin nannte, das heißt mit der Malerei, der Poesie, der Wissenschaft und der Musik in Berührung gebracht wurde.

Was die Art betrifft, wie man sich benehmen würde, so könnte die Brocante ruhig sein: Rose-de-Noël sollte als Schwester behandelt werden.

Salvator forderte daher die Brocante auf, nicht zu warten, bis sich Petrus die Mühe nähme, wieder zu kommen, sondern zuerst zu ihm zu gehen.

Am andern Tage, um zehn Uhr, klopften das Kind und die Alte an die Thüre von Petrus.

Als die Thüre offen war, und sie dieses wundervolle Atelier erblickte, da gab Rose-de-Noël ganz andere

Ausrufungen des Erstaunens und der Freude von sich als die, welche sie, das Zimmer der Brocante und das ihrige erschauend, von sich gegeben hatte.

Einmal auf allen Seiten und unter allen Trachten das Portrait der Fee Carita; sodann tausend Gegenstände, von denen sie nicht nur den Gebrauch, sondern auch die Namen nicht wußte.

Man mußte ihr sagen, wie jedes Ding hieß und wozu es diente.

Sie schien indessen das Klavier zu erkennen; ihre Finger setzten sich auf die Tasten; sie entlockte ihm einige Accorde, welche bewiesen, daß sie einst die ersten Elemente der Musik studirt hatte.

Doch beinahe in demselben Augenblicke schloß sie, wie erschreckt durch eine entsetzliche Erinnerung, das Klavier wieder und entfernte sich von demselben.

Dann wollte sie Petrus arbeiten sehen.

Petrus arbeitete.

Das Kind stieß Schreie freudigen Erstaunens aus, als es die Gegenstände sah, welche es Petrus unter seinen Pinsel zu reproduciren beliebte.

Der Künstler erklärte ihr sodann deutlicher, was er von ihr wünschte.

Petrus würde nicht ihr Portrait von ihr verlangt haben, hätte Rose-de-Noël ihn nicht gebeten, es zu machen.

Alles war also schnell verabredet.

Noch an demselben Tage sollte Rose-de-Noël stehen; am andern Tage und an den folgenden Tagen würde sie Petrus im Wagen holen und zurückführen lassen, und Rose-de-Noël sollte entweder mit der Brocante oder mit Babolin kommen.

Noch an demselben Tage erneuerte sie ihre Bekanntschaft mit Jean Robert und mit Justin. — Sie hatte sie, wie man sich erinnert, am Tage der Katastrophe bei der Brocante gesehen.

Am folgenden Tage kam die Reihe an Ludovic.

Ludovic untersuchte, auf die Bitte von Salvator, Rose-de-Noël mit der größten Aufmerksamkeit.

Ihre Glieder waren zart, schwach, doch kein Organ war bedroht. Ludovic gab ein diätetisches Verfahren an, nach welchem Salvator der Brocante sich zu richten befahl.

Nach acht Tagen kannte Rose-de-Noël unter der Leitung von Justin alle Noten und fing an auf dem Klavier leichtere Melodien zu spielen.

Sie hatte allerdings bei der Musik mehr das Ansehen, sie erinnere sich, als sie lerne.

Ueberdies wußte sie einige von den schönsten Versen von Lamartine und von Victor Hugo auswendig, welche sie Jean Robert gelehrt hatte, und die sie erstaunlich richtig und ausdrucksvoll recitirte.

Endlich ließ sie sich von Petrus alle Augenblicke das Versprechen geben, er werde sie malen lehren.

An dem Tage, wo wir sie im Atelier haben stehen sehen, war Rose-de-Noël bei ihrer zehnten Sitzung.

Salvator kam fast alle Tage. Der Zufall wollte, daß er an diesem Tage zum ersten Male mit seinem Hunde kam: Petrus hatte ihn gebeten, Roland mitzubringen, um einen leeren Winkel seines Bildes von Mignon auszufüllen.

Man hat gesehen, was auf das Zusammentreffen von Roland und Rose-de-Noël erfolgt ist.

Am Tage nachher, gegen acht Uhr Morgens, in dem Augenblicke, wo Rose-de-Noël aufgestanden war, klopfte man dreimal an die Thüre, und Babolin, der den Auftrag hatte, die Besuche einzuführen, der Jüngste und der Nächste bei der Eingangsthüre, Babolin öffnete diese Thüre.

Man hörte sogleich die Worte:

„Ah! es ist unser guter Freund, Herr Salvator!"

Der Name Salvator wirkte magisch im Hause. Er wurde auf der Stelle mit einer freudigen Betonung von der Brocante und von Rose-de-Noël wiederholt.

„Ja, Schlingel, ich bin es," antwortete Salvator.

Salvator trat ein, und Rose-de-Noël sprang ihm an den Hals.

„Guten Morgen, mein Freund," sagte sie.

„Guten Morgen, mein Kind," erwiederte Salvator, während er aufmerksam schaute, ob Rose-de-Noël die rosigen Töne ihrer Wangen einer Rückkehr guter Gesundheit oder der Gegenwart des Fiebers verdankte.

„Und Brasil?" fragte das Mädchen.

„Brasil ist diesen Morgen müde; er ist die ganze Nacht gelaufen. Ich werde ihn an einem andern Tage bringen."

„Guten Morgen, Herr Salvator," sagte die Brocante, die bemerkt hatte, daß ein Spiegel in ihrem Zimmer war, und es seit einigen Tagen für schicklich erachtete, sich zu kämmen. „Ei! welcher gute Wind verschafft uns das Vergnügen Ihres Besuches?"

„Ich werde es Dir sogleich sagen," antwortete Salvator. „Vor Allem aber, wie befindest Du Dich in Deiner neuen Behausung, Brocante?"

„Wie in einem wahren Paradiese, Herr Salvator."

„Nur mit der Ausnahme, daß sie vom Teufel bewohnt wird. Nun, das ist eine Rechnung, welche Du mit Gott abzumachen hast. Ich mische mich nicht darein. — Und Du, Rose-de-Noël, wie gefällt es Dir hier?"

„So gut, daß ich nicht glauben kann, ich sei hier, obgleich es mir scheint, ich sei immer hier gewesen."

„Also wünschst Du nichts?"

„Nein, Herr Salvator, nichts als Ihr Glück und das der Prinzessin Regina," erwiederte Rose-de-Noël.

„Ach! mein Kind," sagte Salvator, „ich befürchte, Gott gewährt Dir nur die Hälfte Deines Wunsches."

„Es ist Ihnen kein Unglück widerfahren?" fragte das Kind mit Besorgniß.

„Nein, ich bin die lächelnde, freudige Seite Deines Wunsches."

„Dann iſt die Prinzeſſin unglücklich?“ fragte Roſe-de-Noël.

„Ich befürchte es.“

„Ach! mein Gott!“ rief Roſe-de-Noël, Thränen in den Augen.

„Bah!“ ſagte Babolin, „da ſie Fee iſt, ſo wird das nicht lange dauern.“

„Wie kann man mit zweimal hunderttauſend Livres Einkommen unglücklich ſein?“ fragte die Brocante.

„Nicht wahr, Du begreifſt das nicht, Brocante?“

„Ah! bei meiner Treue, nein,“ erwiederte dieſe.

„Sprich, Mutter, eine Idee!“ rief Babolin.

„Welche?“

„Iſt die Fee Carita unglücklich, ſo wünſcht ſie etwas, was nicht geſchieht.“

„Das iſt wahrſcheinlich.“

„Nun wohl, ſo bringe für ſie Dein großes glückliches Gelingen zu Stande.“

„Sehr gern; wir ſind ihr das wohl ſchuldig. Roſe, gib mir das Zauberſpiel.“

Roſe machte eine Bewegung, um zu gehorchen.

Salvator hielt ſie zurück.

„Später,“ ſagte er; „ich bin wegen einer ganz andern Sache gekommen.“

Sodann ſich gegen die Alte umwendend:

„Holla! Brocante, wir zwei haben es mit einander zu thun.“

„Was gibt es, Herr Salvator?“ fragte die Zigeunerin mit einer gewiſſen Unruhe, von welcher ſie nie ganz frei zu ſein ſchien, und die wohl ihre Quelle in den Verordnungen der Polizei über die modernen Hexen haben konnte.

„Erinnerſt Du Dich der Nacht vom Faſchingdienſtag auf den Aſchermittwoch?“

„Ja, Herr Salvator.“

„Du erinnerſt Dich meines Beſuches Morgens um ſieben Uhr?“

„Vollkommen.“

„Erinnerſt Du Dich deſſen, was dieſem Beſuche vorhergegangen iſt?“

„Vor Ihrer Ankunft hatte ich Babolin zum Schulmeiſter des Faubourg Saint-Jacques geſchickt.“

„So iſt es; laß nun hören, — rufe alle Deine Erinnerungen zurück, — warum hatteſt Du Babolin zum Schulmeiſter geſchickt?“

„Um ihm einen Brief bringen zu laſſen, den ich in einer Goſſe der Place Maubert gefunden hatte.“

„Biſt Du deſſen, was Du ſagſt, ganz ſicher?“

„Ganz ſicher, Herr Salvator!“

„Stille! Du lügſt...“

„Ich ſchwöre, Herr Salvator...“

„Du lügſt, ſage ich Dir! Du haſt mir ſelbſt geſagt, doch Du erinnerſt Dich deſſen nicht mehr, dieſer Brief ſei aus dem Schlage eines vorüberfahrenden Wagens geworfen worden.“

„Ah! das iſt wahr, Herr Salvator, doch ich glaubte nicht, daß dies von einiger Bedeutung ſei.“

„Der Brief hat an die Mauer geſchlagen und iſt an den Weichſtein gefallen, wo Deine Laterne ſtand. Du haſt das Geräuſch gehört, das etwas machte, was an der Mauer zerbrach: Du haſt die Laterne genommen und geſucht.“

„Sie waren alſo da, Herr Salvator?“

„Du weißt, daß ich immer da bin... Wenn dieſer Brief an die Mauer ſchlagend ein Geräuſch machte, das Du hören konnteſt, ſo mußte nothwendig etwas im Briefe ſein.“

„Im Briefe?“ wiederholte die Brocante, welche zu ſehen anfing, worauf das Verhör abzielte.

„Ja, ich frage Dich, was darin war.“

„Es war in der That etwas darin,“ antwortete die Brocante, „doch ich erinnere mich nicht mehr, was.“

„Gut!... Unglücklicher Weiſe erinnere ich mich; es war eine Uhr darin.“

„Dann iſt die Prinzeſſin unglücklich?“ fragte Roſe-de-Noël.

„Ich befürchte es.“

„Ach! mein Gott!“ rief Roſe-de-Noël, Thränen in den Augen.

„Bah!“ ſagte Babolin, „da ſie Fee iſt, ſo wird das nicht lange dauern.“

„Wie kann man mit zweimal hunderttauſend Livres Einkommen unglücklich ſein?“ fragte die Brocante.

„Nicht wahr, Du begreifſt das nicht, Brocante?“

„Ah! bei meiner Treue, nein,“ erwiederte dieſe.

„Sprich, Mutter, eine Idee!“ rief Babolin.

„Welche?“

„Iſt die Fee Carita unglücklich, ſo wünſcht ſie etwas, was nicht geſchieht.“

„Das iſt wahrſcheinlich.“

„Nun wohl, ſo bringe für ſie Dein großes glückliches Gelingen zu Stande.“

„Sehr gern; wir ſind ihr das wohl ſchuldig. Roſe, gib mir das Zauberſpiel.“

Roſe machte eine Bewegung, um zu gehorchen.

Salvator hielt ſie zurück.

„Später,“ ſagte er; „ich bin wegen einer ganz andern Sache gekommen.“

Sodann ſich gegen die Alte umwendend:

„Holla! Brocante, wir zwei haben es mit einander zu thun.“

„Was gibt es, Herr Salvator?“ fragte die Zigeunerin mit einer gewiſſen Unruhe, von welcher ſie nie ganz frei zu ſein ſchien, und die wohl ihre Quelle in den Verordnungen der Polizei über die modernen Hexen haben konnte.

„Erinnerſt Du Dich der Nacht vom Faſchingdienſtag auf den Aſchermittwoch?“

„Ja, Herr Salvator.“

„Du erinnerſt Dich meines Beſuches Morgens um ſieben Uhr?“

„Vollkommen.“

„Erinnerſt Du Dich deſſen, was dieſem Beſuche vorhergegangen iſt?“

„Vor Ihrer Ankunft hatte ich Babolin zum Schulmeiſter des Faubourg Saint-Jacques geſchickt.“

„So iſt es; laß nun hören, — rufe alle Deine Erinnerungen zurück, — warum hatteſt Du Babolin zum Schulmeiſter geſchickt?“

„Um ihm einen Brief bringen zu laſſen, den ich in einer Goſſe der Place Maubert gefunden hatte.“

„Biſt Du deſſen, was Du ſagſt, ganz ſicher?“

„Ganz ſicher, Herr Salvator!“

„Stille! Du lügſt...“

„Ich ſchwöre, Herr Salvator...“

„Du lügſt, ſage ich Dir! Du haſt mir ſelbſt geſagt, doch Du erinnerſt Dich deſſen nicht mehr, dieſer Brief ſei aus dem Schlage eines vorüberfahrenden Wagens geworfen worden.“

„Ah! das iſt wahr, Herr Salvator, doch ich glaubte nicht, daß dies von einiger Bedeutung ſei.“

„Der Brief hat an die Mauer geſchlagen und iſt an den Weichſtein gefallen, wo Deine Laterne ſtand. Du haſt das Geräuſch gehört, das etwas machte, was an der Mauer zerbrach: Du haſt die Laterne genommen und geſucht.“

„Sie waren alſo da, Herr Salvator?“

„Du weißt, daß ich immer da bin... Wenn dieſer Brief an die Mauer ſchlagend ein Geräuſch machte, das Du hören konnteſt, ſo mußte nothwendig etwas im Briefe ſein.“

„Im Briefe?“ wiederholte die Brocante, welche zu ſehen anfing, worauf das Verhör abzielte.

„Ja, ich frage Dich, was darin war.“

„Es war in der That etwas darin,“ antwortete die Brocante, „doch ich erinnere mich nicht mehr, was.“

„Gut!... Unglücklicher Weiſe erinnere ich mich; es war eine Uhr darin.“

„Das ist wahr, Herr Salvator; ein ganz kleines Uehrchen; doch so klein, so klein....“

„Ja, daß Du es vergessen hattest... Was hast Du mit dieser Uhr gemacht? Sprich!“

„Was ich damit gemacht habe? Ich weiß es nicht,“ antwortete die Brocante, indem sie an Rose-de-Noël vorüberging, als wollte sie vor Salvator den Anblick der Kette verbergen, welche den Hals des Kindes umschlang.

Salvator nahm die Alte bei der Hand und ließ sie Rechtsumkehrt machen.

„Geh von hier weg,“ sagte er. „Was hat denn Rose-de-Noël um den Hals?“

„Herr Salvator,“ antwortete zögernd die Brocante, „es ist...“

„Es ist,“ rief das Kind, indem es die Uhr aus seiner Brust zog, „es ist die Uhr, die in dem Briefe war.“

Und sie reichte die Uhr Salvator.

„Willst Du sie mir geben?“ fragte der junge Mann.

„Sie wollen sagen: Ihnen zurückgeben, mein guter Freund; da sie nicht mir gehörte, so konnte ich sie nur so lange behalten, als man sie nicht zurückforderte. Hier, Herr Salvator,“ fügte das Mädchen mit einer Thräne in den Augen bei, denn im Grunde war es doch eine Pein für sie, daß sie sich von dem reizenden Juwel trennen sollte; „ich bin sehr sorgfältig damit umgegangen.“

„Ich danke, Kleine! Ich muß Dir diese Uhr wieder nehmen aus Gründen, die nur mir bekannt sind...“

„Oh! ich frage Sie nicht danach,“ unterbrach Rose-de-Noël.

„Diese Uhr ist aber wenigstens sechzig Franken werth!“ rief die Brocante; „und da ich sie gefunden habe...“

„Ich gebe Rose-de-Noël eine andere; und sie wird

Dir eben so lieb sein, als diese, nicht wahr, mein Kind?"

„Oh! viel lieber, Herr Salvator, da Sie sie mir gegeben haben."

„Ueberdies sind hier fünf Louisd'or, mit denen Du ihr ein Halbsommerkleid kaufen wirst, Brocante. Am ersten schönen Tage werde ich sie zum Spaziergange abholen: das Kind bedarf der Luft."

„Oh! ja! oh! ja!" rief Rose-de-Noël springend und in die Hände klatschend.

Die Brocante brummte; Salvator schaute sie aber fest an, und sie schwieg.

Im Besitze der Uhr, die er hatte haben wollen, machte Salvator einen Schritt, um wegzugehen; da hing sich Rose-de-Noël an ihn an.

„Nein, nein," rief Babolin, eifersüchtig auf seine Functionen, „es ist an mir, Herrn Salvator zurückzuführen."

„Tritt mir den Platz für diesmal ab!" sagte Rose-de-Noël.

„Ah!" erwiederte Babolin, „und ich?"

Salvator drückte ihm ein Geldstück in die Hand.

„Du, bleib' hier!" sagte er.

Er begriff, daß ihm Rose-de-Noël etwas allein zu sagen hatte.

„Komm!" sprach er.

Und er nahm das Kind mit sich.

Als sie Beide im Vorzimmer waren, sprang ihm Rose-de-Noël an den Hals und küßte ihn.

„Oh! Herr Salvator," sagte sie, „wie gut sind Sie, und wie liebe ich Sie!"

Salvator schaute sie an und lächelte.

„Hattest Du mir nichts Anderes zu sagen, Rosette?" fragte er.

„Nein," antwortete das Kind, indem es Salvator ganz erstaunt anschaute, „ich wollte Sie nur küssen."

Salvator küßte sie ebenfalls und lächelte zum zwei-

ten Male; nur lag in diesem zweiten Lächeln eine höchste Glückseligkeit: diese Zärtlichkeit des Kindes brachte auf das verhärtete Herz des Mannes die Wirkung der ersten Sonnenstrahlen auf die erstarrte Erde hervor.

Er streichelte sanft mit seiner Hand die braune Wange von Rose-de-Noël.

„Ich danke Dir, Kleine, Du weißt nicht, wie wohl Du mir gethan hast!"

Dann blieb er stehen und schaute sie an: es kam ihm der Gedanke, er sollte diesen Augenblick benützen, um sie zu fragen, ob sie keinen Bruder gehabt habe. Doch nach einer Secunde der Ueberlegung sagte er sich:

„Oh! nein, sie ist jetzt zu glücklich . . . Wir werden später sehen . . ."

Und nachdem er sie zum letzten Male geküßt hatte, ging er ab.

CXXXVII.

Stabat mater dolorosa.

Salvator, als er die Rue d'Ulm verließ, ging durch die Rue des Ursulines, die Rue Saint-Jacques, und erreichte die Vorstadt.

Der Leser hat errathen, wohin er ging.

Vor der Thüre des Schulmeisters angelangt, klingelte er.

Die Klingel stand in Verbindung mit dem ersten Stocke, damit die Besuche Justin nicht in seinen Klassen störten.

Es war Schwester Céleste, welche öffnete.

Das bleiche Geſicht des Mädchens färbte ſich roſenroth, als ſie Salvator ſah.

„Iſt Herr Juſtin zu Hauſe?“ fragte der junge Mann.

„Ja,“ antwortete Schweſter Céleſte.

„In ſeiner Klaſſe oder in ſeinem Zimmer?“

„Bei meiner Mutter; gehen Sie hinauf. Wir ſprachen von Ihnen, als Sie klingelten.“

Es begegnete der armen Familie oft, daß ſie von Salvator ſprach.

Sie gingen die Treppe hinauf, ließen das leere Zimmer von Mina links, und traten bei Madame Corbin ein.

Um den Ofen, der der Familie als Vereinigungspunkt diente, waren die alte Blinde, der gute Müller und Juſtin.

Nichts hatte ſich verändert, wenn nicht, daß alle Geſichter in ſechs Wochen um zehn Jahre älter geworden waren.

Die Mutter Corbin beſonders war erſchrecklich anzuſchauen: ihr Geſicht war gelb wie Wachs; ihre Haare waren ſilberweiß. Sie hielt ſich gegen die Erde gebeugt und ſuchte, wie es ſchien, nicht einmal denjenigen, welcher ankam, zu erkennen.

Das war die Verkörperung des ſtummen, unbeweglichen und tauben Schmerzes, mit ſeinem erhabenen Ausdrucke von Geduld und Selbſtverleugnung.

Sie neigte ſo ſchwach den Kopf, als ſie Salvator eintreten hörte und ſeine Stimme erkannte, daß ſie Salvator für eine ſteinerne Statue der Jungfrau am Fuße des Kreuzes hätte halten können.

Der gute Müller glich auch einer Verſteinerung des Kummers. Der wackere Mann, der die erſte Idee des Penſionnats gehabt und die Adreſſe von Madame Desmarets gegeben hatte, hielt ſich beharrlich für den alleinigen Urheber des Uebels, und er empfing die Tröſtungen von Juſtin, ſtatt ihm ſolche zu geben.

Er, Juſtin, war nicht ſo niedergeſchlagen, als man hätte glauben ſollen. Die erſten Tage, während der ganzen Zeit, da er nicht ſeine Klaſſen gegeben, war er, völlig vernichtet, in ſeinem Zimmer geblieben. Nachdem er aber verzweifelt war, nachdem er das Bewußtſein der Unermeßlichkeit ſeines Schmerzes gehabt hatte, war es ſein Schmerz ſelbſt, der ihn, ſo zu ſagen, regenerirte; er ſtärkte ſich wieder darin, wie in einem Bade von bitteren Pflanzen, und er, der von Anfang der Empfindlichſte der Familie zu ſein ſchien, war derjenige, welcher durch eine kräftige Reaction auf ſich ſelbſt wieder Stärke erlangte und Jedem davon gab.

Als er Salvator eintreten ſah, ſtand er auf und ging ihm entgegen.

Der gute Müller bot ihm einen Stuhl an und richtete dabei mehr zu Befreiung ſeines Gewiſſens, als in der Hoffnung, eine günſtige Antwort zu erhalten, an ihn die ſacramentliche Frage:

„Haben Sie Nachrichten?“

Das war übrigens ſeit dem Abgange von Mina das Wort, mit dem Jeder den Andern anredete.

Machte Céleſte einen Gang im Quartier, ſo fragten ſie Juſtin und ſeine Mutter:

„Welche Nachrichten?“

Kam Juſtin nach einem Ausgange, ſo kurz er war, nach Hauſe, ſo richteten die Mutter und Céleſte dieſelbe Frage an ihn.

Und eben ſo war es jeden Tag bei Müller, wenn Müller ſeinen täglichen Beſuch machte.

Die Familien, welche hundert Schritte von den Schlachtfeldern wohnen und für die Weſen zittern, die ihnen theuer ſind, erkundigen ſich nicht mit einer mehr fieberhaften Angſt nach dem Kriege.

An dieſem Tage war es, wie geſagt, Müller, der die ſacramentliche Frage an Salvator richtete.

„Ja!“ antwortete dieſer laconiſch.

Céleſte lehnte ſich an die Wand; die Mutter ſtand

plötzlich wie durch eine Federkraft emporgehoben; Juſtin fiel auf einen Stuhl; Müller zitterte an allen Gliedern.

„Aber gute Nachrichten?“ fragte Müller.

Keines von den Andern hatte die Kraft, zu ſprechen.

„Ja!“ antwortete abermals der junge Mann.

„Sprechen Sie! ſprechen Sie!“ ſagten gleichzeitig alle Stimmen.

„Oh! erwarten Sie nicht zu viel Glück,“ erwiederte Salvator: „Sie könnten getäuſcht werden. Was ich Ihnen mitzutheilen habe, iſt faſt ſo traurig, als freudig, faſt ſo bitter, als ſüß. Gleichviel, ich will Sie nicht einer Freude berauben, und wäre dieſe Freude auch von einem Kummer begleitet.“

„Reden Sie!“ rief Juſtin.

„Reden Sie!“ wiederholten die Anderen.

Salvator zog aus ſeiner Taſche das Uehrchen, reichte es Juſtin und ſagte:

„Vor Allem, mein Freund: erkennen Sie das?“

Juſtin ſtürzte auf die Uhr zu.

„Die Uhr von Mina!“ rief er, indem er ſie mit Küſſen bedeckte; „die Uhr, die ich ihr an ihrem letzten Geburtstage gegeben habe! die Uhr, die ſie ſo ſehr liebte, wie ſie mir ſagte, daß ſie ſich weder bei Tage, noch bei Nacht von ihr trennen werde; ſie hat ſich von ihr getrennt! Oh! ſagen Sie, ſagen Sie, wie hat ſie ſich von ihr getrennt?“

Die Mutter hatte ſich wieder geſetzt.

Sie machte ein Zeichen mit dem Kopfe, das gleichbedeutend mit dem Ausrufe von Jacob beim Anblicke des blutigen Rockes von Joſeph war: „Ein böſes Thier hat meinen Sohn gefreſſen.“

„Nein! nein!“ entgegnete lebhaft Salvator, der dieſe Geberde begriff, „nein, ſeien Sie ruhig. Ihr Kind iſt nicht todt! Mina lebt!“

Das war ein Freudenſchrei unter allen Anweſenden.

„Ich habe ſie geſehen!“ fuhr Salvator fort.

„Sie!“ rief Juſtin, indem er dem jungen Manne um den Hals fiel und ihn mit ſeinen Armen umſchlang; „Sie haben Mina geſehen?“

„Ja, mein lieber Juſtin.“

„Wo? . . wann? . . Liebt mich Mina noch?“

„Sie liebt Sie immer, ſie liebt Sie mehr als je,“ antwortete der junge Mann, der Juſtin zu beſänftigen und ſeine Kaltblütigkeit zu bewahren ſuchte.

„Sie hat Ihnen das geſagt?“

„Sie hat es mir geſagt, wiederholt, verſichert.“

„Wann?“

„Heute Nacht.“

„Aber ſagen Sie mir doch geſchwinde, wo Sie ſie geſehen haben?“

„Und Sie, mein lieber Juſtin, laſſen Sie mir Zeit, es zu ſagen.“

„Das iſt wahr,“ ſprach der gute Müller, während er aus ſeiner Taſche ein Foulard zog, um die Thränen abzuwiſchen, die ſeinen Augen entſtürzten, „das iſt wahr, Du willſt, daß Salvator ſprechen ſoll, und läſſeſt ihm nicht Zeit, zu ſprechen.“

„Er hätte ſchon geſprochen, wenn er es thun könnte,“ ſagte Madame Corbin den Kopf ſchüttelnd.

„Nun wohl,“ ſprach Juſtin, der ſich wieder ſetzte, „ich frage Sie nicht mehr, mein lieber Salvator; ich höre.“

„Hören Sie alſo, und zwar geduldig. In einer Abſicht, mit der Sie bekannt zu machen unnöthig iſt, ging ich geſtern Abend ein paar Stunden von Paris, zwiſchen elf Uhr und Mitternacht, ſpazieren. Ich war in einem Parke. Dort, beim Mondſcheine, ſah ich durch die Bäume ein Mädchen herbeikommen, das ſich auf eine Bank, vier Schritte von dem Platze, wo ich verborgen war, ſetzte.“

„Das war Mina? . .“ rief Juſtin, unfähig, ſich zu mäßigen.

„Das war Mina.“

„Und Sie haben nicht mit ihr gesprochen?“

„Ich habe mit ihr gesprochen, da sie mir geantwortet hat, sie liebe Sie immer.“

„Das ist richtig.“

„Aber lassen Sie ihn doch reden!“ rief Müller ungeduldig.

„Mein Bruder!“ bat Schwester Céleste.

Die Mutter war wieder in ihre Unbeweglichkeit und ihre Stummheit versunken.

„Einen Augenblick nachher,“ fuhr Salvator fort, „erschien ein junger Mann und setzte sich zu ihr.“

„Oh!“ machte Justin.

„Ich irre mich, er setzte sich nicht,“ sagte Salvator: „Mina hielt ihn stehend und ehrfurchtsvoll vor sich.“

„Und dieser junge Mann, nicht wahr, es war der Graf Lorédan von Valgeneuse?“

„Es war der Graf Lorédan von Valgeneuse,“ wiederholte Salvator.

„Oh! der Elende,“ sagte Justin mit den Zähnen knirschend; „fällt mir dieser je in die Hände . . .“

„Stille, Justin!“ rief Müller.

„Wenn Sie mich nicht ruhig anhören, Justin, so schweige ich,“ sprach Salvator.

„Oh! nein, nein, mein Freund, ich bitte Sie inständig.“

„Ich hörte ihr Gespräch von Anfang bis zu Ende, und aus diesem Gespräche, dessen Einzelheiten ich Ihnen nicht mittheilen will, ging für mich hervor, daß Herr Lorédan von Valgeneuse gegen Sie einen Vorführungsbefehl erlangt hat.“

„Einen Vorführungsbefehl!“ riefen alle Anwesende.

Nur Madame Corbin blieb stumm.

„Worüber klagt man ihn aber an?“ fragte Herr Müller.

„Ja, worüber klagt man mich an?“ wiederholte Justin.

„Man bezüchtigt Sie des Verbrechens der Entfüh-

Die Schule war aber leer, weil die Kinder, in Betracht der Feierlichkeit des Tages, der ein Sonntag war, Vacanz hatten.

Salvator bedeutete Justin durch einen Wink, er möge sich setzen.

Justin nahm einen Stuhl; Salvator setzte sich auf einen Tisch.

„Mein lieber Freund," sprach Salvator, indem er mit der Hand Justin über die Schulter strich, „schenken Sie mir nun Ihre ganze Aufmerksamkeit und verlieren Sie nicht ein Wort von dem, was ich Ihnen sagen werde."

„Ich höre, denn ich vermuthete wohl, Sie haben nicht Alles vor einer Mutter und einer Schwester gesagt."

„Und Sie hatten Recht. Es gibt Dinge, die man vor einer Mutter und vor einer Schwester nicht sagt."

„Sprechen Sie; ich höre."

„Justin, Sie werden Mina durch die gewöhnlichen Mittel nicht wiederfinden."

„Ja, doch durch Ihre Vermittlung werde ich sie wiedersehen, nicht wahr?"

„Es mag sein, nur muß Alles unter uns genau festgesetzt werden."

„Wenn ich sie nur wiedersehe, wenn ich nur weiß, wo sie ist, — das Uebrige ist meine Sache."

„Sie täuschen sich, Justin. Von diesem Augenblicke geht Alles mich an. Ja, Sie werden sie wiedersehen, da ich es Ihnen verspreche; ja, Sie werden sie entführen, das ist möglich, leicht sogar; ja, Sie werden sie verbergen, daß man sie nicht wiederfindet: doch man wird Sie finden!"

„Nun, was dann?"

„Hat man Sie gefunden, so werden Sie verhaftet, eingekerkert!"

„Was liegt mir daran? es gibt eine Gerechtigkeit in Frankreich; man wird früher oder später meine Unschuld erkennen, und Mina wird gerettet sein."

„Früher oder ſpäter, haben Sie geſagt? Ich gebe das früher oder ſpäter zu, obſchon ich über dieſen Punkt nicht Ihrer Anſicht bin; nur muß ich den ſchlimmſten Fall ſetzen. Nehmen wir an, Ihre Unſchuld werde erkannt . . . doch ſpät, — glauben Sie mir, ich räume Ihnen viel ein, — nach einem Jahre, zum Beiſpiel. Nun wohl, was wird während dieſes Jahres mit Ihrer Familie geſchehen? Das Elend wird durch die Thüre eintreten, die Ihr Abgang offen gelaſſen hat; Ihre Mutter und Ihre Schweſter werden Hungers ſterben."

„Nein! denn die guten Herzen werden ihnen zu Hülfe kommen."

„Ah! wie irren Sie ſich, mein armer Juſtin! Die Valgeneuſe haben die hundert Arme des Briareus. Wie es für ſie genügt haben wird, einen von dieſen Armen auszuſtrecken, um die Thüre eines Kerkers zu öffnen, ſo werden ſie mit den neunundneunzig anderen, die ihnen bleiben, einen Kreis um Ihre Familie ziehen, den das Mitleid nicht zu überſchreiten wagt. Die guten Herzen werden Ihrer Mutter und Ihrer Schweſter zu Hülfe kommen? Was verſtehen Sie unter den guten Herzen? Jean Robert, einen Dichter, der heute ſo reich iſt wie Herr Laffitte, der morgen ärmer iſt als Sie; Petrus, einen Maler, einen Mann der Fantaſie, der Bilder für ſich und nicht für das Publikum macht, der nicht von ſeinem Pinſel, ſondern ſein armſeliges kleines Erbe verzehrend lebt; Ludovic, einen Arzt von Talent, von Verdienſt, von Genie ſogar, wenn Sie wollen, doch einen Arzt ohne Kundſchaft; mich, einen armen Commiſſionär, der ich von meinem täglichen Verdienſte lebe und nie für den folgenden Tag ſtehen kann . . . Ihre Mutter und Ihre Schweſter ſind gute Chriſtinnen, und es wird ihnen die Kirche bleiben? Einer der einflußreichſten Cardinäle unſerer Zeit iſt ein Verwandter der Valgeneuſe. Das Wohlthätigkeits-Bureau? Der Präſident des Bureau iſt ſelbſt ein Valgeneuſe. Sie werden ſich an den Präfecten der Seine, an den Miniſter des

Innern wenden? Man wird ihnen zwanzig Franken ein für allemal geben, und wird man sie ihnen auch geben, wenn man erfährt, daß sie die Mutter und die Schwester eines Mannes sind, der, eines Verbrechens bezüchtigt, das Galeerenstrafe nach sich zieht, verhaftet ist?"

„Was ist aber dann zu thun?" rief Justin ganz bebend vor Wuth.

Salvator stützte seine Hand kräftiger auf die Schulter von Justin, heftete seinen Blick auf Justins Blick und fragte:

„Was würden Sie thun, wenn ein Baum auf Ihren Kopf zu fallen drohte?"

„Ich würde den Baum fällen," erwiederte Justin, der die Methapher seines Freundes zu begreifen anfing.

„Was würden Sie thun, wenn ein einer Menagerie entsprungenes wildes Thier durch die Stadt liefe?"

„Ich würde eine Flinte nehmen und das wilde Thier todt schießen."

„Dann sind Sie derjenige, welchen ich in Ihnen zu finden hoffte," sprach Salvator ernst; „hören Sie mich also an."

„Ich glaube Sie zu verstehen," erwiederte Justin, indem er seine Hand auf die Lende seines Freundes legte.

„Sicherlich," sagte Salvator, „sicherlich wäre derjenige, welcher, um eine persönliche Beleidigung zu rächen, Unordnung in die Stadt bringen würde, derjenige, welcher, weil sein Haus brennt, die Stadt in Brand zu stecken versuchen würde, dieser wäre ein Dummkopf, ein böser Mensch oder ein Narr. Derjenige aber, Justin, der die Wunden der Gesellschaft sondirt hätte und sich sagen würde: „„Ich kenne aus dem Grunde das Uebel, suchen wir das Gegenmittel,"" dieser würde das Werk eines guten Bürgers thun, dieser wäre ein dlicher Mann. Justin, ich bin eines von den trost-
n Mitgliedern der durch ein paar Intriganten un-
ückten großen menschlichen Familie. Jung, bin ich

bis auf den Grund in diesen Ocean niedergetaucht, den man die Welt nennt, und ich bin, wie der Taucher von Schiller, voll Grauen zurückgekommen. Dann bin ich in mich selbst zurückgegangen, und ich habe über das Elend von meines Gleichen nachgedacht. Ich habe sie Alle an mir vorüberziehen sehen, die Einen als Lastthiere sich beugend unter einer Bürde, die ihre Kräfte übersteigt, die Andern als Schafe, die der Fleischer zur Schlachtbank führt. Bei diesem Anblicke schämte ich mich für meines Gleichen, ich schämte mich für mich selbst, ich kam mir vor wie ein Mensch, der in einem Walde einen andern Menschen von Räubern angegriffen sehen würde und, hinter einem Baume verborgen, ihn ausplündern, todtschlagen, ermorden ließe, ohne ihm Hülfe zu leisten. Dumpf seufzend, sagte ich mir, es gebe für Alles, den Tod ausgenommen, ein Mittel, und der Tod sei sogar nur ein individuelles Uebel, ohne ein Mißgeschick für die Art zu sein. Als mir eines Tags ein Sterbender seine Wunden zeigte, fragte ich ihn: „„Wer hat sie Dir gemacht?““ und er antwortete mir: „„Die Gesellschaft! das sind Deines Gleichen!““ Da hemmte ich das Wort auf seinen Lippen, und ich sagte ihm: „„Nein, es ist nicht die Gesellschaft, es sind nicht meines Gleichen, die Dich geschlagen haben. Es sind nicht meines Gleichen, die in der Tiefe eines Waldes auf Dich lauern und Dich Deiner Börse berauben; es sind nicht meines Gleichen, diejenigen, welche Dir die Hände binden und Dich ermorden. Diese, — es sind die Bösen, gegen die man kämpfen muß, es sind die Giftpflanzen des Feldes, die man ausreißen muß.““ „„Kann ich es?““ erwiederte der Verwundete; „„ich bin allein!““ „„Nein,““ antwortete ich, indem ich ihm die Hand reichte, „„wir sind zu zwei!““

„Wir sind zu drei,“ sagte Justin, indem er die Hand von Salvator ergriff.

„Du irrst Dich, Justin, wir sind fünfmal hunderttausend.“

„Gut!“ sprach Justin, dessen Augen vor Freude strahlten; „und Gott, der mich gehört hat, verleugne mich als einen der Seinigen an dem Tage, wo ich die Worte, die ich sage, verleugnen oder vergessen werde.“

„Bravo, Justin!“

„Nieder mit dieser elenden Regierung von Bldd-sinnigen, von Intriganten und Jesuiten, welche man unverschämter Weise die Restauration genannt hat, während sie nur der über Frankreich verbreitete Hauch des Auslandes ist!“

„Genug,“ sprach Salvator; „seien Sie um fünf Uhr bei mir, und setzen Sie die Ihrigen davon in Kenntniß, daß Sie heute Nacht nicht nach Hause kommen werden.“

„Wohin gehen wir?“

„Ich werde es Ihnen um fünf Uhr sagen.“

„Soll ich Waffen mitnehmen?“

„Das ist unnöthig.“

„Um fünf Uhr?“

„Um fünf Uhr!“

Die zwei jungen Leute trennten sich. Sie hatten, wie man sieht, nur einen Augenblick gebraucht, der Eine, um einen Vorschlag zu machen, der Andere, um diesen Vorschlag anzunehmen, bei welchem Beide ihren Kopf aufs Spiel setzten.

Es war aber so mit dem Zustande der Geister zu jener Zeit. Es gab eine Erinnerung, welche die Furchtsamsten muthig, die Sanftesten grimmig machte: diese Erinnerung war der zweimal Frankreichs sich bemächtigende Feind. Diese verhaßte, gräuliche Invasion, die nur ein geschichtliches Factum für die Generation von 1850 ist, war eine flammende, blutige Erscheinung für die von 1827. Jeder von uns erinnerte sich, in der Provinz, der Verwundeten von Montmirail, von Champaubert und von Waterloo; in Paris, der der Butte Saint-Chaumont und der Barrière de Clichy. Der Haß war ein nationales Werk, und das Wort von

Lafayette: „Die Insurrection ist die heiligste der Pflichten," war der Wahlspruch Frankreichs geworden.

An dem Tage, wo wir diese Epoche aus dem Gesichtspunkte der allgemeinen Geschichte erzählen werden, werden wir gerechter gegen sie sein als Philosoph, als wir heute als Romanenschreiber gegen sie sind.

Um fünf Uhr war Justin bei Salvator.

Salvator stellte Justin Fragola vor.

„Ich habe Dir," sagte er, „einen Accompagnateur und einen Gesanglehrer für Carmelite versprochen: hier ist schon die Hälfte von dem, was ich Dir versprochen. Justin, erinnern Sie sich der schönen jungen Person, die wir verscheidend in Meudon auf ihrem Schmerzenslager gesehen haben; sie leidet: es ist unsere Schwester. Ich habe ihr durch den Mund von Fragola Ihren Beistand und den von Herrn Müller versprochen."

Justin antwortete durch ein Lächeln, das sein Leben Salvator zur Verfügung stellte.

„Und nun lassen Sie uns gehen," sprach dieser.

Und er wandte sich gegen Fragola um und küßte sie wie ein Vater sein Kind küßt, denn Salvator hatte, so jung er war, vom Schmerze etwas Ernstes, Väterliches angenommen, — er küßte sie, sagen wir, viel mehr wie ein Vater sein Kind küßt, als wie ein Liebender seine Geliebte küßt; dann, nachdem er Brasil, der hierüber ganz trostlos, befohlen, bei Fragola zu bleiben, stieg er zuerst die Treppe hinab.

Justin folgte ihm stillschweigend.

Man durchschritt, ohne ein Wort zu wechseln, den ganzen Theil von Paris, der sich von der Place Saint-André-des-Arts bis zur Barrière Fontainebleau erstreckt.

Hier angelangt, und als er sah, Salvator werde nun die Landstraße einschlagen, brach Justin das Stillschweigen.

„Wohin gehen wir?" fragte er.

„Nach Viry-sur-Orge," erwiederte Salvator.

„Was ist das, Viry-sur Orge?"

„Sie errathen nicht?"

„Nein."

„Es ist das Dorf, wo ich Mina gesehen habe."

Justin blieb plötzlich und ganz schauernd stehen.

„Und Sie werden sie mich sehen lassen?" fragte er.

„Ja," antwortete Salvator lächelnd beim Anblicke dieser Blässe, welche die Wangen von Justin überströmte, — ein Zeichen der Freude, das schwer von einem Zeichen des Schreckens zu unterscheiden gewesen wäre.

„Und wann werden Sie sie mich sehen lassen?"

„Heute Abend noch."

Justin drückte seine beiden Hände an seine Augen und wankte; Salvator unterstützte ihn, indem er seinen Arm um den Leib des Schulmeisters schlang.

„Oh! mein lieber Salvator," sagte Justin, „Sie werden mich für ein Weib halten und kein Vertrauen mehr zu mir haben."

„Sie täuschen sich, Justin; denn sehe ich Sie schwach in der Freude, so habe ich Sie stark im Schmerze gesehen."

„Oh!" murmelte Justin, „und meine Mutter, meine arme Mutter, welche nicht weiß, wie glücklich ich sein werde!"

„Morgen werden Sie ihr Alles sagen, und sie wird durch das Warten nichts verloren haben."

In seinem Verlangen, rasch nach Viry-sur-Orge zu kommen, machte Justin den Vorschlag, einen Wagen zu nehmen; Salvator bemerkte ihm aber, er könne Mina nur zwischen elf Uhr und Mitternacht sehen, und es wäre also unnütz, drei oder vier Stunden früher nach Juvisy zu kommen. Seine wiederholte Anwesenheit bei der Cour-de-France könnte überdies Verdacht erregen.

Justin ergab sich in die Bemerkung von Salvator. Man beschloß, nicht nur zu Fuße zu gehen, sondern

auch die Sache so einzurichten, daß man in den Park des Schlosses erst Nachts um elf Uhr käme.

Sobald sie in der Ebene waren, brachen die zwei Wanderer das Stillschweigen, das sie Paris durchschreitend beobachtet hatten. Die bis dahin zurückgehaltene Conversation nahm eine freiere Wendung, einen lebhafteren Gang an. Es scheint, die innersten Gedanken brauchen, wie die Pflanzen, die freie Luft, um sich auszuhauchen.

Salvator nahm die Einweihung bei dem Punkte wieder auf, wo er sie im Zimmer des Schulmeisters verlassen hatte: er erklärte Justin in ihren Einzelheiten die verborgensten Geheimnisse des Carbonarismus; er offenbarte ihm die Organisation desselben, er sagte ihm den Zweck davon, er zeigte ihm die Freimaurerei tausend Jahre vor Christus im Tempel Salomos entspringend; zuerst ein Bach, dann ein Fluß, dann ein Strom, dann ein See, dann ein Meer.

Justin, als er einen Mann vom Alter und vom Stande von Salvator eben so rasch als vollständig die Geschichte der Gesellschaft machen hörte, horchte auf die Worte des jungen Mannes mit derselben Ehrfurcht, mit der er auf die eines Apostels gehorcht hätte.

Und, begabt mit der so seltenen Fähigkeit, zu organisiren, hatte Salvator in der That in kurzer Zeit und mit wenigen Worten, wie es Cuvier für die physische Welt that, die moralische Geschichte der Gesellschaft wiederaufgefunden, zersetzt und wieder zusammengesetzt.

Die Theorie von Salvator war ganz einfach: es war eine tiefe Zärtlichkeit für die Menschheit, ohne Unterscheidung von Kaste und Race, eine völlige Aufhebung der Grenzen, um das Menschengeschlecht in einer und derselben Familie zu vereinigen. Die Erfüllung der Worte Christi, welche, nachdem sie schon die Freiheit und die Gleichheit gegeben, noch die Brüderschaft zu geben hatten.

Für ihn und in seiner weit umfassenden Schätzung waren alle Menschen Söhne von einem und demselben Vater und von einer und derselben Mutter, alle Brüder, folglich alle frei. Die Sklaverei, unter welcher Form sie sich verbarg, war daher das Ungeheuer, das er als die erste Ursache des Uebels niederschmettern wollte. Es war in ihm ein Ueberrest des Adels und der Loyalität der alten Ritter, welche, um dort zu streiten, nach Palästina gingen. Er hätte gern wie sie sein Leben für den Triumph seines Glaubens gegeben, und er sprach von der Zukunft der Nationen mit der Erhabenheit und mit der Redegabe, welche das Vorrecht des Abbé Dominique zu sein schien.

Uebrigens hatten die zwei jungen Leute, — von denen der Eine, ohne daß er es vermuthete, auf das Leben des Andern einen so großen Einfluß geübt, — die zwei jungen Leute, der Priester und der Commissionär, hatten mehr als eine Aehnlichkeit mit einander: es war dieselbe Liebe für die Menschheit, dieselbe allgemeine Brüderschaft, dasselbe Ziel, nach dem Beide strebten, obgleich auf zwei verschiedenen Wegen fortschreitend und von zwei verschiedenen Punkten ausgehend.

So ging der Abbé Dominique von Gott aus und stieg von Gott zur Menschheit hinab; Salvator suchte das Geheimniß Gottes in der Menschheit und stieg vom Menschen zu Gott hinauf. Die Menschheit war für den Abbé Dominique von göttlicher Schöpfung; Gott war für Salvator von menschlicher Schöpfung; die Menschheit hatte für den Abbé Dominique keinen Grund, zu sein, war sie nicht von einer höheren Macht geschaffen, unterstützt, geleitet; die Menschheit hatte für Salvator keinen Grund zu sein, war sie nicht vollkommen frei, war sie nicht selbst ihre leitende Macht.

Es fand mit einem Worte zwischen ihren religiösen Theorien derselbe Unterschied statt, der in der Politik zwischen der Aristokratie und der Demokratie, zwischen der Monarchie und der Republik stattfindet; und

dennoch, wir wiederholen es, strebten, von diesen zwei entgegengesetzten Principien ausgehend, Beide nach demselben Ziele: der Unabhängigkeit der Menschheit, der allgemeinen Brüderschaft.

Für Justin, einen armen Märtyrer, der seit seiner Kindheit mit den Bedürfnissen des materiellen Lebens im Kampfe, nie Zeit gehabt hatte, seinen Blick in den Abgrund der socialen Abstractionen zu tauchen, war diese Theorie von Salvator eine lange Blendung, die bis zum Schwindel ging. Diese Offenbarnng machte tausend Funken um ihn her springen, wie sie von einem Herde ausspringen, dessen dem Erlöschen nahe Flammen man anschürt. Eingeschlafen in den Armen der Resignation, dieser himmlischen Wiegefrau, die seit achtzehn Jahrhunderten die Menschheit einschläfert, bebte sein Herz und erwachte plötzlich bei den Worten Brüderschaft und Unabhängigkeit, und nach einem zweistündigen Gehen und Plaudern war er um zehn Ellen gewachsen.

Man geht rasch, man macht viel Weg, geht man angetrieben durch den Hauch einer mächtigen Gemüthsbewegung oder einer großen Idee. Um neun Uhr Abends erreichte man die Cour-de-France.

Man hatte noch zwei Stunden zu warten.

Salvator erinnerte sich einer kleinen Fischerhütte, in der er sieben Jahre vorher, an dem Tage, wo er Brasil gefunden, zu Mittag gegessen hatte. Man gelangte zum Ufer des Flusses; man erkannte die Hütte, man trat ein und erhielt mittelst einer Flasche Wein und einer Matelote Gastfreundschaft.

Die Augen von Justin entfernten sich nur von der Kuckuksuhr, um sich sich einen Moment nachher noch glühender auf dieselbe zu richten; ohne das Geräusch, das die Unruhe machte, ein Geräusch, in dem man sich nicht täuschen konnte, hätte Justin geschworen, die Zeiger seien stehen geblieben.

Innern wenden? Man wird ihnen zwanzig Franken ein für allemal geben, und wird man sie ihnen auch geben, wenn man erfährt, daß sie die Mutter und die Schwester eines Mannes sind, der, eines Verbrechens bezüchtigt, das Galeerenstrafe nach sich zieht, verhaftet ist?"

„Was ist aber dann zu thun?" rief Justin ganz bebend vor Wuth.

Salvator stützte seine Hand kräftiger auf die Schulter von Justin, heftete seinen Blick auf Justins Blick und fragte:

„Was würden Sie thun, wenn ein Baum auf Ihren Kopf zu fallen drohte?"

„Ich würde den Baum fällen," erwiederte Justin, der die Methapher seines Freundes zu begreifen anfing.

„Was würden Sie thun, wenn ein einer Menagerie entsprungenes wildes Thier durch die Stadt liefe?"

„Ich würde eine Flinte nehmen und das wilde Thier todt schießen."

„Dann sind Sie derjenige, welchen ich in Ihnen zu finden hoffte," sprach Salvator ernst; „hören Sie mich also an."

„Ich glaube Sie zu verstehen," erwiederte Justin, indem er seine Hand auf die Lende seines Freundes legte.

„Sicherlich," sagte Salvator, „sicherlich wäre derjenige, welcher, um eine persönliche Beleidigung zu rächen, Unordnung in die Stadt bringen würde, derjenige, welcher, weil sein Haus brennt, die Stadt in Brand zu stecken versuchen würde, dieser wäre ein Dummkopf, ein böser Mensch oder ein Narr. Derjenige aber, Justin, der die Wunden der Gesellschaft sondirt hätte und sich sagen würde: „„Ich kenne aus dem Grunde das Uebel, suchen wir das Gegenmittel,"" dieser würde das Werk eines guten Bürgers thun, dieser wäre ein redlicher Mann. Justin, ich bin eines von den trostlosen Mitgliedern der durch ein paar Intriganten unterdrückten großen menschlichen Familie. Jung, bin ich

bis auf den Grund in diesen Ocean niedergetaucht, den man die Welt nennt, und ich bin, wie der Taucher von Schiller, voll Grauen zurückgekommen. Dann bin ich in mich selbst zurückgegangen, und ich habe über das Elend von meines Gleichen nachgedacht. Ich habe sie Alle an mir vorüberziehen sehen, die Einen als Lastthiere sich beugend unter einer Bürde, die ihre Kräfte übersteigt, die Andern als Schafe, die der Fleischer zur Schlachtbank führt. Bei diesem Anblicke schämte ich mich für meines Gleichen, ich schämte mich für mich selbst, ich kam mir vor wie ein Mensch, der in einem Walde einen andern Menschen von Räubern angegriffen sehen würde und, hinter einem Baume verborgen, ihn ausplündern, todtschlagen, ermorden ließe, ohne ihm Hülfe zu leisten. Dumpf seufzend, sagte ich mir, es gebe für Alles, den Tod ausgenommen, ein Mittel, und der Tod sei sogar nur ein individuelles Uebel, ohne ein Mißgeschick für die Art zu sein. Als mir eines Tags ein Sterbender seine Wunden zeigte, fragte ich ihn: „„Wer hat sie Dir gemacht?““ und er antwortete mir: „„Die Gesellschaft! das sind Deines Gleichen!““ Da hemmte ich das Wort auf seinen Lippen, und ich sagte ihm: „„Nein, es ist nicht die Gesellschaft, es sind nicht meines Gleichen, die Dich geschlagen haben. Es sind nicht meines Gleichen, die in der Tiefe eines Waldes auf Dich lauern und Dich Deiner Börse berauben; es sind nicht meines Gleichen, diejenigen, welche Dir die Hände binden und Dich ermorden. Diese, — es sind die Bösen, gegen die man kämpfen muß, es sind die Giftpflanzen des Feldes, die man ausreißen muß.““ „„Kann ich es?““ erwiederte der Verwundete; „„ich bin allein!““ „„Nein,““ antwortete ich, indem ich ihm die Hand reichte, „„wir sind zu zwei!““

„Wir sind zu drei,“ sagte Justin, indem er die Hand von Salvator ergriff.

„Du irrst Dich, Justin, wir sind fünfmal hunderttausend.“

bergen Sie sich und erscheinen Sie nicht eher, als bis ich Ihnen sage, Sie sollen erscheinen. Hier ist sie!"

Es war Mina.

Sie war in der That allein.

„Oh! mein Gott!" murmelte Justin.

Und er machte Miene, hervorzustürzen.

„Sie wollen sie also tödten?" sagte Salvator, indem er ihn zurückhielt.

Es war im Dickicht eine Bewegung vorgegangen, welche die Aufmerksamkeit von Mina erregt hatte.

Sie blieb stehen und schaute mit Besorgniß, bereit, wie eine erschreckte Gazelle zu entfliehen, umher.

„Ich bin es, Mademoiselle," sagte Salvator; „seien Sie ohne Furcht."

Und er schob die Zweige auseinander und erschien vor den Augen von Mina.

„Ah! Sie sind es!" sprach Mina. „Wie glücklich bin ich, Sie zu sehen, mein Freund!"

„Ich auch, um so mehr, als ich Ihnen Nachrichten bringe."

„Von Justin?"

„Von Justin, von seiner Mutter, von seiner Schwester, vom guten Müller."

„Ich Undankbare! ich vergaß Alles, was nicht er ist. Lassen Sie hören! was haben Sie seit gestern gethan? Erzählen Sie mir das."

„Vor Allem habe ich Ihre Uhr wiedergefunden."

„Ah! desto besser!"

„Ich habe Ihre ganze Familie gesehen, Justin die Versicherung Ihrer Liebe gebracht und die seine entgegengenommen."

„Oh! wie gut sind Sie! . . Und er war sehr glücklich?"

„Sie fragen das? Er wäre fast närrisch geworden!"

„Dank! dreifachen Dank! Haben Sie ihm gesagt, wo ich bin?"

„Ja."

„Und dann?“

„Dann begreifen Sie wohl, daß er von mir verlangt hat, kommen zu dürfen.“

„Oh! ja, ich begreife das.“

„Sie begreifen aber auch, daß es mein erster Gedanke war, ihm diese Befriedigung zu verweigern.“

„Oh! nein, nein, mein Herr, das begreife ich nicht.“

„Ich sage Ihnen, mein erster Gedanke, Mademoiselle.“

„Und . . . und der zweite?“ fragte zögernd Mina.

„Der zweite war dem ersten entgegengesetzt.“

„So daß . .?“ fragte Mina ganz zitternd.

„So daß ich, auf das Versprechen, vernünftig zu sein . . .“

„Nun?“

„Mit Justin übereingekommen bin, ihn hierher zu führen.“

„Und wann sollen Sie ihn bringen?“

„Ich wollte ihn an einem dieser Abende bringen.“

„An einem dieser Abende?“ versetzte seufzend das Mädchen; „und er hat eingewilligt, zu warten?“

„Nein!“

„Wie, nein?“

„Er wollte sogleich kommen . . . Sie begreifen das abermals?“

„Oh! gewiß begreife ich es . . . Ich hätte es gemacht wie er!“

„Mein erster Gedanke war abermals, es zu verweigern,“ sagte Salvator lachend.

„Doch der zweite? der zweite?“

„Der zweite war . . . Ihnen Justin noch heute Abend zu bringen.“

„So daß . .?“ fragte das Mädchen ganz zitternd.

„So daß ich ihn gebracht habe.“

„Mein Herr, mir schien vorhin, ich höre sprechen. Nicht wahr, Sie haben mit ihm gesprochen?“

„Ja, Mademoiselle; er wollte Ihnen entgegenstürzen, und ich verhinderte ihn daran.“

„Oh! hätte ich ihn so wiedergesehen, ich wäre vor Freude gestorben.“

„Sie hören, Justin?“ sagte Salvator.

„Oh! ja, ja,“ rief der junge Mann, aus dem Dickicht hervoreilend.

Salvator trat auf die Seite, um seinem Freunde Platz zu machen. Die zwei jungen Leute fielen einander, zwischen ihren Lippen die Namen Justin und Mina erstickend, in die Arme.

Sodann, beinahe in demselben Augenblicke, streckten sich zwei Hände gegen Salvator aus, und zwei Stimmen voll freudiger Thränen murmelten gleichzeitig:

„Mein Freund, Gott vergelte es Ihnen!“

Salvator schaute sie einen Moment mit seinem sanften und zugleich mächtigen Blicke an, der, dem eines Gottes ähnlich, die Verantwortlichkeit für die Zukunft zu übernehmen schien; alsdann drückte er Justin die Hand, küßte Mina auf die Stirne und sprach:

„Und nun seid Ihr unter dem Blicke des Herrn. Gott, der mich bis hierher geführt hat, führe Euch bis zum Ende!“

„Sie verlassen uns, Salvator?“ sagte Justin.

„Justin,“ erwiederte Salvator, „Sie wissen, daß ich Mina durch Zufall getroffen habe; Sie wissen, daß *sie* es nicht war, die ich suchte, als ich in diesen Park kam . . . Lassen Sie mich mein Werk verfolgen und seien Sie glücklich: das Glück ist eine Hymne an Gott! .. In einer Stunde werde ich bei Ihnen sein.“

Und der junge Mann nahm mit der Hand und dem Kopfe von ihnen Abschied und verschwand bei der Biegung der Allee, welche nach dem Schlosse führte.

Was sich während dieser Stunde die zwei Liebenden, welche allein geblieben, sagten, — ich werde es nicht versuchen, es Ihnen zu erzählen.

Nehmen Sie an, liebe Leſer, Sie haben das Ohr an die Pforte des Himmels gelegt, und Sie hören die Engel ſprechen.

CXXXIX.

Erforſchung.

Am andern Tage, Morgens um acht Uhr, eröffnete Juſtin wie gewöhnlich ſeine Klaſſe, doch mit einem ſo freudigen Geſichte, daß ſich die Aelteſten von ſeinen Knaben, an ſein trauriges oder vielmehr ernſtes Geſicht gewöhnt, unter einander fragten: „Sieh, was hat denn der Lehrer heute Morgen? ſollte er zufällig eine Erbſchaft von zwanzigtauſend Livres Rente gemacht haben?“

Um dieſelbe Stunde trat Salvator mit einem etwas mehr ſorgenvollen Geſichte in die Hauptſtraße oder vielmehr in die einzige Straße des Dorfes Viry ein; er ſchaute nach rechts und nach links, und als er auf der Schwelle einer Thüre eine ſchöne junge Perſon erblickte, welche nach Hauſe zu gehen ſchien und ein Maß Milch in der Hand hatte, näherte er ſich ihr mit der ſo ſichtbaren Abſicht, mit ihr zu ſprechen, daß ſie auf der Schwelle ſtehen blieb und wartete.

„Mademoiſelle,“ ſagte er zu ihr, „werden Sie wohl ſo gut ſein, mir das Haus des Herrn Maire zu bezeichnen?“

„Sie fragen wirklich nach dem Hauſe des Herrn Maire?“ ſagte das Mädchen.

„Allerdings.“

„Es gibt nämlich das Haus des Maire und die Mairie,“ ſprach das hübſche Mädchen mit einem Lächeln,

das den jungen Mann wegen der Lection in der Topographie, die es ihm gab, um Verzeihung zu bitten schien.

„Es ist richtig," erwiederte Salvator, „ich hätte mich deutlicher ausdrücken sollen. Ich wünsche den Herrn Maire zu sprechen, Mademoiselle."

„Dann können Sie eintreten, mein Herr," sagte die hübsche junge Person, „denn Sie sind gerade vor seiner Thüre."

Und vorangehend, zeigte sie Salvator den Weg.

Vor der Thüre des Speisezimmers traf sie eine Art von Magd, der sie das Mäßchen Milch übergab, welches ihr Frühstück und das ihrer Familie zu werden bestimmt schien; dann wandte sie sich gegen Salvator und sagte zu ihm:

„Wenn mir der Herr Reisende folgen will!"

Zu jener Zeit kannte man weder die Eisenbahnen, noch die Vergnügenszüge: man gab im Allgemeinen dem fremden Besuche den Titel Reisender, wie man ihn noch heute dem Touristen in den Gebirgen des Jura und des Dauphiné gibt.

Salvator lächelte und folgte dem schönen Kinde.

Man ging in den ersten Stock hinauf; das Mädchen öffnete die Thüre eines Cabinets, wo ein Mann an einem Schreibtische saß, und sagte zu diesem Manne:

„Papa, hier ist ein Herr, der Dich sprechen will."

Und in seinem Jagdcostume konnte Salvator wirklich sehr wohl für einen Herrn gelten.

Der Maire nickte mit dem Kopfe und schrieb weiter, ohne den Eintretenden anzuschauen; er fürchtete vielleicht, durch eine Unterbrechung den Faden seiner Phrase zu verlieren.

Zufällig war der Maire von Virly noch derselbe brave Mann, mit dem es der redliche Herr Gérard, sieben oder acht Jahre früher, bei der entsetzlichen Katastrophe, deren Opfer der Letztere gewesen, zu thun gehabt hatte.

Das war, wie wir bemerkt haben, an seinem Orte ein guter und würdiger Maire, der zugleich vom Bürger und vom Bauern hatte, ein redlicher und naiver Mann, so sehr es Salvator nur immer wünschen konnte.

Nachdem sein Satz beendigt war, wandte er sich um, schob seine griechische Mütze zurück, hob seine Brille auf seine Stirne empor, und fragte, als er den jungen Mann erblickte, der an der Thüre stehen geblieben war:

„Sie wünschen mich zu sprechen, mein Herr?"

„Ja, mein Herr," antwortete Salvator.

„Dann haben Sie die Güte, sich zu setzen," sagte der Maire mit einer Geberde, welche unbestimmt an die von Augustus erinnerte, als er dieselbe Einladung gegen Cinna aussprach.

Und er bezeichnete ihm zugleich eine Art von römischem Armstuhl.

Salvator rückte seinen Stuhl so nahe, als er konnte, zu dem des Maire.

Nachdem die ersten Höflichkeiten ausgetauscht waren, fragte der Maire Salvator:

„Was wünschen Sie, mein Herr?"

„Eine Auskunft, die Sie mir zu verweigern berechtigt sind, mein Herr, ich gebe es zu," erwiederte Salvator, „die Sie aber, wie ich hoffe, dennoch mir zu geben die Gefälligkeit haben werden."

„Sprechen Sie, mein Herr, und ist die Sache nicht meinen doppelten Pflichten als Beamter und als Bürger zuwider . . ."

„Ich glaube, Sie werden so urtheilen, mein Herr . . . Doch vor Allem erlaube ich mir, ohne unbescheiden sein zu wollen, die Frage: wie lange sind Sie Maire?"

„Seit vierzehn Jahren, mein Herr," antwortete der wackere Mann, indem er sich in die Brust warf.

„Gut!" sagte Salvator. „Nun wohl, ich wünschte von Ihnen den Namen der Person zu erfahren, welche das Schloß Viry um das Jahr 1820 bewohnte."

„Oh! mein Herr, der Eigenthümer hieß damals Herr Gérard Tardieu.“

„Gérard Tardieu!“ wiederholte Salvator, ſich des Schreis erinnernd, der ſo oft Roſe-de-Noël während ihres Fiebers entſchlüpft war: „„Oh! tödten Sie mich nicht, Madame Gérard!““

„Ein höchſt redlicher und ganz vortrefflicher Mann,“ fuhr der Maire fort, „der zu unſerem großen Bedauern die Gegend in Folge einer gräßlichen Kataſtrophe verließ.“

„Die ſich hier zugetragen hat?“

„Hier, an dieſem Orte.“

„Gerade über dieſes Abenteuer, mein Herr, wünſchte ich zu reden,“ ſagte Salvator. „Wären Sie wohl ſo gefällig, es mir zu erzählen?“

Diejenigen von unſern Leſern, welche in der Provinz gewohnt haben oder noch in der Provinz wohnen, wiſſen, mit welchem Eifer jeder Einwohner einer kleinen Stadt den geringſten Vorfall annimmt, der die Monotonie ſeines Lebens brechen kann; ſie werden ſich alſo nicht wundern über den Strahl der Freude, der die Augen des Maire von Virÿ erleuchtete, als er die Zerſtreuung witterte, die ihm dieſer providentielle Fremde bot. Die auf dem Geſichte des wackeren Mannes glänzende Freude war eine an die Langſamkeit der Zeit gerichtete Beleidigung und drückte klar den ſpöttiſchen Gedanken aus: „So viel Gewalt über den Feind!“

Er erzählte Salvator die Geſchichte von Herrn Gérard, von Orſola, von Herrn Sarranti und den zwei Kindern in ihren geringſten Einzelheiten; er überging nichts, was ſeinen Zuhörer intereſſiren und beſonders die Erzählung verlängern konnte; gern hätte er, — der liebe Mann, — die Epiſoden dieſes blutigen Abenteuers ins Unendliche vervielfältigen mögen, um ſo lang als möglich einen ſo koſtbaren Gaſt bei ſich zu behalten. Leider war es eine mittelmäßige Einbildungskraft, die des Herrn Maire von Virÿ: er er-

zählte also in ihrer erschrecklichen Einfachheit die ganze, unsern Lesern bekannte, gräßliche Geschichte.

Ueberdies erzählte er sie aus seinem Gesichtspunkte; so daß die interessante Person dieses Dramas Herr Gérard war, der in der Geschichte des würdigen Maire vom Mörder Opfer wurde.

Der Erzähler breitete sich über die Verzweiflung eben dieses Herrn Gérard aus, von der er eine lange und schmerzliche Beschreibung machte.

Der Verlust der zwei Kinder besonders war nach der Behauptung des Herrn Maire so entsetzlich für seinen ehemaligen Amtsuntergebenen gewesen, — wegen der großen Liebe, die er für seinen Bruder hegte, — daß er nie von dem Einen oder dem Andern sprach, ohne in ein Schluchzen auszubrechen.

Salvator hörte den braven Mann mit einer Aufmerksamkeit an, die ihm sein ganzes Wohlwollen erwarb.

Sodann, als er geendigt hatte, fragte Salvator:

„Ei! Sie haben von einem Herrn Gérard, von einer Orsola, von einem Herrn Sarranti und zwei Kindern gesprochen . .?"

„Ja," sagte der Maire.

„Gab es nicht auch eine Madame Gérard?"

„Ich habe keine Frau von Herrn Gérard gekannt."

„Sie haben Niemand vom Namen Madame Gérard gekannt? Denken Sie wohl nach."

„Nein . . . wenn nicht etwa . . . warten Sie!"

Und der Maire lächelte mit Schlauheit und fuhr dann fort:

„Warten Sie, warten Sie; doch, doch, es gab wirklich eine Madame Gérard: das war die arme Orsola, welche die Leute, die sich gut mit ihr stellen wollten, Madame Gérard nannten; denn, mein Herr," fügte der Maire sententiös bei, „Sie wissen, es ist die gewöhnliche Schwäche der Concubinen, zu wünschen, daß die Untergeordneten oder diejenigen, welche von ihnen abhängen, ihnen den Namen geben, den sie nicht zu

tragen berechtigt sind . . . Sie wußten dies auch, die armen kleinen Kinder, und wollten sie etwas von ihrer Haushälterin erlangen, so verfehlten sie nicht, sie Madame Gérard zu nennen."

„Ich danke, mein Herr," sprach Salvator.

Sodann, nach einer Pause, fragte er:

„Und Sie sagen, mein Herr, welche Nachforschungen man auch unternommen, man habe weder Victor, noch die kleine Léonie wiederfinden können?"

„Nein, mein Herr, und man hat doch wohl gesucht."

„Erinnern Sie sich dieser unglücklichen Kinder?" sagte Salvator.

„Vollkommen."

„Ich spreche von ihrem Signalement."

„Als ob ich sie noch sehen würde, mein Herr! Der Knabe war zwischen acht und neun Jahren; er war schön, frisch, blond . . ."

„Lange Haare?" fragte Salvator unwillkürlich schauernd.

„Lange, gelockte Haare, welche bis auf seine Schultern fielen."

„Und das Mädchen?"

„Die Kleine mochte sechs bis sieben Jahre alt sein."

„Blond wie ihr Bruder?"

„Oh! nein, mein Herr, das war eine ganz entgegengesetzte Natur: schmächtig und braun, mit großen, herrlichen schwarzen Augen, welche wegen ihrer Magerkeit ihr ganzes Gesicht einzunehmen schienen . . . Dieser Herr Sarranti muß ein arger Bösewicht gewesen sein, um so seinem Wohlthäter hunderttausend Thaler zu stehlen und ihm seine zwei Kinder umzubringen!"

„Ich glaube," fragte Salvator, „ich glaube, Sie haben mir gesagt, der Mitschuldige des Herrn Sarranti bei diesem Morde sei ein großer Hund gewesen, den man immer angebunden gehalten und wie einen Tiger gefürchtet habe?"

„Ja," erwiederte der Maire, „ein Hund, den der Bruder von Herrn Gérard von der neuen Welt mitgebracht hatte."

„Und was ist aus diesem Hunde geworden?"

„Mir scheint, ich habe Ihnen gesagt, in einem Augenblicke der Verzweiflung habe Herr Gérard seine Büchse genommen und sie auf ihn abgefeuert."

„So daß er getödtet worden ist?"

„Man weiß nicht, ob er todt ist; doch da es ein furchtbarer Hund war, so hat er den Schuß fortgetragen."

„Erinnern Sie sich zufällig des Namens von diesem Hunde?"

„Warten Sie doch . . . ich werde mich wohl erinnern . . . er hatte einen seltsamen Namen . . . einen Namen von . . . wie soll ich sagen? Er hieß Brasil."

„Ah!" machte in seinem Innern Salvator. — „Brasil, Sie sind dessen sicher?"

„Oh! ja, ganz sicher."

„Und dieser so böse Hund hatte die Kinder nie gebissen?"

„Im Gegentheile, er betete sie an, besonders die kleine Léonie.

„Mein Herr Maire," sprach Salvator, „nun habe ich Sie nur noch um eine Gefälligkeit zu bitten."

„Um welche, mein Herr, um welche?" rief der Maire überglücklich, etwas für einen Mann zu thun, der mit so großer Höflichkeit fragte und mit so viel Aufmerksamkeit zuhörte.

„Es darf nicht mein Verlangen sein, das Schloß zu besichtigen, das von unbekannten Personen bewohnt wird," fuhr Salvator fort, „und dennoch . . ."

„Reden Sie, mein Herr, reden Sie!" rief der Maire, „und bin ich im Stande, die Auskunft, die Sie zu haben wünschen, Ihnen zu geben . . ."

„Ich hätte gern einen Plan der inneren Zimmer,

der Küche, des Speisekellers, des Gewächshauses haben mögen."

„Ah! mein Herr," erwiederte der Maire, „das ist etwas Leichtes! Bei der Untersuchung der Sache, welche Untersuchung durch die Abwesenheit des Herrn Sarranti unterbrochen wurde, hat man einen Plan in Duplicat gemacht . . ."

„Und diese Pläne, was ist aus ihnen geworden, wenn ich fragen darf?"

„Der eine liegt bei den Acten, die sich in den Händen des Staatsanwalts befinden; der andere muß noch in meinen Cartons sein."

„Wäre es wohl erlaubt, eine Copie von dem zu nehmen, welcher in Ihren Händen geblieben ist?" fragte Salvator.

„Gewiß, mein Herr."

Der Maire öffnete vergebens mehrere Cartons, dann fiel er auf den Gegenstand, den er suchte.

„Das ist es, was Sie verlangen," sagte er. „Wünschen Sie nun ein Lineal, einen Bleistift, einen Cirkel zu haben, so kann ich Ihnen das verschaffen."

„Ich danke, mein Herr, ich brauche keinen Maßstab der Verhältnisse; es genügt für mich, wenn ich eine allgemeine Uebersicht der Oertlichkeiten nehme."

Salvator copirte den Plan mit der Sicherheit der Hand eines geübten Geometers; als seine Zeichnung vollendet war, sagte er, indem er das Papier zusammenfaltete und in die Tasche steckte:

„Mein Herr, ich habe Ihnen nur noch zu danken und mich zu entschuldigen wegen der Störung, die ich Ihnen verursacht."

Der Maire betheuerte, Salvator habe ihn durchaus nicht gestört, und suchte ihn sogar beim Frühstück mit seiner Gattin und seinen zwei Demoiselles zurückzuhalten; so verlockend aber das Anerbieten war, Salvator glaubte es ausschlagen zu müssen. Der Maire, der sich erst so spät als möglich von seinem Gaste tren-

nen wollte, geleitete ihn bis zur Thüre zurück und stellte sich, ehe er von ihm Abschied nahm, zur Verfügung des jungen Mannes in Betreff jeder neuen Auskunft, die in seiner Competenz wäre.

An demselben Tage führte Salvator Justin in der Loge der Wahrheitsfreunde ein, wo er ihn als Maurer aufnehmen ließ.

Es versteht sich, daß Justin ohne eine Miene zu verändern, alle Proben vollführte: er wäre durch das Feuer gegangen, er hätte die Brücke so scharf wie die Schneide eines Rasirmessers, welche vom Fegfeuer in das Paradies Mahomets führt, überschritten! War nicht Mina am Ende des rauhen, gefährlichen Weges?

Am andern Tage wurde Justin in einer Venta vorgestellt und aufgenommen.

Von dieser zweiten Aufnahme an hatte Salvator nichts Verborgenes mehr für seinen Freund, und er offenbarte ihm selbst die letzten Geheimnisse der weitumfassenden Verschwörung, welche 1815 begonnen hatte, aber erst im Jahre 1830 ihre Früchte geben sollte.

Lassen wir sie dieses große Werk der Empörung verfolgen, in welchem unsere Geschichte ihre Entwicklung finden wird, und kommen, uns dieser Geschichte durch ihre Krümmungen anschließend, auf Petrus und Fräulein von Lamothe-Houdan zurück.

CXL.

In Erwartung des Gatten.

In dem balſamiſch duftenden Gewächshauſe, wo wir Petrus mit ſo viel Liebe ein Portrait haben machen ſehen, das er ſodann mit ſo viel Grimm zerſtörte, auf einem Canapé liegend, bekleidet mit dem weißen Gewande der Bräute, bleich wie die Bildſäule der Verzweiflung, ſchaute Fräulein Regina von Lamothe-Houdan oder vielmehr die Gräfin Rappt, mit Augen, in denen ſich die Beſtürzung malte, ein Hundert um ſie her zerſtreuter Briefe an.

Derjenige, welcher in dieſes Zimmer eingetreten wäre, oder der einfach einen Blick durch die ein wenig geöffnete Thüre geworfen hätte, würde das erſchrockene Geſicht der jungen Frau ſehend begriffen haben, die Urſache dieſes ſtummen Schreckens ſei das Leſen von einem oder von mehreren dieſer Briefe, die ſie mit Entſetzen und Ekel hatte auf den Boden fallen laſſen.

Sie blieb einen Augenblick ſtill und unbeweglich, während zwei Thränen langſam von ihren Augen auf ihre Bruſt floßen.

Dann zog ſie mit einer beinahe automatiſchen Bewegung ihre niederhängende Hand bis zu ihrem Schooße herauf, nahm einen noch zuſammengelegten Brief, entfaltete ihn und hob ihn zu ihren Augen empor; doch bei der dritten oder vierten Zeile ließ ſie, als hätte ſie nicht die Kraft gehabt, weiter zu gehen, den Brief auf den Teppich fallen, wo ſchon die anderen lagen.

Dann verſenkte ſie ihren Kopf in ihre beiden Hände und ſann einen Augenblick nach.

Es ſchlug elf Uhr in einem anſtoßenden Zimmer.

Sie entfernte ihre Hände von ihrem Geſichte und

horchte, mit den Lippen und still die Schläge der Glocke zählend.

Als der elfte Schlag ertönt hatte und wieder erloschen war, stand sie auf, nahm alle Briefe zusammen, machte ein Päckchen daraus und schloß es in eine Chiffonnière ein, deren Schlüssel sie hinter dem Fuße einer Strelizie verbarg; dann ging sie an eine Klingel und zog die Schnur mit einer raschen, nervigen Bewegung.

Eine alte Kammerfrau erschien.

„Nanon" sagte Regina, „es ist die Stunde; gehen Sie zu der kleinen Gartenthüre, welche auf das Boulevard des Invalides führt, und bringen Sie den jungen Mann hierher, den Sie vor dem Gitter wartend finden werden:"

Nanon durchschritt den Corridor, stieg die paar Stufen hinab, welche in den Garten führten, durchlief schräg Rasen und Gebüsche und streckte, nachdem sie die kleine Thüre, welche auf das Boulevard des Invalides ging, geöffnet hatte, den Kopf durch die Oeffnung dieser Thüre und suchte mit den Augen denjenigen, welchen sie zu ihrer Herrin geleiten sollte.

Obgleich nur drei Schritte von ihr, blieb Petrus doch unsichtbar, verborgen, wie er war, durch eine große Ulme, an welche er sich angelehnt hatte, und von wo aus er nach den Fenstern von Regina schaute.

Seltsam! der Pavillon, den Regina bewohnte, war nicht beleuchtet; der Pavillon ihr gegenüber war es eben so wenig: ein Trauerschleier schien von oben nach unten über das ganze Hotel geworfen.

Das einzige von einem schwachen Scheine, von einem Scheine dem ähnlich, welchen eine Todtenlampe in einer Gruft zittern macht, erleuchtete Fenster war das Fenster vom Atelier von Regina.

Was war denn vorgefallen? Warum hatte denn nicht dieses ganze große Haus ein festliches Aussehen? warum hörte man nicht die Musik eines Balles? warum diese Stille?

Als er die kleine Thüre sich öffnen und die Kammerfrau erscheinen sah, machte sich Petrus, der, wie Regina, die elf Glockenschläge gezählt hatte, von dem Baume los, an den er angenagelt zu sein schien, und fragte:

„Suchen Sie nicht mich, Nanon?"

„Sie, Herr Petrus; ich komme im Auftrage..."

„Der Prinzessin Regina, ich weiß es," unterbrach der junge Mann ungeduldig.

„Im Auftrage der Gräfin Rappt," sagte Nanon.

Petrus fühlte einen Schauer seine Adern durchlaufen; ein kalter Schweiß perlte auf seiner Stirne. Er drückte seine Hand an den Baum, um sich eine Stütze zu geben.

Bei den Worten: „Im Auftrage der Gräfin Rappt," dachte er an einen Gegenbefehl. Glücklicher Weise fügte Nanon bei:

„Folgen Sie mir."

Und die Thüre demasquirend, die sie wieder hinter sich schloß, ließ sie Petrus in den Garten eintreten.

Ein paar Secunden nachher öffnete sie die Thüre des Atelier, und im Halbschatten erblickte der junge Mann seine geliebte Regina, oder vielmehr, wie es ihm Anfangs schien, das Gespenst von derjenigen, welche er gekannt hatte.

„Hier ist Herr Petrus," sagte die Kammerfrau den jungen Mann einführend, der bei der Thüre stehen blieb.

„Es ist gut," erwiederte Regina; „lassen Sie uns allein und bleiben Sie im Vorzimmer."

Nanon gehorchte, und Petrus und Regina fanden sich allein.

Regina winkte Petrus mit der Hand, näher zu kommen; doch der junge Mann rührte sich nicht vom Platze.

„Sie haben mir die Ehre erwiesen, mir zu schreiben, Madame," sagte er, indem er einen besondern

Nachdruck auf dieſes letzte Wort mit der unbarmherzigen Härte der verzweifelten Liebhaber legte.

„Ja, mein Herr,“ erwiederte Regina mit ſanftem Tone, denn ſie begriff, was ſie Alles leiden ſollte; „ja, ich habe mit Ihnen zu ſprechen.“

„Mit mir, Madame? Sie haben mit mir zu ſprechen am Abend eines Tages, wo ich beinahe vor Schmerz geſtorben wäre, als ich erfuhr, die Trauung ſei vollzogen worden, die Sie für immer an den Mann bindet, welchen ich am meiſten auf der Welt haſſe?“

Regina lächelte traurig, und man konnte in dieſem Lächeln leſen: „Und ich auch, glauben Sie, ich haſſe ihn weniger, als Sie?“

Sodann laut, und ehe dieſes Lächeln von ihren Lippen verſchwunden war:

„Nehmen Sie das Tabouret von Abeille und ſetzen Sie ſich zu mir.“

Beherrſcht durch die zugleich ſanfte und ernſte Stimme von Regina gehorchte Petrus.

„Näher,“ ſagte Regina, „noch näher . . . hier! ſchauen Sie mich nun wohl an! . . ja, ſo.“

„Mein Gott!“ murmelte Petrus, „mein Gott! wie bleich ſind Sie!“

Regina ſchüttelte den Kopf.

„Das ſind nicht die friſchen Farben einer Braut, nicht wahr, mein Freund?“

Petrus ſchauerte, als ob dieſe zwei Worte: mein Freund, ein in ſeine Bruſt eindringendes Eiſen wären.

„Sie leiden, Madame?“ ſagte er.

Das Lächeln von Regina nahm eine Tinte unausſprechlichen Schmerzes an.

„Ja, ich leide,“ antwortete ſie, „entſetzlich!“

„Was haben Sie, Madame? . . Sagen Sie mir, was Sie haben . . . Ich bin hierher gekommen in der Abſicht, Sie zu verfluchen, und nun fühle ich mich bereit, Sie zu beklagen.“

Die junge Frau ſchaute Petrus ſtarr an.

„Sie lieben mich?“ fragte sie.

Petrus schauerte, und ganz stammelnd, ganz bebend antwortete er:

„Madame . . .“

„Ich frage, ob Sie mich lieben, Petrus,“ wiederholte die junge Frau mit einer bis zur Feierlichkeit ernsten Stimme.

„An dem Tage, wo ich zum ersten Male in dieses Atelier eingetreten bin, — und das sind drei Monate her, — liebte ich Sie schon,“ sprach Petrus; „heute, da es drei Monate sind, liebe ich Sie mit dem Unterschiede, daß ich Sie, da ich Sie besser kenne, mehr liebe.“

„Ich täuschte mich nicht,“ sprach Regina, „als ich mir sagte, Sie lieben mich zärtlich und tief. Die Frauen täuschen sich hierin nicht, mein Freund! Doch tief und zärtlich lieben, ist nur ein wenig mehr und ein wenig besser lieben, als man gewöhnlich liebt; ich will für Sie etwas Ernstes und Heiliges, Geachtetes und Theures sein!.. Seit zwei Stunden, mein Freund, habe ich nur Sie auf der Welt, auf den ich mich stützen kann, und lieben Sie mich nicht zugleich wie der Liebhaber die Geliebte liebt, wie der Bruder seine Schwester liebt, und wie der Vater seine Tochter liebt, so weiß ich nicht mehr, wer mich hienieden lieben würde.“

„Der Tag, an welchem ich Sie zu lieben aufhören werde,“ antwortete der junge Mann mit derselben feierlichen Traurigkeit, „dieser Tag wird mein letzter Tag sein; denn meine Liebe und mein Leben sind durch denselben Hauch belebt! Sie haben mich vor der Verzweiflung gerettet, in die mich diese Epoche des Zweifels, in der wir leben, versenkt hatte! Schon gegen den Abgrund des Nichts geneigt, dessen schwindelhafte Tiefe unsere Jugend anzieht, glaubte ich die Kunst verloren für mein Land, und ich führte das unverständige Leben der Leute meines Alters; ich hatte auf die Arbeit verzichtet, ich war im Begriffe, Palette und Pinsel

zum Fenster hinauszuwerfen und die Kunst, die mir Gott gegeben, die Energie, die ich in mir fühlte, sich in einer gefährlichen Thätigkeit oder in einer apathischen Resignation verzehren, vernichten zu lassen. Eines Tags begegnete ich Ihnen, Madame, und von diesem Tage an kehrte ich zum Leben zurück, hatte ich Vertrauen zu meiner Kunst; von diesem Tage an glaubte ich an die Zukunft, an das Glück, an den Ruhm, an die Liebe, denn Ihre verständige Güte hob mich wieder in meinen eigenen Augen und öffnete mir alle Zauberwege des Daseins! Fragen Sie mich also nicht, Madame, ob ich Ihnen alle meine Liebe schuldig sei, denn ich werde Ihnen antworten: „„Nicht nur alle meine Liebe, Regina, sondern auch mein ganzes Leben!““

„Gott behüte mich, daß ich je an Ihnen zweifle, mein Freund!“ erwiederte Regina, deren Gesicht sich mit der Röthe einer stolzen Freude bedeckte; „ich bin Ihrer Liebe so sicher, als Sie der meinigen versichert sein können.“

„Der Ihrigen? ich, Madame?“ rief Petrus.

„Ja, Petrus,“ sprach ruhig die junge Frau, „und ich denke Ihnen nichts Neues mitzutheilen, wenn ich Ihnen sage, ich liebe Sie; befragte ich Sie, so geschah es, glauben Sie mir, weniger um einen Schwur zu hören, von dem ich wußte, er sei mir im Grunde Ihres Herzens gethan, als um ein paar Worte der Liebe zu hören, welche, heute besonders, ein ungeheures Bedürfniß für mich sind, das schwöre ich Ihnen!“

Petrus glitt von seinem Tabouret auf seine Kniee, und gebeugt, nicht wie vor einer Frau, die man liebt, sondern wie vor einer Heiligen, die man anbetet, sprach er:

„Hören Sie, Madame, Sie sind nicht nur die Person, die ich am tiefsten liebe, sondern auch die, welche ich am meisten auf der Welt schätze, achte, verehre!“

„Ich danke, mein Freund!“ sagte Regina, indem sie ihre Hand in die von Petrus fallen ließ.

„Und dennoch," sprach der junge Mann, „gestehen Sie, daß ich, um Sie so zu lieben, wahnsinnig sein muß."

„Warum dies?"

„Weil Sie zu mir nicht das Vertrauen gehabt haben, das ich zu Ihnen hatte."

Regina lächelte traurig.

„Ich habe meine Heirath vor Ihnen verborgen."

Petrus schwieg oder antwortete vielmehr nur durch einen Seufzer.

„Ach!" fuhr Regina fort, „diese Heirath, ich wollte sie vor mir selbst verbergen. Ich hoffte immer, irgend eine unvorhergesehene Katastrophe, irgend eines von den Ereignissen, auf welche die Verzweiflung rechnet, werde kommen und den Vollzug verhindern. Dann würde ich Ihnen, bleich und zitternd wie der Reisende, der einer Todesgefahr entgangen ist, gesagt haben: „„Freund! sehen Sie, wie bleich und zitternd ich bin! Das kommt davon her, daß ich Sie beinahe auf immer verloren hätte, daß wir beinahe für immer getrennt worden wären! Doch hier bin ich, beruhigen Sie sich! keine Gefahr bedroht mich mehr, und ich gehöre Ihnen, ganz Ihnen!"" Die Dinge sind nicht so gewesen: die Tage sind ihren gewöhnlichen Gang gegangen, ohne ein unvorhergesehenes Ereigniß, ohne eine wohlthätige Katastrophe; die Stunden sind den Stunden gefolgt, die Minuten den Minuten, die Secunden den Secunden; der unglückselige Augenblick ist gekommen, wie er für den Verurtheilten kommt: nach der Verwerfung des Cassationsgesuches, die Verwerfung des Gnadengesuches, dann der Priester, dann der Henker!"

„Regina! Regina! und was bin ich? Warum rufen Sie mich? Was soll ich hier thun?"

„Sie werden es sogleich erfahren."

Petrus suchte mit den Augen eine Pendeluhr: in diesem Moment schlug die im anstoßenden Zimmer halb.

„Oh! sagen Sie es mir geschwinde, Madame,"

ſprach Petrus; „denn aller Wahrſcheinlichkeit nach habe ich nicht mehr lange bei Ihnen zu bleiben!“

„Was wiſſen Sie hierüber, und warum antworten Sie meiner Traurigkeit durch ein bitteres Wort?“

„Ei! Madame, Sie haben geheirathet, heute geheirathet! Ihr Gatte iſt in demſelben Hotel wie Sie, und es iſt halb zwölf Uhr...“

„Hören Sie mich an, Petrus, Sie ſind ein großes Herz, das edle Kind einer edlen Erde; man ſollte glauben, Sie ſeien in einem andern Jahrhundert als dem unſeren geboren worden, Sie haben in einem anderen Jahrhundert gelebt. Sie ſind der Muth und die Treuherzigkeit, der Stolz und die Redlichkeit der alten Ritter, welche nach dem heiligen Lande gingen, um dort zu ſterben. Ihre Treuherzigkeit läßt die Liſt nicht zu, Ihre Redlichkeit hat keine Ahnung von der Lüge; unfähig, das Böſe zu thun, wenn Sie nicht durch irgend eine Leidenſchaft verblendet ſind, glauben Sie nur an das Gute. Die Welt, in der ich in Wirklichkeit lebe, iſt von einer ganz anderen Sorte gemacht, als die, in welcher Sie in der Einbildungskraft leben: was ihr einfach ſcheint, würde Ihnen unwürdig ſcheinen; was ſie für natürlich hält, würde Ihnen haſſenswerth ſcheinen... Darum habe ich den heutigen Tag abgewartet, um Ihnen meinen Kummer zu ſagen; darum habe ich dieſen Abend abgewartet, um Sie etwas wie der Enthüllung eines Verbrechens beiwohnen zu laſſen.“

„Eines Verbrechens!“ ſtammelte Petrus. „Was wollen Sie damit ſagen?“

„Eines Verbrechens, ja, Petrus.“

„Oh!“ murmelte der junge Mann, „was ich vermuthe, war alſo wahr?“

„Was vermuthen Sie? Sagen Sie das mir, mein Freund.“

„Nun wohl, Madame, ich vermuthe vor Allem, daß man Sie gegen Ihren Willen verheirathet hat; daß von Ihrer Heirath das Glück oder die Ehre von einem

der Mitglieder Ihrer Familie abhing. Ich glaube endlich, daß Sie das Opfer von einer jener grausamen Speculationen sind, die das Gesetz erlaubt, weil sie geheimnißvoller Weise ihren Schutz unter dem discreten Dache der Familie haben... Ich nähere mich der Wahrheit, nicht wahr?"

„Ja," erwiederte Regina mit düsterem Tone, „ja, Petrus, das ist es!"

„Gut, hier bin ich!" fuhr Petrus fort, indem er der jungen Frau die Hände drückte; „Sie bedürfen meiner ohne Zweifel? Sie bedürfen des Herzens und des Armes eines Bruders, und Sie haben mich für ein Werk der Ergebenheit und des Schutzes gewählt? Sie haben wohl daran gethan, und ich danke Ihnen dafür! Meine geliebte Schwester, sagen Sie mir nun Alles, was Sie mir zu sagen haben. Sprechen Sie, ich höre Sie auf beiden Knieen!"

In diesem Augenblicke wurde die Thüre des Atelier ungestüm geöffnet, und die alte Kammerfrau, welche neunzehn Jahre vorher Regina in ihren Armen empfangen hatte, erschien im Rahmen der Thüre.

Petrus wollte aufstehen und sich auf sein Tabouret zurückwerfen; Regina hielt ihn aber im Gegentheile an dem Platze, wo er war, indem sie ihre Hand auf seine Schulter drückte.

„Nein, bleiben Sie!" sagte sie.

Sodann sich gegen Nanon umwendend, fragte Regina:

„Nun, was gibt es, meine gute Liebe?"

„Verzeihen Sie, Madame, daß ich so eintrete," erwiederte die alte Frau; „aber Herr Rappt...."

„Ist er da?" rief Regina mit einem Ausdrucke erhabenen Stolzes.

„Nein; doch er läßt durch seinen Kammerdiener fragen, ob die Frau Gräfin ihn zu empfangen bereit sei?"

„Er hat gesagt, die Frau Gräfin?"

„Ich wiederhole die eigenen Worte von Baptiste.“

„Es ist gut, Nanon, in fünf Minuten werde ich ihn empfangen.“

„Aber,“ sagte Nanon, mit dem Finger auf Petrus deutend, „aber dieser Herr . . ?“

„Dieser Herr bleibt hier, Nanon,“ antwortete Regina.

„Mein Gott!“ murmelte Petrus.

„Dieser Herr . . ?“ fragte Nanon.

„Bringe meine Antwort Herrn Rappt, und bekümmere Dich um nichts, gute Nanon; ich weiß, was ich thue.“

Nanon entfernte sich.

„Verzeihen Sie, Madame,“ rief Petrus, indem er sich hoch aufrichtete, sobald die alte Kammerfrau die Thüre wieder zugemacht hatte: „aber Ihr Gatte?“

„Darf Sie nicht sehen, und wird Sie nicht hier sehen.“

Und sie schloß die Thüre und schob den Riegel vor, damit der Graf Rappt nicht ohne zu klopfen eintreten konnte.

„Aber ich?“

„Sie, Sie müssen Alles, was hier vorgehen wird, sehen und hören, damit Sie eines Tages Zeugniß von dem geben können, was die Hochzeitnacht des Grafen und der Gräfin Rappt gewesen ist.“

„Oh! Regina,“ sprach Petrus, „ich werde wahnsinnig, denn ich verstehe Sie nicht, denn ich errathe nicht, was Sie sagen wollen.“

„Mein Freund,“ erwiederte Regina, „vertrauen Sie mir, um Ihr Herz zu schonen, während ich zugleich an Ihre Rechtschaffenheit appellire. Gehen Sie in dieses Boudoir; hier, schließe ich meine kostbarsten Blumen ein.“

Der junge Mann zögerte noch.

„Treten Sie ein,“ wiederholte Regina. „Die Dunkelheit, mit der meine Worte bedeckt sind, das Geheim-

niß, in das mein zukünftiges Leben gehüllt sein wird, der unerträgliche Zwang, in welchem wir einander gegenüber zu leben genöthigt wären, trügen Sie nicht die Hälfte meines entsetzlichen Geheimnisses, Alles gebietet mir als Pflicht, was ich in diesem Augenblicke thue... Oh! es ist eine gräßliche Geschichte, die Geschichte, die Ihnen sogleich enthüllt werden wird, Petrus! Urtheilen Sie jedoch nicht leichtsinnig, mein Freund; verdammen Sie nicht, ehe Sie gehört haben, hassen Sie nicht, ehe Sie erwogen haben."

„Nein, Regina, nein, ich will nichts hören; nein, ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich liebe Sie, ich achte Sie... Nein, ich werde nicht hier eintreten!"

„Es muß sein, mein Freund; überdies ist es nun zu spät für Sie, um sich zurückzuziehen: Sie würden ihm auf Ihrem Wege begegnen; ich wäre bei Ihnen nicht gerechtfertigt, und ich würde von ihm beargwohnt."

„Sie wollen es, Regina?"

„Ich bitte Sie flehentlich darum, Petrus, und im Nothfalle verlange ich es."

„Ihr Wille geschehe, meine schöne Madonna, meine süße Königin!"

„Ich danke," sprach Regina, indem sie ihm die Hand reichte; „und nun treten Sie in meine kleine Orangerie ein, Petrus, sie hat meine geheimsten Gedanken empfangen: damit sage ich Ihnen, daß sie Sie erkennen wird. Das ist mein durchdüfteter Beichtstuhl!"

Sie hob den Vorhang auf.

„Setzen Sie sich hieher, mitten unter meine Camelien, an die Thüre, um Alles zu hören. Das ist mein Lieblingsplatz, wenn ich träumen will. Die Camelien sind zugleich glänzende und bescheidene Blumen von Japan, die nur im Halbdunkel gut leben; wie gern hätte ich mögen wie sie geboren werden, leben und sterben! — Ich höre Schritte, treten Sie ein, mein Freund. Hören Sie und verzeihen Sie dem, der gelitten hat!"

Petrus widerstand nicht länger: er trat in die Orangerie ein, und Regina ließ den Vorhang wieder fallen.

In diesem Augenblicke hielten die Tritte vor der Thüre an, und nach einigen Secunden des Zögerns klopfte man.

Dann fragte die Stimme des Grafen Rappt:

„Darf man eintreten, Madame?“

Regina wurde so bleich, als ob sie sterben sollte, und dennoch perlte der Schweiß auf ihrer Stirne:

Sie wischte ihr Gesicht mit einem feinen Batistsacktuche ab, athmete, ging sodann mit festem Schritte auf die Thüre zu, öffnete sie und sprach mit lauter Stimme:

„Treten Sie ein, mein Vater.“

CXLI.

Die Hochzeitnacht des Herrn Grafen und der Frau Gräfin Rappt.

Petrus schauerte.

Der Graf Rappt erbleichte und wich drei Schritte zurück, als er diese niederschmetternde Anrufung hörte.

„Was sagen Sie, Regina?“ rief er mit einer Stimme, in der sich ein bis zum Schrecken gehendes Erstaunen offenbarte.

„Ich sage Ihnen, Sie können eintreten, mein Vater,“ wiederholte Regina mit sicherer Stimme.

„Oh!“ murmelte Petrus, „es war also wahr, was mir mein Oheim mittheilte!“

Herr Rappt trat mit gesenktem Kopfe ein. Er fühlte nicht die Dreistigkeit in sich, dem Blicke von Regina zu trotzen.

„Ich weiß Alles, mein Herr,“ fuhr Regina kalt fort. „Da ich es providentieller Weise erfahren habe,

ſo brauche ich es Ihnen nicht zu ſagen. Gott wollte ohne Zweifel uns Beiden ein entſetzliches Verbrechen erſparen, indem er in meine Hände einen unverwerflichen Beweis von Ihrer Verbindung mit meiner ..."

Regina hielt inne, ſie wollte nicht ſagen: „Mit meiner Mutter ..."

„Ich kam nur," ſtammelte der Elende, den Regina zitternd unter ihrem Blicke hielt, „ich kam nur, um Sie um eine Unterredung zu bitten, nichts Anderes. Ich hätte Ihnen meine Zweifel, meine Befürchtungen erklärt, welche indeſſen nichts rechtfertigt."

Regina zog aus ihrer Bruſt einen Brief, den ſie aufs Gerathewohl von der Correſpondenz, die wir zu ihren Füßen zerſtreut geſehen, genommen und ehe ſie die übrigen in die Chiffonnière eingeſchloſſen, beiſeit gelegt hatte.

„Erkennen Sie dieſen Brief?" ſagte ſie. „Es iſt der, in welchem ſie der Frau Ihres Freundes, Ihres Gönners, beinahe Ihres Vaters empfehlen, über Ihr Kind zu wachen! ... Statt dieſe ruchloſe Empfehlung einer Mutter zu machen, hätten Sie wohl Gott bitten müſſen, dieſes Kind zu ſich zu rufen!"

„Madame," erwiederte der Graf, mehr als je niedergeſchmettert, „ich habe Ihnen geſagt, ich kam, um eine Erklärung mit Ihnen zu haben; doch Sie ſind in dieſem Augenblicke zu ſehr aufgeregt, und ich entferne mich."

„Oh! nein, mein Herr," entgegnete Regina, „ſolche Erklärungen — da Sie dies ſo nennen — fängt man nicht zweimal wieder an. Bleiben Sie und ſetzen Sie ſich."

Ganz beherrſcht durch die Feſtigkeit von Regina, ſank der Graf Rappt auf ein Canapé.

„Was gedenken Sie aber zu thun?" fragte er.

„Oh! ich will es Ihnen ſagen, mein Herr. Sie haben mich geheirathet, glücklicher Weiſe nicht aus Liebe, as eine grauſame Handlung wäre, ſondern aus Hab-

gier, was eine schändliche Berechnung ist. Sie haben mich geheirathet, damit mein ungeheures Vermögen nicht in fremde Hände übergehe. Sie wären nicht weiter gegangen, ich weiß es, ich hoffe es wenigstens; befleckt mit einem Verbrechen, welches von den Menschen bestraft wird, das aber den Menschen unbekannt bleiben kann, hätten Sie es nicht gewagt, sich mit einem vor diesem Gotte, dessen Gerechtigkeit man nichts verbirgt, unverzeihlichen Verbrechen zu beflecken. Um Alles zu sagen, es ist die Erbin der Gräfin von Lamothe-Houdan, und nicht Ihre Tochter, die Sie geheirathet haben."

„Regina! Regina!" murmelte dumpf der Graf, der, den Kopf gesenkt, seine Augen starr auf den Boden geheftet hielt.

„Sie sind zugleich ehrgeizig und verschwenderisch," fuhr die junge Frau fort. „Sie haben große Bedürfnisse, und diese großen Bedürfnisse lassen Sie auf große Verbrechen bedacht sein. Vor diesen Verbrechen würde ein Anderer vielleicht zurückweichen: Sie nicht! Sie heirathen Ihre Tochter wegen zwei Millionen. Sie würden Ihre Frau verkaufen, um Minister zu werden."

„Regina!" wiederholte der Graf mit demselben Tone.

„Unsere Scheidung verlangen ist unmöglich: die Scheidung ist aufgehoben. Unsere Trennung verlangen wäre ein Scandal: man müßte die Ursache angeben; meine Mutter würde darüber vor Scham sterben, mein Vater vor Schmerz. Wir müssen also unauflösbar mit einander verbunden bleiben. Doch nur vor der Gesellschaft, denn vor Gott, mein Herr, bin ich frei und will ich frei bleiben."

„Was verstehen Sie hierunter?" fragte der Graf, indem er den Kopf zu erheben suchte.

„Wir müssen einander in der That wohl verstehen, und ich will mich so deutlich als möglich erklären. Zum Lohne für mein Stillschweigen, zum Lohne für das seltsame, unfruchtbare Leben, zu dem Sie mich ver-

urtheilt haben, verlange ich von Ihnen die unbeschränkteste Freiheit, welche eine Frau genießen kann: eine Witwenfreiheit! Denn Sie begreifen wohl, daß Sie von diesem Tage an für mich als Gatte todt sind. Was den Vatertitel betrifft, so werden Sie nicht die Frechheit haben, ihn zu reclamiren, denke ich. Mein Vater, mein wahrer, mein einziger Vater, derjenige, welchen ich lieben, achten, verehren kann, ist überdies der Graf von Lamothe-Houdan. Sie werden mir diese Freiheit geben, und ich sage Ihnen zum Voraus, wenn Sie mir dieselbe nicht geben, so nehme ich sie. Dagegen überlasse ich Ihnen die Hälfte meines zukünftigen Vermögens, — zwei Millionen. Sie werden hierüber eine Urkunde von einem Notar abfassen lassen, und wann Sie wollen, setze ich meine Unterschrift bei. Finden Sie etwas hiegegen einzuwenden?"

Das Stillschweigen des Grafen fing an Nachdenken zu werden. Er schlug langsam die Augen zu Regina auf; doch ihrem stolzen, sicheren Blicke begegnend, fühlte er sich aufs Neue niedergeschmettert, und er senkte sie zum zweiten Male. Die Zusammenziehung der Muskeln am Untertheile seines Gesichtes verrieth allein den innern Kampf, den er bestand.

Endlich, nach einigen Augenblicken, nahm er wieder das Wort und sagte mit einer noch leisen Stimme und jedes seiner Worte abwägend:

„Ehe ich die Vorschläge, die Sie mir machen, annehme oder verwerfe, Regina, lassen Sie mich einen Augenblick mit Ihnen reden, und erlauben Sie mir, Ihnen einen guten Rath zu geben."

„Einen guten Rath, Sie, mein Herr? Eine gute Frucht auf einem schlechten Baume?" versetzte die junge Frau, verächtlich den Kopf schüttelnd.

„Lassen Sie mich Ihnen diesen Rath immerhin geben. Es wird Ihnen frei stehen, ihn zu befolgen oder zu verwerfen."

„Sprechen Sie, mein Herr; ich höre Sie."

„Ich werde es nicht versuchen, zu entschuldigen, was mein Benehmen in Ihren Augen Seltsames haben kann."

„In meinen Augen!" sagte Regina verächtlich.

„In den Augen der Welt, wenn Sie wollen... Ich kenne mein Verbrechen in seinem ganzen Umfange. Zum Glücke habe ich, dasselbe begehend, wie Sie sagten, nicht einer Hinreißung, sondern einer Berechnung nachgegeben. Erlauben Sie mir indessen, Ihnen zu bemerken, daß ein wirkliches Verbrechen nur die Handlung ist, welche die Gesellschaft verletzt oder Gott beleidigt. Indem ich Sie heirathete, habe ich aber weder Gott beleidigt, noch die Gesellschaft verletzt. Die Gesellschaft ist nur durch das verletzt, was sie weiß, und sie wird nie wissen, daß ich Ihr Vater bin: im Gegentheile, hat je ein Verdacht über der Marschallin geschwebt, so wird sich dieser Verdacht zerstreuen, wenn man Sie meine Frau werden sieht; ich habe Gott nicht beleidigt, denn wenn ich Sie in einer Absicht, deren Größe mich entschuldigt in den Augen der Menschen, wie Sie sehr gut gesagt haben, heirathen wollte, so hätte ich Sie doch immer vor Gott respectirt. Ich wiederhole indessen, ich strebe nicht darnach, mich zu rechtfertigen! Nein! ich will einfach zu dem Rathe kommen, welchen Ihnen zu geben ich für meine Pflicht hielt."

„Ich lasse Sie reden, mein Herr, denn aus der Schwierigkeit Ihres Vortrags, aus der verwickelten Construction Ihrer Sätze entnehme ich, daß Sie einige Zeit brauchen, um sich zu erholen."

„Ich habe mich gefaßt, Madame!" sagte der Graf Rappt mit einer Stimme, die sich in der That immer mehr befestigte. „Sie verlangen von mir Ihre unbeschränkte Freiheit; es versteht sich von selbst, daß ich sie Ihnen gebe und daß ich Sie Ihnen bei jedem Stande der Dinge gegeben hätte, — um so mehr in der Lage, in der wir uns befinden, denn weder Ihre

Zuneigung, noch Ihre Nachsicht zu fordern bin ich berechtigt; nur erinnern Sie sich, Madame, daß es eine sociale Achtung und sociale Pflichten gibt, wozu die Gesetze die verheirathete Frau verurtheilen."

„Fahren Sie fort, mein Herr; ich habe noch nicht Ihren ganzen Gedanken erfaßt."

„Ich sage also, Madame, ich erkenne genug die Größe meines Verbrechens, um nicht die geringste Zuneigung von Ihnen in Anspruch zu nehmen. Doch ich habe auch genug gelebt, um zu wissen, daß die Frau, trotz Ihres gerechten Widerwillens, in den Augen der Welt zu gewissen Convenienzen verbunden ist, von denen die gesellschaftliche Stellung eines Mannes abhängt. So erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß seit ein paar Tagen gewisse Gerüchte im Umlaufe sind, welche, wären sie gegründet, die tiefste Traurigkeit in mir erregen würden. Ein kleines Journal erlaubt sich diesen Morgen, unsere Heirath anzeigend, sehr durchsichtige Anspielungen auf eine Liebesgeschichte zu machen, deren Heldin Sie wären; es geht sogar so weit, daß es durch Anfangsbuchstaben den Namen eines jungen Mannes bezeichnet, welcher der Held derselben ist. Nun wohl, Regina, ich glaube Ihnen die väterliche Ermahnung geben zu müssen. Verzeihen Sie, daß ich in Betreff dieser Gerüchte Ihre Interessen mehr nehme, als Sie es selbst thun, und auf eine so ungeschlachte Art in Ihre Geheimnisse eindringe."

„Ich habe keine Geheimnisse, mein Herr," entgegnete ungestüm die junge Frau.

„Oh! ich weiß in der That, Regina, daß, wenn Sie irgend ein Gefühl für diesen jungen Mann hegten, dieses Gefühl nichts Ernstes hatte, daß es eine einfache Laune war, oder, besser gesagt, daß Sie sich nur auf Kosten seiner Eitelkeit belustigen wollten."

„Wahrhaftig, mein Herr, Sie beleidigen mich!" rief die junge Frau, „und ich gestehe Ihnen nicht das Recht zu, solche Worte an mich zu richten."

„Hören Sie mich an, Regina," sprach der Graf, der allmälig seine gewöhnliche Kaltblütigkeit wiederfand, oder sich den Anschein gab, als fände er sie; „ich spreche hier weder als Gatte, noch als Vater mit Ihnen, ich spreche als Lehrer; denn vergessen Sie nicht, daß ich die Ehre hatte, Sie zum Zögling zu haben: auf diesen doppelten Titel gründe ich mein Recht, Sie zu warnen, Ihnen zu rathen, Sie zu ermahnen, gibt mir der Zufall die Gelegenheit dazu. Kaum waren Sie Frau, Regina, als Sie schon ein mit dem meinigen übereinstimmender Geist waren."

Ein verächtlicher Blick versuchte es, den Grafen zu unterbrechen.

„Ein erhabener Geist," fuhr dieser fort, „ein Geist weit über Ihrem Alter und Ihrem Geschlechte. Von Ihrem Vater und von Ihrer Tante beauftragt, über Sie zu wachen, und so viel als möglich in Ihr Herz die Männlichkeit, die in Ihrem Geiste war, eindringen zu machen, habe ich durch ein geduldiges Studium, durch eine Erziehung aller Stunden, die Keime, welche die Natur in Sie gelegt hatte, befruchtet, und Sie besitzen nun, Dank sei es dieser ängstlichen Sorgfalt, die ganze Festigkeit, die ganze unzähmbare Energie eines Mannes. Nun wohl, in dem Augenblicke, wo ich die Früchte dieser unabläßigen Arbeiten ernten sollte, in dem Augenblicke, wo ich aus Ihnen ein verständiges Wesen, eine Eliteseele, eine starke Frau gemacht zu haben glaubte, in diesem Augenblicke verlassen Sie mich! Meine Handlung, mich für immer mit Ihnen zu verbinden, erschreckt Sie! Ich will Ihnen sagen, was mein Plan war. Unsere Verbindung war keine Heirath, Regina: es war eine unauflösbare Association, die, statt des den Eheleuten vorbehaltenen flachen Glückes, uns die drei großen Güter dieser Welt, die von allen mächtigen Herzen verwirklichten drei Ambitionen: den Reichthum, die Macht, die Freiheit geben sollte. Wir! wir haben bis jetzt — ich sage wir, denn Sie können

einen großen Theil an meinen Handlungen beanſpruchen, — wir haben bis jetzt, ohne daß ich einen augenſcheinlichen Titel im Staate, einen ſichtbaren Einfluß bei den Angelegenheiten beſitze, dieſes gute, dieſes ſchöne, dieſes botmäßige Land, das man Frankreich nennt, beinahe regiert, und wir ſollen hiebei ſtehen bleiben? Ich bin am Vorabend, Miniſter zu werden; denn Sie errathen wohl, daß dieſes Miniſterium, das ſeit fünf Jahren dauert, von allen Seiten erſchüttert, im Begriffe iſt, den Platz einem andern Miniſterium abzutreten, das vielleicht weitere fünf Jahre dauern wird: fünf Jahre, verſtehen Sie, Regina? Die Zeit, welche die Präſidentſchaft eines Waſhingtons oder eines Adams dauert! Ich brauche, um hiezu zu gelangen, nur ein ſichtbares Vermögen, eine geſicherte Stellung, und dann mache ich neben mich Ihren Vater ſitzen, und wir gebieten fünfunddreißig Millionen Menſchen; denn unter einer conſtitutionellen Regierung iſt der Chef des Miniſterraths der wahre König. Um dieſes glühende Verlangen meines Lebens zu unterſtützen, um mir bei dieſem wundervollen Unternehmen beizuſtehen, an wen wende ich mich? wer iſt die Frau, die ich, nicht zur knechtiſchen Gefährtin meines Daſeins, nicht zur Sklavin meiner Launen und meines Willens, ſondern zur Verbündeten meiner Gewalt machen will? Sie, Regina. Und in dem Momente, wo wir dieſes glänzende Ziel berühren, ſtatt mit mir über den Vorurtheilen der Welt, über den Schwächen der Menſchheit zu ſchweben, debutiren Sie vor Allem damit, daß Sie nicht begreifen, man gelange zu ſolchen Höhen nicht ohne einige Vorurtheile mit Füßen zu treten! Doch das iſt nicht Alles, Sie legen unter meinen Fuß die Lächerlichkeit, dieſen albernen Kieſelſtein, der zuweilen bis in die Tiefe des Abgrunds den Reiſenden rollen macht, welcher ganz nahe daran war, den Gipfel des Glückes zu berühren. Regina! Regina! ich erkläre, daß ich beſſer von Ihnen dachte!"

Die junge Frau hatte den Grafen nicht mit minder großem Ekel, aber mehr mit einer wirklichen Aufmerksamkeit angehört. Sie war erstaunt, daß man eine Entschuldigung, so schlecht sie sein mochte, für eine solche Handlung finden konnte, und ich weiß nicht, ob man uns begreifen wird, oder vielmehr, ob man bei einer Frau besonders die Weite des Horizonts begreifen wird, welche ein solcher Charakter zu umfassen vermochte: sie war gewisser Maßen neugierig, aus dem Gesichtspunkte der Philosophie, zu sehen, wie weit der, sei es durch einen bösen Geist, sei es durch eine falsche Erziehung, vom guten Wege abgebrachte, Mensch auf dem schlimmen vordringen konnte.

Sie antwortete also mit mehr Ruhe, als man hätte erwarten sollen:

„Ja, Sie haben Recht, mein Herr, ich bin Ihr Zögling, und ich muß anerkennen, daß ich von meiner frühsten Jugend an die schädlichsten Rathschläge von Ihnen erhalten habe. Sie haben jedes Anstreben meiner Seele zum Schönen, jeden Aufschwung meines Herzens zum Guten, alle Sympathien meiner Einbildungskraft für das Gute unterdrückt, da Sie aus mir, — ich verstehe Sie nun, nachdem mir Ihr Project enthüllt ist, — da Sie aus mir Ihre Vertraute, Ihre Verbündete, Ihre Mitschuldige, eine Art von Fußtritt Ihres Ehrgeizes machen wollten. Ihr Skepticismus, im Widerspiele vom Ackersmanne im Evangelium, der den Loch zum Vortheile des guten Korns ausreißt, Ihr Skepticismus hat sich darauf erpicht, die besten Gefühle zum Nutzen der minder guten, die minder guten zum Nutzen der schlechten auszureißen. Sie haben mich die List, die Verstellung, die Falschheit gelehrt, und Sie haben eine ängstliche Sorgfalt darauf verwendet, mich dieses Studium machen zu lassen, ich gebe es zu; Sie haben mich gelehrt, wie man den Augen eine schiefe Richtung gebend die Leute sehen kann, ohne ihnen ins Gesicht zu schauen. Sie haben mich in alle Geheimnisse der

Lüge eingeweiht, in welche Sie durch Frau von Latournelle eingeweiht worden waren, die dieselben unmittelbar von den Jesuiten, diesen großen Meistern in der Kunst des Betrügens, hatte. Ihre unerschöpfliche Sorgfalt, ich muß es anerkennen, hat sich nicht ein einziges Mal während der zehn bis zwölf Jahre verleugnet, die Sie sich der mühsamen Aufgabe meiner Erziehung unterzogen, und als Sie endlich glaubten, ich sei Ihres Gleichen, das heißt ohne Adel, ohne Offenherzigkeit, ohne Großmuth, da versuchten Sie es, in mir die Begierden des Ehrgeizes und den Geschmack für die Intrigue zu entwickeln. Ist das so, mein Herr?"

„Nennen Sie die Dinge bei ihrem Namen," erwiederte der Graf Rappt, indem er zu lächeln suchte: „den Geschmack für die Diplomatie."

„Für die Diplomatie, wenn Sie wollen, mein Herr. Ich hasse die eine so sehr als die andere, und diese zwei Zwillingsschwestern des Ehrgeizes sind mir gleich und vollkommen zuwider. Ja, Sie haben mich Alles das gelehrt, was ich nicht wissen sollte; ja, Sie haben mich in Unwissenheit über Alles das gelassen, was ich wissen sollte; ja, Sie haben mich, mit einem Worte, die entsetzliche Wissenschaft des Guten und des Bösen gelehrt. Ich erröthe darüber, mein Herr, ich erkenne es; ich gestehe sogar, zu meiner Schande und zu Ihrem Ruhme, daß mich eine Art von Neugierde, ein Anschein von Interesse mit Ihnen um das menschliche Herz die trostlose Reise der Enttäuschung und der Entzauberung zu machen erfaßt hat. Doch von dieser Reise, mein Herr, bin ich voll von Schrecken zurückgekommen. Dadurch, daß ich Sie beharrlich vor mir, wie häßliche Wunden, alle in das Herz der Menschheit vertieften Laster, denn Ihr Zergliederungsmesser verschonte Niemand, bloßlegen sah, erlangte ich noch jung, vielleicht um den Preis des Glückes meines ganzen Lebens, dieses frühreife Alter, diese frühzeitige Schwäche des Herzens, welche man die Erfahrung nennt, und die nichts Anderes ist, als

die Beerdigung und Grablegung von Allem dem, was es Wahres, Edles und Reines in uns gibt... Und Sie, mein Herr," fuhr Regina mit einer wachsenden Energie fort, „und Sie würden nicht wollen, während ich für Alles todt bin, während Sie mich bürgerlich ermorden, Sie würden nicht wollen, daß ich, der Sie Alles genommen, Vater, Mutter, Familie, die redliche Hand annehme, die ein Freund mir reicht, um mich wieder aufzurichten? Nun wohl, erfahren Sie Eines, mein Herr, und was auch Ihre Gewissensbisse sein mögen: daß mir gegen Ihren Willen, trotz Ihrer vergifteten Erziehung, Gott eine Tugend gegeben hat, welche auf festen, unerschütterlichen Grundsätzen beruht. Ich werde vorwurfsfrei zu leben wissen, mein Herr!.. aber lassen Sie mich leben!"

Der Graf Rappt schaute einen Augenblick Regina an, schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Auf dem Punkte, wo Sie sind, Regina, und um Ihnen die Wahrheit zu sagen, halte ich Sie für unfähig, eine wahre Leidenschaft zu fühlen, offen, wahrhaft zu lieben."

Regina machte eine Bewegung.

„Oh! es ist kein Vorwurf, den ich Ihnen mache, es ist ein Lob, das ich Ihnen spende. Die Liebe ist nur die Leidenschaft der Leute, welche keine andere haben; das ist ein Detail im Leben, es ist kein Zweck desselben. Es ist ein lachender oder erschrecklicher Vorfall der großen Reise, welche der Mensch auf dieser Welt macht; er muß ihn ertragen, aber nicht ihm entgegenlaufen, ihn bändigen, und nicht sich ihm unterwerfen. Sie haben eine hohe Urtheilskraft, eine erhabene Vernunft... Rufen Sie Beide zu Hülfe, befragen Sie dieselben, und Sie werden sehen, daß dergleichen Verbindungen, — die ich Sie auffordere, nicht oder nur so selten und nur so ängstlich als möglich zu schließen, — immer schlecht endigen. Und das ist logisch: der Ehebruch trägt seine eigene Verdammniß in sich.

denn der Mann, der eine verheirathete Frau liebt, wenn er ein redlicher Mann ist, kann diejenige nicht achten, welche ihren Gatten betrügt und ihre Kinder zu entehren risquirt. Fügen Sie dem bei, Regina, daß dieser Mann unfehlbar Ihnen nachstehen wird, nachstehen hinsichtlich des Namens, des Vermögens, des Standes, — denn ich kenne wenige Männer von einem dem Ihrigen gleichen Werthe; — da Sie stärker als er sind, so werden Sie ihn protegiren. Nun wohl, was Sie heute seine Liebe nennen, werden Sie morgen seine Schwäche nennen; von da an werden Sie diesen Mann verachten. Er, was ihn betrifft, wird früher oder später Ihre Ueberlegenheit erkennen; er wird erröthen über die knechtische Liebhaberrolle, die Sie ihn haben annehmen lassen, und er wird Sie hassen."

„Hat der Mann, den ich liebe, hören Sie wohl, mein Herr?" rief Regina mit schallender Stimme, „— ich sage, den ich *liebe*, nicht den ich lieben werde, — hat der Mann, den ich liebe, je Haß gegen mich, so wird dies so sein, weil ich schlecht bin, weil Ihre abscheulichen Grundsätze, Ihre vergiftete Erziehung, trotz aller meiner Anstrengungen, um ihnen zu entgehen, werden ihre Früchte getragen haben. Dann wird sein Haß, verbunden mit dem meinigen, auf Sie, die Ursache, das Princip, den Urheber des Bösen zurückfallen. Doch nein! das wird nicht geschehen, ich werde das begonnene Werk fortsetzen; Alles, was Sie Schlechtes in mich gesäet haben, werde ich ausreißen, und ich werde, angenommen, meine Seele, dieser Spiegel Gottes, sei einen Augenblick getrübt worden, die Seele meiner Kindheit wiederfinden, oder mir eine neue Seele machen."

„Oh! was das betrifft," sagte lächelnd der Graf Rappt, „das ist zu spät."

„Nein, gütiger Gott," entgegnete Regina mit Exaltation, „nein! es ist nicht zu spät, und wenn dieser Mann mich hören würde, er würde erfahren, daß ich schon alle Erbärmlichkeiten meines Lebens in dem Ocean

von Zärtlichkeit, den Gott in mein Herz gelegt, ertränkt habe."

Der Graf schaute Regina mit einem gewissen Erstaunen an, und sprach:

„Da Ihre hohe Vernunft heute taub sein will, so steigen wir von den Höhen der socialen Philosophie in das hinab, was Ihnen die Niederungen der materiellen Interessen zu nennen beliebt... Ich will also mit Ihnen von meinem theuersten Wunsche, von meinem einzigen Ehrgeize reden... Regina, Sie wissen, ich will Minister werden."

Regina senkte den Kopf, ein Zeichen, das der Antwort: „Ich weiß, daß dies Ihr Wunsch ist," gleichkam.

„Ich habe viele Feinde," fuhr der Graf Rappt fort; „zuerst alle meine Freunde. Ich bekümmere mich wenig um die Lächerlichkeit, die man auf mein politisches Leben werfen kann: man weiß, welchen Werth dergleichen Angriffe haben; doch ich will nicht, Sie hören wohl, Regina? ich will nicht, daß mein Privatleben angegriffen werde. Sie kennen das Wort von jenem andern Ehrgeizigen, welches uns das Alterthum als den Typus seiner Art vermacht hat: „„Die Frau von Cäsar darf nicht einmal beargwohnt werden.""

„Vor Allem nehme ich an," erwiederte Regina ironisch, „Sie haben nicht die Prätension, der Cäsar der modernen Zeiten zu sein. Ueberdies bemerken Sie wohl, daß diese Maxime, der ich von ganzem Herzen meinen Beifall spende, wenn sie auf die gewöhnlichen Umstände des Lebens angewendet wird, sagt: Die Frau von Cäsar; Sie verstehen, mein Herr? die Frau!"

„Ei! Madame, was Sie mir auch sein oder nicht sein mögen, in den Augen der Welt sind Sie immer meine Frau."

„Ja, mein Herr, doch in den Augen Gottes bin ich Ihr Opfer, und lassen Sie mich von diesem Gesichtspunkte ausgehen."

„Ich bitte, Madame, steigen wir wieder auf die Erde herab.“

„Sie zwingen mich dazu?“

„Ich bitte Sie darum.“

„Es sei, mein Herr!“ sprach Regina ganz fieberhaft; „mit Bedauern, ich gestehe es Ihnen, gehe ich in solche Einzelnheiten ein. Sie haben eine Geliebte...“

„Das ist falsch, Madame!“ rief der Graf von Rappt, aufspringend bei dieser Verwundung wie der Stier unter dem Stachel des Banderillero.

„Erlangen Sie wieder Ihre Kaltblütigkeit, mein Herr. In meiner Gegenwart erlaube ich Ihnen den Zorn nicht. Sie haben eine Geliebte: sie ist klein, sie ist blond, dreißig Jahre alt, sie ist die Freundin von Frau von Marande, sie heißt Gräfin von Gasc, sie wohnt in der Rue du Bac, Nro. 18.“

„Ich weiß nicht, ob Ihre Polizei Sie theuer zu stehen kommt, Madame, was ich aber weiß, ist, daß sie, so schlecht sie bezahlt sein mag, Sie um Ihr Geld betrügt.“

„Diese Frau wohnt in der Rue du Bac, Nro. 18,“ fuhr Regina kalt fort; „Sie gehen am Montag, am Mittwoch und am Freitag zu ihr. Sie haben sich vorhin mit Cäsar verglichen, der die Tapferkeit war; es wird Sie nicht mehr kosten, sich mit Numa zu vergleichen, der die Weisheit war. Das ist Ihre zweite Egeria; die erste ist die Frau Marquise de la Tournelle, Ihre Mutter... Ich habe nicht nöthig, eine Polizei gut oder schlecht zu bezahlen, um diese Dinge zu erfahren, sie sind offenkundig: es gibt kein liberales Blatt, welches sie nicht seit zwei Jahren gesagt hat.“

„Das ist eine alberne Verleumdung, Madame, und wahrhaftig, ich begreife nicht, wie Sie sich zum Echo dieser elenden Pamphletschmierer machen können.“

„Ich danke, mein Herr! es ist mir nicht unangenehm, Ihre Ansicht über diese Journale zu kennen. Sagen Sie mir fortan, sie erweisen mir die Ehre, sich mit

mir zu beschäftigen, so werde ich Ihnen mit Ihren eigenen Worten erwiedern."

Der Graf knöpft biß sich auf die Lippen, dann sagte er rasch und wie ein Mensch, der ein Argument gefunden hat, welches keine Erwiederung zuläßt:

„Der Unterschied, der zwischen Ihnen und mir stattfindet, Regina, ist, daß ich förmlich die Albernheiten, die man mir aufbürdet, leugne, während Sie nicht anstehen, das Unrecht, dessen man Sie beschuldigt, zuzugeben."

„Was wollen Sie, mein Herr? Sie haben mir eine ausnahmsweise Stellung gemacht; wundern Sie sich also nicht, daß ich eine Ausnahme werde. Ja, es ist ein Unterschied zwischen uns, ein großer, mein Herr. Ich bin offenherzig; Sie, Sie erniedrigen sich zur Lüge; nur lügen Sie vergebens. Seit langer Zeit, — das Entsetzliche ausgenommen, was ich leider zu spät erfahren habe, denn hätte ich es gewußt, so würde mich keine Macht der Welt gezwungen haben, vor dem Altar Ja zu sagen, — seit langer Zeit weiß ich, woran ich mich in Betreff aller Einzelnheiten Ihrer Existenz zu halten habe. Ich könnte Ihnen bei tausend Franken sagen, nicht nur was diese Frau von Ihnen empfängt... — ich lege keinen Werth auf das Geld, unterbrechen Sie mich also nicht, — sondern was sie von der Polizei erhält, denn die ehrliche Creatur, die ihren Leib an Sie verkauft, hat ihre Seele an Ihre Freunde verkauft. Doch nun sind Sie reich, und ich ermächtige Sie, von meiner Mitgift zu nehmen, was Sie wollen, um Frau von Gasc mit Leib und Seele zu kaufen!"

„Madame!"

„Ja, ich bin Ihrer Meinung, ich entfernte mich von der Frage; ich habe es mit Ekel, aber redlich gethan. Kein Wort mehr über diesen Gegenstand. Ich danke Ihnen, daß sie ihn berührten, denn dies beweist, daß Sie, der Sie so wenig achten, doch noch einige Achtung für mich bewahrt haben."

„Dieſe Achtung, Madame, es hängt nur von Ihnen ab, ſie ganz zu haben.“

„Und was muß ich zu dieſem Ende thun, mein Herr?“

„Auf den Mann verzichten, der Sie liebt.“

„Auf ihn verzichten? ich glaube, Sie ſagen mir, ich ſoll auf ihn verzichten? Ei! mein Herr, ohne das entſetzliche Geheimniß, das mir enthüllt worden iſt, wäre es ſchon geſchehen, und ich hätte ihn nie wiedergeſehen; denn im Ganzen waren Sie mein Gatte, und ſobald ich Sie als ſolchen vor Gott und den Menſchen angenommen hatte, wäre ich Ihnen treu geblieben! Ah! Sie kennen mich, und Sie zweifeln nicht daran! Doch durch ein unerhörtes Verbrechen, durch eines der Verbrechen, die man nur in den Geſellſchaften des Alterthums, den Händen des Verhängniſſes entſprungen, wiederfindet, ſtürzen Sie nun meine ganze Exiſtenz um; und Sie glauben, ich werde den Spruch Ihrer Berechnung erdulden, wie ich den des Verhängniſſes erdulden würde, — als reſignirtes Opfer; von Ihnen zu Boden geworfen, werde ich mich nicht mehr erheben? Oh! Sie ſind in der That wahnſinnig! Da iſt ein Mann, der mir vom Herrn geſandt worden, um meine Stütze in dem Augenblicke zu ſein, wo mir jede Stütze fehlt, der durch die göttliche Allmacht mein einziger Gedanke, meine einzige Zukunft, mein Leben wird, und Sie kommen. Sie der Strafbare, Sie der Verbrecher, Sie der Unwürdige, Sie der Blutſchänder, Sie kommen und ſagen mir kalt, ich ſoll auf ihn verzichten? Ich habe Ihnen alſo noch nicht geſagt, daß ich dieſen Mann liebe?“

Herr Rappt ſchwankte einen Augenblick, ob er im Tone der Ironie oder in dem des Zornes antworten ſollte.

Mit dem Zorne war es ihm nicht geglückt, er verſuchte es mit der Ironie.

„Bravo, Madame! bravo!“ sagte er in die Hände klatschend.

„Mein Herr!“ rief Regina mit der Bewegung einer verwundeten Löwin, „ich bin keine Komödiantin, daß Sie sich erlauben, mir Beifall zu klatschen, und spiele ich eine Rolle, so geschieht es im Drama meines innern Lebens, dem Gott hoffentlich die Entwicklung machen wird, die das Verbrechen und die Unschuld verdienen.“

„Verzeihen Sie, Madame,“ erwiederte der Graf mit einer geheuchelten Botmäßigkeit, „das kommt ohne Zweifel von Ihrer Gewohnheit, die Künstler zu frequentiren, her: Sie haben diese letzten Worte so dramatisch gesprochen, daß ich im Theater zu sein glaubte.“

„Sie irrten sich, mein Vater,“ entgegnete Regina mit einer unversöhnlichen Festigkeit; „Sie waren im Zimmer Ihrer Tochter, und spielt eines von uns eine abscheuliche Komödie, so sind Sie es, Sie, der Sie eine Maske statt eines Gesichtes haben, Sie der Sie mit Ihren Händen die Bühne aufgeschlagen haben, wo Sie seit fünfzehn Jahren alle Rollen spielen. Ah! Sie sprechen von Theater und Komödie, und was thun Sie denn, wenn nicht Komödie spielen? Die Herzogin von Hereford ist allmächtig am englischen Hofe, wohin Sie eines Tags als Botschafter geschickt zu werden hoffen, und es gibt keine Zärtlichkeiten, die Sie nicht an die Kinder von Lady Hereford verschwenden. Komödie! denn Sie hassen die Kinder. Was hassen Sie übrigens nicht?... Begeben Sie sich im Wagen entweder zu Hofe, oder zum Minister, oder in die Kammer, so haben Sie immer ein Buch in der Hand. Komödie! denn Sie lesen nicht, wenn Sie nicht etwa Machiavell lesen... Singt die erste Sängerin der italienischen Oper, so applaudiren Sie und rufen bravo, wie Sie es vorhin thaten, und sobald Sie nach Hause gekommen sind, schreiben Sie ihr Blätter über die Musik. Komödie! denn Sie können die Musik nicht leiden; doch die erste Sängerin ist die Geliebte des

Baron Straashausen, eines der mächtigsten Diplomaten des Wiener Hofes. Um alle diese Heuchelei zu sühnen, gehen Sie allerdings am Sonntag nach Saint-Thomas-d'Aquin. Immer Komödie, schändliche Komödie, schändlicher als die anderen! denn während Ihr mit Wappen geschmückter Wagen vor der großen Thüre stationirt, entfernen Sie sich durch die kleine, um wohin zu gehen? Gott weiß es! vielleicht um mit Frau von Gase im Cabinet des Polizeipräfecten zusammenzukommen."

„Madame!" brüllte dumpf der Graf.

„Sie sind ostensibler Eigenthümer eines Journals, das die legitime Monarchie vertheidigt, und Sie sind geheimer Redacteur einer Revue, welche gegen diese Monarchie zu Gunsten des Herzogs von Orleans conspirirt. Das Journal unterstützt die ältere Linie, die Revue unterstützt die jüngere Linie, so daß wenn einer von beiden Zweigen bricht, Sie sich leicht an den andern anhängen können. Und man weiß das, sehen Sie! Und Privatleute, und Minister, und Bürger, und Regierung wissen das! Die Einen grüßen Sie und die Andern empfangen Sie, und Sie sagen: „„Da sie das thun, so wissen sie nichts."" Nein, mein Herr, sie sind nicht unwissend, sie wissen; doch Sie können mächtig werden, und man grüßt Ihre zukünftige Macht; doch man weiß, daß Sie reich sein werden, und man grüßt Ihren zukünftigen Reichthum."

„Muth, Madame!" rief der Graf halb zu Boden geschmettert.

„Wahrhaftig, mein Herr," fuhr Regina fort, „ist das nicht eine unbezeichenbare Komödie? Sind Sie denn nicht müde, immer zu betrügen? Antworten Sie mir: wozu dienen Sie auf Erden? Was haben Sie Gutes gethan, oder vielmehr, was Böses haben Sie nicht gethan? wen haben Sie geliebt oder vielmehr wen haben Sie nicht gehaßt? . . Hören Sie, mein Herr, wollen Sie meine ganzen Gedanken wissen? wol-

len Sie ein für alle Male kennen, was im Grunde meines Herzens für Sie ist? Nun wohl, es ist das Gefühl, das Sie für die ganze Welt hegen, Sie! und das ich nie für einen Menschen gehegt hatte! es ist Haß! . . Ich hasse Ihren Ehrgeiz! ich hasse Ihren Hochmuth! ich hasse Ihre Feigheit! ich hasse Sie vom Kopfe bis zu den Füßen, denn vom Kopfe bis zu den Füßen sind Sie nur Lüge."

„Madame," erwiederte der Graf, „das sind viele Beleidigungen für eine Schande, die ich Ihnen ersparen wollte!"

„Mir eine Schande ersparen, Sie, mein Herr?"

„Ja, es sind über diesen jungen Mann gewisse Gerüchte im Umlaufe. . ."

Regina schauerte, nicht über das, was der Graf sagen würde, sondern über das, was Petrus hören sollte.

„Ich glaube Ihnen nicht," unterbrach sie.

„Ich habe noch nichts gesagt, und Sie strafen mich zum Voraus Lügen."

„Weil ich zum Voraus weiß, daß Sie lügen werden."

„Trotz seiner Verwandtschaft mit dem General von Courtenay wird er in keinem Hause des Faubourg Saint-Germain empfangen."

„Weil er sich nicht will in einem Salon vorstellen lassen, wo er Ihnen begegnen könnte."

„Er macht einen fürstlichen Aufwand, und man weiß nicht, daß er irgend ein Vermögen besitzt."

„Ah! ja, Sie haben ihn einmal im Boulogner Wäldchen auf einem Manège-Pferde getroffen, und einmal auf dem Balcon des Théâtre-Français mit einem Billet, das ihm sein Freund Jean Robert geschenkt hatte."

„Man nimmt als seinen Banquier eine gewisse Theaterprinzessin an . . ."

„Mein Herr," rief Regina bleich vor Zorn und

Schrecken, „ich verbiete Ihnen, den Mann zu beleidigen, den ich liebe!“

Sie warf dieſe Worte gegen die Orangerie hin, damit Petrus wohl begreife, ſie ſeien an ihn gerichtet; dann ging ſie an die Klingel, zog heftig die Schnur und fügte bei:

„Kann mich Eines darüber tröſten, daß ich Sie einen Abweſenden verleumden höre, mein Herr, ſo iſt es meine Ueberzeugung, daß Sie es, wäre dieſer Abweſende hier, nicht wagen würden, ein einziges von Ihren Worten zu wiederholen.“

In dieſem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet, und Nanon trat ein.

„Führen Sie den Herrn Grafen zurück,“ ſprach Regina zu ihrer Kammerfrau, indem ſie ihr einen Leuchter in die Hand gab.

Sodann, als der Graf, vor Wuth mit den Zähnen knirſchend, ſich zu entfernen zögerte, rief Regina mit einer erhabenen Geberde des Befehles, indem ſie auf die offene Thüre deutete:

„Gehen Sie, Herr Graf!“

Der Graf hätte wohl gern widerſtehen mögen, doch er wurde beherrſcht durch die Größe des Anblicks der jungen Frau.

Er warf auf ſie den Blick einer Schlange, welche zu fliehen genöthigt iſt, und die Kinnladen an einander gepreßt, die Fäuſte geballt, ſprach er mit dumpfer, drohender Stimme:

„Nun wohl, es ſei, Madame, Gott befohlen!“

Und er ging ab, gefolgt von Nanon, welche die Thüre wieder hinter ihm ſchloß.

Doch die Scene war zu heftig geweſen; wie ein von einem Sturmregen angeſchwollener See überſtrömte das Herz von Regina plötzlich, ſie ſank einen Schrei der Erſchöpfung ausſtoßend in einen Lehnſtuhl, und gleich zwei Bächen rollten ihre Thränen aus ihren halb geſchloſſenen Augen über ihre Wangen.

CXLII.

Liebesplauderei.

In dem Augenblicke, wo Nanon die Thüre wieder schloß, wo Regina halb ohnmächtig in einen Lehnstuhl fiel, kam Petrus bleich, die Stirne von Schweiß überströmt, aber mit freudestrahlenden Augen aus der Orangerie heraus.

In der That, hatte ihn dieses häusliche Drama, dem er beigewohnt, mit Schrecken und Ekel erfüllt, ihn, die unschuldige Seele, das redliche Herz, so erschien ihm dagegen die Märtyrerrolle, welche Regina gespielt, in ihrer ganzen Größe, und das tiefe Mitleid, welches er für das Opfer empfand, ließ ihn beinahe den Henker vergessen.

Petrus näherte sich langsam Regina; sie aber, als sie den jungen Mann kommen hörte, warf ihre beiden Hände auf ihr Gesicht und blieb in der Haltung des Verurtheilten, der seinen Spruch empfangen soll. Man hätte glauben sollen, sie habe bange, die Schändlichkeit ihres Gatten und der Fehler ihrer Mutter werden auf sie zurückspringen, und aus Furcht, ihr Geliebter könnte ihre Röthe sehen, verschleierte sich das Gesicht mit ihren schönen Händen. — Petrus begriff den Kampf, der sich in ihr erhob, die Gemüthsbewegung, von der sie ergriffen war: er setzte ein Knie auf die Erde, und mit einem sanften und zugleich festen Tone sprach er oder murmelte er vielmehr, wie er es bei einem Liede, um ein Kind einzuschläfern, gethan hätte:

„Oh! meine schöne Regina, ich liebte Dich nur wie man ein junges Mädchen liebt; nun bete ich Dich an als eine Märtyrin! Das Verbrechen, dessen Opfer Du bist, statt auf Dich zurückzuspringen und Dein Un-

schuldskleid zu trüben, macht Dich in meinen Augen im ganzen Glanze Deiner Schönheit strahlen! Du kannst mich also ohne Scham und ohne Furcht anschauen, denn ich muß erröthen, daß ich Deiner so unwürdig bin. Von dieser Stunde an wirst Du mir heilig, und meine Liebe wird sich über die gemeine Liebe der anderen Menschen erheben, um bis zu Dir zu gelangen... Oh! Regina, ich liebe Dich! ich liebe Dich! . . ich habe für Dich die Anbetung, die ich für meine Mutter gehabt hätte, würde sie gelebt haben; ich habe für Dich die unaussprechlichen Zärtlichkeiten, die ich für meine Schwester gehabt hätte, hätte mir der Himmel eine Schwester gegeben; ich habe für Dich die religiöse Verehrung, die ich als Kind für die Madonna von Granit hatte, welche von der Höhe der Felsen unserer steilen Gestade herab die Stürme des Oceans beherrschte."

Regina ließ ihre beiden Hände in die des jungen Mannes fallen und entblößte so ihr Gesicht, das ein tiefes Gefühl von Dankbarkeit ausdrückte.

Petrus fuhr fort:

„Ich sagte Dir vorhin, Du habest mich dem Leben zurückgegeben; Du habest mir den wahren Zweck des Daseins gezeigt, das ich bis dahin für eine unnütze Fantasie Gottes gehalten. Nun wohl, theure Geliebte, nun bin ich es, wie Du diesem Menschen sagtest, der dir die Hand reicht, ich bin es, der Dich wiedererhebt, und so Hand in Hand, mit einander verkettet, werden wir stärker sein, um dem Bösen zu widerstehen, und wir werden den Menschen trotzen, indem wir uns Gott nähern!"

Ein bleiches Lächeln schwebte über die Lippen von Regina.

„Schau' mich an, Regina!" sprach Petrus weiter, „wie Du mich erst vor einem Augenblicke Dich anschauen hießest. Ich frage Dich nicht, wie Du es thatst, ob Du mich liebest; ich sage Dir: „„Du liebst mich!"" mein Herz zittert und schlägt, um zu brechen, bei dem Worte:

Du liebst mich! Alles, was Dunkles in mir war, hellt sich auf und erleuchtet sich bei diesem göttlichen Worte! Alles, was ich Gutes hatte, wird besser; Alles, was ich Trauriges hatte, lächelt; Alles, was ich Schlimmes hatte, geht! Es war bis jetzt schwarz in meinem Herzen wie in der Nacht, und in dieser Finsterniß zog Deine Liebe wie ein Traum vorüber: heute ist mein Herz von Azur wie der Himmel, und Deine Liebe strahlt darin wie ein einziger Stern!"

Die junge Frau schaute ihn zärtlich an und ließ ihn reden; denn jenen Pflanzen ähnlich, von denen der Dichter von Florenz spricht, deren Haupt der Raubreif der Nacht gebeugt hat, und die ihre Blumenkronen unter den Strahlen der Sonne wiedererheben, fühlte sie sich bei den Tönen seines Wortes und unter den Strahlen seiner Augen wiederaufleben.

Und er fuhr fort:

„Ich liebe Dich! . . Höre keine andere Stimme, als die meinige, Regina; denke nicht an etwas Anderes, als an mich, meine Angebetete; laß mich Dich wiegen durch meine Worte, wie sich die Barke durch die Wellen wiegen läßt, wie die Blume sich durch den Wind wiegen läßt! Ueberlaß Dich mir; Dein Schmerz hat keinen sicheren Zufluchtsort, als meine Seele. Ich liebe Dich! vergiß die Erde für dieses Wort. Sterben wir in der Welt, und unsere Liebe sei eine ewige Himmelfahrt. Was die Menschen Gott nennen, ist die unsterbliche Liebe!"

Und allmälig, während Petrus sprach, nahm das Gesicht der jungen Frau seinen natürlichen Ausdruck wieder an, färbte sich mit allen Tinten des Glückes, bekränzte sich mit allen Strahlen der Seligkeit. Die harmonischen Worte von Petrus ertönten in ihr wie liebliche Accorde; und halb zurückgehalten durch den Schmerz, der noch dumpf in der Tiefe ihrer Seele tose, wie das Rollen eines fernen Donners, halb hingerissen durch die Freude, die sie wie ein neuer Früh-

lingsstrahl übergoß, neigte sich Regina gegen den jungen Mann, der immer noch vor ihr kniete, umschlang ihn mit ihren Armen, und flüsterte auch:

„Ich liebe Dich! ich liebe Dich!“

Doch so leise, daß diese Worte ihn wie ein Hauch berührten, und daß seine Augen viel mehr den süßen Schwur mit den Flammenflügeln vorüberziehen sahen, als seine Ohren ihn hörten: dann fielen einige Zähren mit Anstrengung aus den Augen der jungen Frau, dann kamen Tropfen reichlicher daraus hervor, und endlich flossen ihre Thränen fast wie ein Bach.

Das war eine reizende Gruppe, schön, jung, frisch. Man hätte glauben sollen, es sei ein schwarzer Schwan und ein weißer Schwan, die sich in einem Bassin von rosenfarbigem Marmor liebkosen.

Sie blieben so einige Minuten lang, still und verliebt umschlungen, die junge Frau weinend, der junge Mann ihre Thränen einsaugend und trinkend.

Was hätten sie sich sagen können? Ist es mit der Liebe nicht wie mit jenen bezaubernden Alpenthälern, die man in dem Momente, wo man sie entdeckt, auf einander gestützt, mit Thränen in den Augen und schweigend anschaut, weil man fühlt, daß man nie genug sagen würde? Sie genoßen ihr Glück, wohl begreifend, das es kein größeres Glück gibt, als ganz leise sich selbst zu sagen: „Ich bin geliebt!“

Dieses stumme Duett ihres Herzens würde sich ins Unendliche verlängert haben, hätte nicht Regina allmälig, sich dem jungen Manne nähernd, auf ihrem Gesichte den glühenden Athem von Petrus umherschweifen gefühlt. Sie sah ein, daß ihre Lippen im Begriffe waren, die Lippen ihres Geliebten zu berühren; sie stieß einen schwachen Schreckensschrei aus, löste den von ihren zwei Armen um den Hals des jungen Mannes gebildeten Knoten, legte die Hände auf seine Schultern, schob ihn sachte zurück und sagte mit einer Stimme, de-

ren Aufregung sie nicht einmal vor ihm zu verbergen suchte:

„Entfernen Sie sich, mein Freund. Setzen Sie sich zu mir wie vorhin, und lassen Sie uns als Bruder und Schwester plaudern."

Der junge Mann, während er Regina zuzulächeln fortfuhr, gab einen schwachen Seufzer von sich, rückte ein Tabouret hinzu und setzte sich.

„Geben Sie mir Ihre beiden Hände," sprach die junge Frau.

Petrus erhob seine beiden Hände bis zu denen von Regina, und so mit den Ellenbogen auf ihren Schooß gestützt, wartete er, daß sie spreche, indem er sie mit den Augen befragte.

„Errathen Sie nicht, von wem ich gern mit Ihnen sprechen möchte, Petrus?" sagte sie.

„Von Ihrer Mutter, nicht wahr, Regina?" erwiederte der junge Mann mit seinem liebevollsten Tone.

„Ja, mein Freund, von meiner Mutter; und vor Allem lassen Sie mich Ihr zartestes Mitleid ihr zuwenden. Die Erzählung des isolirten Lebens, das sie hier wie in einem Gefängnisse führt, die Geschicke dieses ungeheuren Schmerzes, der sich auf ihrem Gesichte malt, und dessen Ursache kein Mensch kennt, würde Sie, wenn sie hier wäre, das Knie vor ihr beugen machen."

„Oh! Regina," sprach Petrus, „glauben Sie mir, daß ich sie aus tiefstem Herzen beklage!"

„Sie haben mich oft um das Geheimniß der Einsamkeit dieser Prinzessin des Orients befragt, welche den ganzen Tag auf ihren Polstern ausgestreckt liegt, das Licht des Himmels nur durch die Oeffnungen ihrer Sommerläden empfängt, und, statt jeder Zerstreuung, die zahlreichen Kügelchen ihres Rosenkranzes abkörnt; Sie haben oft die Ursachen dieser orientalischen Menschenscheu, dieser Vereinzelung, dieser Unthätigkeit, die Sie mit der Indolenz der Prinzessinnen von Tausend und eine Nacht verglichen, zu kennen gewünscht. Sie wer-

den ihr Geheimniß nun erfahren: ich habe vorhin ihre ganze Correſpondenz geleſen . . . Oh! mein Herr, Sie werden ſchauern bei der Leſung dieſer Briefe, geſchrieben von Herrn Rappt, halb um ſie zu verderben, halb um ſie zu tröſten! Sie kennen den Menſchen, nicht wahr? weil Sie aus ſeinem Munde haben kommen hören, müſſen Sie errathen, was aus ſeiner Feder kommen kann. Jeder Tag meiner Mutter iſt ein Tag der Finſterniß geweſen! Ich bitte Sie inſtändig, mein Freund, aus Liebe für mich ſeien Sie nachſichtig und barmherzig gegen meine Mutter!"

„Vergebung und Segen über ſie!" erwiederte Petrus mit ernſtem Tone. „Wer iſt aber das treuloſe oder ſtoiſche Herz, das Feigheit oder Stärke genug gehabt hat, um Ihnen ein ſolches Geheimniß zu enthüllen?"

„Oh! fluchen Sie nicht, Petrus, und bedenken Sie vielmehr, was geſchehen wäre, wenn ich nichts erfahren hätte . . . Es iſt weder ein feiges Herz, noch ein ſtoiſches, das mir Alles enthüllt hat: es iſt ein unſchuldiges Herz, das nicht wußte, was es that; es iſt ein Kind, das ich von ganzer Seele liebe, und das Sie ebenfalls lieben; es iſt unſere liebe kleine Abeille, Petrus, die zwei Stunden nach der Rückkehr von der Kirche mir dieſe Briefe gebracht hat."

„Und wie konnten ſich Briefe, die ein Geheimniß von ſolcher Wichtigkeit enthielten, in den Händen dieſes Kindes finden?"

„Nichts iſt einfacher, mein Freund, und der Zufall, — verzeihen Sie, ich will ſagen, die Vorſehung, — die Vorſehung hat Alles gethan!"

„Erklären Sie mir das, Regina."

„Sie wiſſen, daß meine Mutter nach dem Namen ihrer Voreltern Tſchuwadieski und nach ihrem Taufnamen Nina heißt. Doch wegen der wahrhaft königlichen Würde von derjenigen, welche dieſen Namen trug, nannte mein Vater meine Mutter Regina ſtatt

Rina. Im Gegentheile hievon nahm mein Vater bei mir, die ich bei der Taufe den Namen Regina erhielt, — da man den Namen sehr feierlich für ein kleines Mädchen fand, — die Gewohnheit an, mich Rina zu nennen, so daß Abeille sich an diese Namensveränderung gewöhnte, mich nannte, wie man meine Mutter nannte, und meine Mutter nannte, wie man mich nannte. Bei der Rückkehr von der Kirche nun, und während sich Jedermann im Salon aufhielt, schlüpfte Abeille, deren Hauptfehler die Neugierde ist, in das Zimmer der Prinzessin und befand sich zum ersten Male in ihrem Leben hier allein. Da öffnete sie halb die Schublade eines Chiffonnier, wo, wie sie wußte, meine Mutter ihre Rosenconfituren und ihre orientalischen Bonbons einschloß. — Es versteht sich von selbst, daß Abeille sich gehörig mit Naschwerk versah. — Doch über der Schublade von Confituren, welche so oft von meiner Mutter für sie in Contribution gesetzt worden war, fand sich eine andere Schublade, die sie nie hatte öffnen sehen. Was konnte in einer so gut geschlossenen Schublade sein? Außerordentliche Confituren! unbekannte Bonbons! Und vom doppelten Dämon der Leckerhaftigkeit und der Neugierde angetrieben, nahm Abeille den Schlüssel der offenen Schublade, steckte ihn in das Schloß der geschlossenen, drehte den Schlüssel und zog an sich... Nicht das geringste Bonbon! nicht das kleinste Zuckerwerk! ein mit einem schwarzen Bande umwickeltes Päckchen, das war Alles. Sie nahm es indessen, drehte es in ihren Händen hin und her, in der Hoffnung ohne Zweifel, ein geheimnißvolles Zuckerwerk werde aus diesem papierenen Umschlage hervorkommen . . . Nichts! Sie schickte sich in ihrem Aerger an, das Papier wieder hineinzuwerfen, als sie die Aufschrift las:

„„An die Prinzessin Rina.““

„Ich sagte Ihnen, Abeille habe ganz klein die Gewohnheit angenommen, mich Rina zu nennen. Mochte sie nun vergessen haben, daß dies auch der Name mei-

ner Mutter war, mochte sie es nie gewußt haben, ihr erster Gedanke war, dieses Päckchen gehöre mir, ihr zweiter, es mir sogleich zu bringen. Sie schloß die Schublade wieder, that den Schlüssel an seinen Platz, fragte, wo ich sei, erfuhr, ich sei im Gewächshause, und lief schwimmend im Schweiße, wie sie das erste Mal war, als Sie sie sahen, herbei.

„„Höre, Prinzessin Rina,““ sagte das Kind, indem es seine beiden Hände hinter seinem Rücken hielt, „ich will Dir ein Hochzeitgeschenk machen.““

„Sie lachte; ich, ich war traurig.

„„Was willst Du damit sagen, kleine Tolle?““ fragte ich.

„„Ich will Dir sagen, daß ich Dir auch etwas zu geben habe . . . Frau Gräfin Rappt, ich habe die Ehre, Ihnen dieses kleine Geschenk anzubieten; gefällt es Ihnen nicht, so ist das nicht meine Schuld, weil ich selbst nicht weiß, was es ist.““

„Und nachdem sie das Päckchen auf meinen Schooß geworfen hatte, lief sie, wie sie gekommen war, in aller Hast davon. — Erst am Abend zwang ich sie, mir zu sagen, wie diese Briefe in ihre Hände gefallen waren. — Ich knüpfte das Band auf: etwa hundert Briefe fielen auf meinen Schooß; alle hatten als Aufschrift den Namen, den man mir zu geben pflegte, geschrieben von der Hand von Herrn Rappt. Sie waren deutsch geschrieben. Ich öffnete einen aufs Gerathewohl: bei der vierten Zeile hatte ich nichts mehr zu erfahren . . . Beklagen Sie mich, Petrus, oder beklagen Sie vielmehr meine Mutter!“

Und diese Worte sprechend, ließ die junge Frau weinend ihren Kopf auf die Schulter ihres Geliebten fallen.

Petrus flüsterte ihr abermals sanfte, tröstende Worte ins Ohr; abermals sammelte er mit seinen Lippen die Thränen der jungen Frau; sodann, als dieser Sturm vorübergegangen war, nahm Regina das Gespräch in

demſelben ernſten, feierlichen Tone wieder auf, in welchem ſie geſprochen, ehe ſie die Barmherzigkeit von Petrus für ihre Mutter angefleht hatte.

„Mein Freund,“ ſagte ſie, „Sie wiſſen nun das Geheimniß meines Lebens. Sie halten in Ihren Händen meine Ehre und die meiner Familie. Es iſt ſpät, Sie werden ſich entfernen.“

Petrus machte eine Bewegung, die ſich durch eine ſtumme Bitte überſetzen ließ.

Regina lächelte und ſtreckte die Hand aus zum Zeichen, daß ſie dem jungen Manne noch etwas zu ſagen habe.

„Hören Sie mich an,“ ſprach ſie; „denn ehe ich von Ihnen Abſchied nehme, habe ich Ihnen noch etwas zu ſagen.“

„Reden Sie, Regina, reden Sie!“

Die junge Frau ſchaute ihren Geliebten mit unausſprechlicher Zärtlichkeit an.

„Ich liebe Sie glühend, Petrus,“ ſagte ſie. „Ich weiß nicht, wie die anderen Frauen lieben können, ich weiß nicht einmal die Worte, deren man ſich bedient, um die Liebe auszudrücken; doch ich weiß Eines, mein Freund; daß es mir an dem Tage, wo ich Ihnen zum erſten Male begegnet bin, als ich Sie ſah, geſchienen hat, ich trete aus der Finſterniß hervor, und ich habe bis dahin nicht gelebt. Von dieſem Tage, Petrus, fing ich alſo an zu leben, und indem ich zu leben anfing, ſchwor ich, für Sie zu leben und, wenn es ſein müſſe, zu ſterben. Vor Gott, der mich hört, ſchwöre ich, daß Sie der Mann ſind, den ich am meiſten auf der Welt achte, liebe, ſchätze. Kennen Sie eine feierlichere Formel, Ihnen meine Liebe auszudrücken? . . Dictiren Sie mir dieſelbe, mein Freund, und nach Ihnen werde ich ſie Wort für Wort mit den Lippen und dem Herzen wiederholen.“

„Oh! Dank, meine ſchöne Regina,“ rief der junge Mann. „Nein! nein! der Schwur iſt unnöthig: Deine

Liebe ist mit goldenen Buchstaben auf Deine Stirne geschrieben."

„Ich wollte Ihnen nur begreiflich machen, Petrus, — und dies vor Allem, — wie sehr ich Sie liebe, damit sich kein Zweifel in Ihrem Herzen rege, wenn Sie nun die Worte hören, die ich Ihnen sagen werde."

„Sie erschrecken mich, Regina," sprach der junge Mann, der eine von den Händen der jungen Frau losließ und in der That erbleichend sich von ihr entfernte.

Aber Regina reichte ihm aufs Neue diese Hand, die er verlassen hatte, und erwiederte mit ernstem, obgleich sanftem und liebevollem Tone:

„Nicht allein wegen Ihrer poetischen Schönheit, nicht allein wegen Ihrer hohen Intelligenz, nicht allein wegen Ihres großen Talents, das mir so sehr sympathetisch ist, nicht allein wegen aller dieser Eigenschaften liebe ich Sie. Nein! Petrus, ich liebe Sie auch und hauptsächlich wegen Ihres ritterlichen Charakters, wegen des Adels Ihrer Seele, wegen der Urredlichkeit Ihres Herzens; ich sage, nicht wegen Ihrer Tugend, — das Wort ist zu alltäglich, — sondern wegen Ihrer Biederkeit. Ihre Biederkeit, wie die meinige, Petrus, beruht auf festen Grundsätzen, und wie der weiße Hermelin, den Bretagne zu seinem Wappen genommen hat, würden Sie lieber sterben, als befleckt sein. Darum liebe ich Sie, Petrus, darum sage ich Ihnen: Wir dürfen uns nicht mehr sehen."

„Regina!" murmelte der junge Mann, indem er sein Haupt neigte.

„Oh! nicht wahr, das ist auch Ihr Gedanke?"

„Ja, gewiß, Regina," antwortete traurig der junge Mann, gerade durch diese Traurigkeit dem harten Entschlusse der jungen Frau beipflichtend. „Das war mein Gedanke, doch nicht so unumschränkt, als Sie ihn machen."

„Oh! verstehen wir uns wohl, Petrus. Wir dürfen uns nicht mehr sehen, wie wir uns in diesem Au-

genblicke sehen. Allein in der Nacht, bei mir oder bei Ihnen, weiß ich nicht, ob Sie Ihrer sicher wären, Petrus; ich weiß nicht, ob Sie entschlossen die gegebenen Versprechen halten würden; ich aber, die Schwächere von Beiden, ich, das Weib, ich sage Ihnen: Ich liebe Sie so sehr, mein Freund, daß ich Ihnen nichts zu verweigern vermöchte. Es ist also wichtig, daß wir meine eigene Schwäche bekämpfen. Der Betrug, der dem großen Haufen der Herzen ansteht, der vielleicht durch die Seltsamkeit der Umstände, in denen wir uns befinden, gestattete Betrug ist uns untersagt. Ich habe von diesem Menschen das Recht, Sie zu lieben, in Anspruch genommen, aber nicht das, Ihre Geliebte zu sein, und die erste Bedingung unserer Liebe, das, was sie tief und ewig machen wird, ist, daß wir nie vor einander darüber zu erröthen haben. Wir müssen also, ich wiederhole es Ihnen, mein geliebter Petrus, aufhören, uns zu sehen, wie wir uns in diesem Augenblicke sehen. Glauben Sie mir, mein ganzes Wesen schauert und seufzt, indem ich diese Worte ausspreche; doch unser zukünftiges Glück liegt in dem harten Zwange, den uns das Unglück des Augenblicks auferlegt. Wir werden uns in der Gesellschaft begegnen, Petrus; wir werden uns auf der Promenade, in den Concerten, in den Theatern sehen; Sie werden erfahren, wohin ich immer gehen mag; Briefe von mir werden Ihnen meine geringsten vollbrachten Handlungen, meine unbedeutendsten Projecte für die Zukunft erzählen; sodann, nach Hause zurückgekehrt, werden wir Gott bitten, er möge an unserer Befreiung arbeiten."

Wie es während der Erzählung von Francesca von Remini Paolo ist, der weint, so war es der junge Mann, welcher diesmal weinte, während Regina sprach. Diese schien den Schatz ihrer Thränen erschöpft zu haben.

Es war zwei Uhr des Morgens; die Pendeluhr that zwei Schläge: das hieß zweimal den jungen Leuten wiederholen, es sei Zeit, sich zu trennen.

Regina ſtand auf, winkte aber zugleich Petrus, an dem Platze zu bleiben, wo er war.

Sie ging an ein ganz mit Perlmutter, Schildpatt und Silber eingelegtes kleines italieniſches Stippo, nahm eine goldene Scheere daraus, ließ den jungen Mann auf das Tabouret knieen, wo er ſaß, und ſprach zu ihm:

„Neigen Sie das Haupt, mein ſchöner Van Dyk.“

Petrus gehorchte.

Regina legte ſachte die Lippen auf die Stirne des jungen Mannes; dann wählte ſie aus dem Walde von blonden Haaren eine Locke, ſchnitt ſie bei der Wurzel ab, rollte ſie um ihren Finger und ſagte zu dem jungen Manne:

„Stehen Sie nun auf.“

Petrus ſtand auf.

„Nun iſt die Reihe an Ihnen!“ fügte ſie bei, indem ſie ihm die Scheere reichte und ſelbſt niederkniete.

Petrus nahm die Scheere und ſprach mit einer zitternden Stimme:

„Neigen Sie das Haupt, Regina.“

Die junge Frau gehorchte.

In Allem das Beiſpiel befolgend, das man ihm gegeben hatte, legte Petrus ſeine bebenden Lippen auf die Stirne der jungen Frau, und mit ſeinen Händen, ſtatt mit der Scheere, in die Haare von Regina eindringend, ſagte er:

„Oh! welchen Engel der Liebe und der Reinheit, machen Sie, Regina!“

„Nun?“ fragte dieſe.

„Oh! ich wage es nicht . . .“

„Schneiden Sie, Petrus.“

„Nein! nein! mir ſcheint, ich begehe eine Ruchloſigkeit; jedes von dieſen ſchönen Haaren hat ſein Leben von Ihnen, und von Ihnen getrennt wird es mir ſeinen Tod vorwerfen.“

„Schneiden Sie,“ wiederholte Regina, „ich will es!“

Petrus wählte eine Locke, nahm sie zwischen die zwei Blätter der Scheere, schloß die Augen und schnitt die Locke ab.

Doch beim Knirschen der Haare unter dem Eisen stieg Petrus das Blut ins Gesicht, und der junge Mann glaubte, er werde ohnmächtig werden.

Die Locke war abgeschnitten.

Regina stand wieder auf.

„Geben Sie!“ sagte sie.

Der junge Mann reichte ihr die Haare, nachdem er sie zuvor glühend geküßt hatte.

Regina hielt sie an die von Petrus, welche sie von ihrem Finger abrollte; dann flocht sie dieselben zusammen wie Seidenfäden, und machte eine Flechte daraus, welche sie an beiden Extremitäten verknüpfte. Hienach reichte sie eines von den Enden dem jungen Manne, zog das andere an sich, nahm die Mitte der Flechte zwischen die Scheere und durchschnitt sie.

„So sei der Faden unseres Lebens für immer vermengt und zusammen abgeschnitten,“ sprach sie.

Und zum letzten Male dem jungen Manne ihre weiße Stirne darbietend, klingelte sie der armen alten Nanon, welche im Vorzimmer wartete.

„Führe den Herrn durch die kleine Gartenthüre zurück,“ sagte sie zu der Alten.

Petrus schaute sie zum letzten Male mit Augen an, in welche seine ganze Seele überging, und folgte Nanon.

CXLIII.

Stabat Pater.

Der Thurm von Penhoël, ein Ueberrest von einem während der Kriege in der Vendée niedergerissenen Feudalschlosse des dreizehnten Jahrhunderts, das selbst in dem, was davon übrig war, auf ein romanisches Gebäude gleichsam geimpft zu sein schien, der Thurm von Penhoël lag ein paar Stunden von Quimper am Gestade von demjenigen Theile des Oceans, welchen man das wilde Meer nennt. Auf den Gipfel eines abschüssigen Felsens gestellt, vergraben in den Wachholderstauden und im Farnkraute, beherrschte er die atlantische Woge wie ein Adlerneſt, und schien hier zu stehen als eine vorgeschobene Schildwache beauftragt, die Segel, welche am Horizont erschienen, zu signalisiren.

Auf der dem Ocean entgegengesetzten Seite, das heißt auf der östlichen Seite und folglich an der Straße nach Quimper, gebrach es der Gegend, die man vor Augen hatte, obschon sie ziemlich mannigfaltig und einförmig, nicht an Größe in ihrer Monotonie und Einförmigkeit.

In der That, man denke sich auf einer mit Hügeln besäeten und völlig unbewohnten Ebene eine lange Allee von Meerfichten nach einem unsichtbaren Dorfe mündend, unsichtbar so wie es lag in einer Art von Schlucht, und seine Gegenwart nur durch Rauchwirbel verrathend, welche wie bläuliche, zerzauste Gespenster zum Himmel aufstiegen.

Dieses Dorf war das Dorf Penhoël, einst unter der Oberlehensherrlichkeit des isolirten Thurmes, welchen wir zu beschreiben versucht haben.

Das Ganze der Landschaft glich einer Kathedrale,

von der der Himmel das Gewölbe, die Fichten der großen Allee die Säulen und der Thurm der Altan gewesen wären. Der bläuliche Rauch, der zum Himmel aufstieg, war der Weihrauch, den man unter ihrem Porticus verbrannte.

Was noch besonders etwas Pittoreskes diesem Gemälde beifügte, das war, — auf dem Gipfel des Thurmes, auf die Brustlehne gestützt, unbeweglich dastehend, — eine Person, die man für eine Bildsäule von Granit gehalten haben würde, hätte nicht der scharf wehende Herbstwind ihre langen weißen Haare aufgehoben und flattern gemacht.

Diese Person war ein schöner Greis, ganz schwarz gekleidet, dem Meere den Rücken zuwendend und in die ungeheure Allee einen von Zeit zu Zeit durch Thränen, die er mit einem Taschentuche stillte, verdunkelten Blick tauchend. Diese Bewegung war übrigens die einzige, die er machte. Was die Thränen betrifft, sie wurden verursacht durch eine Traurigkeit, welche sie still dem Herzen entquellen machte, oder nur durch diesen Wind, der so scharf wie jener, welcher das Gesicht der Schildwachen von Hamlet auf der Plattform des Schlosses Helsengör peitschte.

Ein einziges Wort wird die Quelle der Thränen bezeichnen, welche die Augen des Greises verdunkelten: dieser Greis war der Vater von Colombau, der Graf von Penhoël.

Man war ungefähr in der Mitte des Monats Februar.

Drei Tage vorher hatte er den Brief von Colombau erhalten, einen Brief, der ihm den Tod seines einzigen Kindes anzeigte.

Der Vater erwartete die Leiche des Sohnes.

Darum waren seine Augen so beharrlich auf die Fichtenallee geheftet, welche nach dem Dorfe Penhoël führte: durch diese Fichtenallee mußte der Leichnam von Colombau kommen.

Neben dem Grafen brannten die Ueberreste eines zu drei Vierteln erloschenen Feuers.

Derjenige, welcher diese große, traurige, unbewegliche, stumme Gestalt mit den im Winde flatternden Haaren und den Thränen in den Augen gesehen hätte, würde unwillkürlich an jenen alten Griechen von Argos gedacht haben, der, auf der Höhe der Terrasse des Palastes von Agamemnon stehend, seit zehn Jahren wartete, daß ein auf dem Berge angezündetes Feuer ihm anzeige, Troja sei genommen.

Doch diesmal war dieser der Herr und nicht der Diener, denn bald erschien der Diener.

Das war auch ein Greis mit grauem Barte, mit langen Haaren, mit breitem Hute, bekleidet mit der traditionellen Tracht der Bretagne; nur war die Kleidung schwarz wie die des Herrn.

Er brachte eine Last Fichtenholz, womit er ohne Zweifel das Feuer wiederzubeleben gedachte; er näherte sich dem alten Edelmanne, schaute ihn einen Augenblick an, setzte ein Knie auf die Erde, legte seine Last Holz auf die Plattform nieder, hob den Kopf wieder empor, um seinen Herrn abermals anzuschauen, und warf einige Zweige auf das knisternde Feuer; sodann, als er sah, daß der Graf von Penhoël, Allem, was um ihn her vorging, fremd, unbeweglich blieb wie die Bildsäule des Schmerzes sagte er:

„Ich beschwöre Sie, mein guter Herr, gehen Sie hinab, und wäre es nur auf eine Stunde, und ich werde an Ihrer Stelle wachen. Ich habe ein großes Feuer in Ihrem Zimmer gemacht und Ihr Frühstück zubereitet. Wollen Sie nicht schlafen und so der Kälte ausgesetzt bleiben, so sammeln Sie wenigstens Kräfte gegen das Wachen und das Meer."

Der Graf antwortete nicht.

„Gnädigster Herr," fuhr beharrlich der alte Diener fort, indem er sich seinem Gebieter näherte, „es sind nun bald achtundvierzig Stunden, daß Sie weder aus-

geruht, noch etwas zu sich genommen haben, abgesehen davon, daß Sie sich so wenig um die Kälte bekümmern, als wenn wir im Monat Juni wären."

Diesmal schien der Graf zu bemerken, daß sein alter Diener da war; denn er sprach zu ihm, jedoch ohne ihm auf das, was er sagte, zu antworten:

„Hörst Du nicht in der Ferne das Geräusch eines Wagens auf der Straße von Paris?" fragte er.

„Nein, mein guter, theurer gnädigster Herr," erwiederte der Diener; „ich höre nichts als das Meer rollen und den Westwind, der in den Fichten heult. Es ist schlimm mit bloßem Kopfe im Morgenwinde bleiben. Ich bitte Sie also flehentlich, mein lieber Herr, gehen Sie hinab!"

Der Graf ließ seinen Kopf auf die Brust fallen, als beugte sich dieser Kopf unter der Last einer Erinnerung.

„Erinnerst Du Dich seiner, Hervey?" sagte er immer seinen düsteren Gedanken verfolgend. „Als er auf die Welt kam, als seine Mutter mir ihn als einen sichtbaren vom Himmel auf unser Haus herabgestiegenen Segen gab, warst Du schon fünf Jahre bei uns."

„Ja, gnädigster Herr, ich erinnere mich!" antwortete der alte Hervey mit erstickter Stimme.

„Eines Tags, — das Kind war drei Jahre alt, führte man es auf dem Gipfel des Thurmes spazieren, von wo aus wir das wilde Meer anschauten; das Meer hatte gerade einen seiner Tage des Zornes. Diejenige, welche es spazieren führte, war seine ehemalige Amme, die seine Wärterin geworden. Sie hatte das Kind dahin geführt, nicht um es zu zerstreuen, sondern in der Hoffnung, sie werde von fern die Barke ihres Mannes sehen, der Fischer war. Die Gräfin, die ihren Sohn überall suchte, stieg bis hier herauf, und als sie den Sturmwind sah, der in den blonden Haaren des Kindes wehte, sprach sie:

„Aber, Amme, Du gibst nicht Acht auf den Klei-

nen! Der Kleine wird frieren: bedenke, daß er erſt drei Jahre alt iſt!““

„Doch die Amme, eine robuſte Bäuerin, gewohnt bei jeder Witterung die Netze ihres Mannes an der Meeresküſte zu flicken, antwortete:

„„Und mein Kleiner, der erſt vier Jahre alt und mit ſeinem Vater ſchon in See iſt, weil ich den Ihrigen pflege, Frau Gräfin, und keinen Dienſtboten habe, um ihn zu hüten, glauben Sie, er friere nicht auch?““

„Und die arme Frau ſuchte die Barke ihres Mannes durch Wellen und Nebel zu erſchauen.

„Du drehteſt Dich gegen ſie um und ſagteſt zu ihr:

„„Jeanne, ſchämt Ihr Euch nicht, daß Ihr Euer Kind mit dem der Frau Gräfin vergleicht, Ihr, die Ihr nur eine unglückliche Bäuerin ſeid, während die Frau Gräfin eine vornehme Dame iſt?““

„Doch ſie antwortete:

„„Es iſt möglich, Hervey, daß die Frau Gräfin eine vornehme Dame iſt, und daß ich nur eine Bäuerin bin; ich weiß aber, daß Jemmy mein Sohn iſt, wie Colombau der Sohn der Frau Gräfin. Es gibt vielleicht vor Gott einen Unterſchied zwiſchen dem Range der zwei Kinder, doch es gibt keinen zwiſchen den Herzen von zwei Müttern!““

„Und Du ſiehſt, Hervey,“ fuhr der Greis fort, „der Sohn der Amme iſt todt und mein Sohn iſt auch todt! Du ſiehſt, daß kein Unterſchied zwiſchen ihnen ſtattfand, da ſie Beide ſterblich waren . . . Die Gräfin hatte Unrecht, die Amme hatte Recht, und der Tod hat ſie gleich gemacht!“

„Mein armer Herr!“ murmelte Hervey, als er dieſe melancholiſchen Worte des alten Edelmanns hörte, dem der Schmerz eine Lection in der Gleichheit gab.

„Einige Jahre nachher,“ fuhr der arme Vater fort, in ſeinem Geiſte Alles das wieder anknüpfend, was die Oertlichkeit an einſt ſüßen, heute bitteren Erinnerungen in ihm zurückrief, „einige Jahre nachher,

erinnerst Du Dich? — er war damals zehn Jahre alt, — Du warst noch da, denn Du hast uns nie verlassen, mein guter Hervey; er wollte eine Flinte, der arme Knabe, und Du gabst ihm die Deinige, Deine alte Flinte aus den Bürgerkriegen, deren Lauf seinen Kopf um einen halben Fuß überragte . . ."

Hervey stieß einen Seufzer aus und schlug die Augen zum Himmel auf.

„Du erinnerst Dich seiner, Hervey, wie er die Flinte zwischen seinen Händchen hielt und Dich bat, ihn das Exerciren zu lehren. Aber Du, Du wolltest nicht. Er mochte immerhin weinen, sich ärgern, erzürnen, Du ließest ihn Thränen weinen und in Zorn gerathen und sagtest zu ihm:

„„Gnädiger Herr, ein Edelmann wie Sie muß nur den Degen handhaben lernen!""

„Statt den Degen zu handhaben, hat er die Feder gehandhabt; statt ihn in die Polytechnische Schule zu schicken, habe ich ihn in die Rechtsschule geschickt. Da ich keinen Officier aus ihm machen konnte, weil es keinen Krieg gab, so wollte ich einen Bürger aus ihm machen. Der Krieg hätte ihn vielleicht verschont, wie er uns verschont hat; der Friede hat ihn genommen und mir getödtet!"

„Verweilen Sie nicht immer bei diesen traurigen Erinnerungen, mein würdiger Herr," sagte Hervey.

„Traurige Erinnerungen! Erinnerungen, die meinen Colombau in mir zurückrufen, Du nennst das traurige Erinnerungen? Im Gegentheile, sprechen wir von ihm. Spräche ich nicht von ihm, wovon sollte ich sprechen? Spräche ich nicht von ihm, so würde das Stillschweigen mich zernagen, wie der Rost heute die alte Flinte zernagt, mit der er damals spielte."

„Sprechen Sie also von ihm, mein lieber Herr, sprechen Sie von ihm!"

„Nun wohl, Du erinnerst Dich des Tages, wo er sein zwölftes Jahr erreicht hatte? Wir führten ihn,

dieſes Leben, das Du mir gegeben, zu ertragen, und ich tödte mich.““ Lebe Du hienach, wenn Du kannſt!“

„Gott hatte ihn uns gegeben, Gott hat ihn uns genommen, preiſen wir Gott!“ ſprach der alte Diener mit einer gewiſſen religiöſen Begeiſterung, wie man ſie noch in unſeren Tagen bei der Ureinwohnerſchaft der alten Bretagne findet.

„Was ſprichſt Du von Gott?“ rief der alte Edelmann mit ſtolzem Uebermuthe. „Als der Pachthof Deines Vaters, als alle Früchte ſeines Speiſekellers, als alles Getreide ſeines Speichers, als alles Vieh ſeiner Ställe, als Alles, was Dein Vater, ein Greis von neunzig Jahren, ſeit fünfzig Jahren angehäuft hatte, vor achtzehn Monaten durch einen Strohhalm verzehrt wurde, glaubſt Du, Dein Vater habe Gott geprieſen, Hervey? Als die Marianne, in dem Augenblicke, wo ſie in den Hafen einlaufen ſollte, vor ſechs Monaten dort an den Felſen ſtrandete, vor dem Werfte, wo ſie erbaut worden war, nach einer langen und gefahrvollen Fahrt nach Indien, als hiebei nebſt ſeiner Ladung ſeine achtzehn Matroſen und ſeine hundert und zwanzig Paſſagiere von den Wellen verſchlungen wurden, glaubſt Du, ſie haben Gott geprieſen, diejenigen, welche in den Abgrund niederſanken? Als vor ſechs Monaten die Loire Städte, Dörfer und Hütten fortreißend austrat, glaubſt Du, ſie haben Gott geprieſen, diejenigen, welche auf ihren Dächern ſitzend, Gott um Gnade und Barmherzigkeit anrufend, ihre Häuſer wanken, ſich ſpalten und unter ihnen einſtürzen fühlten? Nein, Hervey, nein, ſie haben es gemacht wie ich, ſie haben . . .“

„Nehmen Sie ſich in Acht, Herr!“ rief Hervey. „Sie ſind im Begriffe, Gott zu läſtern!“

Doch ehe der alte Diener dieſe Worte geſprochen hatte, war der Graf von Penhoël auf die Kniee gefallen, und er rief:

„Herr, Herr, vergib mir! . . . Dort kommt de Leichnam meines Kindes . . .“

Und man sah in der That, am Ende der großen Fichtenallee, von der Seite, wo wir gesagt haben, es steigen die Rauchwolken des Dorfes Penhoël zum Himmel empor, zwischen dem Schnee der Straße und dem grauen Grunde des Himmels, einen Leichenzug herbeikommen, an dessen Spitze ein Mönch, bekleidet mit dem weiß und schwarzen wollenen Rocke, hoch in seinen Händen ein großes silbernes Kreuz haltend, ging.

Hinter ihm kamen ein Sarg auf den Schultern von vier Trägern ruhend, und hinter den Trägern ungefähr fünfzig Männer und Frauen, die Männer ihren Hut in der Hand haltend, die Frauen in ihre braunen Capucen vermummt.

Der Edelmann verrichtete ein kurzes Gebet, dann stand er auf und sagte zu seinem alten Diener:

„Was Gott gethan, ist wohl gethan. Hervey, laß uns den letzten Abkömmling der Penhoël empfangen, der ins Schloß seiner Väter zurückkehrt!“

Und mit festem Schritte stieg er die Treppe hinab, und ging, immer mit bloßem Kopfe, bis auf die Schwelle der großen Thüre des Thurmes, welche nach der Fichtenallee führte.

CXLIV.

Das De Profundis an der Meeresküste.

Als der Graf von Penhoël, gefolgt von seinem alten Diener, auf die Schwelle der Thüre des Thurmes kam, hatte der Leichenzug schon zwei Drittel der

Allee durchschritten, und man fing an die höchsten Noten des vom Priester gesungenen und von denjenigen, welche ihm folgten, wiederholten Trauerpsalms zu hören.

Sobald er diese Noten vernahm, kniete Hervey nieder; der Graf aber blieb stehen: er wiederholte leise den Todtengesang, der zwischen den Lippen von Hervey zu verscheiden schien.

Als der Priester nur noch fünfundzwanzig Schritte vom Schlosse entfernt war, winkte er den Trägern, und diese hielten an.

Hinter den Trägern hielten die Bauern an.

Der Zug blieb unbeweglich, die Gesänge verstummten.

Der Priester trennte sich vom Zuge und ging auf den Grafen zu. Dieser versuchte es, ein paar Schritte ihm entgegen zu machen, doch es war ihm unmöglich, seine Füße vom Boden loszureißen.

Hervey sah, was bei seinem Herrn vorging, an der Blässe, die seine Stirne bedeckte. Er machte eine Bewegung, um ihm diesen Platz, an dem er wie versteinert festhing, verlassen zu helfen und ihn im Nothfalle zu unterstützen; doch sein Herr hieß ihn mit der Hand winkend an seiner Stelle bleiben.

Er hatte schon ein Knie erhoben, und er setzte es wieder auf die Erde.

Der Mönch hatte während dieser Zeit die Entfernung zurückgelegt, die ihn von der Thüre trennte. Auf der Schwelle dieser Thüre hatte er einen Mann gesehen, und an der Blässe des Gesichtes von diesem Manne hatte er den Vater von Colombau erkannt.

„Mein Herr," sprach er, „ich habe von Paris bis hierher den Leib des Vicomte von Penhoël begleitet, und ich bringe ihn in das Schloß seiner Väter zurück."

„Gott segne den frommen Mann, der einen Sohn seinem Vater zurückbringt!" antwortete der alte Edelmann, indem er sich vor der doppelten Majestät der Religion und des Todes verbeugte.

Der Prieſter winkte.

Die vier Träger kamen langſam herbei; zwei Männer, Geſtelle tragend, folgten ihnen: ſie ſetzten die Geſtelle auf die Erde, die Träger legten den Sarg auf die Geſtelle, und alle kehrten mit einander zu der Gruppe zurück, in der ſie ſich verloren.

Der Abbé Dominique, — denn er war es, und unſere Leſer haben ihn ohne Zweifel wiedererkannt, — machte ein neues Zeichen: der Zug näherte ſich, bildete einen Halbkreis um den Sarg und umhüllte ihn niederknieend.

Es ſchien, alle Mitglieder dieſer frommen Verſammlung haben ſich verſtändigt, um dem Vater die ſchmerzlichen Einzelheiten dieſes Leichenbegängniſſes zu entziehen.

Der Graf und der Prieſter blieben allein ſtehen.

Der Graf, deſſen Augen ſich Anfangs auf den Sarg geheftet hatten, wandte ſie mit Mühe davon ab und ſchien eine nach der andern alle Perſonen des Zuges bis auf die geringſten zu beſichtigen, ob er nicht unter ihnen diejenigen erkenne, welche er dabei zu finden erwartete.

Endlich ſprach er, indem er ſich an den Abbé Dominique wandte:

„Mein Herr, ich habe Ihnen ſchon für das gedankt, was Sie für mich und für meinen Sohn gethan, und ich danke Ihnen noch einmal. Warum iſt aber der Pfarrer von Penhoël nicht bei Ihnen?“

„Ich habe ihn gebeten, den Leichenzug zu begleiten, und er hat ſich geweigert,“ erwiederte Dominique.

„Er hat ſich geweigert?“ rief der Graf erſtaunt.

Der Mönch verbeugte ſich.

„Und ſeit wann weigert ſich der Pfarrer des Dorfes Penhoël, für die Ruhe des Grafen von Penhoël zu beten?“

„Der Vicomte von Penhoël,“ erwiederte der Abbé

Dominique, ist eines gewaltsamen Todes gestorben, und er hat sich selbst das Leben genommen."

„Ja, mein Vater," sprach der alte Edelmann; „doch je mehr das arme Kind verirrt ist, desto nothwendiger ist es, daß man die Barmherzigkeit Gottes auf dasselbe herabruft. Ist der Arme nicht als ein guter Christ gestorben, so ist er wenigstens, dessen bin ich sicher, als redlicher Mensch gestorben."

„Ich weiß es, Herr Graf."

„Und woher wissen Sie es?"

„Ich war sein Freund, und es war sein letzter Wille, daß ich die Sendung vollbringe, die mich hierher führt."

Somit kommen Sie nur unter dem Titel eines Freundes?"

„Unter dem Titel eines Freundes und eines Priesters, Herr Graf."

„Sie setzen sich aber dem Zorne Ihrer Oberen aus, mein Vater?"

„Ich fürchte nur den Zorn Gottes, Herr Graf."

„Wenden Sie ihn also vom Haupte meines Sohnes ab, mein Herr, und rufen Sie die ganze Milde des Herrn an."

Der Priester verbeugte sich und stimmte, indem er sich gegen den Sarg umwandte, das **De profundis clamavi ad te!** mit einer so festen und zugleich mit einer so mächtig schallenden Stimme an, daß sein Gesang bis zum Fuße vom Throne des Ewigen aufsteigen mußte.

„**De profundis clamavi ad te!**" wiederholte die Menge mit der ganzen Gewalt ihrer Stimme.

„**De profundis clamavi ad te!**" murmelte der Graf von Penhoël.

Als sodann der Trauergesang beendigt war, stand Jedermann auf.

Der Abbé Dominique ging auf den alten Edelmann zu.

„Herr Graf,“ sprach er, „wo sollen wir die sterblichen Ueberreste Ihres Sohnes niederlegen?“

„Hat meine Familie nicht ihre Gruft auf dem Friedhofe von Penhoël?“ fragte der Graf.

„Der Friedhof von Penhoël ist geschlossen und der Friedhofwächter hat sich geweigert, ihn zu öffnen.“

„Und seit wann ist der Friedhof von Penhoël für die Grafen von Penhoël geschlossen?“

Der Abbé antwortete mit sanftem Tone:

„Seitdem sie Gott vor dem für ihren Tod bezeichneten Tage das Leben wiedergeben, das ihnen Gott geschenkt hatte.“

„Verhält es sich so, mein Vater, so wollen Sie mir folgen,“ sprach der alte Edelmann mit fester Stimme, indem er sich stolz aufrichtete, während Hervey seinen Platz hinter dem Sarge einnahm.

Auf einen Wink des Abbé Dominique traten die vier Träger aus den Reihen hervor und nahmen ihre Last wieder auf, und der Leichenzug, dem der Abbé Dominique voranschritt, setzte sich, den Grafen von Penhoël an seiner Spitze, langsam in Bewegung.

Man ging um den Thurm und die Ruinen des Schlosses, man erstieg eine letzte Kante des Felsens, und man befand sich am westlichen Abhange der Küste, dem ungeheuren, tosenden, stürmischen Ocean gegenüber.

Die Wellen waren schwarz und hoch; der Wind blies und machte die Haare des Greises flattern.

Kein Horizont konnte besser, als der, welcher sich vor den Blicken von denjenigen entrollte, die dem Sarge des jungen Mannes vorangingen oder ihm folgten, einen Begriff von der Macht und dem Zorne Gottes geben; nur möchte man wissen: nahmen diese gränzenlose Macht, dieser ungeheure Zorn, welche die Wellen des Oceans empören und am Himmel die Wolken, diese Wagen, welche die Stürme tragen, konnten zusammenstoßen machen, nahmen sie zum Gegenstande

dieſe elenden Fragen, welche im Concil einige müßige Cardinäle debattiren?

Das konnte der Abbé Dominique, dieſes große Herz und dieſer große Geiſt, nicht zugeben, als ſich vor ihm das Rieſenſchauſpiel entrollte.

Ein bitteres Lächeln ſchwebte über ſeine Lippen; ſeine Augen richteten ſich auf den Sarg, wo dieſer träge, unempfindliche Leichnam ſchlummerte, und nur Eines ſchien ihm ſo unendlich als dieſe Macht, ſo ungeheuer, als dieſer Zorn Gottes: das war der Schmerz dieſes Vaters.

Der Graf blieb vor einem mit Farnkraut und Wachholderſtauden umgebenen kleinen Sandhügel ſtehen.

„Ich wünſche, daß man hier den Leib meines Sohnes beſtatte," ſprach er.

Die Träger hielten abermals an, die Geſtelle wurden wie vor der Thüre des Thurmes niedergeſetzt, und der Sarg quer darauf gelegt.

Der Edelmann ſchaute umher: er ſuchte den Todtengräber, doch der Todtengräber hatte vom Pfarrer den Befehl erhalten, dem Zuge nicht zu folgen.

„Hervey," ſagte der Graf, „hole zwei Spaten."

Fünf oder ſechs Bauern ſtürzten nach dem Schloſſe.

„Laßt Hervey machen," ſagte er mit einer Geberde des Befehles.

Jeder blieb ſtehen; Hervey allein ging ſo ſchnell, als es ihm ſein Alter erlaubte, hinab und verſchwand durch eine alte, an einer noch vorhandenen Mauer offene Schlupfpforte.

Einen Augenblick nachher erſchien er wieder mit zwei Spaten.

Die Bauern wollten ſich derſelben bemächtigen.

„Ich danke, meine Kinder," ſprach der Graf. „Das geht uns an, Hervey und mich."

Er nahm einen Spaten aus den Händen des alten Dieners.

„Auf, mein guter Hervey," ſagte er, „laß uns

sein letztes Bett dem Letzten der Grafen von Penhoël bereiten."

Und er fing an die Erde auszugraben.

Hervey folgte dem Beispiele, das ihm gegeben war.

Nicht Einer von den Anwesenden vermochte seine Thränen zurückzuhalten, als er diese zwei Greise sah, den Bart und die Haare im Winde flatternd, das Grab eines Kindes grabend, das der Eine gezeugt und der Andere in seinen Armen gewiegt hatte.

Die Augen verloren zwischen den zwei Unendlichkeiten, dem Himmel und dem Ocean, die Arme im Kreuze auf seiner Brust, unbeweglich, ohne Stimme, ohne Thränen, blieb Dominique aufrecht und wie in Entzückung stehen.

Der schöne Mönch in seiner seltsamen Tracht schien da zu sein, um das pittoreske und poetische Drama zu vervollständigen, in welchem ihm ein gütiger Gott providentiell seine Stelle zugetheilt hatte.

Das Grab grub sich rasch in diesem bröckeligen Boden, und bald hatte es eine Tiefe von fünf bis sechs Fuß.

Einer von den Trägern hatte Stricke: man schob sie unter dem Sarge durch und ließ diesen in das Grab hinab.

Man suchte das Weihwasser.

Dominique erblickte in der Aushöhlung eines nahen Felsens Wasser so glänzend wie ein Spiegel.

Er ging auf den Felsen zu, sprach über diesem Wasser die sacramentlichen Worte, brach einen Fichtenzweig, der einen natürlichen Sprengwedel bildete, tauchte diesen Zweig in den Behälter, näherte sich dem Grabe, besprengte den Sarg und sprach:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes segne ich Dich, mein Bruder, und ich rufe auf Dich den Segen des Herrn herab."

„Amen!" antworteten die Anwesenden.

„Gott, der Deine Absicht kannte, konnte allein

Deinen Arm zurückhalten und Deinen Willen brechen: Gott hat es nicht gewollt. Vergebung und Segen über Dich, mein Bruder!"

„Amen!" sprachen im Chore die Anwesenden.

Der Mönch fuhr fort:

„Ich, ich habe Dich auf Erden gekannt, ich vermag also diesen Kindern desselben Landes wie Du zu sagen, daß Du nichts verschuldet hast, um ihre Zuneigung zu verlieren. Du warst ein würdiger Sohn der Bretagne, Du hattest alle die Tugenden, welche ihre Kinder von dieser würdigen Mutter entlehnen: Du hattest den Adel, Du hattest die Stärke, Du hattest die Größe, Du hattest die Schönheit. Du hast Deine Rolle hienieden gespielt, und obgleich nicht einmal dreiundzwanzig Jahre, ist Dein Leben ein Opfer gewesen, wie Dein Tod ein Märtyrthum. Ich segne Dich also, mein Bruder, und bitte Gott, er möge Dich segnen, wie ich es thue."

„Amen!" sprach die Menge.

Der Abbé schüttelte aufs Neue den Fichtenzweig und reichte ihn sodann dem Grafen von Penhoël.

Am Rande des Grabes stehend, empfing dieser den Zweig aus den Händen des Mönches, und ließ um sich her einen erhabenen Blick der Traurigkeit, des Stolzes und der Verachtung laufen; dann sprach er mit Anfangs dumpfer, allmälig aber zu den höchsten Noten emporsteigender Stimme:

„O meine Ahnen! Ihr, die Ihr in Euren Riesenkämpfen mit Eurem edlen Blute jedes Körnchen von diesem Sande besprengt habt, was sagt Ihr hiezu, o meine Ahnen? War es der Mühe werth, ein Geschlecht von Eroberern zu sein, Jerusalem mit Gottfried von Bouillon, Constantinopel mit Baudouin, Damiette mit dem heiligen Ludwig zu nehmen; war es der Mühe werth, Eure Leichname auf allen Straßen auszustreuen, welche nach der Schädelstätte führen, damit ein christliches Begräbniß von christlichen Priestern Eurem letz-

ten Abkömmling verweigert werde? . . O meine Ahnen, mit dem Schatten Eurer Tugenden, wie eine große Eiche mit dem Schatten ihrer ungeheuren Aeste, habt Ihr die ganze Bretagne bedeckt, und nun verweigert man Eurem Sprößling einen Winkel von dieser Erde, die Ihr beschattetet! . . O meine Ahnen! ist es nicht eine große Traurigkeit und ein jämmerliches Ding, diesem edlen Kinde, das mein einziger und vielgeliebter Sohn war, den Eingang in die Gruft seiner Väter verweigern zu sehen, während Gott, vielleicht minder streng als die Menschen, ihm den Eintritt in den Himmel nicht verweigern wird? . . O meine Ahnen! Euch beschwöre ich! Entscheidet, ob dieser letzte Penhoël unwürdig ist, an der Seite der übrigen Familie zu ruhen. Versammelt Euch im Rathe, erhabene, reine Schatten; in der Welt, die Ihr bewohnt, rufet Euch bei Euren Namen, von Colombau dem Starken, der auf der Ebene von Poitiers, die Saracenen zurückschlagend, im Jahre 732 getödtet wurde, bis auf Colombau den Loyalen, der 1793 seinen Kopf aufs Schaffot trug und mit dem Ausrufe starb: „„Ehre sei Gott im Himmel! Friede den Menschen von gutem Willen auf der Erde!““ versammelt Euch und richtet ihn, Ihr, die einzigen Richter, die ich anerkenne. Richtet denjenigen, dessen Grab ich so eben gegraben habe, denjenigen, welchen ich in diese Erde niedergelegt habe, denjenigen endlich, dessen Sarg ich mit dem Wasser des Himmels besprenge, das vom Herrn in der Höhlung eines Felsens aufbewahrt worden ist! — Ich, der ich nicht sein Richter bin, ich, der ich sein Vater bin, verzeihe ihm und segne ihn!“

Und diese Worte vollendend, schüttelte er den Fichtenzweig über dem Grabe, und wollte ihn sodann Hervey reichen; doch das war mehr, als der arme Vater ertragen konnte: sein Gesicht bedeckte sich mit einer Todesblässe, seine Stimme verschied in seiner Kehle, ein herzzerreißender Schrei drang aus seiner Brust her-

vor, und er sank auf den Sand wie eine durch einen Wetterstrahl gebrochene Eiche.

CXLV.

Das Leichenmahl.

Eine Viertelstunde nach der Scene, die wir so eben erzählt, ohne die Prätension zu haben, sie malen zu wollen, ließ Hervey alle Personen, welche dem Leichenbegängnisse gefolgt waren, in das eintreten, was einst der Saal der Wachen war, ein ungeheures kreisförmiges, durch farbige Scheiben erleuchtetes Gemach, in welchem im Schatten die Wappen, die Schilde, die Rüstungen, die Banner und die Schwerter der ehemaligen Herren von Penhoël glänzten.

Der Mönch fehlte allein: man begreift, daß er beim alten Grafen geblieben war, weniger vielleicht, um Sorge für ihn zu tragen, als um mit ihm von Colombau zu sprechen und ihm über den Tod seines Sohnes Einzelheiten zu geben, die er nicht kannte.

Jeder setzte sich an die Wand.

Das Gespräch fand Anfangs mit leiser Stimme, bald aber ein wenig lauter statt. Der Aelteste der Gesellschaft, ein Greis mit weißen Haaren, der neunzig Jahre alt sein mochte und die fünf letzten Grafen von Penhoël gekannt hatte, erzählte sodann das, was er seine Vorfahren hatte erzählen hören, und was seine Vorfahren von ihren Altvordern wußten, nämlich die Thaten der zehn letzten Grafen. Dann nahm eine alte Frau das Wort, und wie der Mann die Thaten der

Grafen erzählt hatte, zählte sie die Tugenden der Gräfinnen auf.

In Erwartung des Herrn, über dessen Gesundheit sie die Gegenwart von Hervey beruhigte, that so Jeder sein Bestes, um gewaltig diese Vergangenheit von zehn Jahrhunderten zu loben, von deren Größe die Gegenwart geerbt hatte, und jede Erzählung machte, wie eine Elektrisirmaschine, einen Funken aus allen Herzen, eine Thräne aus allen Augen springen.

Der alte Hervey ging von Einem zum Andern, drückte herzlich den Anwesenden die Hand, und theilte, eine Erzählung an die andere anknüpfend, ebenfalls die Ereignisse mit, die er hatte erzählen hören, und deren Zeuge er gewesen war. Als er aber zu seinem jungen Herrn kam, als er, von seinem ersten Stammeln bis zu seinem letzten Seufzen, die reine, heitere Kindheit, die stürmische, bewegte Jugend des armen Colombau zu erzählen versuchte, da brach ein Schluchzen aus jeder Brust hervor.

Es war erst kurze Zeit, daß er nach Penhoël gekommen, daß Jeder ihn gesehen, ihn gegrüßt, ihm die Hand gedrückt, mit ihm gesprochen hatte! Allerdings hatte er Jedermann traurig geschienen! Doch wie weit war man davon entfernt, zu vermuthen, diese Traurigkeit sei tödtlich!

Es ist eine Race, welche geht, die dieser großen Grafen mit den breiten Schultern, mit Beinen gebogen durch die Gewohnheit, zu reiten, mit einem in die Schultern, durch die Helme, welche auf dem Haupte ihrer Ahnen lasteten, eingedrückten Kopfe; doch es ist eine Race, die auch geht, die dieser alten ergebenen Diener, welche beim Großvater geboren werden und beim Enkel sterben: mit solchen Menschen ließ der Vater, wenn er seiner Frau ins Grab folgte, seinen Sohn nicht allein im Hause.

Die Ehrfurcht, die man für den hingeschiedenen Greis gehabt hatte, ging in eine fromme Liebe für das

verwaiſte Kind über. Oft habe ich die gegenwärtige Generation dieſe achtungsvolle Zärtlichkeit der alten Diener, dieſe unbegränzte Ergebenheit dieſer früheren Diener, die man, wie ſie behauptet, nur noch auf dem Theater ſieht, verſpotten oder leugnen hören. Es iſt Wahres hieran: die Geſellſchaft, ſo wie ſie uns die zehn Revolutionen gemacht haben, durch welche wir gegangen ſind, iſt nicht conſervativ für ſolche Tugenden; vielleicht iſt es aber eben ſo der Fehler der Herren, wie der der Diener, wenn ſich die Dinge geändert haben. Dieſe Treue hatte viel von der des Hundes: die früheren Herren ſchlugen, ſtreichelten jedoch. Heute ſchlägt man nicht mehr, man ſtreichelt aber auch nicht mehr; man bezahlt, und man iſt, gut oder ſchlecht, bedient.

Oh! die alten Hunde und die alten Diener, das ſind noch die beſten Freunde der ſtürmiſchen Tage! Welcher Freund iſt ſo viel werth als ein Hund, wenn man traurig iſt, ein Hund, der ſich uns gegenüber ſetzt, der uns anſchaut, der ſeufzt, der uns leckt?

Denken Sie ſich unter einem großen Schmerze, an der Stelle dieſes Hundes, der Sie ſo gut zu verſtehen weiß, einen Freund, Ihren beſten Freund: welche alltägliche Tröſtungen, welche Rathſchläge, die ſich unmöglich befolgen laſſen, welche endloſe Raiſonnements, welche hartnäckige Discuſſionen werden Sie nicht auszuſtehen gezwungen ſein? In die redlichſte und zarteſte Sympathie eines Freundes für Ihren Schmerz ſchleicht ſich immer eine Nuance von Egoismus ein; an Ihrer Stelle würde er nicht gehandelt haben wie Sie: er hätte Geduld gefaßt, temporiſirt, widerſtanden, was weiß ich? in jedem Falle aber hätte er ſich anders benommen, als Sie ſich benommen haben; mit einem Worte, er klagt Sie an, und während er Sie zu bemitleiden und zu tröſten ſucht, tadelt er Sie.

Doch die alten Hunde, doch die alten Diener, treue Echos Ihrer innerſten Leiden, ſie wiederholen dieſelben, ohne ſie zu erörtern, lachen und weinen,

freuen sich und leiden mit Ihnen und wie Sie, und Sie sind ihnen nie etwas auf ihr Lächeln und auf ihre Thränen schuldig.

Die Generation, die uns vorhergeht, leugnet sie; die Generation, die uns folgt, wird nicht einmal davon haben sprechen hören. Die Hunde unserer Tage spielen Domino, und die Diener unserer Epoche auf Hausse und Baisse.

Wir bestehen hierauf, wie wir, seiner Zeit und gehörigen Ortes, auf den Mühlen bestanden haben; das ist auch ein Gebrauch, der geht, und den wir gern zurückhalten möchten, wie Alles, was es Gutes, Poetisches oder Großes in der Vergangenheit gab.

Der arme Hervey hatte nicht nur die Treue und die Ergebenheit dieser Hunde, mit welchen sie zu vergleichen wir einigen Menschen die Ehre anthun, sondern er hatte auch ihre Fähigkeiten.

Er hörte und erkannte den Tritt seines Herrn, der dumpf auf den sonoren Stufen der Treppe ertönte.

Bleich, das Gesicht von den Thränen durchfurcht, die er wieder zu sich kommend vergossen hatte, aber fest und ruhig, als wäre er nicht, wie Jacob, vom Engel des Schmerzes besiegt worden, erschien der Graf auf der Schwelle.

Der Abbé Dominique trat hinter ihm ein.

Der Graf grüßte diese Versammlung, wie er es bei einer Versammlung von Fürsten gethan hätte.

„Letzte Freunde meines Sohnes," sprach er, „Ihr, die Ihr zu seinem Grabe den Namen der Penhoël geleitet habt, ich bedaure, Euch nicht würdiger in dem Schlosse meiner Väter empfangen zu können. Wir waren so betrübt, Hervey und ich, daß wir vielleicht nicht hinreichend für Eure Bedürfnisse gesorgt haben. Wollt gleichwohl in den Speisesaal eintreten und nach dem Gebrauche unserer alten Bretagne, von gutem Herzen und wie ich es Euch anbiete, das Leichenmahl annehmen."

Hienach ging er mit festem Schritte durch den

Saal, ließ von Harvey beide Flügel der Thüre öffnen, die sich der gegenüber fand, durch welche er eingetreten war, und lud alle Anwesende, vom Pächter bis zum Ziegenhirten, ein, in den Speisesaal zu gehen.

Auf Gestellen lagen hier ungeheure eichene Bretter, welche einen Tisch bildeten und ein homerisches Mahl trugen. Es war an dem Tische weder ein oberes, noch ein unteres Ende. Man fühlte, daß die Gleichheit des Todes darüber hingegangen.

Der alte Graf setzte sich mitten an den Tisch und bedeutete dem Abbé Dominique durch einen Wink, er möge sich ihm gegenüber setzen.

Die Aeltesten stellten sich an seine Rechte und an seine Linke, und je nach dem Alter nahm jeder seinen Platz, blieb aber stehen.

Der Abbé Dominique sprach unter dem tiefsten Stillschweigen das **Benedicite**, das im Chore von allen Anwesenden wiederholt wurde.

Dann sagte der Graf von Penhoël mit einer antiken Einfachheit:

„Meine Freunde, nehmet Platz bei diesem Mahle zu Ehren des Vicomte von Penhoël, mit demselben Gesichte, als ob er es wäre, der es Euch anböte."

Hienach reichte er sein Glas Hervey, der es füllte, hob es über den Kopf von Allen empor, und sprach:

„Ich trinke auf die Ruhe der Seele des Vicomte Colombau von Penhoël!"

Und Alle wiederholten:

„Wir trinken auf die Ruhe der Seele des Vicomte Colombau von Penhoël!"

Und das Mahl begann.

Für Jeden, der diesen alterthümlichen Gebrauch, welcher sich nicht nur in der Bretagne, sondern auch in einigen anderen Provinzen Frankreichs*) erhalten hat, nicht kennt, ist das Leichenmahl eine der rührendsten

*) Auch in Deutschland. D. Ueberf.

Scenen, an denen man Theil nehmen, oder die man erzählen hören kann. Die mächtige Resignation, mit der sich bei dieser Veranlassung wie mit einem Harnische die Familie des Todten waffnet, ist wahrhaft furchtbar. Man kann kaum begreifen, wie, — während die Einsamkeit, diese natürliche Zuflucht der großen Schmerzen, ein paar Schritte von da ist, — die Familie sich die grausame Marter, ihre Thränen zurückzudrängen und die Schläge ihres Herzens zu unterdrücken, aufzuerlegen vermag; und dennoch ist die Zahl dieser freiwilligen Märtyrthümer groß, und in Bretagne besonders würde es sehr mißliebig angesehen, wollte man den unglücklichen Familien diesen Gebrauch, einen Ueberrest aus barbarischen Zeiten, der selbst in den entferntesten Tagen unerklärbar, streitig machen.

Nachdem das Mahl beendigt war, sprach der Abbé Dominique das Dankgebet, und Jedermann stand auf.

Der Graf von Penhoël ging auf die Thüre zu, deren zwei Flügel Hervey, — welcher, wohlverstanden, mit aller Welt am Tische gespeist hatte, — rasch öffnete.

Dann trat er zuerst hinaus, blieb aber an der Thüre stehen und lehnte sich an die Wand an.

Und als der erste Bauer aus dem Saale herauskam und an ihm vorüberging, sagte er zu ihm, indem er zum Zeichen der Dankbarkeit den Kopf neigte:

„Ich danke Dir So und so, daß Du meinen Sohn zu seinem Grabe begleitet hast."

Und so fort bis zum letzten Anwesenden.

Der Letzte war der Abbé Dominique.

Der Graf von Penhoël verbeugte sich vor ihm, wie er es bei den Anderen gethan hatte, und wie er den Anderen gedankt hatte, so dankte er auch ihm; als aber diese Pflicht erfüllt war, legte er seine Hand auf die Schulter des Mönches, heftete einen flehenden Blick auf ihn und sprach nur die zwei Worte:

„Mein Vater..."

Der Mönch verstand besser noch als die zwei Worte den Blick.

„Ich werde die Ehre haben, einige Zeit bei Ihnen zu bleiben, Herr Graf, wenn Sie es wünschen," sagte er.

„Ich danke, mein Vater," antwortete der alte Edelmann. Und nachdem er zum letzten Male den Anwesenden, welche von Hervey zurückgeleitet wurden, mit der Hand zum Abschiede zugewinkt hatte, zog er den Mönch nach einem Zimmer fort, das zugleich den Anblick eines Arbeitscabinets und eines Schlafzimmers hatte.

Hier bot er dem Abbé einen Stuhl an, nahm selbst einen andern und sprach:

„Das war sein Zimmer, wenn er hierher kam... Das wird das Ihrige sein, mein Vater, während der ganzen Zeit, die Sie im Thurme von Penhoël zu bleiben die Güte haben wollen."

CXLVI.

Die Reliquie des Vaters.

Ein Anderer als wir würde es versuchen, eine Idee von dem zu geben, was zwischen diesem seinen einzigen Sohn beweinenden Vater und diesem Mönche vorging, der ihm die letzten Augenblicke von seinem Sohne erzählte; doch uns behüte Gott, daß wir das unmögliche Werk versuchen, vom Schmerze eines Vaters, der seinen Sohn verloren, oder eines Sohnes, der seinen Vater verloren, Rechenschaft zu geben.

Nach einer Stunde düsterer Blicke auf die letzten Stunden von Colombau geworfen, führte der Graf von

Penhoël, so sehr der Mönch in ihn drang, um in einem andern Theile des Schlosses einquartirt zu werden, Dominique in das Zimmer seines Sohnes ein und zog sich dann zurück, um ihn ausruhen zu lassen.

Befürchtend, sein Anblick werde die Traurigkeit des unglücklichen Vaters nur vermehren, statt sie zu besänftigen, kündigte der Mönch am andern Morgen dem Grafen von Penhoël an, er werde noch an demselben Tage wieder abreisen.

„Das steht Ihnen frei, mein Vater," antwortete der Graf, und Sie haben schon so viel für mich gethan, daß ich es nicht wage, mehr zu verlangen. Ruft Sie indessen keine dringende Pflicht nach Paris zurück, so bitte ich Sie inständig, noch einige Tage bei mir zuzubringen; weit entfernt, mich noch trauriger zu machen, könnte mich der Anblick des Freundes meines Sohnes nur trösten, wenn ich getröstet werden könnte."

„Herr Graf, ich werde so lange, als Sie es wünschen, bei Ihnen bleiben," antwortete der Abbé.

Und sie brachten einen ganzen Monat mit einander zu.

Wie verlief jeder Tag? Wie der vorhergehende verlaufen war: indem man von Colombau sprach, indem man den Himmel anschaute, indem man die Ausdehnung des Oceans maß, indem man von jenen erhabenen Worten und jenen ernsten Gedanken austauschte, wie sie die Engel im Himmel austauschen. — Einer von diesen Tagen wird sie alle sagen.

Am Morgen kam der Graf zum Abbé; er reichte ihm stillschweigend die Hand, grüßte ihn mit dem Kopfe nickend, setzte sich auf einen großen Schämel von geschnitztem Eichenholze, und deutete mit seiner langen, bleichen Hand auf die Wogen, die sich auf der weiten Ebene des Oceans erhoben.

„Hier saß er," murmelte der alte Vater, ewig einem und demselben Gedanken preisgegeben, „und von diesem Platze aus, wo ich bin, tauchte sein Auge in die

Tiefe des Horizonts, wie es das meinige thut. Er begriff beſſer die Größe Gottes beim Anblicke des mächtigen Schauſpiels der See; oft nahm er ſeine Weltkarte und legte ſie hierher, auf den Rand des Fenſters, und vom Ocean zur Erde, von der Erde zum Himmel übergehend, ſuchte ſein Blick den dichten Schleier zu durchdringen, den Gott ganz mit Sternen beſäet zwiſchen der Erde und ſich ausbreitet... „Mein Vater" fuhr der Graf fort, ohne ſeinen Platz zu verlaſſen und mit dem Finger auf das Inſtrument deutend, „hier iſt ſein Planiglob, ich ſehe noch ſeine auf dieſen unbekannten Welten umherirrende Hand... Hier ſind ſeine Rechtsbücher, ſeine Bücher über Medicin, Phyſik, Chemie, Botanik... Hier ſind ſeine Flinte, ſeine Büchſe, ſeine Rapiere... Hier ſind ſeine Zeichnungscartons, ſein Klavier, ſein Virgil, ſein Homer, ſein Dante, ſein Shakeſpeare, ſeine Bibel; denn, heilig oder profan, er bewunderte Alles, was ſchön war, er verehrte Alles, was groß war! Sollte man nicht glauben, wenn man dieſes Zimmer ſieht, er werde ſogleich eintreten, uns zulächeln, ſich ſetzen und mit uns ſprechen?"

Der Greis ließ ſeinen Kopf auf ſeine Hand fallen, dann fügte er, diesmal wie mit ſich ſelbſt ſprechend, bei:

„Eine von den letzten Nächten, die er hier zugebracht hat, — es war eine Sturmnacht, — es herrſchte eine erſtickende Hitze; ich konnte in meinem Zimmer nicht athmen; ich war traurig, als ob ſich ein Todtenvogel um mein Haupt gedreht hätte. Ich erblickte Licht an ſeinem Fenſter, und erſtaunt, ihn um drei Uhr Morgens noch wach zu ſehen, ging ich zu ihm. Wiſſen Sie, was er that, mein Vater? Er lernte eine neue Sprache, mein Vater: er ſtudirte das Hebräiſche. Es war in der That eine wunderbare Organiſation, eine erhabene Intelligenz. Die andern Menſchen haben beſondere Tendenzen, ein ſpecielles Genie für dieſes oder jenes Studium, für dieſe oder jene Wiſſenſchaft. Er hatte das Verlangen, Alles zu wiſſen,

den Ehrgeiz, Alles zu lernen, die Fähigkeit, Alles zu ergründen. Glauben Sie mir, es ist nicht meine Liebe für ihn, die mich verblendet; es ist nicht mein Vaterstolz, der mich so sprechen macht. Fragen Sie alle diejenigen, welche ihn gekannt haben, seine Lehrer, seine Kameraden, Sie selbst, denn ich vergesse, daß er Ihr Freund war... Und wenn man bedenkt, daß ein paar Pfund Kohlen, träge Materie, diesen nach dem Ebenbilde Gottes geschaffenen Menschen zerstört haben! Mit ein wenig Rauch! ist das möglich, und gleicht das nicht wahrhaftig einem Hohne?..."

Dominique stand auf, ging auf den Grafen zu und reichte ihm stillschweigend die Hand.

„Wovon sprachen Sie, wenn Sie beisammen waren?" fragte der arme Vater.

„Von Gott und von Ihnen."

„Von mir?"

„Er liebte Sie so sehr!"

„Er hat eine Frau mehr geliebt, als er mich liebte, da seine Liebe für mich ihn nicht abgehalten hat, für diese Frau zu sterben."

Sodann, indem er wieder darauf zurückkam, daß er mit seinen eigenen Gedanken sprach, sagte er:

„Ja, es ist so, und beim Gleichgewichte der Natur muß es so seyn. Der junge Mann muß die Frau mehr lieben, die seinen Kindern das Leben geben wird, als er die Eltern liebt, die ihm das Leben gegeben haben. Hat nicht der Herr zum Weibe gesagt: „„Du wirst Deinen Vater und Deine Mutter verlassen, um Deinem Manne zu folgen?"" Er hat uns verlassen, um der Frau zu folgen, und die Frau hat ihn in das unbekannte Land geführt, das man den Tod nennt."

„Sie werden ihn dort eines Tages wiederfinden, Herr Graf."

„Glauben Sie das, mein Vater?" fragte der Graf seine durchdringenden Augen auf die von Dominique heftend.

„Ich hoffe es, mein Herr!“ antwortete dieſer.

„Sie haben ihn von ſeinem Verbrechen losgeſprochen, nicht wahr?“

„Aus Herzensgrunde, mein Herr!“

„Ihre Abſolution erſchreckt mich für die anderen Väter. Welche entſetzliche Ermunterung zum Selbſtmorde, wenn die Selbſtmörder losgeſprochen werden!“

„Oh! Herr Graf, der Tod Ihres Sohnes iſt kein Selbſtmord, es iſt ein Märtyrthum. Denjenigen, welcher ſich, um ſein Vaterland zu retten, freiwillig in den Abgrund ſtürzt, abſolvire ich. Es wird ein Tag kommen, Herr Graf, wo die Geſellſchaften, gründlicher geſichert, mit kaltem Blute die Verbrechen der Geſellſchaft richten können, wie man das Verbrechen des einzelnen Menſchen richtet; es wird ein Tag kommen, wo der Codex, der ein Werk der Menſchen iſt, mit den Sympathien harmonirt, welche aus Gott entſpringen. Das Kind, das wir beweinen, Herr Graf, Sie als ein Vater, ich als ein Bruder, iſt als Opfer von einer dieſer himmliſchen Sympathien geſtorben, welcher die Sitten einer barbariſchen Geſellſchaft Feſſeln anlegen. Ein Menſch hat ſich ſeinen Freund genannt und ihn abſcheulich betrogen! Würde das Geſetz die Lüge beſtrafen, ſo wäre der Tod nicht mehr die Zuflucht der ehrlichen Leute!“

„Ich danke, mein Vater,“ ſprach der Graf; „ich danke Ihnen für Ihre guten Worte. Sie geben mir die Hoffnung, daß ich mich, wenn er von mir auf einige Zeit getrennt iſt, in der Ewigkeit mit ihm wiedervereinigen werde.“

Sodann aufſtehend:

„Wir wollen ihn beſuchen.“

Beide gingen hinaus und wanderten nach dem Grabe.

Hier angelangt, bemerkte der Mönch, daß der Graf dieſen Platz gewählt hatte, weil er ihn vom Fenſter ſeines Zimmers aus ſehen konnte. Dieſes offene Fen-

ſter deutete an, ehe er Dominique aufgeſucht, habe der Graf ſchon dieſes Grab begrüßt.

Beide ſetzten ſich auf den Felſen, wo Dominique das Waſſer geſchöpft hatte, um den Sarg zu beſprengen.

Es herrſchte einen Augenblick ein tiefes Stillſchweigen.

„Alſo,“ fragte der Graf, wie wenn er ein angefangenes Geſpräch wiederaufnehmen würde, „Sie glauben feſt an ein anderes Leben?“

Der Mönch brach einen Zweig von einer verkrüppelten Eiche ab, riß eine Knoſpe davon los, welche völlig todt zu ſein ſchien, und zeigte dem Grafen im Herzen der Knoſpe den Keim der zukünftigen Knoſpe.

„Ja, ich begreife,“ ſagte der Graf, „ſelbſt der Tod hat ſeinen Lebenskeim; hier zeigen Sie mir aber nur den jährlichen Tod, das heißt den Schlaf. Der Baum, der dreihundert Jahre lebt, hat ſeine letzte Stunde wie der Menſch; der Winter iſt nicht der Tod der Natur, es iſt ihr Schlaf.“

„Der Baum vegetirt aber, und lebt nicht,“ erwiederte Dominique. „Er ſpricht nicht, er denkt nicht, er hat keine Seele.“

Der Graf antwortete nicht.

Im Zimmer von Colombau hatte ſich ſeine Hand auf ein Buch gelegt, und aus Zerſtreuung oder abſichtlich, hatte er es mitgenommen.

Es war ein Band des großen Philoſophen, den man Shakeſpeare nennt.

Er war auf folgende Stelle von König Lear gerathen, und ohne Zweifel fand er darin mit den Traurigkeiten ſeines Herzens ſchmerzliche, obgleich unbeſtimmte, entfernte Aehnlichkeiten.

Derjenige, deſſen Seele einem großen Schmerze preisgegeben iſt, iſt beinahe unempfindlich für eine leichte Pein. Es verfolge Dich ein wildes Thier, und Du wirſt fliehen; ſtößt aber Deine Flucht vor ſich auf das Hinderniß eines brüllenden Meeres, ſo wirſt Du umkehren und dem wil-

den Thiere die Stirne bieten. Ist die Seele frei, so ist der Körper zartfühlend und für den Schmerz empfindlich.

Und, als sollte das Beispiel neben die Lehre gesetzt werden, fing einer der kältesten Winde, welche je aus dem Marmorrachen des Westen hervorgekommen sind, an zu wehen und schien, den Grafen und Dominique überfallend, die Worte im Munde des Grafen und die Thränen in den Augen des Mönches in Eis verwandeln zu wollen.

Der junge Mann fühlte einen Schauer seinen ganzen Leib durchziehen und forderte den Grafen auf, ins Schloß zurückzukehren.

Er aber schien mit Shakespeare den Beweis geben zu wollen, daß bei den großen Leiden der Seele der Körper für den Schmerz unempfindlich ist; er blieb unbeweglich sitzen und fuhr in seiner Lesung mit sonorer Stimme fort.

So auf der Küste des Meeres sitzend, das anschwoll und brüllend sich zu seinen Füßen brach, glich der alte Graf wahrhaft dem Riesen der Schmerzen, den man den König Lear nennt. — Seine flatternden Haare, deren silberne Locken der Wind aufhob, vervollständigten die Aehnlichkeit; nur beweinte der Eine den Undank seiner Töchter, der Andere den Tod seines Sohnes.

Es ist an den Vätern, zu sagen, ob es nicht besser ist, ein todtes Kind zu beweinen, als ein undankbares Kind.

Der Graf war zu den schmerzlichen Klagen und zu dem düstern Anathem gekommen, das der englische Aeschylos dem Vater von Goneril, von Regan und von Cordelia auf die Lippen legt.

Wehet, Winde, entfesselt euch! Stürme, entfaltet eure ganze Wuth! Katarakte, Orkane, Gewitter gießt eure Ströme auf die Erde, begrabet unter eurem Gewässer die Spitze unserer Thürme! schwefelige Blitze, schnell wie der Gedanke, versenget meine weißen Haare! unversöhnlicher

Donner, der du das Weltall auf ſeiner Achſe erſchütterſt, zerſchmettere die Welt! zerbrich die Formen der Natur! vertilge alle Keime, welche den undankbaren Menſchen hervorbringen!

Erſchöpfet eure Flanken, Stürme; erſchöpfet die Ströme von Regen und von Flamme, Winden, Donner und Gewitter; ihr ſeid nicht meine Kinder, ich klage euch nicht des Undanks an, ihr ſeid mir keinen Gehorſam ſchuldig. Uebet alſo an mir, nach eurem Belieben, alle wüthende Launen eurer grauſamen Spiele: ich bin euer unterthäniger Sklave, ein armer, ſchwacher Greis, niedergebeugt unter der Laſt der Gebrechen und der Verachtung, und dennoch habe ich das Recht, euch feige Diener zu nennen, euch, die ihr euch vom Himmel herab mit undankbaren Kindern verbindet, um mir den Krieg zu erklären, euch, die ihr zum Ziele für eure Streiche ein altes, mit weißen Haaren bedecktes Haupt wählt . . . Oh! das iſt von euch eine ſchmähliche Feigheit!

Und das Geſicht und die Geberden des Grafen von Penhoël ſtimmten ganz mit denen vom armen König Lear überein. Wie dieſer, rauſte er ſich die Haare aus, und der Wind, der auf den ungeheuren Ocean zurückſprang, machte ſie, Schneeflocken ähnlich, in der Luft wirbeln.

Andere Male, wenn der Morgennebel oder der Sturm der Nacht den Fußpfad, der ſich längs dem Meere hinzog, ganz unbenützbar gemacht hatte, oder wenn die eiſigen Märzregen wie ſcharfe Lanzenſpitzen von einem bewölkten Himmel herabfielen, ſtieg der Graf, gefolgt von Dominique, entweder auf die Plattform, wo wir ihn den Leichnam ſeines Sohnes haben erwarten ſehen, oder in das höchſte Zimmer des Thurmes hinauf, das zur Zeit der Kriege von Provinz gegen Provinz oder von Herren gegen Herren zu einer Wachſtube dienen mußte.

Hier, wie Priamus, der von den Thürmen Trojas herab den Leichnam ſeines Sohnes ſiebenmal um das Grab von Patroclus ſchleppen ſieht, rief er ſein Kind und recitirte die Wehklagen, welche der göttliche Homer dem alten König in den Mund legt.

Priamus der Große trat ein, ohne bemerkt zu werden, näherte sich Achilles, nahm in seine Arme die Kniee des Helden und küßte diese mörderischen Hände, diese entsetzlichen Hände, die ihm so viel Söhne tödteten. So, wenn das Geschick einen Menschen, der in seinem Vaterlande einen andern Menschen getödtet, erfaßt und zu einem fremden Volke hinausgestoßen hat, wenn dieser Mensch in das Haus eines reichen Mannes eintritt, wo er eine Zuflucht sucht, werden alle diejenigen, welche ihn sehen, von Erstaunen ergriffen; so war Achilles erstaunt, als er Priamus sah, einem Gotte ähnlich, und nicht minder erstaunt als Achilles, schauten die Anwesenden einander an.

Da richtete Priamus flehend folgende Rede an ihn:

„Den Göttern gleicher Achilles, erinnerst Du Dich Deines Vaters; er ist von demselben Alter wie ich und auf der tödtlichen Schwelle des Greisenthums. Vielleicht bedrängen ihn benachbarte Feinde und er hat Niemand, um weit von ihm den Krieg und den Tod zurückzuschlagen; doch dieser, da er von Dir sprechen hört und weiß, daß Du lebst, freut sich wenigstens in seinem Herzen, und hofft überdies alle Tage, er werde seinen theuren Sohn von Troja zurückkommen sehen. Ich aber bin ganz und gar unglücklich, da ich so viele tapfere Söhne im weiten Troja erzeugte, und keiner von diesen Söhnen mir gelassen worden ist . . . Ich zählte fünfzig, als die Achäer kamen; neunzehn waren aus demselben Schooße hervorgegangen, und meine Frauen hatten die anderen in meinen Palästen zur Welt gebracht . . . Der ungestüme Mars hat ihnen die Kniee gebrochen, und derjenige, welcher allein bei mir war, der die Stadt und uns vertheidigte, Du hast ihn kürzlich in dem Augenblicke getödtet, wo er für das Vaterland kämpfte . . . armer Hector!

„Und ich, ich komme nun um seinetwillen zum Schiffe der Achäer, um ihn loszukaufen, und ich bringe ungeheures Lösegeld. Achte die Götter, Achilles, und habe Mitleid mit mir; und Deines Vaters Dich erinnernd, bedenke, daß ich viel mehr zu beklagen bin als er, denn ich habe Dinge ertragen, wie sie noch kein anderer lebender Mensch auf Erden ertragen hat: das, die Hand gegen den Mund des Mannes auszustrecken, der meinen Sohn getödtet hat!"

An einem andern Tage war es der zehnte Gesang
n Dante, der in den Geist des armen Vaters zurück-

kehrte. Was er aber in diesem zehnten Gesange sah, war nicht Farinata di Uberti, welcher mehr durch die Niederlage der Seinigen, als durch sein Feuerbett gequält wurde! Nein, es war die angstvolle Gestalt von Cavalcanti, diesem väterlichen Schatten, der an der Seite von Dante seinen Sohn sucht.

Und in der Sprache, in der sie gedichtet worden, wiederholte er die schönen Verse des florentinischen Verbannten.

Damals erhob sich von dem Theile, wo das Grab entdeckt worden war, der Kopf eines andern Schattens, der sich auf seinen Schooß gesetzt zu haben schien.

Das Gespenst schaute umher, als suchte es Jemand, und als seine Hoffnung verschwunden war, sagte es zu mir in Thränen zerfließend:

„Die Macht des Genius wird Dir dieses schwarze Gefängniß geöffnet haben. Wo ist mein Sohn, und warum erblicke ich ihn nicht an Deiner Seite?"

Und ich erwiederte ihm:

„Ich komme nicht durch meine Gewalt allein. Der Weise, der mich führt, ist hier bei uns . . . Vielleicht verachtete Euer Führer zu sehr diesen erhabenen Meister."

Seine Worte und die Art seiner Strafe hatten mir den Namen dieses Schattens geoffenbart. Meine Antwort war also genau.

Doch plötzlich sich aufrichtend, rief das Gespenst:

„Wie hast Du gesagt? Verachtete!.. Hat er aufgehört, zu athmen, und erfreut das sanfte Sonnenlicht seine Augen nicht mehr?"

Und da ich zu antworten zögerte, fiel er rücklings in seinen Sarg und zeigte sich nicht mehr.

Und den Kopf schüttelnd, pflegte er zu sagen, der arme Graf, der sich auf die Schmerzen verstand:

„Dieser litt am meisten, da er stillschweigend und ohne sich zu beklagen litt."

Und wie ein Vater, der ein blindes Kind leitet und lenkt, leitete und lenkte der Abbé dennoch allmälig den Schmerz des Greises auf den Weg der Resignation.

Wir haben gesagt, diese moralische Wiedergenesung, in welche Dominique den Vater von Colombau eintreten machte, habe ungefähr einen Monat gedauert.

Man war zur Mitte des Märzes gekommen, als eines Morgens vor der Stunde, wo der Graf beim Abbé Dominique zu erscheinen pflegte, der Abbé Dominique beim Grafen erschien.

Er hielt einen Brief in der Hand, und seine Stirne hatte einen zugleich freudigen und besorgten Ausdruck.

„Herr Graf," sagte er, „so lange mich nichts Gebieterisches nach Paris zurückrief, bin ich hier bei Ihnen geblieben; heute aber muß ich Sie verlassen."

„Schlechterdings?" fragte der Graf.

„Hier ist ein Brief von meinem Vater, der mir mittheilt, er komme in Paris an, und seit fast acht Jahren habe ich meinen Vater nicht gesehen."

„Ihr Vater, Dominique, ist ein glücklicher Mann, daß er einen solchen Sohn hat. Reisen Sie, mein Freund, ich halte Sie nicht zurück."

Doch das Datum seines Briefes und die wahrscheinliche Ankunft seines Vaters in Paris berechnend, gab der Abbé dem Grafen noch vier und zwanzig Stunden, und man kam überein, Dominique sollte erst am folgenden Tage abreisen.

Der Tag war, was die anderen Tage gewesen waren, mit einer Verdoppelung von Traurigkeit mehr.

Man brachte den letzten Abend im Zimmer von Colombau zu.

Es wurde die Revue von Allem dem gemacht, was in diesem Monat, den der Vater ins Unendliche hätte verlängern mögen, gesagt worden war.

Der Graf bat Dominique inständig, sobald ihn seine Pflichten nicht mehr in Paris zurückhalten, wiederzukommen. Der Abbé Dominique machte sich hiezu von ganzem Herzen verbindlich. Er versprach ihm überdies, mit ihm sogleich bei seiner Ankunft in Paris einen

Briefwechsel zu eröffnen, welcher eben so kostbar für den Vater als für den Freund sein sollte.

Sie sprachen so mit einander bis tief in die Nacht hinein, ohne nach der Stunde zu schauen und ohne sich darum zu bekümmern.

Dominique erzählte aufs Neue und wohl zum zehnten Male dem Grafen von Penhoël, unter welchen Umständen er seinen Sohn hatte kennen lernen. Er gab ihm eine ins Einzelne gehende Mittheilung der geringsten Vorfälle seines Lebens in Paris; sodann, als er vom Grafen immer gedrängt, weiter zu gehen, zur Hauptsache vom Tode des jungen Mannes kam, hielt er zögernd inne.

„Fahren Sie fort," sagte der Graf.

Doch mit dem Vater von dieser Frau sprechen, die den Tod seines Sohnes verursacht hatte, das war ein Gegenstand, den er bis dahin noch nicht in Angriff genommen; es wäre sogar, sollte dieser Vater es fordern, eine furchtbare Pflicht, die er zu erfüllen hätte. Es war also ganz natürlich, daß das Wort auf den Lippen von Dominique stillstand.

„Fahren Sie fort," wiederholte der Graf mit Festigkeit.

„Sie wollen, daß ich von ihr rede?" fragte der Priester.

„Ja!.. Wer ist das Mädchen, das er liebte?"

„Eine Heilige, so lange er gelebt hat, eine Märtyrerin, seitdem er todt ist!"

„Sie haben sie gekannt, mein Freund?"

„Wie ich Colombau gekannt hatte."

Und nun erzählte er ihm die Pietät von Carmelite für ihre Mutter; wie, als die Mutter ohne Beichte gestorben, man ihn geholt habe, damit man sie nicht ohne Gebete begrabe; wie Colombau Carmelite bei dieser Todtenwache habe kennen lernen. Dann erzählte er die Ankunft von Camille, das Leben der drei Freunde, die Abreise von Colombau, seine Rückkehr, die Abreise

von Camille, das lange Warten von Carmelite, die Liebe der zwei jungen Leute während dieser Abwesenheit, den die Rückkehr des Creolen ankündigenden Brief, und endlich die entsetzliche Katastrophe, bei der der Eine unterlag und die Andere fortlebte.

Der Graf hörte diese ganze Erzählung unbeweglich, die Hände gekreuzt, den Kopf zurückgelehnt, die Augen auf den Plafond geheftet. Zuweilen durchfurchte eine stille, verborgene Thräne die Wangen des Greises.

Als Dominique geendigt hatte, rief er:

„Sie wären so glücklich bei mir in diesem alten Thurme von Penhoël gewesen!“

Dann fügte er mit einem Seufzer bei:

„Und ich, ich wäre so glücklich bei ihnen gewesen!“

„Herr Graf,“ sagte Dominique, als er den Greis in dieser Stimmung des Geistes oder vielmehr des Herzens sah, „werde ich der unglücklichen Carmelite nicht die Verzeihung des Vaters von Colombau bringen?“

Der Graf bebte und schien einen Augenblick zu zögern.

Dann sprach er mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke des Gebetes, die Hände zum Himmel erhebend:

„Gott vergebe diesem Mädchen, wie ich ihm vergebe!“

Nachdem er diese Worte gesprochen, stand er auf und ging mit dem festen, regelmäßigen Schritte, der bei ihm Gewohnheit war, auf seinen Secretär zu.

Das Zimmer, in welchem eine einzige Lampe, die dem Erlöschen nahe, brannte, war dunkel. Er tappte einen Augenblick herum, um den Schlüssel zu finden, fand ihn, schlug die Klappe des Secretärs nieder, öffnete eine Schublade und steckte die Hand hinein mit der Sicherheit eines Mannes, welcher weiß, wo er auf den ersten Griff finden muß, was er sucht.

Er zog ein mit Seidenpapier umwickeltes Päckchen heraus.

Alsdann näherte er sich dem Abbé und zugleich der Lampe.

Der Abbé reichte ihm die Hand.

„Dank! Dank, daß Sie der armen Frau vergeben haben. Ihre Vergebung ist das Leben der Unglücklichen!“

„Mein Vater,“ erwiederte der Greis, „es ist damit nicht genug, daß ich ihr vergebe, und ich denke mit Schrecken an ihre Verzweiflung, daß sie ihn überlebt hat. Ich beklage sie von ganzer Seele, und ich gelobe, so oft ich für ihn bete, zugleich auch für sie zu beten. Als Unterpfand der Erinnerung an die Frau, die mein Sohn gewählt hatte, gebe ich ihr endlich den einzigen Schatz, der mir in dieser Welt bleibt: das ist die blonde Haarlocke, welche seine Mutter am Tage seiner Geburt von seinem Kopfe geschnitten hat.“

Bei diesen Worten öffnete er das Papier, nahm eine Feder und schrieb auf das Papier folgende paar Worte:

„Vergebung und Segen der Frau, die mein Colombau geliebt hat.“

Und er unterzeichnete:

„Graf von Penhoël.“

Dann hob er die Haarlocke zu seinen Lippen empor, küßte sie lang und zärtlich, und reichte das Papier dem Mönche.

Dominique weinte und versuchte es nicht einmal, seine Thränen zu verbergen; denn es waren nicht mehr Thränen des Schmerzes, es waren Thränen der Bewunderung, die er vergoß.

Er bewunderte die Größe dieses Vaters, der sich seiner kostbarsten Reliquie zu Gunsten der Frau beraubte, die den Tod seines Sohnes verursacht hatte.

Und am andern Morgen, — nachdem sie bei Sonnenaufgang dem Grabe von Colombau einen Besuch gemacht hatten, — umarmten sich die zwei Freunde und sagten sich auf Wiedersehen, ohne zu wissen, es sollten so entsetzliche Ereignisse zwischen ihnen vorgehen, daß sie sich nur im Himmel wiedersehen würden.

CXLVII.

Der Engel des Troſtes.

Laſſen wir den alten Grafen mit gebeugtem Haupte vor dem Grabe ſeines Sohnes ſitzen und kehren wir zu der armen Verzweifelten zurück, die man Carmelite nennt.

Die Wohnung, die ſie in der Rue de Tournon inne hatte, beſtand aus drei Zimmern wie ihre Wohnung in der Rue Saint-Jacques. Sie war, wie wir erwähnt haben, durch die Sorge ihrer drei Freundinnen: Regina, Frau von Marande und Fragola, meublirt und ausgeſchmückt worden; diejenige aber, welche, — vielleicht genauer als die Andern mit dem Charakter von Carmelite bekannt, — dem Ganzen den Ton gegeben und beſonders bei der Anordnung des Schlafzimmers präſidirt hatte, war Fragola.

In dieſes Schlafzimmer waren übrigens alle Gegenſtände gekommen, mit denen der Pavillon von Colombau meublirt geweſen war: beſonders das Klavier, wo er und Carmelite jene letzte Symphonie geſungen hatten, — der Schwanengeſang, der den Tod der zwei Liebenden prophezeien ſollte, jedoch nur den Tod von einem Einzigen prophezeit hatte.

Die zwei Freundinnen von Carmelite, Regina und Frau von Marande, wollten ſich dieſem vollſtändigen Uebergange der Meubles von Colombau in das Zimmer von Carmelite widerſetzen, doch Fragola begriff ihre Befürchtungen und beharrte darauf.

„Ja, allerdings, meine Schweſtern," ſagte ſie, „handelte es ſich um eine Andere als Carmelite, ſo wäre das, was ich von Euch zu thun verlange, und was ich trotz Eurer Einwendungen thun werde, eine

Unklugheit, vielleicht sogar eine Grausamkeit. Eine Frau, welche Colombau mit einer gewöhnlichen Liebe geliebt hätte, würde Anfangs einen gewissen Trost darin gefunden haben, unter den Erinnerungen dieser Liebe zu leben; allmälig aber, und sowie die Zeit verlaufen wäre, und die Vergessenheit wäre auf die Oberfläche ihres Schmerzes emporgestiegen, wären diese Gegenstände, statt für sie ein Motiv des Trostes zu sein, ein Motiv des Ueberdrusses, sodann der Ermüdung geworden, und eines Tags endlich, wenn sie völlig von dieser Liebe geheilt gewesen wäre, vielleicht ein Motiv des Vorwurfs. Doch seid unbesorgt, meine Schwestern, ich kenne Carmelite, und es ist bei ihr nicht so: ihr Schmerz wird ewig währen wie ihre Liebe, und dieses Zimmer wird ein Tabernakel werden, wo, wie in einer heiligen Arche, die Erinnerung an Colombau leben wird. Machen wir es also, wie ich Euch sage, und in zehn Jahren wird Euch Carmelite, wie heute, danken."

Man gab Fragola Vollmacht in Betreff des Schlafzimmers, und das Mädchen seinerseits ließ alle Freiheit seinen Gefährtinnen bei den andern Zimmern.

Statt der Vorhänge mit den lebhaften Farben, statt des buntscheckigen Tapetenwerks, womit Camille die Wände des kleinen Hauses in Meudon bedeckt hatte, drapirte Fragola sodann Alles mit einer strengen Einfachheit; das war das Haus mit den braunen, düstern Nuancen einer Witwe, und nicht die heitere, singende Wohnung eines Mädchens. Carmelite fühlte sich bei ihrem Eintritte von einem unbeschreiblich melancholischen Eindrucke ergriffen, bei dem es ihrem Herzen so behaglich wurde, als es, in einer entgegengesetzten Sphäre, dem von Rose-de-Noël, da sie ihren Hundestall der Rue de Triperet mit ihrem Paradiese in der Rue d'Ulm vertauschte, gewesen war.

In dem Augenblicke, wo dieses Kapitel beginnt, lag Carmelite, immer bleich, — sie sollte diese Blässe bis zum Tode behalten, — noch schwach, auf einer

langen Causeuse ausgestreckt und betrachtete mit Augen, in denen sich eine unbeschreibliche Schwermuth malte, eine junge Frau, welche bei ihr auf einem ziemlich hohen Polster saß und ihr vollends eine düstere Geschichte erzählte.

Diese junge Frau war Fragola.

Man erinnert sich, daß das reizende Kind Salvator um die Erlaubniß gebeten hatte, nichts für Carmelite geheim halten zu dürfen, und daß Salvator diese Erlaubniß gegeben hatte.

Mit dem Verstande des Herzens, der sich fast bis zum Genie erhebt, sagte Fragola sich selbst:

„Carmelite wird vielleicht im Körper genesen, doch sie wird sicherlich nie in der Seele genesen. Es soll eine neue Wissenschaft geben, die man Homöopathie nennt; diese Wissenschaft ist die Kunst, durch ähnliche Leiden zu curiren. Nun wohl, erzähle ich Carmelite eine Geschichte, welche noch trauriger als die ihrige, so ist es möglich, daß Carmelite, — dieses Goldherz, diese Engelsseele, sie, die fähig ist, Alles zu begreifen und zu fühlen, — aufhört, Thränen zu vergießen, wenn ich ihr sage: „„Meine Schwester, es ist genug geweint; meine Schwester, es ist genug gelitten. Vergießest Du alle Deine Thränen, über Deine eigenen Uebel, was wird Dir für die Schmerzen der Anderen bleiben? Glaubst Du denn, Du seist die einzige Trostlose auf Erden gewesen? Weißt Du nicht, daß es so tiefes Elend gibt, daß Dein Auge sich, dem Schwindel preisgegeben, bevor Du es sondirt hättest, schließen würde? Und ich, die ich mit Dir rede, habe Gesichter gekannt, welche die Thränen ausgehöhlt haben, wie die Waldbäche Schluchten aushöhlen. Doch ich kenne auch muthige Seelen in schwachen Körpern, welche, statt zu weinen, die Thränen der Andern getrocknet haben; welche, statt zu sterben, gekämpft haben!““

Und da hatte die arme mit achtzehn Jahren so hart geprüfte Fragola Carmelite ihr eigenes Leben erzählt,

das heißt ein Leben der Leiden, ohne Ruhe und Rast, das sich jedoch völlig verändert an dem Tage, wo sie im reizenden Hafen der Rue Mâcon, unter dem Hauche der Liebe von Salvator eingelaufen.

Wir werden vielleicht eines Tags dieses Leben erzählen; doch wann? doch wie? wir wissen es jetzt nicht, vertieft, wie wir sind, in die Serie von Ereignissen, welche den Knoten unseres Buches bildet.

Carmelite hatte zugehört, geweint, geschauert; dann hatte sie unter dem Gewichte eines tiefen Eindruckes gesagt:

„Oh! theure Schwester, Du bist auch hart vom Schmerze geprüft worden. Umarme mich und laß uns die Thränen unserer Jugend vermengen, wie wir die Freuden unserer Kindheit vermengt haben."

Da stürzte Fragola in die Arme ihrer Freundin, und so, eng verschlungen, die schwarzen Haare von Carmelite mit den blonden Haaren von Fragola vermischt, die bleichen Lippen der Einen an die Purpurlippen der Andern geklebt, athmeten sie in einem langen Kusse ihre gemeinschaftlichen Schmerzen ein, und der Engel des Trostes breitete seine weißen Flügel über ihren Häuptern aus.

Dann sprach Carmelite, welche in sich selbst hinabgestiegen war, nach einem langen Stillschweigen:

„Du hast Recht, Fragola, es ist das Eigenthümliche der schwachen Seelen, daß sie sich vom Schmerze besiegen lassen. Durch den Schmerz werden im Gegentheile die Herzen wie das Deinige geläutert und wiedergeboren. Dank Dir, meine Schwester, für Deine heilsame Lehre! Von dieser Stunde an werde ich Dein Beispiel befolgen, und wie Du durch die Liebe vom Tode errettet worden bist, so will ich von der Hand der Arbeit geführt ins Leben zurückkehren. Eines Tags sagte er mir, ich sei zu einer großen Künstlerin geboren. Er soll sich nicht getäuscht haben: der Mund meines Colombau konnte nicht lügen . . . Ich werde

dieſe große Künſtlerin werden, Fragola. Man ſagt, es bedürfe oft eines großen Schmerzes, um ein großes Genie zu machen: an großen Schmerzen hat es mir nicht gefehlt. Gott ſei Dank; ſein Wille geſchehe! Ich werde von der Kunſt ihre geheimnißvollen und erhabenen Tröſtungen verlangen. Bekümmere Dich alſo nicht mehr um mein Leben, theure Schweſter meiner Seele! Ich werde an Dich denken, und ich werde ſtark ſein; ich werde an ihn denken, und ich werde groß ſein."

„Gut, Carmelite!" erwiederte Fragola, „und ſei überzeugt, daß Dir Gott einſt den Ruhm bewilligen wird, wenn nicht das Glück!"

In dem Augenblicke, wo Fragola dieſe Worte vollendete, hörte man an der Thüre klingeln.

Bei dieſem Geräuſche, das indeſſen durchaus nichts Beunruhigendes hatte, vermehrte ſich die Bläſſe von Carmelite dergeſtalt, daß Fragola im Glauben, ihre Freundin ſei im Begriffe in Ohnmacht zu fallen, einen Schmerzensſchrei ausſtieß.

„Was haſt Du denn?" fragte ſie.

„Ich weiß es nicht," erwiederte Carmelite, „doch es hat mich eine ſeltſame Empfindung ergriffen."

„Wo?"

„Im Herzen."

„Carmelite . . ."

„Höre, entweder werde ich wahnſinnig, oder die Perſon, welche geklingelt hat, bringt mir Nachrichten von Colombau."

Die Kammerjungfer von Carmelite trat ein.

„Will Madame einen Prieſter empfangen, der von Bretagne kommt?"

„Der Abbé Dominique!" rief Carmelite.

„In der That, Madame, er iſt es; nur hatte er mir verboten, ſeinen Namen zu ſagen, aus Furcht, dieſer Name könnte einen zu peinlichen Eindruck auf Madame machen."

Die Stirne von Carmelite bedeckte ſich mit einem

kalten Schweiße. Sie preßte krampfhaft die Hand von Fragola.

„Nun," fragte sie, „was sagte ich Dir?"

„Erhole Dich, Carmelite," erwiederte Fragola, indem sie ihr mit ihrem Taschentuche über die Stirne strich; „erhole Dich, meine Schwester. Wirst Du so wiedergeboren? Du erbleichst beim ersten Kampfe; und welche süßere Prüfung konnte Dich die Vorsehung erdulden lassen, als die, daß sie Dir diesen Freund der Vergangenheit sandte?"

„Du hast Recht, Fragola," sprach Carmelite; „doch schau mich nun an: ich bin stark."

Sodann sich gegen ihre Kammerfrau umwendend:

„Lassen Sie Herrn Dominique eintreten."

Der Abbé trat ein.

Es wäre ein herrliches Bild für einen Maler zu machen gewesen, der den Ausdruck dieser drei Gestalten hätte erfassen können: das Bild des Priesters auf der Thürschwelle, wie er zum Zeichen des Segens die Hand über diese zwei Mädchen ausstreckte, welche einander im Arme hatten.

„Seien Sie gegrüßt, meine Schwestern!" sagte der Mönch, indem er sich an die zwei Mädchen wandte, dabei sich aber ganz besonders vor Carmelite mit der Ehrfurcht verbeugte, die man für eine Witwe hat.

Die zwei Mädchen grüßten ebenfalls, Fragola, indem sie aufstand, Carmelite, indem sie den Kopf neigte, denn ihr armer Körper war so schwach, daß sie nicht daran denken durfte, sich vor einigen Tagen aufrecht zu halten.

Fragola rückte einen Lehnstuhl gegen den Abbé.

Er dankte Fragola mit dem Kopfe nickend, stützte nur eine von seinen Händen auf die Lehne, ohne sich zu setzen, und sprach:

„Meine Schwestern, ich komme von einer langen und schmerzlichen Pilgerfahrt: ich kehre vom Schlosse Penhoël zurück."

Bei dieſen Worten bedeckten ſich die Wangen von Carmelite mit einer ſolchen Bläſſe, daß Fragola, welche ſtand, vor ihr auf die Kniee fiel, ihre Hände in den ihrigen drückte und zu ihr ſagte:

„Meine Schweſter, erinnere Dich Deines Verſprechens.“

„Vom Schloſſe Penhoël,“ murmelte Carmelite; „alſo haben Sie den Grafen geſehen?“

„Ja, meine Schweſter.“

„Oh! unglücklicher, unglücklicher Vater!“ rief Carmelite, denn ſie begriff wohl, es habe für ein anderes Herz einen Schmerz ſo groß als der ihrige, wenn nicht noch größer, geben müſſen.

Der Prieſter errieth Alles, was in der Seele des Mädchens vor ſich ging, und welchen Bangigkeiten dieſe Seele preisgegeben ſein mußte.

„Der Graf von Penhoël,“ ſagte er, „iſt ein würdiger und edler Vater. Er beklagt Sie, meine Schweſter, und ich bringe Ihnen ſeinen Segen.“

Carmelite ſtieß einen Schrei aus; ſie hatte Kraft genug, um aufzuſtehen, und auf ihre Kniee gleitend, befand ſie ſich zu den Füßen des Abbé Dominique.

„Ah! mein Vater! mein Vater!“ ſprach ſie in Thränen zerfließend, „er hat mich alſo nicht verflucht . . .“

Sie konnte nicht mehr ſagen: ihre Augen ſchloßen ſich, ihr Geſicht wurde weiß wie Alabaſter, ihre Arme ſtreckten ſich auf die Kiſſen des Lehnſtuhls aus, ſie ließ ihren Kopf auf ihre Arme ſinken, und mit einem Seufzer, der wie der letzte klang, ſchien das Leben aus dieſer ſchwachen Hülle zu entfliehen.

„Mein Gott!“ ſprach mit frommem Tone der Mönch, als er das lebloſe Geſicht des Mädchens ſah, „willſt Du aus Deinem Diener einen neuen Todesboten machen?“

Fragola hatte bei der Hand alle Salze, deren ſie ſich bei ſolchen Umſtänden bediente, denn die Ohnmachten von Carmelite waren häufig. Sie ließ ſie Salze

einathmen; sodann, als sie sah, daß dieselben ungenügend waren, rieb sie ihre Schläfe mit Essig.

Die Ohnmacht blieb beharrlich, und nichts deutete an, Carmelite sollte wieder zu sich kommen.

Fragola ging an den Tisch; sie nahm hier einen Flacon, dessen sie sich bei den verzweifelten Fällen bediente. Es war Essigsäure, mit der sie die Brust ihrer Freundin einzureiben pflegte, wenn die Ohnmachten auf eine beunruhigende Art fortwährten.

„Mein Vater," sprach sie zu dem Mönche, „würden Sie wohl die Güte haben, in daß anstoßende Zimmer zu gehen?"

„Ich entferne mich, meine Schwester," erwiederte Dominique. „Ich werde selbst zu Hause erwartet, und um eine Pflicht zu erfüllen, die ich für heilig erachtete, bin ich zuerst hierher gekommen. Sie möge mir verzeihen, daß ich ihr mit so wenig Schonung die Worte des Vaters meines Freundes überbracht habe."

Hienach legte er in ihre Hand die Reliquie, welche er vom Grafen von Penhoël empfangen hatte, und deren ganzen Werth er Fragola mit ein paar Worten erklärte, und er ging ab, das Mädchen ihrer frommen Sorge überlassend.

Einige Reibungen genügten, um das Leben wieder in diesen unbeweglichen Körper zu bringen, welcher seelenlos zu sein schien. Carmelite kam zu sich, öffnete die Augen, und suchte vor Allem den Abbé Dominique.

„Wo ist er?" fragte sie mit erstaunter Miene; „oder habe ich vielmehr nur einen Traum gemacht?"

„Nein," erwiederte Fragola, „er war da."

„Dominique, nicht wahr?"

„Ja."

„Wo ist er hingekommen?"

„Du bist ohnmächtig geworden, und aus Discretion hat er sich entfernt."

„Oh! wie gern möchte ich ihn wiederſehen!“ rief Carmelite.

„Du wirſt ihn wiederſehen, doch morgen, ſpäter vielleicht, wenn Du die Kraft haben wirſt, ihn anzuhören und ihm zu antworten.“

„Oh! ich bin ſtark! ich bin ſtark!“ rief Carmelite. „Bedenke doch, daß ich ihn um tauſend Einzelheiten zu fragen habe: er hat ihn zuletzt verlaſſen. Wo iſt er? wo ruht er? Nicht wahr, Fragola, wir machen eine Pilgerfahrt nach ſeinem Grabe?“

„Ja, meine Schweſter, ja, ſei ruhig.“

„Sprach er nicht zu mir von ſeinem Vater? ſagte er mir nicht, ſein Vater habe mir verziehen, ſein Vater habe mich geſegnet?“

„Ja, er hat Dir verziehen; ja, er hat Dich geſegnet. Du ſiehſt alſo, daß Gott mit Dir iſt.“

„Oh!“ murmelte Carmelite, auf ihre Cauſeuſe zurückfallend, „ich bin nicht mit ihm!“

Und ſie faltete die Hände und betete ganz leiſe, die Lippen bewegend, doch ohne daß man die Worte hörte, die ſie ſprach.

„So iſt es gut,“ ſagte Fragola, „bete, arme, theure Seele, Alles iſt im Gebete: die Ruhe, der Troſt, die Stärke. Bete, ſchließe Deine ſchönen Augen, und ſuche zu ſchlummern.“

„Ei! könnte ich es?“ fragte Carmelite; „hier, nimm meine Hand.“

„Sie glüht vor Fieber.“

„Mir ſcheint, Fragola, ohne das Fieber würde ich nicht leben.“

Fragola kniete wieder vor ihrer Freundin nieder, nahm die Hände von Carmelite in die ihrigen und ſprach:

„O meine Schweſter, wo iſt denn die Stärke, auf die Du vorhin ſo ſtolz warſt? Das erſte Wort hat Dich gebeugt wie ein Rohr, gebrochen wie eine Blume.

Du haſt mich getäuſcht, doch Du täuſchſt Dich ſelbſt: Du biſt nicht ſo ſtark, als Du glaubteſt!"

„Ich habe mich auf den Schmerz vorbereitet, und nicht auf die Freude. Ich wäre gegen den Schmerz ſtark geweſen, ich war ſchwach gegen die Freude."

„Arme Freundin!"

Carmelite drückte krampfhaft die Hände von Fragola.

„Nicht wahr, er hat geſagt, er werde wiederkommen?"

„Ja."

„Wann?"

„Bald; aber . . ."

„Was denn?"

„Damit Du geduldig ſeine Wiederkehr erwarteſt . . ."

„Nun?"

„Hat er mir etwas für Dich zurückgelaſſen."

Diesmal rückte Fragola, wie man ſieht, nur Schritt für Schritt vor. Sie befürchtete eine zweite Kriſe, welche bei dem Zuſtande der Schwäche von Carmelite ernſter werden konnte, als die erſte.

„Etwas für mich?" rief Carmelite. „Oh! ſo gib geſchwinde!"

„Warte ein wenig," erwiederte Fragola, indem ſie ihren Arm um den Hals von Carmelite ſchlang, ſie an ſich zog und küßte.

„Warum warten, Fragola?"

„Ei!" ſagte das Mädchen, „weil . . ."

Sie zögerte.

„Weil . .?" wiederholte Carmelite.

„Weil es ein Glück iſt, und ich Dich darauf vorbereiten will."

„Mein Gott! Du machſt mich ſterben."

„Um Dich beſſer aufleben zu machen, theure Schweſter."

„Sprich, ſprich ſchnell, ich will es! was hat Dir der gute Dominique für mich hinterlaſſen?"

„Ein Geſchenk.“

„Ein Geſchenk, mir?“ fragte Carmelite erſtaunt.

„Ein Geſchenk, das Dir der Graf von Penhoël macht, eine koſtbare Gabe . . . ein Schatz!“

Und ſie lächelte mit ihrem Engelslächeln zwiſchen jedem Worte.

„Fragola, ich bitte inſtändig,“ ſagte lebhaft, faſt ungeduldig Carmelite, „gib mir das, was Du mir zu übergeben haſt.“

„Erlaube mir, Dich wie ein Kind zu behandeln, Carmelite.“

Carmelite ließ ihren Kopf auf ihre Bruſt ſinken.

„Mache, was Du willſt,“ ſagte ſie, „nur befürchte, mich über meine Kraft zu reizen.“

„Du biſt nun niedergeſchlagen, Du biſt nahe daran, ruhig zu ſein; von da bis zur Kaltblütigkeit iſt es nur ein Schritt. Habe den Willen, und Du wirſt ſtark ſein.“

„Sieh!“ ſagte Carmelite.

Und ſie lächelte Fragola zu.

„Willſt Du noch etwas Beſſeres?“ fuhr ſie fort; „denn Du haſt Recht, immer Recht! Ich will, ſo lange es Dir beliebt, meinen Kopf auf Deine Bruſt legen, und erſt in einer Viertelſtunde wirſt Du mir das Geſchenk des Grafen von Penhoël geben . . .“

Sie machte eine Anſtrengung, lächelte und fügte bei:

„Des Vaters von Colombau.“

„Ah!“ erwiederte Fragola, ebenfalls lächelnd, „Du biſt eine Heldin, und ich werde Dich nicht warten laſſen.“

Sie ſtand auf, und Carmelite war es nun, die ſie zurückhielt.

„Fragola, meine edle, meine fromme Fragola,“ ſprach ſie, „wer hat Dich, beſſer als die berühmteſten Aerzte, dieſe Wiſſenſchaft des Herzens gelehrt, mit der Du meine Wunden heilſt? Ah! das Leben wird mir ſanft dünken, ſo lange ich Dich bei der Hand halte.“

„Gut," sagte Fragola, „man muß das Kind für seinen Gehorsam belohnen."

Und sachte ihre Hand von der ihrer Freundin losmachend, nahm sie hinter der Causeuse von einer Chiffonnière von Rosenholz, wo sie dieselbe niedergelegt hatte, die Reliquie des Grafen, reichte das Papier Carmelite offen, und sprach die eigenen Worte des Grafen wiederholend:

„Seine Mutter hat sie am Tage seiner Geburt von seinem Kopfe geschnitten."

„Gott der Güte!" rief Carmelite, auf die Haarlocke mit der Wuth einer Löwin losstürzend, die ihr Kleines wiederfinden würde; „Gott der Güte! es sind Haare von meinem Colombau!"

Und zum ersten Male wurde das Herz des Mädchens, leer und kalt wie ein Grab seit dem Tode von Colombau, von einem unaussprechlichen Glücke überströmt.

Und sie nahm die Haarlocke, drehte sie in allen Richtungen, küßte sie tausendmal, bedeckte sie mit Thränen, hob sie bis an die Lippen von Fragola empor und sprach:

„Du liebtest ihn auch wie einen Bruder; küsse seine schönen Haare, o meine Schwester!"

CXLVIII.

Das Portrait des heiligen Hyacinth.

Die Rue du Pot-de-Fer, parallel mit der Rue Férou und der Rue Cassette, war eine der düsterſten Straßen des Faubourg Saint-Germain in der Zeit, in welcher ſich die Ereigniſſe zutrugen, die wir erzählen. Das Gras wuchs darin in den Zwiſchenräumen der Pflaſterſteine, mit der Ueppigkeit, deren Urſache die Seltenheit der Vorübergehenden hinreichend erklärt. Man hätte glauben ſollen, es ſei das Gehäge eines Pfarrhauſes, oder der Eingang eines Dorfkirchhofes, ſo ſehr flößte dieſe Straße tiefe Ruhe und ſtille Melancholie ein.

War ſie aber düſter auf der Seite der Rue du Vieux-Colombier, wo ſie beginnt, ſo war ſie dagegen ziemlich hell auf der Seite der Rue de Vaugirard, wo ſie endigt. Auf dieſem Punkte gegen den Luxembourg mündend, empfing ſie alle Strahlen, mit denen die Sonne den Garten des Palaſtes der Medici übergießt; und für einen Gelehrten, für einen Philoſophen oder für einen Dichter war in dieſer ſtillen, grünen Straße wohnen ein Zaubertraum.

Hier wohnte, wie wir ſchon geſagt zu haben glauben, Fra Dominico Sarranti; er hatte den zweiten Stock eines dem Hotel der Grafen von Coſſé-Briſſac gegenüber liegenden Hauſes inne. Die drei Zimmer, welche ſeine Wohnung bildeten, waren gleichförmig mit Oel, wie die Wände einer Zelle, im Tone der weißen Wolle ſeiner Robe angemalt. Sieben bis acht Bilder von ſpaniſchen Meiſtern, eine Skizze von Leſueur und eine Skizze von Dominichino offenbarten hinreichend den künſtleriſchen Geſchmack des Miethsmannes.

Nach dieſem Punkte der Rue du Pot-de-Fer wandte ſich der Abbé Dominique, als er die Rue de Tournon verließ. Unter Freudenſchreien, mit denen ſie ſeine Ankunft begrüßte, überreichte ihm die Concierge einen Brief, bei deſſen Anblick allein die ernſte Miene des jungen Mannes ſich aufhellte: er hatte die Handſchrift erkannt, und dieſer Brief war von ſeinem Vater.

Dominique öffnete ihn raſch. Er enthielt folgende Zeilen:

„Mein lieber Sohn, ich bin ſeit geſtern Abend unter dem Namen Dubreuil in Paris. Mein erſter Beſuch war Dir beſtimmt: man ſagt mir, Du ſeiſt noch nicht zurückgekommen, man habe Dir jedoch meinen erſten Brief zugeſchickt, und Du könneſt folglich nicht ſäumen. Kämeſt Du heute Nacht oder morgen früh, ſo finde Dich um Mittag in der Himmelfahrts-Kirche, beim dritten Pfeiler, wenn man links eintritt, ein.“

Keine Unterſchrift; doch für Dominique war die fieberhafte Handſchrift ſeines Vaters wohl erkennbar. Ueberdies rechtfertigte ſeine Flucht in Folge des Complottes vom Jahre 1820 dieſe Vorſichtsmaßregel; er befürchtete ohne Zweifel beunruhigt zu werden, und der Leſer weiß ſchon, — Dank ſei es der Unterredung von Herrn Jackal und von Gibaſſier, — daß dieſe Befürchtungen nicht ganz illuſoriſch waren.

„Armer Vater,“ murmelte der Abbé, während er in ſeine Wohnung hinaufging, — denn da das Rendezvous erſt für Mittag war, ſo hatte er noch eine Stunde zu warten; — „armer Vater, gutes, vortreffliches Herz, das Alter iſt über Dein Haupt hingegangen, ohne einen Schlag Deines Pulſes, einen edlen Gedanken Deines Geiſtes wegzunehmen. Du kommſt nach Paris zurück, mitten unter die Gefahren, die Du kennſt, und unter die, welche Du nicht kennſt, um ein neues, hochherziges Unternehmen zu wagen. Gott gewähre Dir den Lohn

für Deine fromme Ergebenheit und für Deine muthige, beharrliche Resignation. Ob! mein Vater, ich, ich bringe Dir mehr als das Leben, ich bringe Dir den Beweis der Unschuld an einem Verbrechen, das Du nicht nur nicht begangen hast, sondern von dem Du nicht einmal vermuthest, daß Du desselben bezüchtigt bist."

Und während er die Treppe hinaufstieg, steckte er die Hände in die Falten seiner Robe, um darin die Erklärung zu suchen, die er von Herrn Gérard auf seinem Sterbebette erhalten und, da er an demselben Tage nach der Bretagne abgereist war, mitgenommen hatte.

Er trat in sein seit fast fünf Wochen verlassenes Zimmer ein und fand mit einem Gefühle tiefer Melancholie die ruhige, einsame kleine Wohnung wieder, aus der er fortgerissen worden war, wie ein Vogel fern von seinem Neste in einem Sturmwirbel weggetragen wird.

Ein schöner Sonnenstrahl drang durch die Fensterscheiben ein und brachte das Leben und die Wärme in das Schlafzimmer des jungen Mönches.

Dominique sank in einen großen Lehnstuhl und überließ sich einer tiefen Meditation.

Die Pendeluhr, welche die Concierge sorgfältig während der Abwesenheit von Dominique aufgezogen hatte, schlug halb zwölf.

Dominique erhob das Haupt, und sein Blick, in dem noch ein Rest von Meditation ausgedrückt war, heftete sich, nachdem er einen Moment auf den Gegenständen, die das Zimmer schmückten, umhergeschweift, auf das bleiche, blonde Gesicht von einem der Heiligen, welche die Gegenstände der an der Wand hängenden Gemälde bildeten.

Dieses Gesicht schien sich mit einem wunderbaren Scheine zu erleuchten.

Es war das Portrait vom heiligen Hyacinth, einem Mönche vom Dominicanerorden, den die Kirchen-

geschichtschreiber den Apostel des Nordens nennen. Er war vom Hause der Grafen Oldovrans, einem der ältesten und berühmtesten Häuser Schlesiens, das zur Zeit seiner Geburt, das heißt 1183, eine Provinz Polens bildete. Es gab eine Familientradition bei den Penhoël, einer ihrer Ahnen sei Waffenbruder, zur Zeit des ersten Kreuzzuges, von einem der Ahnen des heiligen Hyacinth gewesen, und durch einen seltsamen Zufall hatte Dominique, dem Colombau eines Tags diese alte Geschichte erzählte, über die Quais gehend, unter einer ehrwürdigen Staublage, diesen heiligen Hyacinth entdeckt und ihn gekauft, da er darin Aehnlichkeit mit Colombau gefunden; nach Hause zurückgekehrt, hatte er ihn gereinigt und von Neuem gefirnißt, und nun erkannt, daß es ein vortreffliches Bildchen aus der Schule von Murillo, wenn nicht von Murillo selbst war.

So daß dieses Bild dreifach kostbar war: einmal, weil es einen Heiligen von seinem Orden vorstellte; sodann, weil dieser Heilige Colombau glich, und endlich, weil das Bild, wie gesagt, wenn nicht von Murillo selbst, doch wenigstens von einem seiner guten Schüler gemalt war.

Man begreift, in der Gemüthsverfassung, in der sich Dominique befand, nach einem im Schlosse Penhoël zugebrachten Monat und einer bei Carmelite zugebrachten Stunde, man begreift, welche Wirkung auf ihn bei der Rückkehr der unvermuthete Anblick dieses vollkommen vergessenen Bildes machte.

Er stand langsam auf, um sich ihm zu nähern, doch ehe er sich näherte, blieb er, das Auge auf das Bild geheftet, beim Lehnstuhle stehen.

Es war in der That, — und nie hatte die Aehnlichkeit Dominique so vollkommen geschienen, — es war in der That dieselbe Reinheit der Stirne, dieselbe Heiterkeit des Gesichtes. Die blonden Haare des polnischen Märtyrers umrahmten, die Identität vollendend,

das sanfte Gesicht von Hyacinth, wie die blonden Haare des bretanischen Märtyrers das milde Gesicht von Colombau umrahmten. Beide hatten ihr Leben lang, unter den Fallstricken der Welt, dieselbe Urunschuld und dieselbe Keuschheit des Leibes und der Seele bewahrt; Beide hatten, demüthig, mildherzig, einfach und stark, denselben Haß gegen das Böse, dieselbe glühende Liebe für das Gute, dasselbe brüderliche Gemüth für alle Menschen.

Allmälig und je länger er das Bild anschaute, dünkte ihm diese Aehnlichkeit mit Colombau so wahr und zugleich so außerordentlich, daß er in einer der religiösen Extasen, denen er unterworfen war, das Wort an das Portrait richtend sprach:

„Sei glücklich! ja, guter, edler, junger Mann, und bete da oben für Deinen Vater, für Deinen Bruder und für Deine Schwester, wie hienieden Deine Schwester, Dein Bruder und Dein Vater für Dich beten!"

Hienach schritt er auf das Portrait zu, machte es von der Wand los, trug es in seinen Händen ans Fenster und schaute es so beleuchtet mit einem Ausdrucke an, bei welchem schwer zu erkennen war, ob mehr Zärtlichkeit für den Freund oder mehr Religion für den Heiligen darin lag.

„Ja, Du bist es, edles, theures Geschöpf," sagte er, „und Deine Tugend muß auf die Stirne der Menschen als unvertilgbares Siegel gedrückt sein, daß ich in einer Entfernung von acht Jahrhunderten, und ohne daß der Maler den Einen oder den Andern von Euch kennen konnte, auf der Stirne des Heiligen das Tugendmahl wiederfinde, das Gott auf die Stirne meines Freundes gesetzt hatte."

Dann murmelte er rasch, als würde er plötzlich von einem Gedanken erleuchtet:

„O Carmelite!"

Und nach einem Augenblicke der Ueberlegung sagte er:

„Ja, es wird so sein!“

Er legte sodann das Portrait auf einen Stuhl, trat an seinen Schreibtisch, nahm ein Blatt Papier und eine Feder, rückte einen Stuhl an sein Bureau, ließ einen Augenblick seinen Kopf in seine Hände fallen und schrieb endlich folgenden Brief:

„Erlauben Sie mir, meine Schwester, Ihnen das Portrait des heiligen Hyacinth anzubieten. Sie werden beiliegend eine Geschichte des Lebens dieses Heiligen finden, — ein Leben, das ich vor ein paar Jahren zu skizziren versucht habe.

„Von der Bretagne zurückkehrend, von Ihnen weggehend, nach Hause kommend, war ich betroffen von den geheimnißvollen Verwandtschaften, welche in einer gemeinschaftlichen Aehnlichkeit den Heiligen und den Freund verbinden, den wir beweinen. Es sind zwei Brüder des Guten, Zwillinge der Tugend. Sie, ihre Schwester, nehmen Sie dieses Portrait als eine Familienerbschaft an.“

Er faltete den Brief zusammen, versiegelte ihn und schrieb die Adresse darauf; dann ging er an seine Bibliothek und nahm von einem der Fächer ein kleines Manuscript, auf dessen erster Seite die Worte geschrieben standen: Lebensabriß des heiligen Hyacinth vom Dominicanerorden.

Er schaute abwechselnd das Manuscript und das Portrait an; dann wickelte er das eine und das andere in ein großes Blatt Papier, versiegelte das Ganze, und als er sah, daß es drei Viertel auf zwölf auf der Pendeluhr war, nahm er das Päckchen unter seinen Arm, den Brief in seine Hand und ging rasch hinab.

Er kehrte zu Carmelite zurück, und nachdem er sich bei der Concierge über die Folgen der Ohnmacht des Mädchens erkundigt hatte, gab er ihr das Portrait und den Brief, mit der Bitte, Beides sogleich an die Adresse zu überliefern, ging auf der Seite der Quais hin, und wandte sich durch die Rue de Seine und über den Pont des Arts nach der Himmelfahrts-Kirche.

Am Morgen erst angekommen, und völlig unwissend in Betreff dessen, was in Paris vorging, konnte der Abbé Dominique nicht begreifen, warum ihm sein Vater in der Himmelfahrts-Kirche Rendez-vous gegeben hatte, während, angenommen, er wolle ihm durchaus Rendez-vous in einer Kirche geben, die Saint-Sulpice-Kirche nur hundert Schritte von ihm war. Als er aber in die Rue Saint-Honoré eintrat und die ungeheure Menge, welche sie besetzt hielt, so wie die Reihe von Wagen sah, die weit jenseits der Rue du Coq anfing, und deren äußerstes Ende man nicht erblickte, erkundigte er sich bei dem ersten dem besten Vorübergehenden nach der Ursache, welche alle diese Menschen versammelte.

Da theilte man ihm mit, die Menge sei gekommen, um dem Leichenbegängnisse des Herzogs de la Rochefoucauld-Liancourt, der vor zwei Tagen gestorben, beizuwohnen.

CXLIX.

Das Leichenbegängniß eines lieberalen Edelmannes im Jahre 1827.

Der Herzog de la Rochefoucauld-Liancourt hatte, auf eine so brutale Art 1823 von Herrn von Corbière verletzt, wirklich im Alter von achtzig Jahren ein Leben der Menschenliebe, der Redlichkeit und der Ehre beschlossen, was gemacht hatte, daß er mit dem Rufe eines der wohlthätigsten, der tugendhaftesten und der ehrenwerthesten Männer Frankreichs gestorben war. Welcher Partei man angehörte, man mußte die außerordentliche Tugend des Herzogs de la Rochefoucauld-Liancourt bewundern, und vom ärmsten Arbeiter bis zum reichsten Bürger bedeutete sein Name, mit gleicher Verehrung ausgesprochen, in Aller Munde Seelengröße, Wohlthätigkeit, Rechtschaffenheit.

Als er den Tod des edlen Herzogs erfuhr, begriff er Abbé Dominique den Sinn dieser sympathetischen

und dankbaren Demonstration der Bewohner von Paris; — es war die Zeit der Demonstrationen.

Da die Opposition damals, mit wenigen Ausnahmen, in der Majorität bei allen Klassen der Gesellschaft war, so ergriff man die geringste Gelegenheit im Fluge, und nie hatte das Rad, auf dem sie sich dreht, häufiger Halte gemacht.

Alles war ein Anlaß zu Demonstrationen.

Touquet erfand die Tabaksdosen à la Charte, und Touquet verkaufte fünfmalhunderttausend Tabaksdosen! Diejenigen, welche nicht schnupften, benützten sie, um Bonbons darein zu thun; das war eine Demonstration.

Pichat ließ Leonidas für die Freiheit Spartas sterbend aufführen, und man erdrückte sich an den Thüren des Théâtre-Français: das war eine Demonstration.

Der General Foy starb; hunderttausend Menschen folgten seinem Leichenbegängnisse, und Frankreich unterzeichnete eine Million für seine Witwe: das war eine Demonstration.

Endlich war der Herzog de la Rochefoucauld-Liancourt gestorben; das war allerdings ein Edelmann, ein Royalist, da er aber zugleich ein Liberaler war, so benützte man seinen Tod, um eine Demonstration gegen die Ultras und gegen die Jesuiten zu machen.

Es waren auch alle Klassen der Gesellschaft bei dieser Menge repräsentirt. Der Kittel, die Blouse, das Wamms des Arbeiters, der Alpaga und die Castorine des Bürgers, die Uniform des Nationalgardisten, der Frack des Pair von Frankreich, die Simarre des Richters. Alles war vermischt.

Ein und derselbe Schmerz, der Alles auf dasselbe Terain zog, erniedrigte, was zu hoch war, erhob, was zu niedrig war, vermengte den Armen mit dem Reichen, den Civilisten mit dem Militär, den Academiker und den Deputirten, den Beamten und den Arzt.

Was sich aber am Krampfhaftesten unter dieser Menge bewegte, das war die Jugend der Schulen, das waren die Hunderte von Studenten, welche, Kinder des vorhergehenden Tages, geheiligte Leute durch die religiöse

Und dann, war das wirklich die Sendung, die sie erhalten hatten?

Mittlerweile gaben alle diese jungen Leute von achtzehn bis zwanzig Jahren, welche von ihren Müttern aus allen Provinzen abgeschickt waren, Herzhaftigkeit den Schwachen, Zuversicht den Furchtsamen. Sie waren immer bereit, zu kämpfen und zu sterben für ein Wort, für eine Idee, für ein Princip, alten Soldaten, oder vielmehr jungen Spartanern ähnlich, deren männliche Tugenden sie unter einer leichteren, sorgloseren Form hatten. Sie kamen tanzend zum Aufruhr, sie kämpften singend, sie starben lächelnd.

Doch nicht um sich zu einem Aufstande zu begeben, waren sie an diesem Tage, — bedienen wir uns des geheiligten Ausdruckes, — herabgekommen. Sie tanzten nicht, sie sangen nicht, sie lächelten nicht einmal. Betrübt, traurig, trug ihr junges Gesicht Merkmale des Kummers an sich, mit dem das Herz jedes Bürgers der Tod dieses Gerechten erfüllte.

Unter ihnen bemerkte man eine Deputation der Zöglinge der Ecole des Arts-et-Métiers von Châlons, welche dem Leichenbegängnisse ihres Wohlthäters beiwohnen wollte; denn unter anderen Ansprüchen auf die Hochachtung und die Liebe seiner Mitbürger kam dem Herrn Herzog von Larochefoucauld-Liancourt auch der zu, daß er der Stifter der Ecole des Arts-et-Métiers in Chalons war.

Es war schwierig für den Abbé Dominique, durch diese Menge zu dringen. Als er aber mitten unter die Schulen gekommen war, traten die jungen Leute, da sie diesen schönen Priester sahen, der kaum fünf bis sechs Jahre älter als sie, und den die Meisten von ihnen kannten, ehrerbietig auf die Seite, um ihn passiren zu lassen.

Nach einer starken halben Stunde des Kampfes gelangte er endlich vor das Gitter der Himmelfahrts-Kirche, in dem Augenblicke, wo die Trauerwagen aus dem, in der Rue Saint-Honoré liegenden, Hotel de la Rochefoucauld hervorkamen und in der Ferne wie eine

ſchwarz bewimpelte Leichenflotte die hohlgehenden Wogen dieſer Menge durchſchneidend zu erſcheinen anfingen.

In dieſem Augenblicke, und als der Abbé durch eine Gruppe ſchritt, hörte er einen Mann, der ſchwarz gekleidet war und einen Flor am Arme trug, halb laut zu einem Andern ſagen:

„Nichts vor, noch während der Feier, verſtehen Sie wohl?“

„Und hernach?“ fragte der Eine von den zwei Männern.

„Wird man ihnen bedeuten, ſie ſollen gehen.“

„Wenn ſie ſich weigern?“

„So verhaftet man ſie.“

„Wenn ſie ſich zur Wehre ſetzen?“

„Ihr habt Euere Casse-têtes?“

„Ja, gewiß.“

„Wohl; Ihr bedient Euch derſelben.“

„Und das Signal?“

„Sie werden es ſelbſt geben... wenn ſie den Leichnam tragen wollen.“

„St!“ ſagte Einer von den zwei Männern, „hier iſt ein Mönch, der uns hört.“

„Gut! was liegt daran! ſind die Prieſter nicht mit uns?“

Dominique machte eine Bewegung, als wollte er dieſe ſeltſame Solidarität leugnen; doch er erinnerte ſich, daß ſein Vater ihn erwartete, daß dieſer unter dem Gewichte einer doppelten Anklage war, daß er alſo ſo viel als möglich die Aufmerkſamkeit nicht nur von ſeinem Vater, ſondern auch von ſich ſelbſt fern halten mußte.

Dem zu Folge ſchwieg er.

Nur, wenn es ihm, da er den Chef ſah, übel geworden war, wurde es ihm vollends zum Erbrechen, als er die Geſichter der zwei Agenten erblickte.

Er ſetzte ſeinen, gezwungener Weiſe unterbrochenen, Marſch wieder fort und glaubte unter dieſer Menge eine große Anzahl Menſchen zu erkennen, welche nach ſeiner Meinung Träger von Casse-têtes zu ſein ſchienen.

Er kam so unter den Porticus der Himmelfahrts-Kirche.

Seine Tracht, die ihm einen Weg durch die Studenten gebahnt hatte, diente ihm besser noch bei den Zugängen zur Kirche.

Man trat vor ihm auf die Seite, und er konnte eintreten.

Mit dem ersten Blicke gewahrte er, an den dritten Pfeiler links angelehnt, unbeweglich wie eine Bildsäule, seinen Vater, dessen Auge auf die Thüre geheftet war: er wartete offenbar. Dominique erkannte ihn, obschon er ihn sieben Jahre nicht gesehen hatte. Nichts hatte sich an ihm verändert: dasselbe Feuer in den Augen, dieselbe Entschlossenheit in allen Zügen des Gesichtes, dieselbe Kraft in seiner ganzen Person, nur waren seine Haare grau geworden, und sein Gesicht hatte sich in der Sonne Indiens gebräunt.

Dominique ging gerade auf seinen Vater zu, mit der Absicht, sich ihm in die Arme zu werfen; doch ehe er die Hälfte des Weges gemacht hatte, hatte Herr Sarranti einen Finger auf seinen Mund gelegt und ihm durch dieses Zeichen, so wie durch den Blick, der es begleitete, die tiefste Discretion empfohlen.

Der Abbé begriff, daß er, wenigstens scheinbar, seinem Vater völlig fremd bleiben mußte. Statt ihn zu umarmen, mit ihm zu sprechen oder ihm nur die Hand zu reichen, kniete er auch, als er in seiner Nähe war, bei dem Pfeiler nieder, und nachdem er ein Dankgebet an Gott gerichtet hatte, suchte er die Hand, die sein Vater wieder fallen ließ, küßte sie mit Inbrunst und Ehrfurcht, und sprach nur die zwei Worte, welche eben so wohl an Gott, als an den Mann, zu dessen Füßen er kniete, gerichtet sein konnten:

„Mein Vater!"

CL.

Was sich in der Himmelfahrts-Kirche am 30. März des Jahres der Gnade 1827 zutrug.

Die Himmelfahrts-Kirche, deren Erbauung in das Jahr 1670 zurückgeht, ist ohne Zweifel eines der gemeinsten Monumente von Paris. Ihre Form ist eine unglückliche: sie stellt einen Thurm bedeckt mit einer ungeheuren Kuppel von zwei und sechzig Fuß im Durchmesser vor, etwas der Kornhalle Aehnliches; „so daß," sagt Legrand in seiner Beschreibung von Paris und seinen Gebäuden, „so daß, da dieses Baudenkmal für seinen Durchmesser zu hoch ist, das Innere eher das Ansehen eines tiefen Brunnens als die Grazie einer wohl proportionirten Kuppel hat."

Ehe dieses Gebäude zur Himmelfahrts-Kirche erhoben wurde, war es ein Nonnenkloster. Die Schwestern, die dieses Convent bewohnten, hießen die Haudriettes*). Sie waren ursprünglich beauftragt, ein Hospital von armen Frauen zu bedienen; allmälig wurde das Hospital ein Kloster, und sie lebten unnütz und als religiöse Gemeinde constituirt.

Die Aufführung dieser Nonnen war durchaus nicht regelmäßig, und man hatte es mehrere Male, jedoch vergebens, versucht, die Reform in ihrem Hause anzuwenden. Endlich unternahm es der Cardinal de la Rochefoucauld, sie der Regel zu unterwerfen und sie in ein Hotel zu versetzen, das er im Faubourg Saint-Honoré besessen und 1603 an die Jesuiten verkauft hatte, und das diese durch Vertrag vom 3. Februar 1623 an die Haudriettes wiederverkauften. Sie waren hier seit sechs Monaten untergebracht und hatten schon das Innere auf eine ihrem Stande entsprechende Art einrichten lassen, als der Titel Haudriettes aufgehoben und die Einkünfte mit dem neuen Kloster des Faubourg

*) Hospitaliterinnen von Mariä-Himmelfahrt, nach ihrer Stifterin Jeanne Haudry Haudrytten genannt.

Saint-Honoré, dem man den Namen Assomption*) gab, vereinigt wurden. Nur schien die Kapelle dieses Hauses nicht genügend für die Nonnen: sie kauften das Hotel eines Sieur Desnoyers und ließen 1670 den Bau ihrer Kirche beginnen, welche sechs Jahre nachher beendigt wurde.

Diese schwerfällige, durch einen schwarzen Himmel beschattete, Kuppel bot an diesem Tage, wie immer, einen ziemlich traurigen und gemeinen Anblick, und es brauchte nicht weniger, als diese ganze imposante Menge, um dem Schauspiele, das man vor Augen hatte, seine poetische und feierliche Seite zu geben.

In dem Augenblicke, wo der Trauerzug im Begriffe war, das Sterbehaus zu verlassen, um sich nach der Kirche zu begeben, verlangten die ehmaligen Zöglinge dieser Schule von Chalons, welche Herr von Liancourt gestiftet hatte, den Sarg eines ihrer Wohlthäter tragen zu dürfen. Einer der Minister von Karl X. der Herr Herzog de la Rochefoucauld-Doudeauville, ein naher Verwandter des Todten, der eine von den Ecken des Bahrtuches halten sollte, ertheilte die Erlaubniß im Namen der Familie.

Der Zug setzte sich nun langsam, feierlich in Marsch, und man kam in größter Ordnung zur Kirche.

Auf beiden Seiten der Straße zusammengeschaart, ruhig und still, trat die Menge zurück und entblößte sich ehrerbietig, so wie der Zug näher kam.

Man müßte das Wappenbuch der Notabilitäten jener Zeit haben, um einen Begriff von den illustren Anwesenden zu geben, welche die Obsequien des edlen Herzogs an diesem Tage nach der Himmelfahrts-Kirche gezogen hatten.

Es waren vor Allem die Grafen Gaëtan und Alexandre de la Rochefoucauld, Söhne des Verstorbenen, und die ganze Familie des Herzogs; sodann die Herzoge von Brissac, von Lévis, von Richelieu; dann die Grafen Portalis und de Bastard, der Baron Portal, die Herren von Barante, Lainé, Pasquier, Decazes, der

*) Mariä Himmelfahrt.

Abbé von Montesquiou, de la Bourdonnaie, von Villèle, Hyde de Neuville, von Noailles, Casimir Perrier, Benjamin Constant, Royer-Collard, Béranger.

Zwischen zwei von den Pilastern, welche die Kreismauer der Kirche bilden, wechselte ein Mann, der schon 1789 eine große Rolle gespielt hatte und 1830 wieder eine in den Landesangelegenheiten spielen sollte, von Zeit zu Zeit mit einem andern Manne von zweiundvierzig bis vierundvierzig Jahren, welcher jedoch kaum fünfunddreißig alt zu sein schien, ein paar Worte in Begleitung jenes Tones der Ehrfurcht, den der vortreffliche Greis für Jedermann hatte, welchen er aber so gut zu Gunsten der Leute zu accentuiren wußte, die er mit seiner besondern Hochachtung beehrte.

Dieser Mann, dessen Name schon wiederholt unter unserer Feder erschienen ist, ohne daß wir indessen die Ehre gehabt haben, ihn unseren Lesern vorzustellen, war Herr Antenor von Marande, der Gatte von derjenigen von den vier Schwestern von Saint-Denis, die wir um das Bett von Carmelite und in der Saint-Germain-des-Prés-Kirche versammelt gesehen haben, - von derjenigen, sagen wir, welche bis jetzt von uns nur mit dem Namen Lydie bezeichnet worden ist.

Herr von Marande, damals, wie wir schon erwähnt haben, zweiundvierzig bis vierundvierzig Jahre alt, war ein schöner und eleganter Banquier, mit blonden Haaren, blondem Barte, blauen Augen, weißen Zähnen und rosenfarbigen Wangen. Eine große Distinction, nicht die, welche die Geburt gibt, sondern die, welche das Studium, die Erziehung, der beständige Umgang mit der Welt geben, diejenige endlich, deren Privilegium die englischen Gentlemen zu haben scheinen, war einer von den Hauptcharakteren seiner Person. Es war an ihm etwas Steifes, was von seiner ersten Erziehung herkam. Von seinem Vater, einem alten Obersten des Kaiserreichs, der bei Waterloo getödet wurde, zur militärischen Laufbahn bestimmt, war er in der École Polytechnique erzogen worden, die er 1816 verließ. Nun,

da er sah, daß die Zukunft auf Frieden stand, wandte er seine Studien der Seite der Banque zu. Wie er Polybius, Montecuculi und Jomini studirt hatte, so studirte er Turgot und Necker, und da sein Geist fähig war, Alles zu begreifen, so wurde er, statt ein berühmter Officier zu werden, ein ausgezeichneter Banquier.

Seine Tournure hatte, wie gesagt, etwas von der schwarzen seidenen Halsbinde und vom zugeknüpften Rocke behalten, in den er zehn bis zwölf Jahre eingezwängt gewesen war. Eine Frau konnte ihn schön finden; — denn für die Frau sind die Eleganz und die Distinction schon die Hälfte der Schönheit; doch ein Mann mußte ihn geschraubt, gespannt, steif, mit einem Worte geckenhaft finden.

Dieser Affectation des englischen **comme il faut** hatte er übrigens ein paar Affairen zu verdanken gehabt, aus denen er sich mit außerordentlichem Muthe und mit merkwürdiger Kaltblütigkeit herausgezogen.

Die erste von diesen Affairen, die ihm am 1. des Monats zugestoßen, war unverzüglich mit dem Degen ausgemacht worden, und er hatte seinen Gegner schwer verwundet.

Bei der zweiten, welche auf Pistolen stattfinden sollte und ihm am 22. des Monats zugestoßen war, hatte er eine Frist von zehn Tagen verlangt: der Zweck dieser von ihm verlangten Frist von zehn Tagen war, seinen 30., wie man in Ausdrücken der Banque sagt, in Ordnung zu bringen. Als sein 30. in Ordnung gebracht war, hatte er sein Testament geschrieben, dann hatte er seinen Gegner daran erinnern lassen, daß er sich, da am anderen Tage die von ihm verlangte Frist abgelaufen sei, für den andern Tag, zu einer Stunde und an einem Orte nach seinem Belieben, zu seiner Verfügung stelle. Die Gegner, welche dreißig Schritte von einander standen, schossen zu gleicher Zeit, und Herr von Marande wurde am Schenkel verwundet; — sein Gegner blieb auf dem Platze; — Alles dies, ohne daß eine Falte von der weißen Halsbinde, welche Herr von Marande zu tragen pflegte, in ihrer gewöhnlichen Symmetrie verrückt worden wäre.

Nie sprach er von diesen zwei Affairen, und er schien sehr ärgerlich, wenn man ihn daran erinnerte.

Was seine Stärke im Degen oder seine Geschicklichkeit auf die Pistole betrifft, so hatte er hievon nur diese zwei Beweise gegeben, und ohne dieses doppelte Duell hätte man wahrscheinlich, selbst in seiner vertrautesten Gesellschaft, nicht gewußt, ob er eine Pistole oder einen Degen anzurühren im Stande sei. Nur sagte man, er habe bei sich einen Fechtsaal und eine Schießstätte, eine Schießstätte, welche nie ein anderer Mensch betrat, als sein Diener, einen Fechtsaal, in welchen Niemand kam, als ein alter Italiener Namens Castelli, der den ersten Fechtmeistern von Paris als Repetitor diente.

Herr von Marande war, mit den Herren von Rothschild, Laffitte und Aguado, einer der berühmtesten Banquiers des Continents, nicht als einer der reichsten, sondern als einer der verwegensten. Man führte von ihm Finanzoperationen von unglaublicher Kühnheit, glänzende Actionen, Actionen des Glücks und des Genies an.

Sobald er das gesetzliche Alter erreicht hatte, wurde er in die Kammer von seinem Departement geschickt, in welchem er eine Majorität erlangt hatte, welche an die Unanimität gränzte; und zwei Jahre vorher hatte er, nach einem Stillschweigen von beinahe drei Jahren, eine Rede über die Preßfreiheit gehalten, die bewies, daß er die Redner des Alterthums, wie die der Neuzeit nicht minder gewissenhaft studirt hatte, als die Strategisten und die Oeconomisten.

Ein vertrauter Freund von Manuel, Benjamin Constant und Lafayette, hatte er seinen Sitz im linken Centrum und schien unter die Fahne der politischen Banquiers Casimir Perrier und Laffitte eingereiht zu sein.

Diese Fahne, was für eine war es?

Das ließ sich sehr schwer definiren, doch diejenigen, welche in den Angelegenheiten jener Zeit wohl unterrichtet zu sein behaupteten, sagten: diese Fahne, die eine zwischen der Republik und der absoluten Monarchie liegende Meinung repräsentire, sei die eines Prinzen, welcher, um kluger

Weise im Schatten verborgen zu bleiben, nichtsdestoweniger am Umsturze des gegenwärtigen Zustandes der Dinge arbeite.

Man sieht, daß eine Nuance zwischen der Meinung des General Lafayette, der die republikanische Monarchie mit der Constitution von 89 repräsentirte, und der von Herrn von Marande existirte, welcher, wenn er wirklich Agent des Prinzen, nur den Ausdruck einer bürgerlichen Monarchie mit einer Umarbeitung der Charte von 1815 war.

Uebrigens wäre man vollkommen in die Meinung des Einen und in die des Andern eingeweiht gewesen, hätte man die paar Worte gehört, die wir sie haben austauschen sehen.

„Sie sind von dem, was dort vorgeht, unterrichtet worden, General?"

„Ja, die österreichischen Fonds steigen."

„Werden Sie auf die Hausse oder auf die Baisse spielen?"

„Ich werde neutral bleiben."

„Ist das nur Ihre Meinung, oder auch die der Banquiers Ihrer Freunde?"

„Es ist die allgemeine Meinung."

„Und das Losungswort?"

„Laßt machen! . . . Und Sie, Sie haben den Prinzen gesehen?"

„Ja."

„Haben Sie ihn von der Bewegung unterrichtet, welche vorgeht? . . . Ich glaube er hat Fonds beim Hause Arnstein und Eskeles."

„Er hat dort einen großen Theil seines Vermögens."

„Wird er für spielen? wird er gegen spielen?"

„Nein, wie Sie wird er machen lassen," erwiederte Herr von Marande.

„Das ist das Klügste," sagte der General Lafayette.

Und von diesem Augenblicke an schwiegen Beide, während sie zugleich mit der tiefsten Aufmerksamkeit das, was um sie her vorging, studirten.

Fünf oder sechs Schritte vom General und vom Banquier hatten, nachdem sie mit Ehrfurcht ein paar Worte angehört, welche Béranger an sie richtete, vier junge Leute

einen Schritt rückwärts gemacht, und sie sprachen mit leiser Stimme gerade in dem Augenblicke, wo der Sarg in die Kirche hereinkam.

Diese vier jungen Leute waren unsere vier Freunde Jean Robert, Ludovic, Petrus und Justin.

Sie suchten mit den Augen unter dieser ganzen Menge Jemand, den sie hier zu finden erwarteten, den sie aber trotz ihrer hartnäckigen Forschung nicht fanden.

Endlich erblickten sie ihn unter der Zahl der Personen, welche hinter dem Sarge hatten eintreten können.

Es war Salvator.

Der junge Mann gewahrte sie mit dem ersten Blicke, und die Menge durchschneidend ging er gerade auf sie zu.

Er brauchte übrigens ziemlich lange Zeit, um den Raum zurückzulegen, der ihn von den jungen Leuten trennte, denn den ganzen Weg entlang, den er gemacht hatte, streckten sich die Hände zu Hunderten aus, um die seinige zu drücken.

Als er die Pilaster erreicht hatte, an deren Base unsere Freunde angelehnt standen, rückten die vier Hände zu gleicher Zeit vor, und die jungen Leute bildeten einen Kreis, in dessen Mitte sich Salvator befand.

„Sie haben uns etwas zu sagen?“ fragte Jean Robert, der eine Nuance von Besorgniß in den Augen des jungen Mannes gelesen hatte.

„Ja, und sogar etwas sehr Wichtiges!“ erwiederte Salvator.

Sodann, indem er mit einem Blicke des Mißtrauens umherschaute;

„Was Sie auch sehen mögen, was Sie auch hören mögen, so gut Ihnen auch die Gelegenheit scheinen mag, thun Sie nichts!“

„Was soll denn vorgehen?“ fragte Ludovic.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Salvator, „doch etwas wie ein Aufstand.“

„An einem Begräbnißtage?“ fragte Justin.

Salvator lächelte.

„Sie kennen das Sprüchwort, mein lieber Justin: „„Der Zweck heiligt die Mittel.““

„Warum sagen Sie uns denn, wir sollen nichts thun?“

„Weil ein Unterschied zwischen den Aufständen ist.“

„Allerdings,“ erwiederte Ludovic, der den Sinn der Worte von Salvator begriff; „es gibt die Aufstände, welche man macht, und die Aufstände, die man machen läßt.“

„Mit anderen Worten: es gibt Aufstände ohne Aufrührer,“ fügte Jean Robert bei.

„Teufel!“ sprach Petrus, „das sind die gefährlichsten, wie ich immer meinen Oheim sagen hörte.“

„Und Ihr theurer Oheim ist ein Mann von Verstand, Herr Petrus,“ bemerkte Salvator.

Sodann sich an Justin wendend:

„Halten Sie sich ruhig, mein lieber Justin, und ruft man gleichviel was beim Ausgange aus der Kirche, entweder: „„Es lebe die Preßfreiheit!““ oder: „„Nieder mit den Ministern!““ oder irgend etwas Anderes, so lassen Sie rufen; gibt man sich einige Kläppse, so lassen Sie klappsen; bedroht man Sie, so leisten Sie keinen Widerstand; mit einem Worte, wohnen sie dem ich weiß nicht was, das in Erfüllung gehen wird, und das ich in der Luft fühle, mit der Kaltblütigkeit eines Tauben, mit der Ruhe eines Stummen und der Unempfindlichkeit eines Blinden bei.“

„Gut,“ sagte Justin seufzend und wie ein Mensch, der mit Bedauern eine erste Gelegenheit, seine Proben abzulegen, sich entschlüpfen sieht.

Salvator begriff die Bewegung des jungen Schulmeisters und sprach in Form eines Trostes zu ihm:

„Ein wenig Geduld, mein lieber Freund, es wird sich in Kurzem eine günstigere Gelegenheit bieten. Stecken Sie also bis dahin Ihren guten Willen wieder in die Scheide, und vor der Hand das tiefste Stillschweigen! Wir haben schon zu viel gesagt: sehen Sie die Galgengesichter, die uns umgeben.“

Es gingen in der That in allen Richtungen, in der Nähe der jungen Leute, wie fern von ihnen, langsam und mit Salbung, frommen Beiwohnenden ähnlich, welche die allgemeine Sammlung des Gemüths

durch das Geräusch ihrer Tritte zu stören befürchten, in zahlloser Menge Menschen umher, die keine Toilette vor geübten Augen verbirgt, Menschen, welche immer, wenn sie sich unter die gute Gesellschaft begeben, die Wirkung hervorbringen, die in einem Drama oder in einem Vaudeville, sich unter die Schauspieler mischend, die Comparsen machen, welche die zu einer Hochzeit oder zu einem Mahle Eingeladenen darstellen.

Unter diesen Menschen, wie ein Mittelpunkt, an den sich die Blicke aller dieser seltsamen Gäste anschloßen, gingen zwei Individuen, welche wiederzufinden unseren Lesern vielleicht nicht unangenehm sein wird.

Der Eine, bekleidet mit einer langen blauen Levite, trug das Band eines Ritters der Ehrenlegion, stützte sich auf ein spanisches Rohr wie ein Mensch, den eine alte Wunde nöthigt, jenes dritte Bein zu suchen, von dem der Sphinx von Oedipus spricht, und schien ein ehemaliger Militär zu sein; der Andere, der mit einem braunen Ueberrocke bekleidet war, hatte das ehrliche Aussehen eines Kaufmanns, welcher sich aus den Geschäften zurückgezogen.

Sprachen sie mit einander, so gaben sie sich statt jeder andern Benennung den Titel Nachbar.

Diese zwei Individuen mit gemüthlicher Miene waren Niemand Anderes als unsere alten Bekannten Gibassier und Carmagnole.

Wie fanden sich nun Carmagnole, der mit Herrn Jackal nach Wien abgereist, und Gibassier, der allein nach Kehl abgereist war, in der Himmelfahrts-Kirche vereinigt, bereit, das Losungswort einem ganzen Heere von Agenten, das Salvator beunruhigte, zu geben?

Das werden unsere Leser erfahren, wenn wir ihnen das Verlangen, die Folge dieser Geschichte zu kennen, eingeflößt haben.

Ende der ersten Abtheilung *).

*) Die zweite Abtheilung wird unmittelbar im Belletr. Auslande unter dem Titel: Salvator, erscheinen.